Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

AP
30
S7
Bd. 9

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des neunten Bandes.

Seite

Trost in den gegenwärtigen Bedrängnissen. (P. J. Knabenbauer S. J.) . 1

Die Philosophie der Zukunft. (P. T. Pesch S. J.) 22

General Lamoricière. Eine Lebensskizze. (P. J. B. Diel S. J.) . . 41

Das Kirchengut und sein Rechtsträger. (P. A. Lehmkuhl S. J.) . . . 56

Ein Ausflug in das Land der Seen. (P. A. Baumgartner S. J.) 75. 185. 298. 457. 536

Die Regierungen und die Papstwahl. (P. Th. Granderath S. J.)
IV. Die Exclusive 117

Die Philosophie der Vorzeit in ihrer Bedeutung für die Zukunft. (P. T. Pesch S. J.) 138

Felibre und Felibrige. Studien über die provenzalische Literatur der Gegenwart. (P. W. Kreiten S. J.) 161. 284. 392. 502

Die Abstammung des Menschen nach Darwin und Haeckel. (P. H. Kemp S. J.) 174. 271. 521

Die religiösen Orden und ihre Bedeutung. (P. J. Knabenbauer S. J.) 237. 370. 481

P. Karl Antoniewicz. Ein Lebensbild. (P. J. Spillmann S. J.) 255. 429. 556

Die Urheimath des Menschengeschlechtes. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . 317

Protestantische Controverse über die Civilehe. (P. G. Schneemann S. J.) . 357

Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung. (P. T. Pesch S. J.) . 411

Der Episkopat und das neue preußische Kirchenvermögens-Gesetz. (P. A. Lehmkuhl S. J.) 446

Pastoral-Schreiben des Episkopates der Kirchenprovinz Quebec (Canada) über die gegenwärtigen Zeitfragen 573

Recensionen.

Dr. Jos. Kuhl, Die Anfänge des Menschengeschlechtes und sein einheitlicher Ursprung. Erster Theil. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . . 96

Handbücher der Literaturgeschichte. V. G. Brugier, Geschichte der deutschen National-Literatur nebst kurzgefaßter Poetik. (P. J. Helten S. J.) . 102

Illustrirte Zeitschriften. Eine patriotische Studie. (P. H. J. v. Fugger S. J.) 104. 341

Jos. Dankó, D. Hieronymum oppido Stridonis in regione interamna (Muraköz) Hungariae anno 331 p. Chr. n. esse. (P. G. Schneemann S. J.) 113

Seite

Dr. H. Zschokke, Das Buch Job, übersetzt und erklärt. (P. J. Knabenbauer S. J.) 205

H. E. Manning, Archbishop of Westminster, The Internal Mission of the Holy Ghost. (P. A. Baumgartner S. J.) 212

H. Düntzer, Charlotte von Stein, Göthe's Freundin. (P. J. B. Diel S. J.) 220

R. Ebner S. J., Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Joh. Kelle: „Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich." (P. Fr. Miller S. J.) . . 229

R. Baumstark, Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien, die „katholischen Herrscher" Spaniens. — Philipp II., König von Spanien. (P. R. Bauer S. J.) 335

R. Baumstark, Kaiser Leopold I. (P. R. Bauer S. J.) 472

Dr. M. Bach, Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. (H. Jürgens S. J.) 474

Th. Scherer-Boccard, Der christliche Staatsmann. (P. A. Lehmkuhl S. J.) . 586

Benno Bronner, Memoiren eines Todtenkopfes. — **Bettina Ringseis**, Drei Monate in Spanien. (T. P.) 596

Dr. L. Schütz, Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. (T. P.) 601

Miscellen.

Interessante Geständnisse S. 115. — Die schwarzen Prediger in Nordamerika S. 116. — Ein amerikanischer „Heiliger" in Berlin S. 233. — Kinderhandel in Amerika S. 235. — In Bezug auf den Cäcilienverein S. 236. — Wissenschaftlicher Verein in Brüssel S. 353. — Freimaurerische Toleranz S. 478. — Assyrisches S. 479. — Eine schwere Anklage gegen die Freimaurer S. 603.

Troſt in den gegenwärtigen Bedrängniſſen.

Vor nicht langer Zeit ließ ſich eine proteſtantiſche Stimme alſo vernehmen: „Wir können es nicht läugnen, daß es uns lieber wäre, man hätte den Ultramontanismus mit einem Stoß niedergeworfen, anſtatt ihn Jahre lang beſtändig zu verwunden“ (Neue Evangeliſche Kirchenzeitung Nro. 19). Die katholiſche Kirche in Deutſchland hat zum Leidweſen Mancher den „Stoß in's Herz“ noch nicht erhalten; ſie iſt „leider“ nicht mit einem Male, wie es doch hätte geſchehen ſollen, niedergeworfen und zertreten worden. Dafür wird ſie „Jahre lang beſtändig verwundet“. Gewiß, Einſperrung und „geſetzliche Abſetzung“ der Biſchöfe, Sperrung, Einſperrung, Ausweiſung der Geiſtlichen, Verhinderung des pfarrlichen Gottesdienſtes, der Spendung der hl. Sacramente, ſogar der Sterbſacramente, dann das Brodkorb- und Altkatholikengeſetz und das Geſetz über das kirchliche Vermögen und deſſen Verwaltung, ferner das Kloſtergeſetz, — alle dieſe Einrichtungen ſind vortreffliche Apparate, um die katholiſche Kirche „Jahre lang beſtändig zu verwunden“. Und wird es bei den bisherigen Verwundungen bleiben? Schon vor einiger Zeit ſchwebten Gerüchte in der offiziöſen Preßluft, als ob weitere geplant würden, als ob nach den Jeſuiten, Biſchöfen, Prieſtern und den nicht jeſuitenverwandten Orden und Congregationen nun die katholiſche Laienwelt in den katholiſchen Vereinen die Experimente der Verwundungen über ſich ſollte ergehen laſſen. Wenn nun Jemand Jahre lang beſtändig verwundet wird, iſt da nicht die dringendſte Gefahr der Verblutung, oder des ſchließlichen Todes in Folge der fortdauernden Schwächung? Der hl. Hilarius hat eine für unſern Fall ausgezeichnet paſſende Antwort, an die man durch obige proteſtantiſche Äußerung unwillkürlich gemahnt wird; er ſagt: Ecclesiae proprium est, ut tum vincat, quum laeditur. Der Kirche iſt es

eigenthümlich, daß sie gerade dann siegt, wenn sie verwundet wird. Tröstlicher Ausspruch! — Aber so muß es sein, damit die Kirche Christi ihrem Stifter und Vorbilde gleich werde, der zum Tode verwundet den Tod überwand — qui mortem nostram moriendo destruxit — das ist das Gesetz für die Kirche Gottes. Gilt dasselbe für die katholische Kirche Deutschlands? Hat ihr Organismus durch die beständigen Verwundungen Schaden genommen? Welche Aussichten und Hoffnungen dürfen wir für die Zukunft hegen? Diese Fragen tauchen in Vieler Herzen auf, bei Freund und Feind. Was kann, was muß man antworten? Zur Zeit der Martyrer riefen die sterbenden Christen ihren Henkern zu: triumphiret nicht zu früh; das Blut der Martyrer ist der Same der Christen; je öfter wir niedergemäht werden, desto mehr vermehren wir uns. Darf die katholische Kirche Deutschlands eine ähnliche Sprache des Vertrauens und der Zuversicht führen? Erstarkt ihr Organismus trotz der beständigen Verwundungen, so daß auch an ihr, wie an der Gesammtkirche, sich das übernatürliche Lebensprincip in seiner wunderbaren Frische und Kraft bethätigt? Man hat schon mehrmals darauf hingewiesen, daß die Kirche im Allgemeinen freilich die Verheißung der Unbesiegbarkeit habe, daß aber jede einzelne Kirche an und für sich dieses Privilegiums sich nicht erfreue und deßhalb wohl unterliegen könne. Diese Bemerkung ist richtig, sogar nützlich, insofern sie den blühenden Einzelkirchen das Mahnwort zuruft: Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle, und den Einzelnen stets an die Wahrheit erinnert, er müsse sein Heil mit Furcht und Zittern wirken. Und diese Erinnerung steht um so gewichtiger und ernster vor uns, weil schon gar manche kräftig emporgewachsene Einzelkirche aus der Reihe der Gottesgemeinden verschwunden ist. Wo sind die ehemals an Heiligen so reichen Gemeinden von Ägypten, von Westafrika, wo eine große Zahl der orientalischen Kirchen? Sie sind untergegangen. Und hat nicht anderswo der Katholizismus Jahrhunderte lang ein gedrücktes Leben der Verborgenheit und Verachtung geführt? Was sagt uns die Kirchengeschichte von England, Norwegen und Dänemark? Welches wird das Loos der katholischen Kirche Deutschlands sein? Es ist gut, inmitten der drängenden Zeitereignisse uns zu sammeln und einen prüfenden Blick auf die Aussichten des wogenden Kampfes zu werfen. Zwei Fragen beschäftigen uns und ihre Beantwortung ist der Grund der freudigen und hoffnungsreichen Zuversicht, mit der alle getreuen Katholiken in die Zukunft blicken dürfen und sollen: 1) Welche Vortheile hat

uns der Kulturkampf gebracht? 2) Warum darf speziell die katholische Kirche Deutschlands auf den endlichen Sieg hoffen?

I.

Der Gang der Weltgeschichte kann nur begriffen werden, wenn in ihm der Plan des die Menschheit erziehenden und zu sich heranziehenden Gottes erschaut wird. Das ist die Forderung einer gesunden Philosophie sowohl als des Christenthums. Daher können wir von vorne herein sicher sein, daß Ereignisse, die tief und gewaltig in's Leben der Völker eingreifen, von der umfang- und segensreichsten providentiellen Bedeutung sind. Wenn „ohne den Willen des Vaters kein Sperling vom Dache fällt", so kann für die Völkergeschichte der eingehendste Plan einer Vorsehung nicht ermangeln, „die von einem Ende zum andern mächtig wirkt und Alles lieblich anordnet." Eine ebenso überraschende als trostreiche Bestätigung dieser Wahrheit liegt uns in den Vortheilen des Kulturkampfes vor. Wer hätte nicht dergleichen schon wahrgenommen? Gestehen ja doch die Gegner verschiedener Färbungen selbst ein, daß die katholische Kirche allein aus der bisherigen Kampfesweise Vortheile gezogen. Erwägen wir diese in ihrer ganzen Ausdehnung, so tritt uns wie bei allen providentiellen Zulassungen oder Veranstaltungen Gottes ein zweifaches Moment entgegen: die Zerstörung des Bösen, die Förderung des Guten, oder hier konkreter und bestimmter gefaßt: die Aufdeckung, beziehungsweise Heilung der politischen und gesellschaftlichen Krankheiten unserer Tage, dann die Läuterung und Vervollkommnung seiner Kirche.

Die große Krankheit unserer Zeit ist das in allen Richtungen sich breit machende System des Liberalismus mit seinen verführerischen „Freiheiten", mit seiner Gewissens-, Kultus- und Preßfreiheit, mit seiner „freien Kirche im freien Staate", mit seiner „freien Wissenschaft", mit seinem Idol des „Rechtsstaates", des Staates ohne Gott, der reinen Menschlichkeit u. s. f. Aber gerade dieses System der modernen Aufklärung ist durch die Entwickelung des Kulturkampfes in seiner inneren Lüge und Heuchelei, in seiner Feindschaft gegen die wahre Freiheit, in seiner Untergrabung des Völkerwohles aufgedeckt worden. Der Liberalismus hat „Kultusfreiheit" auf seine Fahne geschrieben. Und was bringt und begrüßt er mit enthusiastischem Beifall? Etwa die unbedingte Kultusfreiheit auch für die Katholiken? Weit gefehlt. Er bejubelt Gefängniß, Geldstrafen, Verbannung wegen der Feier einer Messe,

wegen Spendung der Sacramente. Er läßt den Lockruf hören von der „freien Kirche", und was versteht er darunter? Eine geknebelte, eine ohnmächtige Kirche, deren organische Gliederung gebrochen und zerstört, deren Geist mit den schalen Principien der Welt vergiftet, deren Lehre von der Staatscensur abhängig gemacht, deren geringste Lebensäußerung der Polizei unterstellt würde. Er rühmt sich der freien Wissenschaft und zerstört die blühendsten Unterrichtsanstalten, schließt die Seminarien und raubt Tausenden talentvoller, aber unbemittelter Jünglinge die Möglichkeit der Ausbildung, die katholische Freigebigkeit ihnen eröffnet hatte. Er preist die Gewissensfreiheit als seine Errungenschaft und betreibt die Verbannung von Tausenden, deren einziges Vergehen ein Leben des Gebetes und Gottesdienstes und die Übung der evangelischen Räthe gewesen. Doch wozu all' die Entpuppungen des Liberalismus aufzählen? Hat je ein System allseitiger und gründlicher sich selbst verläugnet, angefangen von der Würde und Freiheit des Parlamentarismus durch alle Verwaltungszweige hindurch, als eben der Liberalismus? Und wo ist jedwede Gerechtigkeit, Billigkeit und selbst der gewöhnlichste Anstand und ein menschenwürdiges Benehmen ärger mit Füßen getreten worden, als überall da, wo der Liberalismus seine Theorien in Wirklichkeit und Leben übersetzen konnte? Bricht noch etwas durch das Gewicht seiner eigenen Schande zusammen, trifft Unrecht noch den eigenen Herrn — nun dann ist das Weltgericht über den Liberalismus gehalten; er hat sich selbst namenlos entehrt; eine Täuschung über seine wahre Natur ist bei Denkenden nicht mehr möglich.

Eine gesellschaftliche Krankheit unserer Tage ist — wer möchte es verkennen? — die feile Charakterlosigkeit, die Selbstsucht, die Genußsucht, die platte, materielle Berechnung, die aller höheren idealen Auffassung baar geworden und keine Spur eines religiösen Verständnisses mehr aufweist. Nur ein Beispiel! Ist es doch schon so weit gekommen, daß Viele die wirkliche Glaubensüberzeugung Anderer für ein Ding der Unmöglichkeit halten. Zum Belege hiefür dienen nur allzubekannte Vorgänge in den Kammern; oder scheut sich etwa die katholikenfeindliche Tagespresse, unseren Bischöfen und unserem Klerus bewußte Heuchelei vorzuwerfen und behauptet sie nicht, die Bischöfe z. B. wüßten recht wohl, daß in unserer Zeit kein gebildeter Mann den Grundlehren der katholischen Kirche über göttliche Einsetzung und göttliches Recht der Bischöfe Anerkennung gewähren könne? (vgl. Augsb. Allg. Ztg. 1875 Nro. 50) oder, die Begründung der katholischen Lehre über Stiftung

und Lehrauktorität der Kirche, über den Primat sei höchstens „auf Kinder und alte Betschwestern berechnet“ (Frankf. Ztg., über die Encyclica v. 5. Febr.). In solchen Äußerungen thut sich freilich ein Abgrund von Glaubenslosigkeit auf; jede Ahnung einer von Gott gewollten, geoffenbarten und unzählige Male beglaubigten Religion scheint ausgelöscht. Ist noch etwas im Stande, diese religiöse Lethargie zu heben? Gerade das scheint eine Hauptaufgabe des Kulturkampfes zu sein. Er stellt ja hin vor die ganze denkende Welt das erhebende Beispiel eines freien, muthigen und standhaften Glaubensbekenntnisses, das Bischöfe, Klerus und Volk, das acht Millionen Katholiken unter dem Beifall und der Bewunderung der Katholiken aller Länder ablegen. Welche Kraft der Überzeugung, welche Begeisterung für die hohen und heiligen Interessen der Religion, die zugleich zu schweren Opfern und Entbehrungen ermuthigt, tritt nicht überall in den Gauen unseres Vaterlandes zu Tage? Und gerade ein solcher Erweis der übernatürlichen Glaubenskraft ist eine Wohlthat, ja eine Nothwendigkeit für unsere Zeit. Denn ein großer Theil unserer heutigen Gesellschaft hat das Verständniß und die Würdigung der Religion verloren; diesem muß nun erkennbar, ja fast greifbar die Macht, Ausdauer, der Muth des von der Gnade getragenen Glaubens entgegentreten; es herrscht vielfach Charakterlosigkeit, Käuflichkeit, in vielen Gebieten des menschlichen Lebens kennt man als einzigen Maßstab nur die materiellen Interessen — gegen diese Richtung muß in ausgeprägtester Weise die unerschütterliche, auf die Religion gegründete Charakterstärke und die zu den größten materiellen Opfern befähigende und bei aller Bedrängniß freudige Glaubensinnigkeit einen feierlichen und überall vernehmbaren Protest ablegen. Gott sei Dank, dieses Beispiel und diese feierliche Verwahrung wird von der katholischen Kirche Deutschlands gegeben. Sie hat den Beruf, das in Materialismus, Habsucht und Genußsucht versinkende Jahrhundert auf die höheren geistigen Güter hinzuweisen und in sich und ihren Gliedern die erhabenste Zeugenschaft für die ewigen Grundsätze der Religion und die Wohlthaten der Erlösung aufzubringen. Wie sollte der Katholik nicht mit Freude und Stolz hinblicken auf seine Kirche, die in ihrem Episkopate, in ihrem Klerus, in ihren Ordensleuten und in der Masse der Gläubigen so fest und sicher, so muthig und frisch auf dieser bedeutungsvollen Bahn einherwandelt, geworden zum Schauspiele für den Himmel und die Erde?

Damit ist auf's Innigste verwandt die Weckung des religiösen

Interesses, ein weiterer Vortheil des Kulturkampfes, der allen Kreisen, katholischen und akatholischen, zu Gute kömmt und namentlich für den denkenden Protestanten bedeutsame Fingerzeige enthält.

Philosophen und Geschichtschreiber haben es zwar oft ausgesprochen, daß „alle politischen und socialen Fragen in ihrer letzten Lösung immer wieder auf das religiöse Princip zurückführen" (Guizot) — aber klarer und umfassender ist dieses kaum vor alle Welt hingebreitet worden, als eben durch den Kulturkampf. Vor dieser Zeit wollte es gar Manchem scheinen, als ob die religiöse Frage sich überlebt und ausgelebt und unzerstörbare Gleichgiltigkeit über Religion das öffentliche Leben der Völker im Banne halte — doch kaum ist der Kulturkampf inscenirt, da durchdringt und beherrscht gerade die Religion, das Dogma, alle Kreise und Verhältnisse. Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein werden Lehrsätze der Kirche und Glaubensangelegenheiten auf den Rednerbühnen der Kammern, der Vereine und Versammlungen, in den Aktenstücken der Diplomaten, in den Gerichtshöfen, in den Leitartikeln der Journalistik, in Büchern und Broschüren verhandelt — die religiöse Frage ist in vollem Umfange auf der Tagesordnung! Wer sieht nicht die Tragweite eines solchen Umschwunges? Ist nicht mitten im Zeitalter des Materialismus und der ungläubigen Philosophie das religiöse Interesse in einer Tiefe und Ausdehnung erwacht, die vor ein paar Jahren noch ein Märchen geschienen hätte? Die Kundgebungen und Hirtenschreiben der Bischöfe, die glänzenden Vertheidigungen und Darlegungen katholischer Lehren und Grundsätze, wie sie von den Centrumsrednern in so beredter und überzeugungskräftiger Sprache gegeben werden, die Angriffe und Entstellungen der Gegner selbst, dann die Gesetze und die Motive derselben — bringen religiöse Fragen und Anschauungen in alle Kreise des Lebens und auch in jene, die sich sonst allen Belehrungen über katholische Auffassungen unzugänglich erwiesen. Man halte nur Rückschau — welch' eine Masse religiöser dogmatischer Fragen hat in den letzten Jahren die Revue passiren müssen? Macht es nicht den Eindruck, als ob die göttliche Vorsehung den ganzen katholischen Katechismus in einer Öffentlichkeit und vor Versammlungen wollte erklären und begründen lassen, wie sie die katholische Kirche Deutschlands trotz aller Missionen ihrer Ordenspriester nicht hätte zu Stande bringen können? Wie viel Klarheit ist dadurch auch in katholische Kreise gekommen? Wie manche Ansicht ist verbessert, wie manche Meinung, die versteckt zum Liberalismus hinüberschielte, ist gründlich entlarvt und ehrlich auf-

gegeben worden? So hat sich auch bei den Katholiken das religiöse Verständniß vertieft. Der Gang des Kulturkampfes hat nicht bloß dem sogenannten Liberalismus die heuchlerische Maske abgerissen und die moderne Civilisation mit ihrem „gottlosen" Staate, mit ihren so gefeierten Principien über „Gewissensfreiheit", „freie Kirche im freien Staate" u. s. f. einem gründlichen Bankerotte entgegengeführt, er hat auch die Einsicht wachgerufen (und seine weitere Entwickelung wird diese noch mehr klären und begründen), daß einzig und allein in den Lehrsätzen der katholischen Kirche der wahre Hort menschlicher Freiheit und Würde gegeben ist; und wer von den Katholiken etwa noch nicht die Überzeugung gewonnen hat, daß Syllabus und Unfehlbarkeit providentiell im ausgezeichnetsten Wortsinne seien als die größten und unentbehrlichsten Wohlthaten und Heilmittel unseres Jahrhunderts, der verfolge nur aufmerksam die Phasen des Kulturkampfes und prüfe dessen Erscheinungen hüben und drüben!

Diesem Einflusse der katholischen Wahrheit und des katholischen Lebens können sich auch Andersgläubige nicht entziehen. Freilich bietet die katholikenfeindliche Presse und in erster Linie auch die protestantischen Kirchenzeitungen Alles auf, um durch ein Zerrbild katholischer Lehren und Anschauungen jedwede gerechte Würdigung der Katholiken und ihrer Ziele und Beweggründe unmöglich zu machen[1]. Allein die katholische Kirche ist zu sehr zum Schauspiel geworden und auf den Leuchter gehoben durch die Glaubenstreue des gesammten Klerus und der Gläubigen, als daß nicht ihre wahre Gestalt selbst den Widerstrebenden sich

---

[1] Man gestatte eine oder die andere Probe. Die „Protest. Kirchenzeitung" (Nr. 9) schreibt: „Die katholische Kirche ist und bleibt die Kirche der finstern Auktorität, des blinden Gehorsams, des fanatischen Zwanges, welcher Leib, Seele und Geist in die spanischen Stiefel des Schreckens und der Angst einschnürt und die Religion in das strikte Gegentheil der Freiheit der Kinder Gottes verkehrt." Globus (XXVII. Nr. 10): „ein raffinirteres, ein arroganteres und in der Wahl seiner Agitationsmittel gewissenloseres System hat sich der Aberglaube niemals und nirgends geschaffen, als wie es die Religion der Liebe in Rom centralisirt hat." „Die Bacchanalien des alten Rom finden Ihresgleichen in unseren Klosterorgien" u. dgl. Daß die „Augsb. Allg. Ztg." den Katholicismus kurzweg als eine schlimmere Art des Heidenthums als das alte bezeichnet, paßt nur zu ihren übrigen Beschimpfungen des katholischen Klerus und des Papstes. (Sind die preußischen Staatsanwälte mit den Anklagen wegen der Maigesetze so sehr beschäftigt, daß sie für Berücksichtigung der grenzenlosen Schmähungen gegen die immer noch in Preußen anerkannte römisch-katholische Kirche keine Zeit behalten? A. d. R.)

offenbaren und jedenfalls gar manches Vorurtheil zerstören sollte. Wer heutzutage von den gläubigen Protestanten sich im Ernste die Frage nach der wahren Kirche Christi vorlegt — und sind nicht alle Ereignisse darnach angethan, sie ihm fast wider Willen aufzudrängen? — dem strahlt sie kenntlicher als je mit allen Insignien und Bethätigungen göttlicher Kraft und Beglaubigung entgegen.

Groß und alles Dankes werth ist auch der Gewinn, den die katholische Kirche Deutschlands selbst aus den obschwebenden Bedrängnissen zog. Zunächst fand eine Läuterung und Sichtung statt; die morschen Äste brachen vom sturmgeschüttelten Baume ab; es war eine Zeit der Prüfung angebrochen; die geheimen Gedanken, Wünsche und Verkehrtheiten des Verstandes und des Herzens wurden offenbar, und der Krankheitsstoff, der sonst im Innern des Organismus selbst seine verheerenden Wirkungen verbreitet hätte, ward rechtzeitig ausgeschieden. Sodann sind wir mit Gottes Gnade seit Beginn des Kulturkampfes Zeugen eines großartigen Aufschwunges des katholischen Lebens und der kirchlichen Gesinnung. Die Zeitereignisse üben das Amt eines alle Schichten der Gesellschaft geistig erneuernden und anregenden Apostolats. Es wurde und wird das Leben des Glaubens unter den deutschen Katholiken geweckt, wo es schlummerte, gekräftigt, wo es bisher in etwa lau und schwächlich war, und wo es bereits blühte, zu noch höherer und fruchtbarerer Entfaltung gezeitigt. War es nicht, als ob namentlich über die katholischen Männer aus allen Rangstufen, angefangen vom hohen Adel bis herab zum Taglöhner, ein frischer belebender Hauch vom Geiste Gottes ergangen wäre? Wer könnte alle Kundgebungen des christlich-katholischen Lebens aufzählen, die als reiner Gewinn des Kulturkampfes zu verzeichnen sind? Kundgebungen, die mehr dem inneren Gebiete des Glaubens angehören; engerer Anschluß an die Kirche, häufiger Gebrauch ihrer Sacramente, ihrer übrigen Gnadenmittel des Gebetes, des Unterrichtes; Opferfreudigkeit, offenes und mannhaftes Glaubensbekenntniß — oder Kundgebungen im socialen und politischen Leben, in den Vereinen, bei den Wahlen, bei Abstimmungen, Adressen, öffentlichen Verhandlungen!

Wir brauchen diese Früchte und Trophäen des „frischen, fröhlichen" Krieges gegen Rom nicht mehr zu skizziren; sie sind vor Aller Augen da und sattsam durch den Ärger der liberalen Kirchenstürmer in ihrer Tragweite gewürdigt. Dafür möge noch auf eine Wahrheit hingewiesen werden, die uns die tiefste Bedeutung der gegenwärtigen Bedrängnisse

erschließt und zugleich eine unversiegliche Quelle des Trostes und der Freudigkeit in sich birgt.

Das Leben der Kirche Christi auf Erden muß sich dem Plane der göttlichen Weisheit gemäß nach dem Ideal des gottmenschlichen Lebens selbst gestalten. Christus ist, wie der Erstgeborene aus allen Creaturen, so auch das Vorbild für Alle, und die Gott auserwählt hat, die hat er auch vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes ähnlich zu werden. Was für den Einzelnen gilt, das ist noch in umfassenderer Weise wahr für die Gesammtkirche. Sie muß der fortlebende Christus sein, Christi Abbild und Nachahmerin in seinem Hirtenamte, in seinem Prophetenthum, in seinem Priesterthum, aber auch in seinem leidenden, verfolgten, geschmähten, verleumdeten Leben. Und — merkwürdige Erscheinung, deren Geheimniß uns nur durch die Tiefe und Zartheit der übernatürlichen Liebe enthüllt wird! — gerade diese Ähnlichkeit mit dem leidenden und verfolgten Heiland bildet im Leben der Heiligen den glänzenden Zielpunkt all' ihres Strebens und Ehrgeizes, die süßeste Belohnung ihrer Mühen und Arbeiten. So rief der hl. Johannes vom Kreuz: „Herr, keinen anderen Lohn will ich, als leiden und aus Liebe zu Dir verachtet werden." Ähnlich die hl. Katharina von Siena: „Nichts ist mir so lieb als das Kreuz." Das ist die tiefste Mystik im Leben der Heiligen, und der hl. Ignatius hat dieses Kleinod der wahren Christusliebe ebenso treffend als kurz in den Worten ausgedrückt: „Die Christo ernstlich nachfolgen, die lieben und ersehnen es innigst, mit dem Kleide und den Ehrenzeichen ihres Herrn aus Liebe und Ehrfurcht für ihn angethan zu werden." Wie nun diese Ähnlichkeit mit dem leidenden Christus den Ehrenschmuck im Leben der Heiligen ausmacht, so ist sie nicht minder das Erbtheil der Gesammtkirche und gehört mit zu dem Brautgeschmeide, das der himmlische Bräutigam seiner getreuen Braut für dieses Erdenleben hinterlassen. „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen, und der Schüler ist nicht über seinem Meister." So muß es sein, damit wir dereinst, wie wir das Bild des irdischen Christus getragen, auch das Bild des himmlischen in uns abprägen. Daher konnte die apostolische Lehre den Gläubigen zurufen: „Wenn Ihr Theil habt an Christi Leiden, so freuet Euch." Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet der Katholik die Bedrängnisse seiner Kirche; wird er dieser Trübsal wegen an ihr irre? Nicht im mindesten. Noch mehr, er kniet mit um so größerer Liebe vor einem Ecce-Homo-Bild, weil er da mit dem hl. Bernard fühlt: Je verächtlicher er für mich wurde, desto theurer ist er mir.

Ebenso erkennt der Katholik in der verfolgten Kirche den Charakterzug der wahren, die eben dem Meister ähnlich sein muß. „Er ist gesetzt zum Zeichen, dem widersprochen werden wird." Wird diese ächt christliche Auffassung Gemeingut der Gläubigen, so ist sie allein schon im Stande, die Freudigkeit und ein gehobenes Bewußtsein inmitten aller Trübsale in den Herzen aufrecht zu erhalten. Daß aber diese im Glauben ruhende Anschauung frische und kräftige Wurzeln in den weitesten Kreisen schlage, erachten wir als einen vorzüglichen Gewinn, den die Bedrängnisse uns gebracht. Die Zeitlage selbst drängt gewaltig zu dieser eben so praktischen, als hohen Auffassung des Christenthums, das „Geheimniß des Kreuzes" wird eben in den Bedrängnissen am besten verstanden und bietet die Antwort auf die Frage des klügelnden Menschenwitzes: Warum wird gerade die wahre Kirche Christi gedrückt, geschmäht, gemißhandelt? Aber das ist gerade der Weg, auf dem die göttliche Weisheit den Menschen in's tiefste Verständniß der Erlösung einführt, weil sie auf diese Weise die Erlösung selbst vollbracht wissen wollte. Das sind die erhabenen Gedanken, mit denen die Kirche stets das Erbtheil der Verfolgungen angetreten hat, und eben dieselben beseelen die Bischöfe, den Klerus und die Ordensleute Deutschlands, hoch halten sie in Wort und That das Geheimniß des Kreuzes, den Ehrenvorzug der Theilnahme an Christi Leiden, gleich den Aposteln, „die mit Freuden vom hohen Rathe weggingen, weil sie gewürdigt worden waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden." In den ersten Jahrhunderten war das Martyrium die große Tugendschule der Christen und den Heiden gegenüber der siegreiche Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums und die wirksamste Einladung zum Anschluß an Christus; das Martyrium mit seinem Glauben, seinem Hoffen und Lieben überwand den Unglauben und die Laster des Heidenthums, es war ein Segen der Mitwelt, aber auch der Nachwelt; denn die Martyrer glänzten als leuchtende Vorbilder hinab durch alle christlichen Jahrhunderte und entflammten Tausende edler Herzen zu regem Wetteifer und liebevoller Hingabe für die große Sache Gottes und das Heil der Menschheit. „Wer weiß es nicht, Brüder," ruft mit Recht der hl. Cyprian, „welch' reichlichen Segen die Saat der Kirche, die mit dem Blute der Apostel und Martyrer getränkt worden, hervorgebracht habe? Je mehr Blut vergossen wurde, desto mehr erblühte die Menge der Gläubigen, desto weiter verbreitete seine Zweige jener gepriesene Weinstock, welcher von Christus, als seinem Stamme, sich erhebend, den ganzen Erdkreis be-

deckt!" Die Segnungen des Martyriums zusammenfassend, bemerkt der hl. Ambrosius: „Durch den Tod der Martyrer ist die heilige Religion vertheidigt, der Glaube vermehrt, die Kirche gestärkt worden; die Todten haben gesiegt und die Verfolger sind besiegt worden." Was vom Martyrium der ersten Jahrhunderte gesagt ist, das gilt von jeder muthigen und opferbereiten Zeugnißablegung für den Glauben, das gilt auch von unserer Zeit und ihren mannichfachen Bedrängnissen. Per crucem ad lucem — damit schloß der gewandteste und unerschrockenste Vertheidiger der katholischen Sache seine denkwürdige Thätigkeit — per crucem ad lucem, wir haben es bereits erfahren: die Bedrängnisse selbst sind eine reiche Quelle des Segens geworden; daß sie es in noch reicherem Maße werden möchten für uns Katholiken und für unsere getrennten Brüder, das walte Gott und der oberste Feldherr der streitenden Kirche, Christus, der eben durch das Geheimniß des Kreuzes Erlösung und Seligkeit brachte.

II.

Selbst den Vertrauensseligsten mußte es schon lange klar werden, daß in Deutschland verschiedene Parteien und oft mit Hochdruck an der Zerstörung der katholischen Kirche arbeiten. Friedberg's Buch, ein Vorläufer des Sturmes, besprach die Mittel, um die Lebensadern der Kirche allmählich zu unterbinden und sie selbst zu zertreten; die „Protest. Kirchenztg." verkündete, daß gleich nach dem Siege über den äußeren Feind das „deutsche Volk, seiner selbst wiederum froh bewußt, an die Arbeit gegangen, um die katholische Kirche umzugestalten", und die „Neue Evangelische" hätte — wie Eingangs bemerkt — so gerne den Ultramontanismus mit einem Stoße niederwerfen mögen; selbst Parteien und Blätter, die der eingeschlagenen Maßregelung das Wort nicht reden, wie die „Frankf. Ztg.", betonen um so lauter, daß durch die „Macht der Wissenschaft", durch Erziehung und Schule der Kirche die Grundlagen ihres Bestandes entzogen werden müssen. An derartigen Vorschlägen fehlt es nicht und es ist auf allen Seiten, ob Mittel der Gewalt oder geistige Vergiftung durch glaubensfeindliche und sittenverderbende Bildung angewendet werden, Methode und System; man ist sich des Zieles bewußt und strebt es mit scheinbar durchschlagenden Mitteln an. Das Werk der Zerstörung wird planmäßig betrieben — sollte es gelingen? Und wenn unser innerstes Bewußtsein, unsere Liebe zum wahren Wohle Deutschlands und unsere Bewunderung für den

Glaubensmuth der deutschen Katholiken sich gegen eine Bejahung dieser Frage sträubt, welche Gründe haben wir, die uns die Fortdauer der katholischen Kirche in Deutschland und deren endlichen Sieg zuversichtlich erwarten lassen? Wir glauben durch zwei Reihen von Gründen unsere Hoffnung stützen zu können; die einen leiten wir aus allgemeinen dogmatischen Wahrheiten her; die anderen wird uns eine kirchengeschichtliche Betrachtung liefern.

Die Frage nach der Fortdauer einer Einzelkirche hat in gewissem Sinne sehr viel Verwandtschaft mit der Frage über die schließliche Beharrlichkeit eines einzelnen Christen; die Grundsätze für letztere können uns auch für erstere Leitsterne sein. Es ist nun eine ausgemachte Wahrheit, daß Niemand ohne besondere Offenbarung seiner schließlichen Beharrlichkeit völlig gewiß sein kann; in gleichem Falle befindet sich die Einzelkirche; nur die Gesammtkirche hat Christi untrügliches Wort, für dessen Erfüllung göttliche Treue und Allmacht bürgt, „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen". Ebenso ist es eine theologische Wahrheit, daß Niemand sich die schließliche Beharrlichkeit im eigentlichen Sinne verdienen kann; keine vorausgegangenen Werke, und wären sie noch so werthvoll und heldenmüthig, geben einen Rechtsanspruch auf die Gnade der Beharrlichkeit; sie ist und bleibt im vollsten Umfange stets eine Gnade, d. h. ein freies, unverdientes Geschenk göttlicher Huld und Liebe. Dasselbe Verhältniß tritt ein, wenn es sich um den Fortbestand einer Einzelkirche handelt; mögen auch noch so herrliche Glaubensthaten und Tugendakte die Vergangenheit oder Gegenwart der Kirche schmücken, sie geben keine unfehlbare Gewähr für die Zukunft, und der Glaube ist stets wie die erste Gnade ein freies Geschenk der göttlichen Barmherzigkeit, und so ist es auch mit dessen Vererbung auf die kommenden Geschlechter. Hiezu kömmt noch ein erschwerender Umstand. Um die Erhaltung, beziehungsweise Vererbung des Glaubens wirksam verdienen zu können, müßten ja die Einzelnen nicht bloß für sich selbst die Gnade der Ausdauer erwerben, sondern es müßte zugleich in ihrer Macht gelegen sein, auch ihren Nachkommen im Allgemeinen die erste Gnade und die schließliche Beharrlichkeit zuzuwenden. Das überschreitet aber in jeder Hinsicht das Maß dessen, was nach göttlicher Anordnung der Einzelne für Andere im eigentlichen Sinne verdienen kann. Ist also jede Möglichkeit ausgeschlossen, die obige Frage, an der Tausende so lebhaftes Interesse haben, einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen? Durchaus nicht. Im Heilsplane der göttlichen Vor-

sehung existiren außer Verdienst und Rechtsanspruch, diesen erhabenen Zuständen, die er seinen Gerechtfertigten für manche Beziehungen aus göttlicher Großmuth thatsächlich einräumt, noch andere Verhältnisse. Obgleich ich weder über meine Rechtfertigung noch über die endliche Beharrlichkeit eine volle Gewißheit haben kann, so bin ich doch verpflichtet, die theologische Tugend der Hoffnung in mir frisch und lebendig zu erhalten. Gott ist getreu in seinen Versprechungen, er gibt jedem die nothwendigen Gnaden, so lange er in diesem Leben, dem Vorbereitungswege für die Ewigkeit, weilt, weil er ja nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe; geht trotzdem Jemand verloren, so ist es nicht Gottes Schuld, es ist die freie und selbstgewollte Schuld des Einzelnen, der seine Freiheit mißbraucht und die angebotene Gnade mißachtet. Von Seite Gottes ist alle Möglichkeit der dereinstigen Rettung gegeben; daher erhebt sich die Tugend der Hoffnung auf festem Grunde; nur ist von Seite des Menschen die Mitwirkung gefordert. Weil aber der Mensch schwach und unbeständig ist, so ruft ihm der Heiland zu: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet," und der Apostel warnt: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern." Je mehr aber ein Christ, die Gnadenmittel des Gebetes und der Sacramente benützend, sich gegen die Sünde stählt und dem einladenden Rufe Gottes entspricht, desto freudiger und zuversichtlicher darf auch seine Hoffnung sein. So im Leben des Einzelnen. Dieselben Grundsätze geben uns für Leben, Bestand und Hoffnung der Einzelkirche die Richtschnur an die Hand. Wir haben demnach nur zu sehen, in welchem Grade sich das wahre kirchliche Leben in einer Gemeinde bethätigt; pulsirt dieses frisch und rege, ist es an den Früchten einer erneuten Glaubensinnigkeit, eines mannhaften Bekenntnisses, einer praktischen Glaubensübung erkenntlich und sichtbar, dann kann und darf Hoffnung auf den Bestand des Glaubens in fester Zuversicht gehegt werden. Ist aber dem so, wer sollte sich da beim Anblick der katholischen Kirche Deutschlands nicht mit vollem Rechte den besten Erwartungen hingeben? Wir brauchen hiebei nur an den bereits namhaft gemachten Aufschwung kirchlichen Lebens in Folge des Kulturkampfes zu erinnern. Oder haben nicht gerade die kirchlichen Bedrängnisse den Glauben und die praktische Glaubensübung belebt, manche Lauheit und Stagnation glücklich überwunden, Klarheit, Entschiedenheit und ein männliches Festhalten am Kirchenthum an die Stelle mancher Verhältnisse gesetzt, die eine Entfremdung vom katholischen Geiste befürchten ließen? Erkennen nicht selbst

unsere Gegner eine Stärkung des katholischen Bewußtseins an? Ist es nicht auch für sie ein imponirender Anblick, die Gesammtheit des Episkopates, des Klerus und der Millionen Gläubigen in der Einheit und Festigkeit des Bekenntnisses, in der freudigen Ertragung mannigfacher Bedrängnisse, in Entsagung und Opferbereitwilligkeit, in stets wachsendem Gebetseifer, hochhaltend die ewigen Principien der Religion, unzertrennlich zusammengeschaart dastehen zu sehen? So lange ein katholisches Volk in dieser Weise seinem Glauben Zeugniß und That entgegenbringt, hat es die Gewähr der Zukunft in Händen.

Wie gut begründet ferner diese Ansicht sei, können wir noch aus einem andern theologischen Lehrsatze herleiten. Die Gnade der Vorherbestimmung gehört allerdings zu den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes; nichtsdestoweniger stellen die Theologen mit Recht verschiedene Kennzeichen auf, die, menschlich gesprochen, begründete Hoffnung der Prädestination geben. Und darunter nehmen eine hervorragende Stelle ein der Eifer für Gottes Ehre, die Liebe und Begeisterung für den heiligen Glauben, die Werthschätzung der Ewigkeit und die aus ihr entspringende Hintansetzung der irdischen Genüsse und Vortheile, der Gebrauch der Gnadenmittel, der Muth und die Freudigkeit, für Christus und seine heilige Kirche zu leiden. Wer möchte nun bezweifeln, daß alle diese Kennzeichen, die dem Einzelnen Aussicht und Hoffnung auf die dereinstige Seligkeit verleihen, auch in der katholischen Kirche Deutschlands deutlich und in Folge der eingetretenen Ereignisse oft in überraschender Weise sich offenbaren? Ein Volk aber, das solche Früchte des Glaubens zeitigt, ist nach den Grundsätzen der übernatürlichen Weltregierung Gottes nicht dazu verurtheilt, des Kleinodes seines Glaubens verlustig zu gehen. Im übernatürlichen Seelenleben des Einzelnen bewahrheitet sich der Satz: Gott verläßt keinen, der ihn nicht zuvor verläßt. Er hat seine Geltung auch für die übernatürliche Lebensordnung der Völker, d. h. für die Bewahrung und Vererbung des Glaubens. Gott zieht das Licht und die Gnade des Glaubens nicht von denen zurück, die mit Eifer darauf bedacht sind, dieses kostbare Gut zu bewahren und zu hüten.

Zu demselben Ergebnisse führt uns eine dritte theologische Wahrheit, die in der Fassung des hl. Augustinus Gemeingut aller Theologen geworden ist. Die Gnade der Beharrlichkeit kann zwar nicht eigentlich verdient werden, aber „suppliciter emereri potest", sie kann durch eifriges Gebet erworben werden eben wegen Gottes Güte, der ja so oft

als guter Hirte dem davonfliehenden Sünder nacheilt, also um so gewisser und eher sich dem ihn suchenden Gläubigen nicht entziehen wird. Wie demnach der Einzelne die Gnade der Beharrlichkeit hoffen darf, sofern er von seiner Seite die Bedingung setzt, d. h. im Gebete um dieselbe nicht ermattet, so kann auch ein ganzes Volk die Beharrlichkeit im Glauben sich zuversichtlich versprechen, wenn und so lange es darauf bedacht ist, durch anhaltendes Gebet sich mit der Quelle aller übernatürlichen Güter in lebendigem Wechselverkehr zu erhalten. Welch' ein erhebendes Schauspiel bietet gerade in dieser Hinsicht das deutsche gläubige Volk dar? Wie hat die Gebetsübung, der Besuch der Kirchen, die Betheiligung an öffentlichen Andachten und die Zahl dieser selbst zugenommen? Hat sich die Nothwendigkeit des Gebetes nicht unwillkürlich allen katholischen Kreisen und Vereinen aufgedrängt? Früher verkündete man sie nur in den Kirchen und von den Kanzeln herab; jetzt wird sie offen und laut in geselligen Vereinen, in Volksversammlungen und sogar von der parlamentarischen Rednerbühne aus eingeschärft. Wie manche Männer haben in diesen Jahren das Gebet wieder erlernt, haben es in ihre Familien wieder eingeführt? Ein betendes Volk aber kann von Gott nicht verlassen werden; „suppliciter emereri potest" ist uns das Wahrzeichen unserer Hoffnung, das Unterpfand, daß die katholische Kirche Deutschlands einem glorreichen Triumphe entgegen geht.

Eine vierte Grundlage unserer Hoffnung erblicken wir endlich in der Natur des Kampfes und in den ausgesprochenen Absichten der Angreifer selbst. Wenn die Propheten Gott recht dringlich um Errettung des erwählten Volkes anflehen wollten, so erinnerten sie daran, daß nicht das Volk, sondern er selbst, der Herr der Heerschaaren, von den Feinden gelästert und als besiegt und ohnmächtig geschmäht, daß sein Tempel, sein Heiligthum, sein Erbtheil von den Heiden zertreten werde, und riefen deßwegen aus: „Exsurge Domine et judica causam tuam; erhebe dich, o Herr, und entscheide deine Sache." Und Gott anwortete durch Wort und That: „Propter me, propter me faciam, ut non blasphemer, et gloriam meam alteri non dabo: um meinetwillen, um meinetwillen thue ich es, damit ich nicht gelästert werde und meine Ehre gebe ich keinem Andern." Nun aber ist es ein offenes Geheimniß, daß der Sturmlauf gegen die Kirche von mehr als einer Seite aus dem Grunde unternommen wird, um durch ihre Niederwerfung den thatsächlichen und augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß deren göttliches Recht, göttliche Einsetzung leere Täuschung der herrschsüchtigen Hierarchie

und eitler Wahn der dummgläubigen Menge sei. Man will die Kirche Christi durch Zertrümmerung als „Menschenwerk" aufzeigen, die „behauptete göttliche Stiftung als Illusion", man will ihre „Göttlichkeit und Übernatürlichkeit widerlegen und zerstören", und durch die Gewaltmittel der natürlichen Ordnung den Nachweis erbringen, daß eine übernatürliche Ordnung nicht existirt. Das ist der klare Sachverhalt, wie er auch von Vielen unumwunden dargelegt wird. Aber gerade darin gründet unsere Hoffnung! Denn Gott selbst wird herausgefordert, Zeugniß abzulegen; wann irgend in der Weltgeschichte geradezu in bewußter Weise ein Krieg unternommen wurde von Seiten menschlicher Anmaßung gegen Gottes Recht, Gottes Ehre, Gottes Wort und übernatürliche Vorsehung, so ist dieses bei einem Theil unserer Zeitgenossen der Fall. Weil nun in diesem Kampfe die einzelnen Personen gänzlich verschwinden, und nur die Principien sich gegenseitig messen und erproben, so ist trotz der Lokalisirung desselben in Deutschland doch die katholische Kirche als solche Gegenstand des Angriffes; mithin haben wir wegen der principiellen Grundlage der Anfeindung ein Recht zu der Behauptung, daß sich die der allgemeinen Kirche gegebenen Verheißungen in diesem Falle an dieser Einzelkirche bewahrheiten werden. Im eminenten Sinne können wir daher beten: Exsurge Domine et judica causam tuam. Welche andere Antwort, als die den Propheten und dem israelitischen Volke gegebene, könnte uns wohl zu Theil werden?

Die Geschichte ist, wie ein alter Spruch besagt, die Lehrmeisterin des Lebens. Holen wir also auch bei ihr Aufschluß. Welches waren die traurigen Ursachen, daß in manchen Ländern, die früher hellleuchtenden Edelsteinen gleich den Ehrenschmuck der katholischen Kirche ausmachten, seit Langem das Glaubenslicht erloschen ist? Prüfen wir an der Hand dieser die dermaligen Zustände der Kirche unseres Vaterlandes und sehen wir zu, ob in Deutschland einer der Wege betreten oder angebahnt ist, die zum Abfall führen. Ist dieses nicht der Fall, nimmt im Gegentheile die ganze Haltung der Kirche Deutschlands in all' ihren Rangstufen und Gliederungen den bewirkenden Ursachen des Abfalles entschieden allen Boden weg, dann dürfen wir, gestützt auf die Lehre der Geschichte, uns der gegründeten Hoffnung hingeben, daß das theure Gut des Glaubens nicht von den deutschen Gauen geraubt werde.

Ein Stern erster Größe glänzte dereinst die afrikanische Kirche. Ägypten war ein Land der Heiligen, die Heimath der Anachoreten und Mönche. Die blutige Verfolgung unter Septimius Severus fügte zum

Ruhme der Kirche nur neuen Glanz hinzu und vermehrte die Zahl der Gläubigen. Nicht brutale Gewalt, nicht das Henkerschwert zerstörte das kräftige katholische Leben; Ägyptens Kirche fiel und verschwand endlich fast ganz aus der Reihe christlicher Kirchen, weil und nachdem die Häresien des Monophysitismus und des Monotheletismus nicht bloß unter dem Volke und der niedern Geistlichkeit arge Verwüstungen angerichtet, sondern bischöfliche Sitze ergriffen und mehrmals auch auf dem Patriarchenstuhle von Alexandrien Platz genommen hatten. Die häretischen Bischöfe und Patriarchen haben den früher so fruchtbaren Glauben Ägyptens zerstört, die Hirten haben ihre Heerden selbst dem Abgrunde entgegengeführt. Was Wunder, daß die Leuchte des Glaubens erlosch! Die Kirche Westafrika's, die zu Lebzeiten ihres größten Bischofes, des hl. Augustinus, über 400 Bisthümer zählte, erkrankte gleichfalls an Häresie und Schisma. Die novatianische und donatistische Spaltung unterband die Lebenskräfte der Kirche, es fehlte der innige Anschluß an den von Christus gesetzten Mittelpunkt und so unterlag die Kirche Westafrika's dem Andrange der Barbaren, der arianischen Vandalen. Die persische Kirche wurde von der blutigsten Verfolgung, wie sie nur orientalische Grausamkeit erfinden konnte, heimgesucht; mehrmals verurtheilten königliche Edikte einfach alle Christen zum Tode — aber nicht die tausend und tausend Hinrichtungen zerstörten die Kirche, sondern der durch abtrünnige Patriarchen und Bischöfe eingeschleppte Nestorianismus, der mit der Regierung in Verfolgung der Katholiken Hand in Hand ging und zuerst das kirchliche Leben untergrub. Die griechische Kirche hörte auf, katholisch zu sein, weil die unsinnigste nationale Eitelkeit den höheren Klerus der byzantinischen Kaisermacht in die Hände trieb, weil die bornirteste nationale Voreingenommenheit Klerus und Volk unfähig machte für jeden großen katholischen Gedanken, weil die byzantinische Kaiserpolitik, noch angesteckt von der heidnischen Würde des Pontifex Maximus, auf allen Gebieten in die Kirche hineinregierte und leider an dem Servilismus der Hofpatriarchen und Hofbischöfe den größten Vorschub fand. England schied aus der Reihe der katholischen Länder nicht so fast der königlichen Reformatoren und Henker wegen; die schließliche Schwäche, Nachgiebigkeit und Treulosigkeit des leider größten Theiles seiner Bischöfe und Geistlichen, denen es oft an Einsicht in die Tragweite der geplanten Regierungsmaßregeln, an Verständniß der katholischen Interessen gebrach, bahnte hier die breite Straße zum Abfall und raubte dem Volke seinen

Katholizismus, den so viel kostbares Martyrerblut nicht zurückzuerstatten vermochte. Es fehlte zwar nicht an Beispielen heroischen Muthes; aber als der Suprematieeid den Geistlichen auferlegt wurde, fügten sich die meisten, in der Hoffnung, es würde bald wieder eine Änderung zum Bessern eintreten; von 9400 Benefiziaten hatten kaum 70 den Muth, der Stimme ihres Gewissens und ihrer Glaubensüberzeugung zu folgen. Dänemark und Norwegen sah gleichfalls eine bedauernswerthe Schwäche der kirchlichen Oberhirten. Die in Gefangenschaft gesetzten Bischöfe erkauften sich die Freiheit und ihre Erbgüter, indem sie ihrer Würde entsagten und das feierliche Versprechen abgaben, der neuen Lehre kein Hinderniß in den Weg zu legen. Ein einziger Oberhirte, der Bischof von Roskild, blieb seinem Eide und seinem Glauben treu und hauchte dafür sein Leben im Kerker aus. Anderswo lagen die Ursachen des Abfalls in der Laienwelt. In Liefland leisteten die Bischöfe muthigen Widerstand; allein die Heerde folgte nicht dem Beispiele der Hirten. Die Ritterschaft, selbst der Heermeister der Schwertbrüder, und die Städte schlossen sich der neuen Lehre an. In den Niederlanden bewirkte der Haß gegen Spanien, der von schlauen Parteiführern künstlich genährt und verbreitet wurde, sodann die Ehrsucht der Großen und die dem Protestantismus günstige Gesinnung zahlreicher Magistratspersonen und Edelleute den Abfall eines großen Theiles der Bevölkerung. Eine verfehlte Politik, die Einwanderung von Sektirern verschiedener Richtung, catilinarische Existenzen unter den Adeligen, brutale Gewalt und empörende Vertragsbrüche besiegelten schließlich das Werk.

Diese, wenngleich flüchtige und dürftige Umschau weist uns zur Genüge auf den Grundsatz hin: kein Verlust des Glaubens ohne Schuld. Er findet sich bewahrheitet im Leben des Einzelnen; denn es ist eine theologische Wahrheit, daß nie eine Erschütterung, oder gar der Verlust des Glaubens eintritt, ohne daß eine wahre Schuld vorausgegangen, daß hiemit jede Schwächung des Glaubens und um so mehr jeder Abfall schuldbar ist und daher mit Hilfe der dem Einzelnen angebotenen göttlichen Gnade hätte vermieden werden können. Der gleiche Maßstab ist an das Glaubensleben und den Abfall der Völker zu legen. Und in der That verkündet es die Geschichte laut genug, daß stets vielfache Schuld dem Abfalle vorherging, sei es auf Seiten der Hirten, oder der Heerde, oder auf beiden zugleich. Ein weltlich und höfisch gesinnter Klerus, oder ein Klerus, der in Unwissenheit und Sittenlosigkeit, oder in nationaler Befangenheit dahin lebte, war stets dem Schisma

und der Häresie zugänglich; ein feiger Klerus, der aufhört, das Salz der Erde zu sein, ein habsüchtiger Klerus fiel selbst ab und riß das Volk, das er in der geistlichen Pflege vernachlässigt, mit in seinen Sturz hinein; und was führte die Völker ihrerseits auf die abschüssigen Pfade des Abfalls? Dieselben Gesetze, die das moralische Leben des Individuums regeln, treten auch in den Zuständen der Nationen zu Tage.

Es fehlt entweder am Verstande, oder am Herzen, oder an beiden zugleich. Ein Volk, das, ganz den irdischen Interessen hingegeben, die Kenntniß und Werthschätzung des Glaubens hintansetzt, oder, vom Nationalitätenschwindel erfaßt, keinen Sinn mehr hat für das Reich des Himmels und die vom Christenthum verkündete und verwirklichte eine, große, alle Völker umspannende Gottesfamilie; ferner ein Volk, das die Bande der Zucht und Sittlichkeit löst, in den Taumel der Genüsse und Vergnügen sich hineinstürzt oder im Dienste des Mammon seine Kraft erschöpft, — ein solches Volk untergräbt die nothwendigen Bedingungen des Glaubens, es zerstört von innen heraus den gesunden Kern; die Schale und die trügerische Hülle mag vielleicht noch eine Zeit bleiben; aber wie in solcher Lage den Einzelnen eine heftige Versuchung zum Falle bringt, so drängt ein glaubensfeindlicher Anprall eine solche Nation dem Abgrunde entgegen; sie hat sich selbst des inneren Haltes beraubt; sie bricht daher zusammen und vollendet den im Inneren vollzogenen Abfall nur durch den äußerlichen. Das ist die Lehre der Geschichte und Erfahrung, das die Psychologie der Glaubensuntreue.

Aber eben diese Erwägungen rufen in uns die besten Hoffnungen für den Bestand des Glaubens in Deutschland wach. Man vergegenwärtige sich nur den bisherigen Gang der Ereignisse und die uns gebrachten Vortheile, wie wir sie oben besprochen haben, und es wird sich von selbst die Wahrnehmung aufdrängen, daß — Gott sei ewig Dank — keine der unheilschwangeren Bedingungen, die in andern Ländern die Vorläufer und Wegebereiter des Abfalls waren, in Deutschland Bestand gewonnen hat; noch mehr, die Schutzwehren gegen den Abfall, die zugleich der Fortdauer des Glaubens die sicherste Bürgschaft leisten, sind kräftiger aufgeführt worden. Es war ein unberechenbares Gut, daß die schismatische und häretische Bewegung keinen Bischof fand, der die Führerschaft übernommen hätte; die Mühe, die man sich gab, um die geschlossene Einheit des Episkopates zu sprengen, spricht vernehmlich genug. Schisma und Häresie fühlte instinktiv, welchen Vorschub ein abgefallener Bischof leisten würde, und gewiß, wer kann die Heerde leichter

betrügen und verderben, als der treulose Hirte? wer die Tapferkeit und Tüchtigkeit einer Armee unschädlich oder sogar dem Feinde nützlich machen, als ein verrätherischer General? Zum Überfluß ist im Zeugniß der Geschichte die weitgehendste Bestätigung enthalten. Allein weit entfernt, daß ein Bischof sich an die Spitze der Auflehnung und Spaltung gestellt hätte, erhoben sie nur um so muthiger und kräftiger ihre Stimme zum Zeugniß für den Glauben und zur Belehrung und Warnung ihrer Heerden, schlossen sich desto inniger an den von Christus gesetzten Mittelpunkt der Einheit und Glaubenskraft an und erduldeten Verlust des Eigenthums und Kerker zum hellleuchtenden Beispiel des Muthes und der Treue für das katholische Volk. Die Festigkeit des Episkopates, dessen apostolischer Eifer und Opfermuth gibt uns sichere Anwartschaft auf den Triumph der katholischen Sache. Ein ferneres Unterpfand hiefür liefert uns der Klerus. Oder wann hat je ein gläubiges Volk unter einem Klerus, der den Anforderungen seines heiligen Amtes entsprach, Schiffbruch am Glauben gelitten? Unwissenheit und Sittenlosigkeit des Klerus ist leider mehr denn einmal zur verderblichen Klippe geworden; aber der Klerus Deutschlands bewährt sich unter den immer gewaltiger anstürmenden Bedrängnissen in einer Pflichttreue und Hingebung, in einem Glaubensmuth und Seeleneifer, die mit Recht die Bewunderung der ganzen katholischen Welt erregen und an die glorreichsten Zeiten des Christenthums erinnern. So lange der Klerus mit dem Lichte der Tugend und Wissenschaft ausgerüstet und der heiligen Bestimmung seines Amtes sich bewußt unter den Gläubigen seines gottgegebenen Auftrages waltet, wie sollte und könnte da Lauheit und Gleichgiltigkeit Platz greifen und die Entfremdung von der Kirche anbahnen? Der Beginn und bisherige Verlauf des Kampfes hat den ächt priesterlichen und apostolischen Charakter des Klerus gestählt und ihm nur höhern Glanz verliehen — das ist die Vorbereitung, fürwahr nicht zum Sturz, sondern zum Triumph der Kirche. Hinter dem Klerus aber steht — und hierin liegt eine dritte Berechtigung zu den besten Hoffnungen — ein Volk, das seinen Glauben in Folge der Bedrängnisse um so mehr kennen, lieben und üben gelernt hat. Das ist eine ebenso offenkundige als trostreiche Thatsache, auf die wir schon hingewiesen haben. Zudem schaarte sich das Volk in treuer Anhänglichkeit inniger um seine Bischöfe und seinen Klerus, katholische Vereine entstanden allenthalben und trugen, unterstützt von einer kräftigen und überzeugungsmuthigen katholischen Presse, den frischen Pulsschlag katholischen Lebens hinein in alle Verhältnisse.

Sind das etwa Symptome des Siechthums und des Todes? Wann hat eine Kirche, die dem Verfalle und dem Untergang entgegentrieb, noch solche Lebensfrüchte gezeitigt? Wir haben also nach den Regeln geschichtlicher Erfahrung in unserer Zeitlage und den bisherigen Ereignissen selbst die zuverlässigsten Stützen der Hoffnung aufgefunden. Die bisherige Entwickelung festigte und kräftigte den Glauben, sie bewegte sich ganz auf der Bahn einer Erneuerung des kirchlichen Bewußtseins und Lebens; anstatt die geschichtlich und sittlich nothwendigen Vorbedingungen eines kirchlichen Verfalles einzuleiten, erhöhte sie nur die Schutzwehren des Glaubens und verlieh dem kirchlichen Geiste einen ungeahnten Aufschwung. Zu welchem Ziele führt aber ein derartiger Anfang und Fortgang? Zum glorreichen Triumphe der katholischen Kirche. Freilich muß, wie dem Einzelnen bei seinem Fortschritt auf dem Wege christlicher Vervollkommnung, so auch den Völkern zugerufen werden: vigilate et orate. Vorsicht und Wachsamkeit ist stets erforderlich.

Die katholische Kirche kann also mit Genugthuung und Freude die bisherigen Errungenschaften des Culturkampfes registriren; nach den Grundsätzen der Theologie und den Lehren der Geschichte dürfen wir uns der tröstlichen Zuversicht erfreuen, daß einem so glorreichen Anfange ein noch ruhmreicheres Ende, der Zeit des glaubensmuthig und opferfreudig bestandenen Kampfes ein herrlicher Triumph zur größeren Ehre Gottes, zur Erhöhung und Ausbreitung der einzig wahren Kirche, zum Heile von Tausenden folgen werde. Wie kaum in den besten Zeiten der Vergangenheit bekundet sich jetzt die Kirche in ihrer Einheit, in übernatürlicher Macht; möchte diese göttliche Beglaubigung, dieses Siegel der Wahrheit und Apostolicität, das ihr der göttliche Stifter so augenscheinlich vor den Augen der staunenden Welt aufgeprägt, viele von den getrennten Brüdern zur einen wahren Kirche zurückführen! Ist das etwa nur ein frommer Wunsch? Durchaus nicht; er scheint uns in den allgemeinen Gesetzen der Geschichte seine feste Grundlage zu haben. In den Zeiten des Heidenthumes knüpfte, wie oben bemerkt, Gottes Vorsehung die Anbahnung der Bekehrung an das Zeugniß, den Glauben und die Tugenden der Martyrer — es ist dem Gange göttlicher Weisheit nur entsprechend, daß inmitten der grenzenlosen Zerfahrenheit der Secten und der durch sie herbeigeführten Anzweiflung oder Läugnung der christlichen Grundwahrheiten jetzt die eine katholische apostolische Kirche in ihrer Hierarchie und ihren Gliedern sich mit neuem Glanze erhebe und allen aufrichtig nach Wahrheit Strebenden den gottbeglaubigten

Hort derselben aufweise. Gott pflegt den Völkern durch Thaten und Ereignisse zu predigen. Unsere Zeit ist, eben weil die katholische Kirche in so vielen Ländern bedrängt wird und doch nicht zu Boden geworfen werden kann, eine neue Erfüllung der erhabenen Prophetie des Evangelisten im alten Bunde: „Gefestigt wird sein der Berg des Hauses des Herrn auf der Berge Gipfel, und erheben wird er sich über die Hügel" — überall hin sichtbar als Gotteswerk bekundet sich die Kirche, hinausragend über alle Menschenstiftung und jedes Menschenwerk überdauernd; und die Folge dieser Größe? „Hinströmen werden zu ihm alle Nationen, und viele Völker werden gehen und sagen: kommt, lasset uns hinangehen zum Berge des Herrn und zum Hause des Gottes Jakob!"

Bleiben wir nur treu in der Erkenntniß und Erfüllung unseres hohen Berufes; „er wird uns lehren seine Wege und wir wollen wandeln auf seinen Pfaden. Dann wird er richten die Nationen und entscheiden zwischen den vielen Völkern" (Jes. 2).

Joseph Knabenbauer S. J.

Die Philosophie der Zukunft.

1. Wir stehen jetzt in einer Periode, in der Alles um uns her den Charakter des Unfertigen hervorkehrt, in einer tiefgreifenden Wende aller irdischen Verhältnisse. In einer solchen Zeit spricht man begreiflicher Weise gern und viel von der Zukunft: Zukunftsstaat und Zukunftsmusik, zukünftiger Culturzustand — sogar über die Religion der Zukunft schreibt man Bücher — warum sollte nicht auch einmal die Zukunftsphilosophie besprochen werden? Und wirklich ist, seitdem Ludwig Feuerbach im Jahre 1849 seine „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" schrieb, davon von Tag zu Tag mehr die Rede, trotzdem daß unser in Hast und Jast nach materiellem Erwerb rennendes Zeitalter für das philosophische Denken keine Zeit zu haben vorgibt. Insbesondere darf das Interesse aller denkenden Christen für die „Zukunftsphilosophie" in Anspruch genommen werden. Wenn eine ansteckende Seuche ihren Weltgang hält, ist es die Pflicht eines Jeden, der kann, sich mit den Kennzeichen und der Natur der anrückenden Pest bekannt zu machen. Die Zukunftsphilosophie gleicht einem solchen Übel. Und was

noch schlimmer ist: diesem Übel ist eine bedeutsame Rolle zugedacht. Wie man vor drei Jahrhunderten in manchen Gegenden das Volk unter Beibehaltung katholischer Äußerlichkeiten um seinen katholischen Glauben betrog, so soll gegenwärtig unter Beibehaltung christlicher Formen das Christenthum im Leben der Völker ertödtet werden. So wollen es wenigstens die maßgebendsten der jetzt activen Culturfaktoren. Die Zukunftsphilosophie ist nun dazu bestimmt, an Stelle der Religion für die Regelung des wirklichen Lebens fürderhin alle maßgebenden Gesichtspunkte zu bieten, während es der Religion belassen bleiben soll, an der Seite der Poesie für die Befriedigung der Gefühlsbedürfnisse zu sorgen.

Wenn wir hier von Zukunftsphilosophie reden, so meinen wir natürlich nicht jede Waare, die unter diesem Namen zu Markte kommt. Welcher „Denker" wäre nicht überzeugt, daß seinem Elaborat allein die Zukunft gehöre und das Ehrenprädikat Zukunftsphilosophie zukäme! Aber es gibt eine bestimmte Philosophie, welche die jetzt wogende Culturströmung beherrscht, und ihre mächtigen Adern scheinbar machtlos durch das Denken der Gelehrten, offenbar drohend durch das Leben der weitesten Volksschichten zieht. Von ihr sagt man, sie könne sich erst in der Zukunft vollenden. Aber jetzt schon ist sie weit genug, um alle saisonmäßigen Philosophien in sich einströmen zu lassen; ist sie flach genug, um von Allen verstanden zu werden; hat sie Inhalt genug, um den rabiatesten Gotteshaß tragen zu können; ist sie anregend genug, um die Sturmfluthen wie einst auf dem See Genesareth über dem Schifflein der christlichen Wahrheit zusammenschlagen zu lassen. „Und in dem Heute wandelt schon das Morgen". Diese Philosophie hat besondere Ansprüche auf den Namen Zukunftsphilosophie. Schon oft hat in der Geschichte des Christenthums der Irrthum vorübergehend und scheinbar siegend seinen Fuß auf den Nacken der unterjochten Wahrheit gesetzt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so steht die Zukunft in nicht gar zu weiter Ferne, die der eben angedeuteten Philosophie angehört, allerdings nur vorübergehend. Sehen wir uns also diese Philosophie einmal an. Vergegenwärtigen wir uns zuerst, worin und wo sie besteht, und dann, was für Erfolge sie uns in Aussicht stellt.

2. Die Zukunftsphilosophie klingt nicht bloß wie jede Theorie recht harmlos, sondern sogar äußerst bescheiden. Sie besteht nämlich darin, daß man das Gebiet des sichern Wissens auf jene Objekte beschränkt, die durch unsere unmittelbare Sinnesbeobachtung und Erfahrung erfaßt werden, oder doch im Bereiche einer solchen Erfassung liegen. Da

das nur die „Erscheinungen" sind, insofern sie an unsere äußeren Sinne schlagen, oder auf dem Terrain der innern Erfahrung auftauchen, so soll sich die ganze Philosophie damit zufrieden geben, Phänomenal-Philosophie zu sein. Man soll sich begnügen mit den durch Sinnesbeobachtung zu constatirenden Thatsachen, alles, was darüber hinausgeht, als ungreifbar unberücksichtigt lassen. Deßhalb heißt diese Philosophie auch wohl Positivismus oder neuphilosophischer Realismus. Insofern sie den Sinn als die einzige wissenschaftlich werthige Erkenntnißquelle statuirt, behält sie den alten Namen Sensualismus bei. Häufiger noch — wenigstens in Deutschland — trifft man den Namen Erfahrungsphilosophie, eine Bezeichnung, die leicht zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Will man damit sagen, es sei die Philosophie, welche die Erfahrung als absolut nothwendigen Ausgangspunkt des Wissens hochschätzt, so ist die Bezeichnung unrichtig; denn das thut auch beispielsweise die in der katholischen Kirche von jeher so hochgeschätzte scholastische Philosophie, die aber dabei festhält, daß der menschliche Verstand mit sicherer Erkenntniß tiefer eindringe und weiter reiche, als die sinnliche Erfahrung. Will man hingegen mit jenem Worte ausdrücken, das denkende Forschen müsse sich innerhalb jenes Bereiches halten, wohin ihm die direkte Erfahrung folgen könne, könne nur Thatsachen feststellen, welche dem sinnlichen äußern oder innern Erscheinungsgebiet angehören, und müsse deßhalb alle anderweitigen Fragen kurzweg als abgeschnitten betrachten, so ist der Name bezeichnend. Diese Philosophie ist grundsätzlich weder deistisch noch atheistisch, weder pantheistisch noch materialistisch, noch sonst etwas Ähnliches: bei allen Fragen, die über die sinnenfällige Wirklichkeit hinausgehen, schneidet sie unbarmherzig ab; sie gibt sich zufrieden mit dem Sinnlichen und läßt das Übersinnliche dahingestellt sein. Mit unserem ganzen Wesen sollen wir uns in die sinnliche Erscheinungswelt werfen. Was hinter der Erscheinung steckt, sollen wir nicht mit den Materialisten als bewegte Atome, noch mit den Pantheisten als Gott, noch mit den Kantianern als eine durch unsere Organisation gebotene Dichtung unseres Gemüthes ausgeben, sondern wir sollen uns einfach jeder festen Ansicht enthalten.

3. Wir würden nun in einer argen Täuschung befangen sein, wenn wir uns den Herd dieser Philosophie auf Deutschland beschränkt dächten: denn sie ist eine internationale in jeder schlimmen Bedeutung dieses Wortes und hat ihre Wurzeln in der gesammten abendländischen

Zeitentwicklung. Während nämlich seit dem 15. Jahrhunderte die Renaissance den historischen Gesichtskreis großartig erweiterte und bedeutende Entdeckungen den Forschertrieb der Gelehrten auf die Natur hinwiesen, hatten zu gleicher Zeit irdische Interessen verschiedenster Art die Auflehnung gegen die zum Schutze der übersinnlichen Interessen eingesetzte kirchliche Autorität durchgesetzt. Alles vereinigte sich, um den Menschengeist wie ein der Zügel entledigtes Roß bergab in die sichtbare sinnliche Welt zu treiben. In der Erfahrungsphilosophie hat diese unheilschwangere Richtung ihr wissenschaftliches Programm gefunden.

Der Mann, der im geeigneten Augenblick den geeigneten Ausdruck für den gährenden Weltdrang aufstellte, ist der Engländer Francis Bacon von Verulam, selber ein Weltmensch in des Wortes ekligstem Sinne. Er hat die Ehre, gemeiniglich als Urheber der Erfahrungsphilosophie zu gelten [1].

Unter Bacons Gesichtspunkt ist der höchste und einzige Zweck der Wissenschaft, dem Menschen die Herrschaft über die Naturdinge zu verschaffen. Erkenntniß der Natur ist der Inbegriff aller Wissenschaft. „Ea vera est philosophia," so lehrt er, „quae mundi ipsius voces fidelissime reddit et veluti dictante mundo conscripta est, et nihil aliud est, quam ejusdem simulacrum et reflectio, neque addit quidquam de proprio, sed tantum iterat et resonat (de augment. scient. L. 2 c. 13). Die Wahrheit ist ihm nichts als die Tochter der Zeit, deßhalb sucht er die wahre Philosophie im Verständniß seines Zeitalters und in der Hingabe an das Weltleben. Das moralisch Gute ist das, was gemeinnützig ist. Ebenso ist Recht das, was den gesellschaftlichen Verhältnissen Vortheil bringt; das Recht ist lediglich das Ergebniß der vorhandenen Thatsachen. So finden wir bei Bacon das gesammte menschliche Streben und Leben ausschließlich auf Sinnfälliges gestützt und auf Sinnfälliges hingerichtet. Thomas Hobbes hat in diesem Sinne weiter gearbeitet; sein Naturalismus ist im Grunde nichts als Bacon'sche Erfahrungsphilosophie. Wer mit Bacon die Naturwissenschaft zur Grundlage aller Wissenschaft nimmt, der muß mit Hobbes die Natur für den letzten Grund ansehen, aus dem alle Erscheinungen abzuleiten sind. John Locke beschäftigt sich vorwiegend mit der Erkenntnißquelle der Bacon'schen Philosophie und so erscheint diese bei ihm als Sensualismus. In weiterer Verfolgung der Frage nach dem eigentlichen Wesen der sinnlichen Erfahrung entwickelte sich der Idealismus George Berkeleys und der Materialismus der französischen Aufklärung, zwei unter sich diametral verschiedene Richtungen, aber beide treue Träger der Erfahrungsphilosophie. Endlich gelangte diese letztere bei dem Eingeständniß an, daß es ihr unmöglich sei, sich über die Erfahrung selber irgend welche wissenschaftliche

---

[1] Die Ehre wurde ihm von verschiedener Seite, namentlich von Justus Liebig, abgestritten, neuerdings aber wieder nachdrücklichst zuerkannt in dem Werke: Francis Bacon und seine Nachfolger. Entwicklungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie von Kuno Fischer. Zweite Aufl. Leipzig, Brockhaus, 1875. Hierselbst wird auch das undankbare Geschäft unternommen, Bacons Mohren-Charakter weiß zu waschen.

Rechenschaft zu geben. So haben wir schließlich den Skepticismus des David Hume. Das über die ältere Entwicklung der vorwürfigen Philosophie[1].

In diesem Jahrhundert fand dieselbe in Frankreich die bedeutsamste Anregung durch August Comte, l'illustre fondateur de la Sociologie. Er, der große Lehrer des Socialismus, ist zugleich der Gründer des in den wissenschaftlichen Kreisen Frankreichs, Belgiens, Englands, Nordamerikas herrschenden liberalen Freidenkerthums.

Comte, der in Folge seiner abnormen Geistes- und Lebensrichtung zu wiederholten Malen als Geisteskranker behandelt werden mußte, hatte die fixe Idee, er sei zum Regenerator der gesammten Menschheit berufen. Seine Lehre gipfelte in der Religion der Humanität. „Das neue Dogma offenbart uns ein neues und großes und höchstes Wesen: die Menschheit. Die Menschheit das sind ein Homer, Aristoteles, Confucius, Mohammed, der Apostel Paulus, Papst Hildebrand, Bischof Bossuet u. s. w. Der Menschheitscult hat sich auf alle wahren Diener der Menschheit zu beziehen, gleichviel ob Frauen, ob Kinder, selbst die Thiere nicht ausgenommen, welche ihm Beihülfe zu den Werken des socialen Fortschritts geliehen haben."

Comte theilt die ganze Weltgeschichte in drei Epochen. In der ersten stand die menschliche Gesellschaft unter der Herrschaft von vermeintlichen übernatürlichen Wesen, wie sie irgend eine Einbildungskraft gerade erfunden hatte. Auf diese erste, die theologische, folgt die zweite, die metaphysische Epoche. Hier suchten leere Abstraktionen das Übernatürliche zu verdrängen und sich selber an dessen Stelle zu setzen. Die dritte Epoche, die jetzt eben anheben soll, die positivistische, wendet sich der Wirklichkeit zu, beschäftigt sich mit der Beobachtung und Hochschätzung der Thatsachen und sucht in der Lösung realer Aufgaben ihre Befriedigung. Diese ist die dem Menschen entsprechende. Denn der Mensch hat weiter keine Bestimmung, als die Kräfte und Gesetze der Erscheinungen zu erkennen und sich ihrer zu seinem materiellen Wohlbefinden zu bedienen. Es gibt weder ein Sittengesetz, noch menschliche Freiheit; letztere ist eine Chimäre, eine Anmaßung des Menschen. Littré rühmt dieser Philosophie nach, daß sie die bestimmteste Form des Socialismus sei. Comte schloß seine dritte Vorlesung über die allgemeine Geschichte der Menschheit im Palais Royal am 19. Oktober 1851 mit folgenden Worten: „Im Namen der Vergangenheit und Zukunft verlangen jetzt die theoretischen und praktischen Sklaven der Menschheit in gebührender Weise die allgemeine Leitung der menschlichen Dinge, um endlich die wahre Vorsehung auf moralischen, intellektuellen und materiellen Gebieten aufzurichten, indem sie in unwiderruflicher Weise die verschiedenen Sklaven Gottes, die Katholiken, Protestanten, Deisten, als Zurückgebliebene und Störenfriede von der politischen Suprematie ausschließen." Man sieht — und die Pariser Commune hat es bestätigt — daß die Philosophie nicht bloß theoretische Wichtigkeit hat[2].

---

[1] Man findet diese Entwicklung ausführlicher dargelegt im dritten Buch des soeben citirten Werkes von Kuno Fischer.

[2] Die Grundzüge des Systems finden sich in dem 1830—1842 veröffentlichten Cours de philosophie positive, in zweiter Ausgabe mit einem Vorwort von Emil Littré, Paris 1864. Comte nannte sein System Positivismus, weil er ihm ausschließlich den Vorzug zuerkannte, der Ausdruck der Wirklichkeit zu sein. Erst Littré hat das System auf die Höhe des verbissensten Gotteshasses wissenschaftlich ge-

Comtes Philosophie läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: „Philosophie ist das Studium der Kräfte, welche der Materie angehören, und der Gesetze oder Bedingungen, welche diese Kräfte beherrschen." „Der Fundamental-Charakter der positiven Philosophie ist: alle Phänomene als unveränderlichen Naturgesetzen unterworfen zu betrachten, und zwar darum, weil für uns die Erforschung dessen, was man die Ursachen nennt, durchaus unerreichbar und unsinnig ist."

So heißt es noch unter Anderm in einem jüngst erschienenen positivistischen Katechismus: D. Qu'est-ce qui distingue la conception positive du monde des diverses conceptions théologiques et métaphysiques? — R. L'absence de solutions sur les causes premières et les causes finales. La conception positive renferme ce qui est, c'est-à-dire le comment des choses qui se prouve et se verifie et exclut le pourquoi qui échappe à toute vérification. — D. Que savons-nous sur l'origine du monde? — R. Rien. Nous ignorons absolument quand l'univers a commencé et quand il finira, s'il a eu un commencement et s'il aura une fin; tout ce que nous pouvons penser là-dessus n'est qu'hypothétique et imaginaire, puisque la vérification nous fera toujours défaut. (Doctrine du réel, catéchisme à l'usage des gens qui ne se paient pas de mots, ch. VIII et IX, par Prosper Richard, avec une préface de M. Littré. 1873.)

Über den Canal herüber proklamirt uns das stets im Wachsen begriffene Jung-England die Erfahrungsphilosophie als die seinige.

Dieselbe hat sich dort aus der Philosophie Lockes herausgebildet. Jeremy Bentham, James Mill standen in dieser Richtung. Des letztern Sohn, der große Grübler John Stuart Mill, verdient in erster Linie hier erwähnt zu werden. In der Jugend Benthamist und Mitgründer des Utilitarismus, bekannte er sich später als Anhänger Comtes, bis er am Abende seines Lebens den Grundsätzen des Empirismus untreu und Manichäer wurde.

Genau auf derselben Anschauung beruht der sogenannte Secularismus, ein System, welches sich mit dem Positivismus in den Besitz Jung-Englands theilt. Die secularistische Theorie verdankt ihren Ursprung dem Georg Jakob Holyoake, der im Jahre 1846 für die „denkenden und arbeitenden Klassen" einen Verein gründete. Die Anhänger dieser Lehre sind zufrieden mit der Phänomenal-Welt, sie bekümmern sich nur um das Dießseits, weil nur dieses in die Erfahrung fällt. „Alles, was wir nicht beobachten können, ist ungewiß. Sowohl das vor uns Dagewesene, wie das Zukünftige hat man als zwei schwarze, völlig undurchsichtige Vorhänge zu betrachten,

---

hoben, auf welchem es jetzt steht. Trotz seines bizarren Charakters und empfindlichen Egoismus hat Comte nicht wenige begabte Männer an sich gefesselt, so außer Stuart Mill noch Lewes, Laurent, Taine, St. Beuve, Renan, Vacherot, Scherer, Littré u. s. w. Littré erzählt von Comte, er habe sich mit Stuart Mill und sogar mit seiner Frau überworfen, weil ersterer einmal einen kleinen Widerspruch zu äußern wagte.

In Deutschland ist Comtes Persönlichkeit bis in die neueste Zeit wenig beachtet worden.

aufgehängt am Anfang und am Ende des menschlichen Lebens und noch nie von irgend einem Lebenden aufgezogen oder auch nur gelüftet. Dieses Schweigen herrscht hinter diesen Vorhängen; kein hinter ihnen Stehender wird jemals Antwort ertheilen auf die Fragen, welche die vor ihnen stehenden Erdenbewohner aufwerfen; alles, was du etwa hörst, ist nur der hohle Widerhall deiner Frage, gleich als hättest du in einen Abgrund geschrieen!" Atheisten wollen diese Leute nicht heißen, denn sie behaupten, man könne gar nicht wissen, ob es einen Gott gäbe oder nicht, man müsse sich deßhalb darauf beschränken, das zeitliche Wohl der Menschheit durch zeitliche Mittel zu befördern (to work for the welfare of men in this world). Daher auch der Name „Secularism", „Liebe zu dem, was Liebe verdient, ist unsere einzige Anbetung, Studium unsere einzige Lobpreisung, Unterordnung unter das Unvermeidliche unsere Pflichterfüllung, Arbeit und nur Arbeit unser Gottesdienst."

Des in letzter Zeit viel genannten englischen Philosophen Herbert Spencer sei nur mit einem Wort gedacht. In seinem seit 1860 erscheinenden Werke über die Philosophie und ihre Beziehungen zu den anderen Wissenschaften bekennt er sich ebenfalls zum Positivismus. Die Philosophie hätte sich nur mit der allgemeinsten Klassifikation der Phänomene zu beschäftigen. Spencer spricht die Hoffnung aus, der Positivismus werde dem Streite zwischen Religion und Wissenschaft ein Ende machen, indem er der Religion das „Unerkennbare" überlasse und der Wissenschaft den Kreis der Erfahrung anweise, wo ja allein das „Erkennbare" liege.

Der nämlichen Anschauung huldigt J. Tyndall, Fragments of science for unscientific peoples. „Der menschliche Geist," so heißt es dort, „läßt sich mit einem musikalischen Instrumente vergleichen, das eine gewisse Reihe von Tönen umfaßt, jenseits welcher nach beiden Seiten hin eine Unendlichkeit des Schweigens liegt. Die Erscheinungen von Materie und Kraft liegen noch innerhalb unseres geistigen Gebietes, und soweit sich dieses erstreckt, wollen wir jedenfalls unsere Forschungen treiben. Darüber und darunter und nach allen Seiten jedoch liegt ungelöst das eigentliche große Geheimniß des Universums und bleibt für unsere Geisteskräfte auch unlösbar." Also Platz genug für die Poesie und Religion, oder vielmehr für Phantasie und Gefühl.

Der Kürze halber übergehen wir die übrigen europäischen Länder mit Stillschweigen. Allerwärts erscheint als Trägerin der „modernen Cultur" die Erfahrungsphilosophie.

4. Richten wir nun unsern Blick zurück nach Deutschland, so gewahren wir hier bei der großen Masse der liberalen Culturkämpfer ebenso wie bei den Organen der Demokratie und den socialistischen Wühlern die nämliche in Rede stehende philosophische Anschauung. Sobald das Forschen über die Grenze des sinnlich Wahrnehmbaren hinaus will, ist der Faden abzubrechen. Wozu sich Sorgen machen um Dinge, die man nicht schmecken, sehen, riechen, betasten kann? Es lebe das erfahrungsgemäße Wissen! Über Substanz, Seele, Gott, Unsterblichkeit phantasire Jeder was er will, so lange er nur im realen Leben seine übersinnlichen Anschauungen nicht als objektiv gültige Wahrheit ausgibt! So ungefähr lautet die Philosophie der Gewalten, die jetzt mit der Unterwühlung des Christenthums beschäftigt sind. Neu ist sie

nicht, man kannte sie schon in der vorchristlichen Zeit — man lese das zweite Kapitel im Buche der Weisheit — und der hl. Augustin beschreibt sie bereits: „Der fleischliche Mensch mißt seine Erkenntniß nach der sinnlichen Erfahrung. Was sie mit ihren Augen sehen, glauben sie; was sie nicht sehen, glauben sie nicht." Neu ist sie nur in ihrer gegenwärtigen Systematisirung und imponirenden Machtstellung. Letzterer mag sie sich wohl zunächst deßhalb erfreuen, weil sich in den Klassen der Gebildeten eine moralische Fäulniß und damit der Haß gegen das positive Christenthum und speziell gegen den Katholizismus bis zu einem gewissen Höhepunkt aufgespeichert hat; und diese zur Katastrophe treibenden Elemente sind es ja, welche sich gerade für jene Philosophie als für die „große Errungenschaft", für den „modernen Gedanken" fanatisiren. Aber diese Machtstellung wäre nicht so nachhaltig, wenn nicht jene Philosophie wirklich einigermaßen das Ergebniß der modernen Gedankenarbeit wäre. Ein flüchtiger Blick in die geheime Werkstätte der nationalen Denker ist darum erforderlich, wenn wir die draußen arbeitenden Kräfte gebührend würdigen wollen.

Auf dem Gebiet der deutschen Speculation finden wir die Erfahrungsphilosophie meistens nicht offiziell proklamirt, aber doch wirksam eingeleitet, und überall thatsächlich geübt. Der Ursprung des Elendes muß auf den vom Protestanten Kant in die Philosophie eingeführten Gespenster-Aberglauben zurückdatirt werden. Oder ist es nicht Aberglaube, die Erscheinungen dem wirklichen Sein der Dinge gegenüber zu stellen, und zu behaupten, in der Erfahrung und in der Wissenschaft hätten wir es nur mit den wesenlosen Erscheinungen zu thun? Kants Absicht ging dahin, den philosophischen Karren aus dem Skepticismus, in den er gerade durch die englische Erfahrungsphilosophie hineingerathen war, herauszuheben. Deßhalb kritisirt er so lange, bis er die Erscheinungen von den Wesenheiten losgelöst; erstere glaubt er dem menschlichen Wissen zurückgegeben zu haben, während er die objektiven Wesenheiten in dem philosophisch vertieften Loch stecken läßt. Diese Unterscheidung ist das Verhängniß der modernen deutschen Philosophie. Von nun an haben wir den Dualismus von Erscheinungen und Wesenheiten in dem Sinne, daß letztere hinter den Erscheinungen versteckt und für das klare bestimmte Wissen unerreichbar sind, während doch in Wirklichkeit die „Erscheinung" kein das „Ding an sich" verbergender Vorhang, sondern gerade dasjenige ist, wodurch das Ding an sich erscheinend wird. Jede feste Erkenntnißbrücke zur übersinnlichen Wirklichkeit ist

und bleibt eingerissen. Kant spricht wiederholt der Frage nach dem Wesen der Dinge jedes wissenschaftliche Interesse ab, da uns ja doch nur die „Erscheinungen" faßbar seien. Er selbst geht nun wohl in fundamentalen Punkten über die Phänomenal-Philosophie hinaus; aber er ist es, der durch seine vermitteln sollende Unterscheidung einestheils für die nebelhaften Phantasiebauten der „deutschen Philosophen" Raum geschafft, und anderntheils jenen empiristischen Denkern vorgearbeitet hat, die den aufgeworfenen oder vielmehr fingirten Graben zwischen den wesenlosen Erscheinungen und den erscheinungslosen Wesen für unübersetzbar erklären. Man darf kühn sagen, daß das Kant'sche Prinzip von dem rein phänomenalen Charakter aller unserer unmittelbaren Erkenntnisse die speculative Stütze aller großen modernen Irrthümer geworden ist. Manche der jungdeutschen Philosophen fassen den Charakter der „Erscheinung" nicht so subjektiv wie Kant und wollen „eine objektiv gesetzte Erscheinungswelt als das unentbehrliche causale Zwischenglied zwischen dem monistischen Wesen einerseits und den subjektiv-phänomenalen Vorstellungswelten der vielen verschiedenen Bewußtseine andererseits", wie es in der Philosophie des Unbewußten (S. 531) heißt. Sie fühlen sich auch natürlich befähigt, die Hülle des „verschleierten Bildes" zu lüften und uns unter dem Schleier der Erscheinungen das All-Eins, jenes „ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer", zu zeigen. Aber sie erkennen denn doch Alle den unheilvollen Riß zwischen Erscheinung und Sein offiziell an und halten somit die Wunde offen. Dabei üben sie Alle die Phänomenal-Philosophie. Denn indem sie die Freiheit als das Prinzip der Wissenschaft proklamiren und auf dem übersinnlichen Gebiete je nach der Laune ihres Genies sich die widersprechendsten Systeme zurechtlegen, die alle unter einander als gleichwerthig gelten sollen, erklären sie, daß es in Bezug auf das Sein keine bestimmte wahre Erkenntniß gibt, daß das übersinnliche Gebiet nur ein Spielplatz für große Kindsköpfe ist, und daß sich das ernste Forschen und sichere Wissen auf das Gebiet der Sinneserscheinung beschränkt. Und zu dieser Phänomenal-Philosophie, die sie üben, schwanken sie bei ihrem unklaren Standpunkte mit Aufstellungen und Redewendungen nicht selten vollständig hinüber. Diese Thatsache ist zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, noch besondere Citate beizubringen.

Schopenhauer, der sein System isolirt und unabhängig von der deutschen Professoren-Philosophie entwickelte, steht noch viel entschiedener auf dem Boden der phänomenalen oder Erfahrungsphilosophie.

Der Schopenhauer'schen Philosophie rühmt man nach, sie bewege sich lediglich auf der anschaulichen, realen Welt, sie stelle nie die Frage Woher und Wozu, sondern begnüge sich mit der Frage Was; sie gehe mit ihren Lehrsätzen nicht über die in der Erfahrung gegebene Welt hinaus, sondern erkläre bloß, was diese sei, indem sie dieselbe in ihre Urelemente zerlege. Sie sucht aber doch einigermaßen den Erscheinungen auf den Grund zu kommen und vermeint zu erkennen, daß die Welt nach ihrem Wesen an sich Wille, nach ihrer Erscheinung Vorstellung sei. Und insofern kann Schopenhauer nicht zu den vollendeten Erfahrungsphilosophen gerechnet werden.

Von Ed. v. Hartmann, dem Philosophen des Unbewußten, haben wir das Nämliche zu vermelden wie von Arthur Schopenhauer, auf dessen Schultern er steht.

Kommen wir nun zum berühmten Geschichtschreiber des Materialismus, Friedr. Alb. Lange, der seine reichen Kenntnisse dazu vergeudet, den Materialismus zu bekämpfen, um ihn in Form eines Kant'schen Kritizismus als Phänomenal-Materialismus wieder einzuführen. Obgleich er selber tapfer in die Metaphysik hineinspekulirt, so ist er doch in der Anerkennung der Möglichkeit einer weitergehenden metaphysischen und spekulativen Forschung nichts weniger als fest. Mit demselben Athemzug verkündet er als Resultat seiner Spekulation, die ganze Welt sei nur ein Traumgespenst seiner physischen Organisation, und erklärt er die Spekulation für „luftige Begriffsarchitektonik". Mit Kant lobt er es an Epikur, daß er mit seinen Schlüssen niemals über die Grenze der Erfahrung hinausgegangen sei.

„Ding," sagt er, „nennen wir eine zusammenhängende Gruppe von Erscheinungen" (Gesch. d. Mat. 2. Aufl. 2. Bd. S. 217). Alles was über die sinnliche Erfahrung hinausgeht, also die „Ideen" wie Gott, Seele, haben keinen realen Werth. „Von Hirngespinnsten unterscheiden sich die Ideen dadurch, daß sie nicht etwa vorübergehend in einem einzelnen Menschen auftauchen, sondern daß sie in den Naturanlagen des Menschen begründet sind" (ibid. S. 55). Von den gewöhnlichen Materialisten unterscheidet sich Lange dadurch, daß er nicht den „einseitigen" Empirismus will, wie er sich ausdrückt, sondern den echten. „Was die einseitigen Empiristen nicht beachten, ist der Umstand, daß die Erfahrung kein offenes Thor ist, durch welches äußere Dinge, wie sie sind, in uns hineinwandern können, sondern ein Prozeß, durch welchen die Erscheinung von Dingen in uns entsteht" (ibid. S. 27). Doch diese „Echtheit" des Lange'schen Empirismus ist nach Langes höchsteigenen Grundsätzen völlig bedeutungslos, denn sie ist ein Resultat der Spekulation, des „metaphysischen Bau- und Produktionstriebes", der laut Langes eigener Aussage nur „Dichtung" producirt. „Wie ist es möglich," so fragt Dr. Gideon Spicker in seiner Broschüre „über das Verhältniß der Naturwissenschaft und Philosophie" (Berlin, Duncker, 1874), „daß ein sonst so umsichtiger und allseitiger Denker wie A. F. Lange von einem und demselben Objekt fast in einer und derselben Zeile ganz entgegengesetzte Dinge behaupten kann?" Das kommt eben daher, weil Lange, wie alle modernen

Denker, sich ganz auf dem Gebiet der Erfahrungsphilosophie bewegt und doch bei jedem Schritt das Unhaltbare seines Standpunktes fühlen muß.

Nun gibt es noch eine Klasse von Erfahrungsphilosophen, die nicht in so geräuschvoller Weise sich an die Öffentlichkeit begeben, aber doch bei ihrer emsigen Arbeit in ihrem stillen Studirstüblein unsere Beachtung verdienen, weil sie uns für die Beurtheilung der Erfahrungsphilosophie einen neuen Gesichtspunkt bieten. Wir meinen jene Denker, die angesichts der erfolglosen Titanenarbeit der modernen Philosophie sich in Bezug auf alles Übersinnliche dem Skepticismus überlassen und ihr verzagtes Schifflein in das Fahrwasser der Erfahrungswissenschaften hinüberlenken.

Wir nennen hier Dr. Franz Brentano, Professor der Philosophie an der Wiener Universität. Er hat die empiristische Auffassung der Philosophie seinem im vorigen Jahre gehaltenen Antrittsvortrage zu Grunde gelegt. Die dort enthaltenen Andeutungen erhalten in seinem Werke über die „Psychologie vom empirischen Standpunkt" die genügende Beleuchtung.

Brentanos Standpunkt wird am besten gekennzeichnet durch die Art, in der er „die Entmuthigungsgründe auf dem Gebiete der Philosophie" zu entkräften, beziehungsweise abzuschwächen sucht.

Denen, die händeringend in den philosophischen Wirrwarr unserer Tage hineinschauen, wäre unbedenklich zugegeben, daß es noch niemals unter der Sonne eine echte wahre Philosophie gegeben hat. Zum Troste sei es aber gesagt: dieselbe konnte bis jetzt vernünftiger Weise noch gar nicht erwartet werden; aber die Zukunft muß und wird sie bald bringen. Wir hätten uns nämlich die Wissenschaften nach dem Grade der Abstraktion in folgender Entwicklungsscala zu denken: Mathematik, Physik, Chemie, Physiologie, Psychologie, Philosophie, so daß jede vorhergehende Stufe einfachere, unabhängigere Phänomene zu betrachten hätte und jede höhere Stufe auf der Grundlage der niederen sich erhöbe. Gegenwärtig ständen wir bei der Physiologie und im Anfange der Psychologie, so zwar, „daß die Psychologie heutzutage, wo sogar die Physiologie noch relativ geringe Fortschritte gemacht hat, nicht über die ersten Anfänge ihrer Entwicklung hinausgeschritten sein kann, und daß in einer frühern Zeit, abgesehen von gewissen glücklichen Anticipationen, von einer eigentlich wissenschaftlichen Psychologie gar nicht geredet werden konnte." Die Philosophie — so meint Brentano — hätte sich bis jetzt zur Aufstellung von Fragen verstiegen, deren Lösung unmöglich; sie wäre sich über die Grenzen möglicher Erkenntniß vielfach noch nicht klar geworden und hätte sich auf ein Gebiet begeben, zu welchem Beobachtung und Erfahrung einen Zugang nicht besäßen. Die Zukunftsphilosophie, die uns Brentano in Aussicht stellt, wird die nämlichen Grenzen der Erkenntniß, welche die Naturforscher bereits als die richtigen erkannt haben, ebenfalls als für den menschlichen Verstand unüberschreitbare respektiren. Die bisherige Mißgestaltung der Philosophie, ihre gänzliche Werthlosigkeit für das Leben, die fortwährend neuen sich gegenseitig verneinenden Umwandlungen kämen eben daher, weil die echte wahre Philosophie noch in den Windeln liege, oder vielmehr als Embryo das allererste Entwicklungsstadium begänne.

Das ist nun Brentanos Auffassung. Gewiß enthält dieselbe einige Körnchen

Wahrheit. Denn wer wird daran zweifeln, daß die Philosophie auch die Aufgabe hat, Ordnung zu bringen in den Reichthum der erworbenen Detailkenntnisse, daß sie, wie Prof. Wundt in seiner Antrittsrede (Leipzig, Engelmann, 1874) betont, den einzelnen Wissenschaften zu entlehnen hat, was sie bedarf, die Grundlage der Erfahrung, und ihnen mitzutheilen, was sie entbehren, den allgemeinen Zusammenhang der Erkenntnisse, daß also die weitere Entwicklung der jetzt blühenden Empirie der empirischen Philosophie, diesem Erdgeschoß der Philosophie, möchten wir sie nennen, zu Gute kommen könnte?

Auch wollen wir die erhobenen Anklagen, insofern sie gegen die Philosophie der deutschen „Begriffsarchitekten" gerichtet sind, gerne unterschreiben. Diese hatten ja wirklich sich in nebelichte Regionen, hatten allen Contakt mit der Wirklichkeit verloren. Hier ist der energische Hinweis auf Beobachtung, die Mahnung, man müsse Satz um Satz, Wahrheit um Wahrheit im Einzelnen aufspüren und sichern, ganz am Platze, um die „Dichter" zu ernüchtern und der maßlosen Flatterhaftigkeit, welche seit der Verprotestantisirung der Philosophie durch Kant so argen Unfug verübt, entgegenzutreten. Die mit ihrem absoluten Wissen prahlenden deutschen Philosophaster mögen auch mit Nutzen daran erinnert werden, daß sich nicht alle philosophischen Wahrheiten wie mathematische Sätze beweisen lassen, und es in der Philosophie manche Gebietsstrecken gibt, wo der Verstand wie im Nebel tastend nur mit Mühe sich hinreichenden Aufschluß über den wirklichen Bestand der Dinge verschaffen kann. Wenn aber Brentano der gesammten bisherigen Philosophie einen Vorwurf daraus macht, daß sie die Erscheinungen nicht als bloße Erscheinungen, sondern als erscheinende Dinge, Substanzen auffaßte und das Wesen der Dinge sich aus ihrem Grunde einigermaßen zu erklären suchte, wenn er die Frage nach dem Wodurch und Woher und Wozu und Wohin einfach als wissenschaftlich unlösbar gestrichen wissen will, haben wir da nicht „die besondere Farbe einer Schule"? haben wir nicht den als Erfahrungsphilosophie maskirten Skepticismus, der auf einem Gebiete, wo er nicht Alles wissen kann, nichts wissen will?

5. Die Erfahrungsphilosophie nimmt nicht bloß die entmuthigten Jünger der Spekulation unter ihr Banner auf, noch viel bedeutendern Zuwachs erhält sie aus den Reihen des Materialismus. In sich ist ja schon der Materialismus der Erfahrungsphilosophie schier zum Verwechseln ähnlich. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man alle hiehergehörigen Äußerungen der materialistischen Wortführer beibringen. Daß ein Feuerbach, den Viele nicht ganz mit Unrecht als den Vater des modernen Materialismus bezeichnen, behauptet, nur die sinnliche Erkenntniß sei die wahre, man müsse sich deßhalb mit der Erscheinungswelt und ihrer sinnlichen Auffassung begnügen; daß ein Czolbe, Moleschott der platten Ansicht huldigen, wir könnten außer den Verhältnissen der Körperwelt zu unsern Sinnen nichts auffassen; daß ein Büchner der Ansicht ist, wir geriethen rettungslos in Irrthümer, sobald wir in unserm Denken die Schranken der Erfahrung überschritten, deßhalb müsse die Philosophie aus den Naturwissenschaften hervorgehen; daß ein Virchow alles, was über Körper und Eigenschaften der Körper

hinausliegt, für transscendent, und die Transscendenz für eine Verirrung des menschlichen Geistes erklärt; daß ein Karl Vogt die Grenze der sinnlichen Erfahrung auch als die Grenze des Denkens hinstellt: diese und ähnliche sensualistischen Aussprüche moderner Materialisten sind schon bis zum Überdruß citirt und wiederholt worden.

Es ist wahr, daß sich ein Materialist im strengen Sinne des Wortes noch immer prinzipiell von einem Erfahrungsphilosophen unterscheidet. Denn der Materialist weiß über die Erfahrung hinaus bestimmt, daß es keinen Gott und keinen Geist gibt; er erklärt Alles, sei es, daß er mit Strauß die Welt als einen ewigen unendlichen Wechsel des Stoffes begreift, sei es, daß er mit Al. Wießner [1] die ganze Welt mit Stumpf und Stiel in Ortsveränderung, d. h. in bewegtes Nichts auflöst. Meistens aber verschwimmen heutzutage Materialismus und Empirismus ineinander. Bei den begabtern und ehrlichen Vertretern der materialistischen Richtung hat sich immer das Geständniß hervorgedrängt, daß es mit der Begreiflichkeit der Welt denn doch nicht so recht voran will. So sagt neuerdings Du Bois-Reymond: „Es ist dem menschlichen Geiste nun einmal nicht beschieden, in diesen Dingen (Kräfte, Materie) hinauszukommen über einen letzten Widerspruch. Wir ziehen daher vor, statt uns zu drehen im Kreise fruchtloser Spekulationen, oder mit dem Schwerte der Selbsttäuschung den Knoten zu zerhauen, uns zu halten an die Anschauung der Dinge, wie sie sind, uns genügen zu lassen, um mit dem Dichter zu reden, an dem „Wunder dessen, was da ist". Dem Geschichtschreiber des Materialismus (Lange, l. c. S. 105) dürfen wir es glauben, daß „der unbedingte Glaube an die Atome heutigen Tages so gut wie verschwunden ist. Man nimmt nicht mehr an, daß die Welt absolut so beschaffen ist, wie wir sie mit Ohr und Auge wahrnehmen, aber man hält sich daran, daß wir mit der Welt an sich nichts zu schaffen haben." Man hält also fest an der sinnlichen Erscheinung der Welt und überläßt sich in Bezug auf alles Andere in voller Verzweiflung dem Skepticismus. Mit der Darangabe der Behauptung von der Erklärbarkeit der Welt ist der Materialismus grundsätzlich aufgegeben, wenn auch der Name noch beibehalten wird. „Sie glauben nicht mehr," sagt Lange (l. c. S. 7), „daß die Materie, wie sie unsern Sinnen erscheint, die letzte Lösung aller Räthsel der Natur enthalte; allein sie

[1] Das Atom oder das Kraftelement der Richtung. Leipzig, Thomas. 1875.

verfahren grundsätzlich, als ob es so sei, und warten, bis ihnen aus den positiven Wissenschaften selbst eine Nöthigung zu andern Annahmen entgegentritt."

Was läge nun ehrlichen Männern der Wissenschaft näher, als in der Erkenntniß, daß alle außerchristlichen Philosophieen in Widersprüche auslaufen, sich einmal vorurtheilslos die christliche Philosophie, die alle Widersprüche vermeidet, anzusehen? Aber wenn man unsern Culturgelehrten von einer Philosophie redet, die zu Gott hinführt, so sind sie wie die Truthähne beim Anblick eines rothen Tuches. Lieber rütteln sie an den Grundpfeilern der Vernunft, am Gesetz des Widerspruches (Nichts kann zugleich sein und nicht sein) und namentlich am Causalgesetz (keine Wirkung ohne entsprechende Ursache), denen sie in unglaublicher Selbstverblendung die absolute Gültigkeit abdekretiren. Aber was denn machen in der Naturforschung ohne jene Gesetze? Wo bleiben die gepriesenen absolut unveränderlichen Naturgesetze? Leute, die Alles dem Zufall zuschreiben, nennt sogar A. F. Lange privilegirte Dummköpfe, die ein Recht haben, unberücksichtigt zu bleiben. Doch sie haben einen rettenden Ausweg gefunden: Ursachen gibt es allerdings keine mehr, wohl aber „constante Folgen von Ereignissen auf dem Phänomenalgebiet", die deßhalb Gegenstand eines Wissens sein können, „weil Ausnahmen höchst unwahrscheinlich sind!" Huccine tandem omnia reciderunt!

6. Die Constatirung und Beschreibung der Erfahrungsphilosophie ist hiermit zu Ende. Im Grunde stellt sie sich dar als einen Rückschritt hinter die ersten Uranfänge der Philosophie, indem sie dem Menschen das eigentliche Denken verbietet und ihm die sinnliche Lebensbehaglichkeit bald in dieser, bald in jener Form als das höchste Ideal vorsteckt. Und diese Philosophie sollte Aussichten für die Zukunft haben?

Eine kleine Heerschau über die jetzt treibenden Culturfaktoren gibt der bejahenden Antwort leider hohe Wahrscheinlichkeit.

Da haben wir erstens als die bekannte Wegweiserin die „freie Wissenschaft". Die Freiheit gilt nicht für die Behauptung chemischen oder physikalischen Unsinnes, nicht für die Leugnung des pythagoräischen Lehrsatzes, wohl aber für das übersinnliche Gebiet; da wird die Freiheit sogar als Prinzip hingestellt; warum? weil es dort keine Wahrheit zu erkennen gibt. Erfahrungsphilosophie.

Da haben wir zweitens die großen „nationalen Bestrebungen". Man würde es in der Ordnung finden, wenn frivole Gewalt-

menschen im Namen des Staates an Millionen Unterthanen ihren Egoismus und ihre Launen mit tyrannischer Willkür befriedigten, und die Unterthanen in vernunftloser Unterwürfigkeit ihre Überzeugung und ihr Gewissen den nationalen Machthabern zum Opfer brächten. Warum? weil auf dem Gebiet der irdischen Erfahrung der Staat das Imponirendste ist, dem Alles weichen muß. Erfahrungsphilosophie.

An dritter Stelle erwähnen wir das culturwüthige Revolutionsfieber, welches in immer raschern Schlägen durch die Adern des modernen Geschlechtes tobt. Die Erfahrungsphilosophie ist von Haus aus Revolution, nicht bloß gegen das Bestehende, sondern noch viel mehr gegen die Beziehungen des Menschen zum übersinnlichen Gebiet. Es ist, als sollte an allem Höhern, an allen Stützen der socialen Ordnung gerüttelt werden. Allerdings sagt man es uns täglich und nachtönt es von allen Seiten in tausendfältigem Echo, der Kampf gehe nicht gegen Kirche und Christenthum. Aber offen verlangt man von der Kirche: erstens, sie solle auf die Behauptung verzichten, in ihrem Glauben die objektiv gültige Wahrheit zu besitzen, sie solle sich damit begnügen, eine religiöse Denomination sein zu wollen wie die anderen; zweitens, sie solle sich jeden realen Einflusses auf alle irdischen Beziehungen des Menschen begeben und sich darauf beschränken, eine staatlich concessionirte Gefühls-Befriedigungs-Anstalt zu sein. Diese Forderungen bedürfen keines Commentars. Sie enthalten die direkteste Leugnung des Christenthums und der Kirche, die man sich denken kann; sie werden gestellt von jener Philosophie, die nichts Höheres kennt, als den Menschen. Man braucht nur die Augen zu öffnen, um zu sehen, wie weit die Anschauung verbreitet ist, welche den Werth der Religion nur nach dem zeitlichen Nutzen und den irdischen Interessen beurtheilt. Erfahrungsphilosophie.

Von dieser nämlichen Einzig-Berechtigung des Irdischen wird ein vierter Culturfaktor getrieben, der voranrasende Fortschritt, dem neue Communikationsmittel, neue Erwerbsquellen, neue materielle Lebensverschönerungen das Höchste sind; Bestrebungen, die selbstverständlich sind auf dem Boden der Erfahrungsphilosophie.

Hieran hängt sich wie der Lehm an das Rad eine fünfte Culturmacht. Es sind die gedankenlosen Lebemenschen, die zahllos wie der Staub auf der Straße in ihrem Sinnesrausch nicht beunruhigt oder in ihren Finanzoperationen durch nichts gehemmt sein wollen. Auf ein solches vegetales Dasein gehört — wie Algen auf stehendes Wasser —

die Erfahrungsphilosophie, der gemäß im realen Leben nur irdische Nützlichkeitsrücksichten maßgebend sein dürfen.

Und nun sechstens der endlose Schwarm mit dem Winde ziehender, nachbetender Halbgelehrten. Sie lesen vielleicht in dickleibigen Philosophieen. Aber was verstehen sie vom transscendenten Realismus des Unbewußten? Was kümmert sie Kants und Lange's kritischer Idealismus? Sie merken sich vor Allem nur Eins: die Erfahrungsphilosophie, die ihnen gestattet, sich mit dem Sinnfälligen zufrieden zu geben und sich um das, was man nicht genießen und in Geld umsetzen kann, keine Sorge zu machen.

Siebentens endlich stehen im finstern Hintergrunde der Gegenwart die grollenden Schaaren der Socialdemokraten. Die Erfahrungsphilosophie hat das Eigenthümliche, daß sie nicht bloß für das Publikum der Gebildeten, sondern auch für die Massen der Arbeiter sich leicht populariſiren läßt. Schauen wir uns diese, wie Lange sie nennt, „zum Bewußtsein ihrer höhern Bestimmung gelangenden untern Volksklassen" an, so wird es uns erst recht klar, daß diese Philosophie eine Zukunft hat. Was ist der ganze demokratische Gedankenkreis anderes, als eine Erfahrungsphilosophie? Wenn alles Übersinnliche für das reale Leben werthlos ist, wenn der Mensch und nur der Mensch die Quelle des Rechtes ist, warum soll man die aus einem übersinnlichen Ideenkreise stammenden Begriffe von Autorität, Recht, Eigenthum noch heilig halten? Warum soll man nicht auf dem Schutte der christlichen Lebensordnung eine neue, heidnische zu errichten trachten, in der die Menschen in absoluter individueller Gleichberechtigung gleich Raubthieren einer höhern Rangordnung sich in die Sinnesgenüsse des Lebens theilen?

Das Begnügen mit der gegebenen Welt, dieser Grundsatz der Erfahrungsphilosophie, kocht und gährt und drängt also in allen Gesellschaftskreisen als ein Umsturzprinzip. Wir gestatten uns, die Worte des beim modernen Publikum bereits sehr beliebten A. F. Lange der Beachtung zu empfehlen: „Durch unsere ganze Zeit geht der Grundzug der Erwartung einer großartigen und fundamentalen, wenn auch vielleicht still und friedlich (?) sich vollziehenden Reform aller Anschauungen und Verhältnisse. Man fühlt, daß die Weltperiode des Mittelalters erst jetzt sich dem Ende zuneigt, und daß die Reformation und selbst die französische Revolution vielleicht nur Dämmerungsstrahlen eines neuen Lichtes sind" (l. c. S. 109). Was soll die Frucht dieser universalen Revolution sein? „Materiell," sagt Strauß in seiner Betrachtung über

Julian, „ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten versuchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie, harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen, christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind." Und Czolbe belehrt uns, „harmonische Menschlichkeit" entspreche jener Philosophie, die den Menschen ausschließlich auf die Sinne anweise, und die auf „sich selbst beruhende Mannhaftigkeit" werde dadurch bedingt, daß man auf alle Erkenntnisse resignire, welche außerhalb der Sinneserfahrung liegen. Dieser nämliche Czolbe sagt uns: „Es ist ein Beweis von Anmaßung und Eitelkeit, die erkennbare Welt durch Erfindung eines Übersinnlichen verbessern zu wollen. Ja gewiß — die Unzufriedenheit mit der Welt der Erscheinungen ist eine moralische Schwäche." (Neue Darstellung des Sensualismus, Leipz. 1855, S. 188.) In einer spätern Schrift (Die Grenzen und der Ursprung der menschl. Erk. Jena und Leipz. 1865) erklärt er, er fühle sich der natürlichen Weltordnung gegenüber moralisch verpflichtet, mit derselben zufrieden zu sein. Doch wir müßten ein Buch füllen, wenn wir hier durch Citate erhärten wollten, wie man aus allen verschiedenen Gruppen der Erfahrungsphilosophen heraus nicht bloß die destruktiven Culturtendenzen in ein Pflichtgewand zu kleiden trachtet, sondern überdieß sucht, den schneidigsten Gegensatz zwischen der bisher geläufigen christlich-vernünftigen Moral und der sinngemäßen Zukunftsmoral als Culturdogma zu proklamiren. Man thut das, indem man bald verblümt, bald schamlos offen den Dienst Gottes als Immoralität brandmarkt und die Sünde als ästhetisch schön glorifizirt. So weit gehende Verirrungen kann man sich nur dann erklären, wenn man daran denkt, daß der satanische Haß gegen Gott und gegen das Gute, welcher zu Zeiten mehr als gewöhnlich in der Menschengeschichte aufzulodern und zu Gewaltthaten zu drängen pflegt, in unserer wissenschaftlichen Zeit eine wissenschaftliche Formel gesucht, und in der beschriebenen zeitdienerischen Culturphilosophie gefunden hat.

7. Wird der Erfolg dieser „Zukunftsphilosophie" ein bleibender sein? David Friedrich Strauß hat uns Christen die Antwort auf diese Frage nahe gelegt, indem er die jetzige Cultur zu der Julians des Apostaten in Parallele stellte. Auch ohne gläubiger Christ zu sein, kann man der bevorstehenden Herrschaft der Culturphilosophie, dem „neuen Lichte",

dessen Dämmerungsstrahl, wie A. F. Lange uns belehrt, die französische Revolution gewesen ist, höchstens die Dauer einer großen Feuersbrunst in Aussicht stellen. Ihre Macht besteht in der puren Negation.

Wir sagten zu Anfang, der Culturkampf drehe sich jetzt darum, die Menschheit unter Beibehaltung christlicher Äußerlichkeiten um den Inhalt des Christenthums zu betrügen. Wir könnten hinzufügen, was freilich auf den ersten Blick nicht viel zu sagen scheint: man will jetzt die denkende Menschheit unter Beibehaltung des Namens der Philosophie um jede Philosophie betrügen. Denn die Erfahrungsphilosophie verwehrt uns ja eben die Philosophie, indem sie uns ein ernstliches, geordnetes Nachdenken über den Grund der Dinge verwehrt. Sie ist also eine Negation der Philosophie. Sollte vielleicht dieser Schaden nicht so wesentlich erscheinen, nun, so bedenke man, daß das Nachdenken über den Grund der Dinge für uns Menschen eine Naturnothwendigkeit ist, so stark, daß sich ihr noch nie ein Mensch auf die Dauer entwunden hat[1]. Mit Gruppiren und Classificiren der Phänomene ist uns nicht geholfen, es drängt uns weiter und tiefer. Man beobachte doch nur die modernen Culturphilosophen, wie sie sich vergebens abplagen, alle übersinnlichen Erkenntnisse aus ihrem Geiste auszuwischen. Sie bilden den schlagendsten Beleg dafür, daß die Fragen Woher, Warum, Wozu mit einem instinktmäßigen Zwange aus dem innersten menschlichen Wesen immer wieder auftauchen. Der Mensch ist nun einmal mehr als ein sinnliches Wesen. Mag man alle jene tiefen Fragen, welche wie der Blüthenduft das Dasein der Blume, so das Vorhandensein eines übersinnlichen Elementes im Menschen verkündigen, mag man jene Fragen durch irgend einen Terrorismus zurückdrängen: bald stehen sie wieder da; und wie die Magnetnadel nach was immer

---

[1] Wir erinnern an die „Philosophischen Bestrebungen im deutschen Culturlager", die wir in unserem vorigen Artikel vorführten. Vgl. VIII. Bd. dieser Zeitschrift S. 481. Dieser Hinweis bietet uns zugleich erwünschte Gelegenheit, auf einige sinnstörende Fehler, welche in jenem Artikel durch ein Versehen unverbessert blieben, aufmerksam zu machen.

Seite 484 Zeile 1 von oben nach Einheit fehlt der Apperception;
S. 486 Z. 10 v. unten gestützt statt gestutzt;
S. 489 Z. 15 v. unten mit dem man alle statt den man mit allen;
S. 490 Z. 15 v. oben mit Ausschluß statt mit Einschluß;
S. 492 Z. 5 v. oben Grund statt Punkt;
S. 492 Z. 19 v. oben abschließender statt abschießender;
S. 493 Z. 19 v. unten formenklar statt sonnenklar.

für Schwingungen auf ihren Pol zurückkehrt, so zieht es den Menschen zu jenen Fragezeichen, um darauf gebieterisch eine widerspruchslose Antwort zu fordern.

Diese Thatsache leuchtet Jedem ein, der „beobachten" will; sie wird nicht bloß von Aristotelikern und Christen anerkannt. So sagt Schopenhauer recht treffend: „Das metaphysische Bedürfniß des Menschen entspringt aus einer Verwunderung über die Welt und unser eigenes Dasein, indem diese sich dem Intellekt als ein Räthsel aufdrängen, dessen Lösung sodann die Menschheit ohne Unterlaß beschäftigt. Nur dem gedankenlosen Thiere scheint sich die Welt und das Dasein von selbst zu verstehen. Dem Menschen hingegen ist sie ein Problem, dessen sogar der Roheste und Beschränkteste in einzelnen helleren Augenblicken lebhaft inne wird, das aber Jedem um so anhaltender und deutlicher in's Bewußtsein tritt, je heller und besonnener dieses ist und je mehr Stoff zum Denken er durch Bildung sich angeeignet hat" (Welt als Wille und Vorst. II. S. 170).

Und müßte er sich sagen, daß es auf jene Fragen für den unbefangenen, gutwilligen Menschen keine genügende Sicherheit gäbe, so wäre das menschliche Dasein eine recht verzweifelte Narrenposse, eine Tantalus-Hölle, oder um ein Wort Schopenhauers zu gebrauchen: „eine unnütze Weise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts".

Die Erfahrungsphilosophie besagt somit eine Negation der menschlichen Natur, wie sie faktisch ist; sie ist ein Hinabdrücken des Menschen zum Standpunkte eines zweifüßigen, von schmutziger Gewinn- und Genußsucht gequälten Thieres, das sich von seinen vierbeinigen Vettern nur durch höhern Grad von Raffinität unterscheidet. Eine solche Philosophie ist wohl die Quelle von Thatkraft, aber von der Thatkraft des Barbaren, der die edlen Gebilde der Civilisation herzlos niedertritt; sie facht eine Begeisterung an, aber die Begeisterung der Bestie, die sich am Blut und an der Qual des vergewaltigten Opfers labt.

Angesichts dieses Sachverhaltes können wir Christen unter dem Druck des Triumphes der „Culturphilosophie" voll Zuversicht mit dem Apostel sagen: Dejicimur sed non perimus (2 Cor. 4, 9). Ja, wir dürfen die Hoffnung hegen, daß dieser „Triumph", wie in der Wissenschaft die Rückkehr zur Philosophie der katholischen Vorzeit, so im Völkerleben die Rückkehr zur christlichen Lebensphilosophie mit ihren erhabenen, menschenwürdigen Zielen einleiten wird.

T. Pesch S. J.

General Lamoricière.

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten," sagt Göthe in seinem Tasso. Diese Worte haben in dem Lebensgange Lamoricière's stets ihre Bestätigung gefunden; sie bewahrheiten sich auch noch nach seinem Tode in der Biographie, welche eine treue Freundeshand mit Begeisterung und meisterhaftem Geschick entworfen hat. Es liegt ein eigentlicher Genuß darin, in das innere Weben und Streben einer kräftigen Mannesseele hineinzuschauen und die bunten Scenen der Thatkraft, des entschiedenen Kämpfens und Ringens vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen; der Schlußeindruck wirkt ja immer stärkend und erfrischend. Unsere Zeit bildet Sklaven, aber auch Männer; die letzteren sind es, welche sich durch ein solches Bild, wie es uns das Leben Lamoricière's bietet, gerne „festhalten" lassen; denn sie finden darin dasjenige, dessen sie selbst im Kampfe bedürfen: Muth, Ausdauer und offene Ehrlichkeit Gott und den Menschen gegenüber. Ist es von diesem Gesichtspunkte aus schon gerechtfertigt, eine kurze Lebensskizze des Mannes zu liefern, der, „obgleich er nie den Erfolg einer einzigen seiner Unternehmungen sah, dennoch an keiner verzweifelte und den Kampf für seine Überzeugung bis zum letzten Hauche seines Lebens unerschrocken und ungebrochen fortsetzte", so dürfte diese Skizze auch noch aus einem anderen Grunde zeitgemäß sein. Das Leben Lamoricière's fällt ganz in unsere Zeit und liefert uns gewissermaßen ein Stück der Geschichte des heute herrschenden Liberalismus. Neben Lamoricière sehen wir Personen auftreten, deren Intriguenspiel, obgleich sie selber von der Bühne abberufen sind, sich noch immer fortspinnt; die Rollen sind geblieben, nur die Spieler haben gewechselt.

Lamoricière war von Jugend an in liberalen Ideen befangen; aber weil er es ehrlich meinte, zerstoben vor seinem klaren Blicke alle Illusionen. Er fand Gelegenheit, die Phrasen von „Volksbeglückung", „Gewissensfreiheit", „Volkssouveränetät", „freier Kirche im freien Staate" und wie sie alle heißen mögen, in ihrer ganzen Hohlheit zu erkennen. Als bei Castelfidardo und Ancona der Erfinder der „politischen Heuchelei" über die Treue und den guten Glauben katholischer Geradheit den schmählichsten Sieg davontrug, da legte der besiegte Lamoricière mit dem Ehrenkranz seines Ruhmes die letzten warmgehegten Ideen, die ihn

noch mit den modernen Theorien verknüpften, am Fuße des Kreuzes nieder. Der Liberalismus hatte in ihm den Liberalismus besiegt. Die Encyclica vom 8. December 1864 und den Syllabus begrüßte der General mit den Worten: C'est la vraie vérité . . . Durch unsern freien Gehorsam verwirklichen wir das große Wort, welches Bossuet einst dem Freiheitsschwindel seiner Zeit gegenüber ausgesprochen hat: „Jene gehen durch die Unabhängigkeit zur Knechtschaft, wir durch den Gehorsam zur Freiheit." Das Leben Lamoricière's ist eine schlagende Widerlegung des Liberalismus und eine Apologie unseres heiligen Glaubens.

Leider ist uns nur gestattet, eine kurze Skizze dieses Lebens den Lesern dieser Zeitschrift zu bieten; indessen hoffen wir auch so schon, in weiteren Kreisen das Interesse für die hervorragende und edle Persönlichkeit des Generals zu beleben und dadurch der jüngst erschienenen ausführlichen Biographie, der wir hier folgen, und aus der wir nur einen dürftigen Auszug bringen, viele Freunde zu erwerben[1]. Mit dem Biographen unterscheiden wir, dem Lebensgange Lamoricière's durchaus entsprechend, drei Perioden: das militärische, das politische, das religiöse Leben des Generals.

1. Der Soldat. 1806—1847. Doppeltes Blut floß in Lamoricière's Adern; von väterlicher Seite das Blut eines ächtkatholischen, königstreuen Bretonen, von der Mutter her das Blut der Revolution und der modernen Aufklärung. Sein Vater, Sylvester de Lamoricière, focht unter Charette „für Gott, König und Vaterland" unter der Devise: „Spes mea Deus"; während der Vater seiner Mutter die blauen Freiwilligen im Kampfe gegen die Vendéer befehligte. Trotz dieser Verschiedenheit kam es, als der Friede wieder hergestellt war, zur Heirath zwischen Sylvester de Lamoricière und dem Fräulein von Robineau,

---

[1] Le Général de La Moricière. Sa vie militaire, politique et religieuse. Par E. Keller, député du Haut-Rhin. Paris 1874. 2 vols. Keller's Werk darf als eine Musterbiographie bezeichnet werden. Mit sicherer Hand hat der berühmte Verfasser das reiche Material bewältigt und mit großer Gewandtheit und Eleganz das schöne Bild bis in seine Einzelheiten dargestellt. Alles ist mit großer Objektivität geschildert und frei von jener Ueberschwänglichkeit, die sonst gar zu oft die französischen Biographien zu hochtrabenden Panegyriken hinaufschraubt. Auch wird sich kaum etwas finden, was unsere nationalen Anschauungen stoßen könnte. Wir dürfen daher den lebhaften Wunsch äußern, daß eine geübte Feder das vorliegende Werk in unserer Muttersprache weiteren Kreisen zugänglich machen möge.

da die beiden Familien vor der Revolution in innigem Verkehr mit einander gestanden hatten. Die Ideen ließen sich aber nicht vereinigen; Herr de Lamoricière blieb der fromme königstreue Bretagner, seine Gattin die indifferente, für die Revolution schwärmende Dame ihrer Zeit. Dieser Zwiespalt dient sehr zur Erklärung von Lamoricière's späterem Lebensgang.

Ludwig Christoph Leo wurde am 5. Februar 1806 zu Nantes geboren. Nach dem Willen seines Vaters empfing er einen tiefreligiösen gründlichen Unterricht. Aber leider starb Herr von Lamoricière gerade, als der fünfzehnjährige Leo vor Allem der väterlichen Leitung bedurft hätte, um sich Rechenschaft zu geben über die bestehenden Theorien, welche glaubenslose Lehrer seinem jugendlich glühenden Geiste vorhielten. Es bewährte sich auch hier wieder wie in so manchem Leben, daß der Mutter zunächst das Herz des Kindes gehört und das Mutterwort am tiefsten in der Seele haftet.

Bald nach dem Tode des Vaters verlor Lamoricière in der kalten Atmosphäre, die ihn zu Hause und in der Schule umgab, alle religiöse Wärme. Ungebändigter Wissensdurst verdrängte jedes andere Bedürfniß aus seiner Seele. Nur ein Gut blieb ihm von der gründlichen Erziehung der frühen Jugend. Er warf den Glauben nicht ganz über Bord, sondern begnügte sich damit, alle praktische Übung bei Seite zu lassen und sich nicht weiter um die religiösen Dogmen zu bekümmern. Vergebens suchten die ersten Lehrer in Paris und später in Metz den talentvollen Jüngling für ihre atheistische Richtung zu gewinnen; Lamoricière hielt solche Fragen für zu wichtig, als daß er sie mit leichtem Spotte hätte abfertigen und sich durch Phrasen und leeres Gerede hätte überzeugen lassen können. Er wollte seinen Glauben nicht ohne reifliche Prüfung aufgeben, aber er verschob diese Prüfung auf eine spätere Zeit. Für jetzt lagen ihm andere Dinge am Herzen, seine Vorbereitung für den Eintritt in die polytechnische Schule und die Armee.

Lamoricière zeichnete sich überall aus durch den Eifer und die Gründlichkeit, mit welcher er an jede Arbeit ging. Dieser Eifer bewahrte ihn vor der moralischen Verkommenheit, die sonst in jenen Schulen nur gar zu sehr zu herrschen und ihr Scepter zu schwingen pflegt. Er stand in seinem 24. Jahre, als er sein Offiziers-Diplom erhielt und in das Geniecorps zu Montpellier versetzt wurde. Hier gährten zu jener Zeit die Ideen des Saint-Simonismus, welche damals aber noch nebelhaft und unbestimmt waren. Gegen die Negation des Voltairismus

suchte man einen Halt in der positiven Wahrheit. Das Christenthum bot sich dar als die einzige Anstalt, welche auf allen Gebieten wahrhaft Segen gestiftet hatte, aber man glaubte, daß dieses Christenthum einer Verjüngung bedürfte. Ohne Glauben und somit ohne Verständniß des Christenthums wollte man den alten Glauben durch einen neuen Glauben ersetzen. Es war ein analoges Streben wie in der deutschen Schule der Romantik, und so war denn auch der Erfolg ein ähnlicher; die Anhänger Saint-Simon's spalteten sich in drei Kategorien: in positive Rationalisten, mystische Rationalisten und in solche, welche durch den Irrthum zur Wahrheit, zum gläubigen Katholizismus, gelangten. Zu den letzteren gehörte Lamoricière — freilich erst nach langen Jahren. Doch sollte er schon in Afrika die Gehaltlosigkeit der Theorien erkennen, denen er in Montpellier als einer Beglückung für die Menschheit mit Feuer ergeben war.

Im Jahre 1830 unternahm Frankreich seinen Zug gegen Algier. Lamoricière befand sich unter den ausgewählten Offizieren, welche an dieser Expedition theilnehmen sollten. Schon 7 Tage nach deren Ankunft auf afrikanischem Boden zeichnete er sich bei der Erstürmung einer Redoute aus und legte durch diese erste Waffenthat den Grund zu seiner spätern Größe und zu seinem Ruhme.

Es ist uns nicht möglich, an dieser Stelle den jungen Offizier Schritt auf Schritt in allen Unternehmungen zu begleiten und seine hervorragende Thätigkeit in der Pacification und Colonisation des Landes, oder die glänzenden Kämpfe und Siege, welche die Franzosen unter seiner Führung auf dem Boden Afrika's erstritten, eingehend zu schildern. Lamoricière, der sofort die Sprachen, Sitten und Gebräuche des Landes studirte, der bei jedem Schwertstreich zugegen war, der es ernstlich meinte mit der dauernden Gründung der französischen Herrschaft in Algier, glänzte überall in der vordersten Linie. Ein flüchtiger Überblick über diesen ersten Theil seines Lebens dürfte übrigens nicht uninteressant sein.

Der junge Offizier durchschaute bald mit klarem Blicke, wie die Eroberung Algiers in's Werk zu setzen sei, und er gab sich rüstig an die Arbeit. Indem er von den Feinden lernte, gründete er das Zuaven-Corps und gab der französischen Armee jene Truppengattung, welche allen Anstrengungen des heißen Klima's gewachsen, leichtgerüstet und abgehärtet, den raschen Araber bis in die entlegenste Weite zu verfolgen wußte und so erst die dauernde Eroberung und Beruhigung des Landes ermöglichte.

Dann rief er die arabischen Bureaux in's Leben, die freundschaftlich mit den einzelnen Stämmen verhandeln, Käufe abschließen und die innere Verwaltung regeln sollten, anstatt die Einzelnen mit dem Schwerte auszurotten und zu vernichten. An Intriguen fehlte es nicht, um diese seine Thätigkeit zu hindern; denn an den höchsten Orten sah man nur ungern die Befähigung und den steigenden Einfluß des jungen Offiziers. Ja, man war nahe daran, seine Schöpfungen aufzulösen, als die Eroberung von Constantine den Namen Lamoricière's mit neuem Ruhme umgab. Seine Tapferkeit hatte das Felsennest für Frankreich erschlossen. Die Bureaukraten in Paris ärgerten sich fast darüber, denn die Volksstimmung verlangte die Beförderung des Eroberers von Constantine, und das Ministerium hegte nicht die geringste Lust, die Tapferkeit eines so jugendlichen Soldaten in einer Weise anzuerkennen, welche den Beförderungslisten entgegen war. Doch wohl oder übel, man mußte sich beugen. Mit 30 Jahren wurde Lamoricière Colonel, bald darauf Maréchal du Camp und schließlich (1840) General und Commandant der Provinz Oran.

Unterdessen war Abd-el-Kader, vor dem Lamoricière lange vergebens gewarnt hatte, zu einer Macht herangewachsen und machte den Franzosen die Eroberung streitig. Allein an dem Commandanten von Oran fand er einen Gegner, der ihm gewachsen war. Lamoricière verjagt den Emir aus seiner Hauptstadt Mascarra, zwingt die Hachems, den stärksten und unbotmäßigsten Stamm, zum Gehorsam, errichtet tief im Innern des Landes ein ganzes Netz von festen militärischen Stationen und nöthigt Abd-el-Kader, jenseits der Grenze im Reiche Marocco eine Zufluchtsstätte zu suchen. Der Kampf schien beendet, als plötzlich von Neuem ein Aufstand ausbrach, schrecklicher als je zuvor (1845). Zu Sidi-Ibrahim metzelte Abd-el-Kader über dreihundert Franzosen an einem Tage nieder und übte so blutige Wiedervergeltung für die Verbrennung eines ganzen arabischen Stammes in den Gebirgen von Dahra durch den General Bugeaud. Lamoricière haßte diese Greuelthaten; er hat nie seinen Namen durch Grausamkeit geschändet und nie durch harte oder ungerechte Maßregeln die Stämme zur Wiedervergeltung oder Rache gereizt, so kräftig er auch stets die rebellirenden Araber zur Ruhe zu bringen verstand. Auch über den neuen Aufstand ward der Gouverneur von Oran Meister; in zwei entscheidenden Treffen schlug er den Feind und vernichtete Abd-el-Kaders Macht, so daß dieser sich nicht mehr aus dieser Niederlage erhob, wenngleich er den Kampf noch nicht aufgab.

Mit voller Ruhe konnte Lamoricière sich nun dem Werke der Colonisation widmen, und bethätigte dabei dieselbe Energie und denselben praktischen Blick, wie in der Leitung der militärischen Operationen. Als sodann Abd-el-Kader, der den Kaiser von Marocco durch Hochmuth gereizt hatte, sich genöthigt sah, auf französisches Gebiet zu fliehen (1847), war es Lamoricière, dem der Emir seinen Degen als Zeichen der Unterwerfung übergeben wollte. Nur diesen General anerkannte Abd-el-Kader als seinen ebenbürtigen Gegner und als seinen Besieger.

Kurz nach diesem Ereignisse schiffte sich Lamoricière nach der Heimath ein. Er hatte sich schon ein Jahr vorher zum Deputirten wählen lassen, um in der Kammer die Interessen des Landes, das er mit dem Schwerte erobert hatte, auch mit dem Worte zu vertheidigen. Die Ereignisse fügten es, daß er tiefer in die Politik geschleudert wurde, als er beabsichtigt hatte. Er sah Afrika, auf dessen Boden er 17 Jahre gelebt und seinen Ruhm begründet hatte, nicht wieder. Bevor wir den Lebenslauf des Generals weiter verfolgen, müssen wir nothwendig noch einige Punkte aus dem Vorhergehenden kurz hervorheben, die zum Theil Lamoricière's innere Entwickelung betreffen.

Hinsichtlich seiner politischen Meinungen war der General damals noch stark im Schwanken. Er wollte die Ordnung und suchte ihr zu dienen; allein die wahren Grundsätze der Ordnung kannte er noch nicht. Der Sturz der älteren Linie der Bourbonen berührte ihn daher zwar wenig; noch weniger aber sympathisirte er mit dem Bürgerkönigthum der jüngeren Linie, dem er keinen rechtlichen Boden zuerkennen konnte. Auch fühlte er bald heraus, daß dieses Zwitterding von Conservativismus und Revolution dem Lande kein Heil zu bringen vermochte. Er nannte es „eine Regierung, die, geboren auf den Barrikaden, nur ersticken werde, was die Restauration nicht anzugreifen gewagt habe." Lamoricière hatte bereits in Afrika einen Fortschritt in der Entwickelung gemacht; die Kraft, welche die umherstreifenden Araberhorden entfalteten, imponirte ihm. Er fand das Geheimniß dieser Kraft in der engen Verbindung der Religion mit der weltlichen Gewalt und schloß daraus, daß die systematische Trennung dieser beiden Faktoren, wie der Liberalismus sie anstrebte, den inneren Ruin der christlichen Staaten herbeiführe und sie der Anarchie in die Hände liefere. „Ich gebe nichts," schreibt er um diese Zeit, „auf alle Pflastereien, mit denen man die Löcher jenes unglückseligen Gebäudes, Constitutionalismus genannt, auszustopfen versucht. Es bricht zusammen, ehe es vollendet ist. Wahr-

haftig! Die Gesellschaft darf keine große Hoffnung auf diesen Rettungsbau setzen; denn er steht auf schwankendem Boden. Mit einem Worte — nach meiner Überzeugung ist es ebenso unmöglich, ohne gemeinsamen Glauben, ohne ein reelles moralisches Band, das alle Glieder verknüpft, die menschliche Gesellschaft neu zu organisiren, als es unmöglich ist, aus den Sandkörnern des Meeres einen Teig zu fabriciren." — An einem anderen Orte vergleicht er Frankreich mit einer alten Mähre, „auf der so viele Reiter gesessen, daß sie störrig geworden und weder Zaum noch Sporen fühlt . . . Aber das Übel sitzt tief und läßt sich nicht durch Strafgesetze heilen . . . Die Wunde der gesellschaftlichen Zustände — ist der Egoismus, die Vergötterung des Geldes, der Mangel an Glauben und der Mangel einer anderen Moral als jene ist, die das Strafgesetzbuch erzwingt." . . .

So läuterten sich allmählich seine Anschauungen. Während er es auf der einen Seite noch als einen Angriff auf die „Freiheit des Gewissens" erklärt, die Araber religiös zu beeinflussen, ist er doch der Erste, der für die französischen Colonisten Priester und Seelsorger verlangt. In Oran verwandelt er eine Moschee in eine Kirche und stellt einen Jesuiten als Seelsorger an, trotz der Einwendungen des Ministeriums, das die Muselmänner zu kränken fürchtete. „Jesuit oder nicht," sagte er zu dem Missionär, „was liegt mir daran! Wir werden uns verstehen. Gehen Sie voran. Wenn man Sie hindert, nehme ich Sie auf meine Schultern." Und doch wurde zur selben Zeit im Ministerium und in den Kammern die Austreibung der Jesuiten aus Frankreich ventilirt.

Von diesem religiösen Gefühle, das ihn freilich selbst noch nicht zur thatkräftigen Übung seines Glaubens bestimmte, geleitet, wies Lamoricière verschiedene Heirathsanträge zurück. Er wollte eine durchaus brave christliche Frau. Denn eine Frau ohne Frömmigkeit hielt er für ein „unbegreifliches Räthsel". Gott führte ihm in der That eine Lebensgefährtin zu, die auf seine eigene Umwandlung den größten Einfluß ausübte.

Während der siebenzehn Jahre seines Aufenthaltes in Afrika hatte Lamoricière eingesehen, daß der Liberalismus mit all' seinen gepriesenen Theorien nicht einmal die Colonisation eines kleinen Landes, die Civilisation einer halbwilden muselmännischen Welt zu erreichen vermochte. Er schob die Schuld mehr auf die falsche Anwendung der trügerischen

Prinzipien als auf die Prinzipien selbst. Nun sollte er erfahren, daß der Liberalismus sich selber nicht zu helfen wisse und überhaupt unfähig sei, dauernde Größe und wahre Freiheit zu begründen.

2. Der Politiker. Wenn irgendwo etwas im Stande ist, auch den blödesten Augen klar und deutlich zu zeigen, was unter der Herrschaft des Liberalismus aus einem mächtigen Staate werden kann und muß, so ist es die Lage Frankreichs unter dem Bürgerkönigthum. Das ganze Staatsgebäude war nur mehr eine Ruine, die dem leisesten Windstoß weichen mußte. Dieser Stoß brach herein am 24. Februar 1848.

Louis Philipp, der über die Barrikaden hinweg die Stufen des Königsthrones erklommen hatte, machte es keiner Partei nach Wunsch; nur die Bourgeoisie, das Mastbürgerthum, war zufrieden, denn sie führte ja das Staatsruder; der König herrschte, aber regierte nicht. Vergebens hatte der Bürgerkönig versucht, die leisesten Regungen der öffentlichen Meinung zu belauschen und durch die zarteste Schonung der Prinzipien von 1789 die Revolution zu befriedigen; vergebens jagte er die Jesuiten aus dem Lande und schädigte er die Kirche nach allen Seiten: die Revolution, mit der er liebäugelte, wurde dadurch nur noch muthiger in ihren Forderungen. Das Verbot eines politischen Festessens gab den Häuptern der Opposition die Veranlassung zur Revolution, die in einem Augenblick das ganze Bürgerkönigthum und seine Herrlichkeit hinwegfegte. Innerhalb zweier Tage war die ganze Umwälzung fertig. Louis Philipp und seine Dynastie hatten am Abend des 24. Februar aufgehört zu regieren und Frankreich verlassen.

Lamoricière hatte einmal eine Unterredung mit dem Herzog von Orleans. Als der Prinz den General fragte, was er von der Regierung Louis Philipp's und der orleanistischen Dynastie überhaupt denke, gab ihm dieser frei und frank zur Antwort: „Monseigneur, ich habe Ihnen meinen Eid geleistet und werde den Eid halten bis zum Ende. Aber, verstehen wir uns über dieses Ende. Als Ende gilt mir die Grenze des Landes. Verlassen die Fürsten das Land, dann bleibt mir der heimathliche Boden, das Vaterland zu vertheidigen." Darnach handelte der General in den Februartagen von 1848. Obgleich er in der Kammer vielfach auf Seiten der Opposition gestanden hatte, war er doch bereit, die Regierung der Revolution gegenüber zu vertheidigen. Am Morgen des 24. Februar bot ihm der König das Portefeuille des Kriegsministeriums an; er schlug es jedoch aus, da jetzt der Augenblick zum Handeln sei. Dagegen nahm er ein Commando unter dem Ober-

befehl des Marschalls Bugeaud an. Bugeaud aber war entmuthigt und hörte nicht auf Lamoricière, der eine gewaltsame Unterdrückung des Aufstandes anrieth. Die Bewegung gewann durch diese Unthätigkeit an Kraft, und wenige Stunden später unterschrieb Louis Philipp seine Abdankung und floh feige aus Paris. Die Revolution hatte gesiegt; aber sie spaltete sich sofort in zwei Theile: die gemäßigte und die rothe Republik. Erstere gewann die Oberhand und bot dem General, der zweimal in Gefahr gewesen war, von der Meute erschossen zu werden, abermals den Posten eines Kriegsministers an. Auch dießmal wies Lamoricière das Anerbieten zurück. Nachdem die Fürsten das Land verlassen, war er bereit, zu retten was zu retten war; aber die zweideutige Ehre, welche er von der Hand des Königs nicht annehmen wollte, war er noch weniger gewillt, aus den Händen der Revolution zu empfangen. Er vertheidigte die Ordnung und vier Tage hindurch schlug er sich in den Straßen von Paris gegen die rothe Republik und rettete damals Frankreich aus den Händen der Commune.

Erst, als die Ordnung hergestellt war, die gemäßigte Partei gesiegt hatte, nahm er in der jungen Republik unter Cavaignac das Portefeuille des Kriegsministeriums an. Lamoricière hatte in den letzten Wochen viel gelernt; mit dem Schwerte mußte er die Consequenzen der Principien von 1789, der „Gleichheit und Brüderlichkeit", die zum wilden Socialismus und Communismus führten, niederkämpfen. Aber noch immer vermeinte er, daß diese Übelstände aus der falschen Anwendung der „modernen Geisteserrungenschaften" hervorwüchsen. Er wollte daher diese Principien nun selber ehrlich und redlich erproben. Die Erfahrung sollte ihn auch hierin eines Besseren belehren. Zunächst stellten ihn die Umstände vor eine der Lieblingstheorien des Liberalismus. Lamoricière glaubte, die junge Republik müsse vor Allem ihre Kraft durch eine gewisse Machtentfaltung den europäischen Mächten gegenüber, wo möglich durch Siege, bewähren. Italien bot einen willkommenen Anlaß. Karl Albert suchte im Einklange mit den liberalen Bestrebungen die Einheit der Halbinsel zu begründen und Rom zur Hauptstadt des neuen Einheitstaates zu machen. Lamoricière war bereit, den König in diesen Absichten zu unterstützen, denn die Republik mußte nach seiner Anschauung gleichgesinnte Tendenzen befördern. Doch Cavaignac und die übrigen Minister dachten anders; sie fürchteten die Intervention der europäischen Mächte und entschlossen sich, die Hilferufe Karl Alberts nicht zu beachten. Das Höchste, was der piemontesische König erlangte, war, daß

Frankreich, in Vereinigung mit England, Oesterreich zu einem Waffenstillstand nöthigte, der in der That Piemont vor dem gänzlichen Untergange bewahrte. Schon hielt man in Paris alle Schwierigkeiten für beseitigt, als ein Brief Pius' IX. an Cavaignac ankam und um Unterstützung gegen die Revolution bat. Nun war man von Neuem zwischen zwei Stühle gesetzt. Der Liberalismus, welcher stürmisch die Trennung von Kirche und Staat verlangte als das Palladium allgemeiner Völkerfreiheit, sollte die weltliche Macht des Papstes vertheidigen und einen Souverän aufrecht erhalten, der aus innerster Überzeugung und in unerschütterlicher Wahrung des göttlichen Rechtes dem Grundsatz vom „souveränen Volke" thatsächlich in der schärfsten Weise entgegentrat! Es ist hier nicht der Ort, auf die geschichtlichen Thatsachen näher einzugehen. Cavaignac und seine Minister sahen sich genöthigt, trotz allen Widerstrebens eine Truppenabtheilung nach Rom zu schicken, nicht, um die weltliche Herrschaft des Papstes zu retten, sondern nur, um seine Person zu beschützen. Die Truppen kamen zu spät, Pius IX. war nach Gaëta entflohen. Um dieselbe Zeit wurde Cavaignac gestürzt, und Napoleon Bonaparte trat als Präsident an die Spitze Frankreichs. Napoleon verdankte vielfach diese Erhebung den Katholiken, er mußte daher in ihrem Sinne sich des Papstes annehmen; aber der alte Carbonaro durfte auch nicht mit den Revolutionären in Italien brechen. Und nun beginnt jenes niederträchtige Spiel der Perfidie, das man an anderem Orte und in ähnlichen Verhältnissen mit dem Titel „politischer Heuchelei" zu rechtfertigen gesucht hat.

Lamoricière hatte in der italienischen Frage seinen Standpunkt gegen den Papst genommen; erst, als Oesterreich Miene machte, die Rechte des Papstes zu vertheidigen, stimmte er für die bewaffnete Intervention, damit Frankreich Oesterreich zuvorkomme und „von der Freiheit rette, was zu retten sei". Man sollte den Papst zurückführen, aber ihn nöthigen, ein republikanisches Regiment in Rom einzusetzen, mit anderen Worten: auf seine weltliche Herrschaft zu verzichten. Durch die Erhebung Napoleons, dem Lamoricière von vorherein mit Mißtrauen entgegenkam, wurde der General seines Postens als Kriegsminister enthoben und als Gesandter nach Rußland geschickt. Hier sollte er Gelegenheit finden, die römische Frage von einem anderen Standpunkte betrachten zu lernen. Sein Liberalismus erlitt in Rußland die tiefste Wunde.

Es ist nicht ohne Interesse, hervorzuheben, daß Lamoricière schon

auf seiner Durchreise durch Deutschland mit scharfer Beobachtungsgabe voraussah, was sich erst nach seinem Tode verwirklichen sollte. Gleich in seiner ersten Depesche aus St. Petersburg weist er auf Preußen als die Hauptgefahr für Frankreich hin, und meint, daß hier der mächtigste Feind für Frankreich heranwachse. „Die liberalen Ideen überschwemmen Deutschland," sagte er, „mit ihnen ist die Idee der deutschen Einheit enge verknüpft. . . . Ein Preußen mit 30 Millionen ist nicht in unserem Interesse. Wenn Alles um uns wächst, ohne daß wir uns vergrößern, sinken wir durch diese Thatsache selbst. Die kleinen Staaten Deutschlands können sich Preußen gegenüber nicht halten." . . . Auch dem Kaiser Nicolaus äußerte er diese Befürchtungen. „Preußen will einen großen Bundesstaat im Nordosten gründen. . . . Wer weiß, ob dann dieser norddeutsche Bund mit seinen 27 oder 28 Millionen nicht die deutsch-österreichischen Besitzungen an sich reißen wird!" . . . „Sei'n Sie ruhig," entgegnete der Czar, „sollte dieß jemals eintreten, dann ist die Sache zu handeln an Ihnen und an Uns." . . . Auch über Rom sprach Lamoricière mit dem russischen Kaiser. Als Nicolaus sich einige Scherzreden über den Papst erlaubte, konnte sich Lamoricière nicht enthalten, seine Mißbilligung darüber an den Tag zu legen. „Frankreich ist katholisch," schloß er, „und wenn Frankreich nicht mehr katholisch ist, verfällt es dem Socialismus." Ähnlich hatte er im vorhergehenden Jahre in der Kammer den Rothen gegenüber zu sagen gewagt: „Sehr fromm bin ich nicht, aber dennoch sage ich Ihnen, meine Herren, wenn Sie sich über die Gefühle, die Wünsche und die Befürchtungen derer, die von Ihnen als Sektenanhänger betrachtet werden, hinwegsetzen, so vernichten Sie dadurch die Republik und Sie vernichten sich selbst." Lamoricière hielt den Glauben, dem er noch immer praktisch entfremdet war, doch für zu hoch und heilig, als daß er dem Unglauben gestattet hätte, seinen Spott und Hohn darüber auszugießen.

Von der größten Wichtigkeit für die innere Entwickelung Lamoricière's waren jedoch die Gespräche, welche er mit dem russischen Kanzler Nesselrode und mit dem österreichischen Minister, Fürsten Schwarzenberg, der sich gerade in Warschau befand, über die weltliche Herrschaft des Papstes führte. Beide Minister vertheidigten die Unabhängigkeit des Kirchenstaates. Als der General seine liberalen Ansichten über das Regiment, welches der Papst in Rom einführen müsse, entwickelte, entgegnete ihm Schwarzenberg: „Wir müssen vor Allem dahin trachten, die päpstliche Regierung so zu organisiren, daß sie sich vertheidigen kann und daß ihr

Bestehen gesichert ist. Wir können vom Papste keine Concessionen verlangen, welche mit dem Wesen seiner Autorität unverträglich sind und ihm jene Freiheit wieder rauben, die wir ihm zurückgeben wollen. Der Papst kann keine Concessionen machen, die in directem Widerspruch zu den Bestimmungen der Concilien stehen. Wir dürfen für Rom keine constitutionelle Regierung fordern, welche das Haupt der Kirche durch Kammern fesseln würde; denn das hieße mit anderen Worten dem Papste seine Macht entziehen." Mit logischer Schärfe widerlegte Schwarzenberg alle Einwürfe des Generals und hielt die völlige Unabhängigkeit des Papstes und seiner weltlichen Herrschaft mit aller Kraft aufrecht. „Residirt der Papst in Oesterreich, so haben wir es mit einem österreichischen Papste, residirt er in Frankreich, mit einem französischen Papste zu thun — und seine Entscheidungen sind ohne Gewicht." ...

Wie ist doch heute Alles anders geworden!

Diese Unterredungen gährten in der Seele Lamoricière's und forderten ihn zu reiflichem Nachdenken auf. Er schaute die Dinge von einem ganz anderen Standpunkte an, als er sich dieselben zurecht gelegt hatte. Immer mehr näherte er sich der Wahrheit.

Unterdessen hatte Napoleon den Staatsstreich vorbereitet. Lamoricière, der jeden Schritt des Präsidenten verfolgte, legte bei der ersten sicheren Kunde von dem bevorstehenden Wechsel seinen Posten nieder und eilte nach Paris. Vergebens suchte Napoleon den General an sich zu fesseln; dieser betrachtete den Präsidenten als einen Verräther an dem geschworenen Eide und wollte nicht gestatten, daß der Despotismus über Frankreich regiere. Dabei bedachte er nicht, daß das Volk, welches der Liberalismus zum „souveränen" Volke gestempelt hatte, sich wohl auch in die Arme eines Abenteurers werfen dürfe. Lamoricière's Unwillen stieg auf den höchsten Grad. „Man will Frankreich einen Herrn aufzwingen," rief er in der Kammer aus; „wir, die wir die Republik vertheidigen, wollen keinen Herrn. Und Sie, meine Herren, die Sie nach der Monarchie sich sehnen, werden finden, daß dieser Herr Frankreichs unwürdig ist. In Gegenwart dieses Versuches einer Usurpation werden jene Männer, welche die Gesellschaft und die Freiheit gegen den Despotismus der Straße vertheidigt haben, sich vereinigen und, gestützt auf die Kammer, mit Gottes Hilfe den Triumph des Gesetzes sichern."

Napoleon erwiederte diesen Drohruf dadurch, daß er in der Nacht vom 1. zum 2. December 1851 Lamoricière und seine Freunde gefangen nehmen und nach verschiedenen Gefängnissen in Paris, später nach Ham

abführen ließ. Einen Monat später erhielten die Gefangenen das Decret ihrer Verbannung. Lamoricière ging nach Belgien.

3. Lamoricière als Christ. — Lamoricière hatte seinen Glauben nie über Bord geworfen; in jeder Periode seines Lebens zeigen sich Spuren, welche von der Wahrheit, die in seiner Seele schlummerte, Zeugniß geben. In der Verbannung sollte diese Wahrheit jedoch wieder in ihrem vollen Glanze erwachen. Schon wenige Monate, nachdem er Frankreich verlassen hatte, schreibt er: „Gott hat mich in's Exil geführt, um mir Zeit und Muße zu geben, nachzudenken und die Dinge von einem Gesichtspunkte zu betrachten, von dem man sie als Dasjenige erkennt, was sie in Wirklichkeit sind." Mit allem Eifer gab er sich sofort an das Studium der katholischen Wahrheit, er bedurfte dazu drei Jahre, aber er legte auch so den Grund zu einem festen, allen Stürmen gewachsenen Glauben. In der Fastenzeit des Jahres 1855 empfing er zum ersten Male wieder die heiligen Sacramente und bewährte sich von da an als Katholik bis zu seinem Tode. Fast mit dem Eifer eines Ordensmannes bekämpfte er von jetzt an die Fehler seines Charakters; sein Haus gestaltete er um zum Muster einer christlichen Familie; er selber betete das Morgen- und Abendgebet vor. Seinen Freunden gegenüber machte er aus seiner Sinnesänderung kein Hehl, er suchte im Gegentheil fördernd und belebend auf sie einzuwirken. Thiers besuchte ihn einst in Brüssel und bestimmte als Stunde der Zusammenkunft 7 Uhr Morgens. „Um 8 Uhr werde ich bei Ihnen sein," ließ ihm Lamoricière sagen, „denn ich gehe in die heilige Messe."

Im Lichte des katholischen Glaubens erhielten auch die politischen Anschauungen Lamoricière's mit einmal eine andere Fassung. Für ihn war fortan nur der Katholicismus im Stande, das Ideal zu verwirklichen, welches die revolutionären Neuerer vergebens angestrebt hatten: er erkannte jetzt, daß die Freiheit Frankreichs, wie jedes Landes, nur auf der Basis der Überlieferung und der Hochachtung vor dem Recht begründet werden könne. Nur den Katholicismus hielt er für fähig, die Parteien zu vereinigen, die keine Theorie bis jetzt auf dem politischen Gebiete zu vereinigen vermocht hatte. Frankreich mußte wieder katholisch werden, um frei, stark und mächtig zu werden und seinen verlorenen Rang unter den Nationen Europa's einzunehmen. Die Demokratie hatte nun schon zweimal das Land dem Despotismus in die Arme geworfen, sie hatte in Lamoricière's Augen sich dadurch selbst vernichtet „Bei den Sprößlingen unserer alten Könige müssen wir

das Princip der Legitimität suchen, statt bei der Linie Bonaparte's." Dahin arbeitete Lamoricière aus allen Kräften; aber er wollte nicht, wie er der Herzogin von Orleans frei erklärte, die Rückkehr der Orleaniden, die sich „weder auf das Erbrecht, noch auf den Volkswillen berufen könnten, und als Repräsentanten der Bourgeoisie mit der Revolution identisch seien"; denn „nicht die Bauern, nicht die Arbeiter der Städte haben die Guillotine errichtet, sondern die Bourgeoisie." — Auch Lamoricière dachte an eine Fusion, an eine Erhebung des Grafen Chambord zum Könige von Frankreich mit „gemäßigterem" Regiment. Ganz konnte der General sich immer noch nicht von den Principien des Liberalismus trennen. Dazu trug viel bei, daß er sich fast nur in den Kreisen sogenannter „liberaler Katholiken" bewegte, die auf der einen Seite treue Söhne der heiligen Kirche sein wollten und auf der anderen Seite mit der gleißnerischen Lüge des Liberalismus liebäugelten. In Rom zerriß Lamoricière diese letzten Bande, die ihn noch mit dem Liberalismus verknüpften. Als er (1860) den Ruf des Papstes vernahm, der ihn zum Vertheidiger seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit erwählte, rief er aus: „Das ist eine Sache, für die ich gerne sterben möchte." Und als man ihn auf alle Schwierigkeiten aufmerksam machte, war seine einzige Antwort: „Wenn der Vater seinen Sohn zu seiner Vertheidigung ruft, dann bleibt nur Eines zu thun — zu gehen. . . . Den Ruf eines Vaters bemäkelt man nicht." —

Lamoricière ging nach Rom. Der alte Soldat erwachte, und mit Jugendfrische wie einst in Afrika schuf er sich ein Heer und setzte das Land in Vertheidigungszustand. Die Geschichte seiner kurzen Mühen und der Kämpfe von Castelfidardo und Ancona ist noch in Aller Erinnerung; wir brauchen darauf nicht näher einzugehen. Die junge Generation wird sie aus den Berichten kennen lernen, welche aus der Feder des Generals geflossen sind. Diese bilden ein bleibendes Denkmal des Muthes und der Aufopferung christlicher Helden, aber zugleich auch ein dauerndes Brandmal der Heuchelei des modernen Liberalismus.

Als treuer Sohn der katholischen Kirche, *rechtdenkend auf allen Gebieten*, kehrte Lamoricière aus Italien zurück. Seinen früheren Freunden, den liberalen Katholiken, die den General noch immer als Parteigenossen betrachten wollten und die gerne mit seinem Ansehen ihre weisen Rathschläge bei dem heiligen Vater bezüglich einer Versöhnung der Kirche mit den Principien von 1789 unterstützt hätten, erwiederte Lamoricière: „Ich bin der Soldat des Papstes, nicht sein

Theologe." „Die Principien von 1789," sagte er an einem anderen Orte, „sind nichts Anderes, als die Läugnung der Erbsünde." Wie er den Syllabus aufnahm, haben wir bereits früher erwähnt.

Wir sind am Schlusse dieses reichen Lebens angelangt. Der Tod nahm den edlen geläuterten Mann hinweg in der Vollkraft des Alters. Lamoricière's Gattin und Kinder weilten auf dem väterlichen Schlosse Chillon; der General selbst war eben im Begriff, von Prouzel abzureisen und sich mit ihnen zu vereinigen. Am Morgen des 10. September 1865, einem Sonntage, hatte er noch die heiligen Sacramente empfangen; den Tag benutzte er zur Vorbereitung für die Reise und am Abende hatte er eine lange Unterhaltung mit dem Pfarrer über die Wirksamkeit der Abläße für die verstorbenen Seelen im Fegfeuer. Um 10 Uhr verabschiedete sich der Pfarrer. Aber um 2 Uhr in der Nacht wurde er aus dem Schlafe geweckt und zu dem General gerufen. Lamoricière hatte einen Erstickungsanfall, die Folge einer Herzkrankheit. Er hatte sich dieses Übel in den Kasematten von Ham zugezogen. Der Pfarrer fand den Helden vor seinem Bette knieend, die Lippen auf ein Kruzifix gepreßt, das er in seinen Händen hielt. In dieser Stellung empfing er die Generalabsolution und starb gleich darauf heiter und mit freudiger Ergebung.

Wer das Leben eines Mannes und seine Größe nur nach den von ihm erzielten Erfolgen beurtheilt, wird allerdings in General Lamoricière nur Einen von den Vielen erblicken, deren ganze Lebensgeschichte in den Worten: „er hat gelebt und ist gestorben," begriffen ist; wer jedoch tiefer zu blicken vermag und nicht den äußern Erfolg zum Maßstab seines Urtheils macht, der wird gestehen müssen, daß wir in diesem Manne, so wenig er auch seine Unternehmungen von glücklichem Erfolg gekrönt sah, einen wahren christlichen Helden vor uns haben, der würdig ist, der Jetztzeit und der Nachwelt als Muster vorgestellt zu werden.

J. B. Diel S. J.

Das Kirchengut und sein Rechtsträger.

4. Wer ist also nach kirchlicher Auffassung der Rechtsträger des Kirchengutes?

Die Bekehrten des ersten christlichen Pfingstfestes faßten das Wort des Heilandes: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, und dann komm und folge mir nach," mit jener Begeisterung auf, die zur Verwirklichung drängte; sie verkauften all' ihre Habe und brachten den Erlös zu den Füßen der Apostel. Hier haben wir das erste kirchliche Vermögen vor uns; es ist von der Hand der Apostel selbst dazu gemacht. Denn es blieb jener Erlös nicht im Privatbesitze der einzelnen Gläubigen, auch nicht in der Weise, wie das zusammengetragene Vermögen eines Vereins nach Verhältniß der Beisteuer im Eigenthumsrechte der Mitglieder bleiben kann. Sonst wäre die furchtbare Strafe an Ananias und Sapphira (Apostelgesch. K. 5) wegen Betrugs und Unterschlagung eines Theiles der Verkaufssumme ihres Ackers kaum erklärlich. Hatten aber die Christen durch ein freiwillig abgelegtes Versprechen es als Pflicht auf sich genommen, sich ihrer Habe zu entäußern und dieselbe durch die Hand der Apostel zu einem gottgeweihten Gegenstande, zum kirchlichen Eigenthume zu machen, dann begreift es sich, wie ein Frevel, der einem Gottesraube gleich kam, durch das Gottesgericht eines plötzlichen Todes bestraft werden konnte. Der Erlös ging aber auch nicht in den Privatbesitz der Apostel über. Fürwahr, nicht dazu hatten diese Alles verlassen und die Nachfolge des armen Heilandes gewählt, um nachträglich durch die Habe der Gläubigen sich ein reiches Privateigenthum zu schaffen! Wenn irgend Jemand durch Gelübde sich verpflichtete, persönlich Nichts zu besitzen, so dürfen wir dieß vor Allem von den Aposteln annehmen, welche als Vorbilder vollendeter christlicher Heiligkeit allen Andern vorleuchten sollten. Die zusammengelegten Summen hatten folglich einen neuen Rechtsträger erhalten; sie waren kirchliches Vermögen geworden zu den kirchlichen Zwecken, wie sie sich in diesen Uranfängen der Kirche herausstellten, zum Unterhalte der Gläubigen selbst, welche um Christi willen auf allen Privatbesitz verzichtet hatten, zur Versorgung der Armen, zum Unterhalte der Apostel, zur Bestreitung dessen, was etwa für die gottesdienstlichen Verrichtungen aufgewendet werden mußte.

Das gemeinschaftliche Leben konnte freilich für die Gesammtheit der Christen nicht auf die Dauer fortgesetzt werden. Aber die gemeinschaftlichen Interessen oder die allgemein kirchlichen Zwecke wuchsen mit dem Wachsthum der Kirche, und sowohl die stetigen Bedürfnisse für den Unterhalt der Glaubensboten und für Kultuszwecke, als auch die zufälligen, z. B. bei augenblicklicher Noth einer speziellen Christengemeinde, forderten reichlichere Mittel. Denn die Unterstützung Nothdürftiger hatte die Kirche von jeher als ihre Aufgabe und als einen Hauptzweck des Vermögens, das ihr zufloß, betrachtet, so daß Tertullian den Heiden seiner Zeit das bedeutsame Wort zurufen konnte: „Wir sind dem Güterbesitze nach Brüder, während dieser bei euch das Bruderverhältniß fast überall zerreißt. Da wir der Gesinnung und der Seele nach in Eins aufgehen, so stehen wir auch nicht an, unsere Güter uns gegenseitig mitzutheilen. Alles ist bei uns gemeinschaftlich.“ Es gilt dieß Letzte wohl mehr von der freigebigsten Wohlthätigkeit, als von einem eigentlich gemeinsamen Vermögen. Und dieses Lob bezieht sich nicht bloß auf die Linderung der Noth von Seite Einzelner, vielmehr finden wir schon von den Zeiten der Apostel her öffentlich in der Kirche sonntägliche Sammlungen für die Armen veranstaltet, wozu Jeder nach Vermögen beitrug (1 Kor. 16, 1 u. 2). Bald aber bestand das kirchliche Vermögen nicht mehr bloß aus diesen Erträgnissen, sondern es kam auch schon zur Zeit der Verfolgung stabiler Güter- und Grundbesitz hinzu. Dieser wuchs bedeutend, als sich unter dem Schutze des weltlichen Armes alle Rechte der Kirche offen zeigen durften. Denn wie hätte es den Kindern der Kirche geziemend erscheinen können, daß sie selbst in Überfluß lebten, die Heiligthümer des Herrn aber in Dürftigkeit gehüllt sein sollten? Sie glaubten vielmehr ihre Habe nicht besser zu verwerthen, als wenn sie dieselbe zum Dienste dessen hergaben, durch dessen Segen sie ihnen zu Theil geworden war.

Anfangs nun concentrirte sich der Besitz vorzugsweise in der bischöflichen Kirche. Sie war ja damals die einzige, in der das Volk für den sonn- und feiertägigen Gottesdienst sich sammelte; und wenn auch bald in verschiedenen Orten und Dörfern andere Stationskirchen errichtet werden mußten, so standen diese doch unter unmittelbarer Leitung der Bischöfe. Daher wurden auch alle Bedürfnisse für den Unterhalt der Priester und Kleriker aus dem gemeinschaftlichen Vermögen bestritten, das der bischöflichen oder der Diözesankirche zugetheilt war, und als dessen oberster Verwalter der betreffende Bischof dastand. So

bestimmte noch das erste Concil von Orleans im Jahre 511 und selbst die Concile von Toledo, z. B. das vierte im Jahre 633 und das neunte im Jahre 655.

Allein im 6. und 7. Jahrhundert brach sich allmählich eine andere Praxis Bahn. Es wurde den einzelnen Kirchen und ihrem Klerus ein gesondertes selbstständiges Vermögen überlassen. Die ersten sichern Anklänge hiervon finden wir im Abendlande im zweiten Concil von Braga (572), im Oriente vielleicht schon um ein Jahrhundert früher, wenn wir anders dem Nicephorus Callixtus (Hist. Eccl. I. 13) Glauben schenken dürfen. Diese Anordnungen betrafen zunächst das bewegliche Vermögen, die Gaben der Gläubigen, welche beim Gottesdienste gesammelt, für den Unterhalt der Kirchen und ihre Diener bestimmt waren. Weit mehr noch wurde ein gleiches Verfahren bei unbeweglichen Gütern und überhaupt bei Vermögen beobachtet, welches etwa ausdrücklich zu einem bestimmten Lokalzwecke vermacht worden war.

Ferner begann das kirchliche Beneficien- oder Pfründenwesen sich allmählich auszugestalten. Die Theilung des kirchlichen Einkommens war früher unter unmittelbarer Leitung des bischöflichen oeconomus alljährlich, oder öfter noch, vorgenommen worden, indem gewöhnlich ein Theil für den Bischof, ein zweiter für den Klerus, ein dritter für die kirchlichen Bedürfnisse und ein vierter für die Armen bestimmt wurde, und was Bischof und Klerus erübrigten, an die Armen fiel. Später aber wurde diese Theilung ein für allemal durchgeführt. Man schuf gesonderte Vermögensmassen; für die einzelnen Kirchen die sogenannten Fabrikgüter; für die einzelnen zum Dienste einer besondern Kirche angestellten Geistlichen eigene kirchliche Pfründen; ebenso entstanden für andere fromme Zwecke eigene unabhängige Vermögensmassen.

Nun haben zwar im Laufe der Zeiten das Kirchengut und die einzelnen kirchlichen Institute manchen Wechsel erfahren; dagegen kämpfte die Habgier der Großen, die Ungerechtigkeit der Mächtigen, und menschliche Leidenschaft und Bosheit schwemmten so manche heilige Gabe hinweg; allein die juristischen Verhältnisse in Betreff der Verwaltung, Sonderung und des Rechtsträgers des Kirchengutes blieben im Wesentlichen unverändert. Diesen Rechtsträger zu ermitteln, soll jetzt unsere Aufgabe sein.

Bei der Musterung der zahlreichen hierüber aufgestellten Theorien ist man versucht, sie theilweise auf solche zurückzuführen, welche ein Bedürfniß fühlten, sich Gegner zu schaffen; denn nach näherer Prüfung bleiben manchmal betreffs bekämpfter Meinungen nur solche Differenzen

im Ausdrucke, die eine wesentlich sachliche Verschiedenheit nicht bedingen. Um die hervorragendsten Theorien zu erwähnen, erinnern wir, daß die Einen Gott, oder Christus als Menschen, oder die Heiligen als Eigenthümer hinstellen, Andere den Papst, die Bischöfe, die Patrone; wieder Andere machen die allgemeine Kirche, Andere die Einzelkirchen und Einzelinstitute, noch andere die kirchlichen, oder gar die bürgerlichen Gemeinden zu Eigenthümern, auch den Armen wird das Kirchengut zugeschrieben, oder es wird gar als herrenlos bezeichnet.

Wir glauben nun nicht, die einzelnen dieser Meinungen besprechen zu sollen; einige sind durchaus verwerflich, andere lassen einen richtigen Sinn zu. Was von den einzelnen zu halten sei, wird sich durch die Beantwortung folgender Fragen zur Genüge zeigen:

1. Ist bloß die allgemeine Kirche die rechtliche Vermögensträgerin, so daß ihr als Einer juristischen Person alles kirchliche Vermögen zuzuschreiben ist, oder sind die Einzelkirchen und -Institute für sich gesonderte Rechtssubjekte des respektiven Kirchengutes?

2. Was heißt es, die Kirche, die allgemeine oder die spezielle, und die kirchlichen Institute sind solche Rechtsträger? Werden dadurch etwa die Gemeinden zu Eigenthümern gemacht; oder werden die Bischöfe, sei es die einzelnen, oder ihre Gesammtheit, oder der Papst, als Herren des Kirchengutes hingestellt?

3. In welchem Sinne kann von einem Eigenthume Gottes, Christi, oder der Schutzheiligen die Rede sein?

1) Beantworten wir die erste Frage. Daß auch die allgemeine oder Gesammtkirche Vermögensträgerin sein kann, ist in dem vorletzten Artikel schon erklärt worden.

Selbst unter den akatholischen Rechtsgelehrten sind es die bedeutendsten, welche sich damit völlig einverstanden erklären. Puchta äußert sich in seinen „Vorlesungen" §. 26 also: „Auch die Kirche ist eine juristische Person, theils im Ganzen, theils in ihren Bestandtheilen ... Die Streitfrage, ob nicht bloß die letztere, ist im Kirchenrecht zu erörtern. Sie entscheidet sich nämlich nach der Vorfrage des Verhältnisses der Kirche zum Staat. In der That würde man mit demselben Rechte (nämlich als die Gesammtkirche) den Staat aus der Reihe der juristischen Personen streichen und bloß die öffentlichen Gemeinden darin stehen lassen können."

Und gewiß, ebensogut wie ein Grundstück, ein Haus, ein Kapital Diözesangut einer bestimmten Kirche zu werden vermag, kann es Eigenthum der Gesammtkirche werden. Die Möglichkeit des erstern ist gegeben einerseits in der Einheitlichkeit der Diözese und ihrem einheitlichen Zweck, andererseits in der die Rechtsverhältnisse einer juristischen Person schaffen-

den öffentlichen Macht. Oder ermangeln etwa diese beiden Faktoren, welche die äußere und innere Möglichkeit bedingen, der Gesammtkirche? Durchaus nicht. An der öffentlichen Macht, welche beim Rechtsverhältniß einer juristischen Person in Frage kommt, fehlt es hinsichtlich der Gesammtkirche ebenso wenig, als bei Einzelkirchen oder bei einzelnen Instituten. Nur drücken wir uns in Betreff der Gesammtkirche richtiger aus, wenn wir sagen: für sie bedarf es nicht des Willensentschlusses des kirchlichen Obern, um ihr das Recht zu geben, sondern nur, um dieses Recht durch wirklichen Besitzerwerb zur That werden zu lassen, d. h. sie zur wirklichen Vermögensträgerin zu machen. Denn das Recht birgt sie schon in sich und in ihrer göttlichen Stiftung. Durch diese ist sie mit Selbstständigkeit ausgerüstet worden; durch diese hat sie auch eine einheitliche Organisation erhalten. Freilich, wenn man alle Befugniß, konkretes Recht zu bilden, den Händen des kirchlichen Oberhauptes entwindet und in die des Staates legt, dann müßte ein sonderbares Experiment ausgeführt werden, um der Gesammtkirche irgend ein Recht zu vindiciren — ein lokal beschränkter Staat würde sich vermessen, eine unbeschränkte Jurisdiktion auszuüben, d. h. der räumlich unbegrenzten Kirche die Rechte einer juristischen Person zu geben!

Auch die erforderliche innere Einheit fehlt der Gesammtkirche nicht. In ihr ruht ja gerade die Einheit der verschiedenen Diözesen wie auf ihrem festen Fundamente. Letztere haben eine enger begrenzte, aber keine festere Einheit; im Gegentheil ist die Einheit der Einzelkirchen von der Gesammtkirche bedingt und in ihr beschlossen. Diese Einheit der Gesammtkirche als Eines großen moralischen Körpers wurzelt in dem einheitlichen Zwecke, welcher sich zwar abzweigt und gleichsam wie die Wurzelfasern eines gewaltigen Baumes sich hindurchschlingt durch den ganzen Boden der kirchlichen Wirksamkeit und in alle Orte ihrer Existenz hineinreicht, der aber dennoch in sich selber ungetheilt, dem Einen Ziele, der Beförderung der wahren Religion und des wahren Gottesdienstes, zusteuert.

Wenn dagegen Dr. v. Poschinger bemerkt, die Einheit der Kirche beziehe sich nur auf das Innere, es sei keine „Einheit des Säckels", so zeigt er, falls damit die Unmöglichkeit eines allgemein kirchlichen Ärars behauptet werden soll, daß er von der Einheit der Kirche einen grundfalschen Begriff hat. Diese ist nicht bloß eine innere, sondern wesentlich auch eine äußere, durch die Einheit der Regierung und Leitung bedingt.

Wie weit nun aber die allgemeine Kirche zum wirklichen Träger

von Vermögen geworden, das ist nach den thatsächlich getroffenen Dispositionen des kirchlichen Oberhauptes zu entscheiden, dem es zusteht, einen solchen Vermögensfond zu schaffen, wie das Staatsoberhaupt irgend etwas zum Fiskalgut machen kann. Sobald also der Papst irgend eine selbstständige Vermögensmasse für *nicht spezialisirte* Zwecke der allgemeinen Kirche hinterlegt, hat das Vermögensrecht der Gesammtkirche konkrete Gestalt genommen. Ein solches Vermögen existirt z. B. in der camera Apostolica und im gewissen Sinne in dem Besitze der Propaganda.

Hat aber entweder der Papst oder in Abhängigkeit von ihm, wenigstens ohne seinen Widerspruch, der Bischof einer Diözese für eine bestimmte Kirche oder ein bestimmtes Institut ein Vermögen gegeben, dann kann man nicht behaupten, daß die allgemeine Kirche die unmittelbare Eigenthümerin dieses Vermögens sei; wenigstens liegt zu solcher Annahme keine Nothwendigkeit vor. Oder ist das Vermögen, welches auf Bevollmächtigung seitens der obersten weltlichen Gewalt hin für einen bestimmten Zweck verschiedenen Instituten bleibend zugewendet ist, nothwendig im Dominium des Fiskus? Möglicher Weise *kann* in einigen Fällen die öffentliche Gewalt es bloß als Staats- oder Fiskalgut annehmen oder es dazu machen; in den meisten Fällen aber wird es eine gesonderte Rechtsstellung erhalten. Allerdings kann die Eine Gesammtkirche die Einzelkirchen, oder deren anderweitige Institute nicht vollständig von sich loslösen; sie kann ihnen zwar ein *eigenes*, nicht aber ein *völlig unabhängiges* Leben ertheilen. Allein diese Abhängigkeit ist nicht das Verhältniß der Rechtlosigkeit, noch das eines Nutznießers dem wahren Eigenthümer gegenüber, sondern des Unterworfenseins unter die oberste Gerichtsbarkeit. Solche Gewalt hat in gewissen wichtigen Fällen auch der Staat dem Privateigenthum gegenüber, z. B. durch das Expropriationsrecht. Dessenungeachtet fällt es Keinem ein, sich die Anschauung orientalischer Tyrannen anzueignen, so daß den Privatbesitzern das eigentliche Eigenthum abgesprochen und der Staat zum alleinigen Eigenthümer werden müßte.

Mit obiger Unterscheidung zwischen der Gewalt der obersten Gerichtsbarkeit und dem Eigenthumsrechte ist auch der Grund gelegt zur Lösung einer Schwierigkeit, welche manche verleitet hat, mit Ausschluß der Einzelkirchen in die Gesammtkirche oder in den höchsten kirchlichen Obern das Eigenthumsrecht zu verlegen. Letzterm nämlich steht das Verfügungsrecht über alle Kirchengüter zu, bei ihm also, mit Ausschluß aller An-

dern, ruht dasjenige Recht, welches gerade das Bedeutsamste beim Eigenthume ist; mithin — so schließt man — können der allgemeinen Kirche und ihrem obersten Regenten gegenüber die Einzelinstitute nicht als Eigenthümer, sondern nur als Lehensträger oder Nutznießer aufgefaßt werden. Doch dieser Schluß ist hinfällig; denn das oberste Verfügungsrecht ist in doppelter Weise denkbar, ohne daß daraus ein wahres Eigenthumsrecht abgeleitet werden könnte. Erstens liegt ein beschränktes Verfügungsrecht in der eben angedeuteten Befugniß zur Expropriation; ist deßhalb der dazu Befugte schon selbst Eigenthümer? Gewiß nicht. Zweitens kann, wie wir früher gesehen, ein noch unbeschränkteres Verfügungsrecht (s. diese Zeitschr. 1875, VIII. S. 262), ohne die Substanz des Eigenthumsrechtes zu berühren, von diesem getrennt werden; sonst wäre ja das Recht der Verwaltung und Verfügung über fremdes Gut undenkbar. Und gerade eine solche Trennung wird bei dem Eigenthume jeder bloß juristischen Person nothwendig. Die einzelnen Akte der Verwaltung und Verfügung können nämlich nur von physischen Personen, von den jedesmaligen Verwaltungsorganen geübt werden.

Nebenbei dürfte hier auf einen wichtigen Unterschied zwischen dem Papste und der obersten weltlichen Gewalt aufmerksam gemacht werden. Der Papst ist nämlich oberster rechtlicher Verwalter aller und jeder Kirchengüter auf der ganzen Welt. Besitzt er ja unmittelbare Gerichtsbarkeit und Regierungsgewalt über die ganze Kirche, und zwar im vollsten Sinne des Wortes. Was immer ein Anderer in Folge seiner Machtstellung vermag, das vermag rechtlich der Papst, und daher kann er unmittelbar Alles, wozu die einzelnen Bischöfe oder unmittelbaren Verwaltungsorgane irgend welchen Kirchengutes befugt sind. Diese höchste Gerichtsbarkeit, und diese Fülle der Gerichtsbarkeit kann aber auch der Papst nicht abtreten, und somit vermag er kein Jota wesentlich kirchlichen Rechtes so von sich zu entlassen, daß es nicht unter der Abhängigkeit von ihm bliebe. Gleiches läßt sich nicht in demselben Maße von der höchsten staatlichen Gewalt behaupten. Weil kein Staat nothwendig universell ist, noch auch eine unveränderliche, durch göttliches Recht vorgeschriebene Form besitzt, sondern in seiner bestimmten Organisation, in seinem konkreten höchsten Machthaber der Wandelbarkeit unterworfen und von zufälligen menschlichen Thaten bedingt ist, so kann dieser Letztere weit eher gewisse Befugnisse und Rechte durch Concessionen von sich abtrennen. Daher liegt auch weit eher eine Verletzung und ein Eingriff in fremde Rechte vor, wollte der Staat nachträglich sich in die Verwaltung und Besorgung derjenigen Institute beliebig einmischen, welche ihre Existenz durch die staatliche Gewalt erhalten haben.

Was wir weiter hier in Kürze zeigen müssen, ist nicht bloß die Fähigkeit der Einzelinstitute, selbstständige Rechte zu haben, sondern den thatsächlichen eigenthumsrechtlichen Besitz derselben.

Positive Zeugnisse für diese Rechtsanschauung liefert uns die Reihe

der Jahrhunderte hindurch sowohl das Civilrecht als auch das canonische Recht.

Im Gesetzbuche Justinian's finden wir mehrere Verfügungen, durch welche die canonischen Vorschriften über Vermögen der Geistlichen und der Kirche auch staatlich sanctionirt wurden. So lautet (Nov. 131 c. 13) eine Verfügung über den Nachlaß der Bischöfe folgendermaßen: „Wir befehlen, daß der Nachlaß zum Eigenthum der Kirchen gehören soll, deren Oberhirten sie waren." Der römischen Partikularkirche wird vor allen übrigen ein privilegirter Präscriptionszeitraum zugestanden: „Die Präscriptionszeit gegen die römische Kirche soll 100 Jahre betragen, nicht bloß im Abendlande, sondern auch im Morgenlande, wo immer Rom kirchliche Besitzungen hat." (Nov. 8.)

Ebenso wird ganz deutlich den einzelnen Klöstern das Eigenthumsrecht vindicirt. Von dem Eigenthume dessen, welcher den klösterlichen Stand erwählte, heißt es: „Alles, was er bei seinem Eintritte in's Kloster besaß, soll ohne Ausnahme Eigenthum des Klosters sein." — „Seinem eigenen Kloster, in das er anfangs eingetreten ist, sollen die Sachen angehören." (Nov. 5 c. 4 u. 5.)

Und als ob es noch nicht genug wäre an solchen Ausdrücken, heißt es an anderer Stelle: „Alles soll im vollen Eigenthume des Klosters sein, res omnes sacrosanctum asceterium seu monasterium pleno habeat dominio."

Auch im vierten Concil von Orleans (J. 541) c. 36 findet sich deutlich das Eigenthumsrecht der verschiedenen Kirchen ausgedrückt. „Wenn ein Bischof aus dem Besitzthume seiner Kirche einem fremden Kleriker etwas gegeben hat, so soll dieses nach dem Tode des Empfängers zu derjenigen Kirche wieder zurückkehren, aus deren Vermögen es entnommen ward; denn es ist unbillig, daß unter dergleichem Vorwande die Kirche, welche Vielen in ihrer Noth beispringt, Schaden erdulde."

Ebenso lassen sich testamentarische Verfügungen aufweisen aus frühen Jahrhunderten her, z. B. vom hl. Meinwerk, Bischof von Paderborn, von Hadrin, Bischof von Mans, in denen einer bestimmten Kirche oder einem bestimmten Kloster ein Erbnachlaß zuertheilt wird „proprietario jure possidendum," oder „perpetua dominatione possidendum"[1].

Die ganze nachfolgende kirchliche Gesetzgebung ist damit beständig im Einklange geblieben. Das Trienter Concil erweiterte bekanntlich, 25. Sitzung, Kap. 3, in Bezug auf verschiedene Ordenshäuser die Befugniß, Eigenthum zu besitzen. „Die heilige Synode ertheilt allen Klöstern und Häusern, auch denen der Bettelorden, mit Ausnahme der beiden Zweige des Franziskanerordens, der Kapuziner und der niedern Brüder von der Observanz..., die Befugniß, auch unbewegliche Güter zu besitzen." Und im vorhergehenden Kap. 2 hatte es ausnahmslos von den Gütern, besonders von den beweglichen, gesprochen, welche nicht den einzelnen Religiosen zu eigen verbleiben durften, sondern dem Convente zugeeignet werden sollten, „conventui incorporentur."

Es ist aber durchaus unstatthaft, diesen gemeinschaftlichen Besitz als bloß faktischen Gebrauch aufzufassen, dergestalt, daß die allgemeine Kirche die wahre Eigenthümerin all' des Vermögens sei. Das wäre schon eine höchst willkürliche Deutung des angeführten Ausdruckes. Klarer noch tritt die Nichtberechtigung dieser Auffassung zu Tage, wenn wir den Unterschied zwischen der Armuth betrachten, zu der sich der Franziskanerorden bekennt, und der Armuth, wie sie von den meisten andern Orden

[1] Vgl. Thomass. p. 3. l. 2. c. 21. Mabillon, Anal. t. 2. p. 48.

verstanden wird. Die Erstern halten es nämlich als unterscheidendes Merkmal ihres Ordens fest, daß sie weder privatim, noch gemeinschaftlich irgend welches Eigenthumsrecht erwerben, sondern daß sie alle ihre Habe von der allgemeinen Kirche nur zum faktischen Gebrauche empfangen. Wäre nun aber alles kirchliche Gut — und dazu rechnet sicher das gemeinschaftliche Ordensgut — Eigenthum der allgemeinen Kirche, dann löste sich dieses unterscheidende Merkmal in eitel Dunst auf. Auch kann man den Unterschied nicht etwa darin finden, daß den andern Orden nicht bloß der faktische, sondern auch der rechtliche Gebrauch und die rechtliche Nutznießung zustehe. Die päpstlichen Aktenstücke, welche jene Verschiedenheit der Armuth feierlich sanctioniren, sprechen gerade zum Unterschied von andern Orden dem Franziskanerorden das Eigenthumsrecht ab und sprechen speziell deren Besitzungen, „damit auf irgend Jemanden das Eigenthum derselben ruhe," der römischen[1] Kirche zu.

Wir haben also wenigstens einen laut redenden Beweis, daß die kirchliche Auffassung nie dazu gedrängt hat, ein eigentliches Eigenthumsrecht der einzelnen kirchlichen Institute anzuzweifeln. Wir könnten eine Reihe von Gewährsmännern anführen, welche sicher den größten Theologen beizuzählen sind, und die die hier ausgeführte Ansicht als die durchaus richtige hinstellen. Doch wir begnügen uns, einfach auf Molina de just. et jure (tom. I.) tr. 2. disp. 29 n. 22 u. disp. 142 n. 6; Suarez contra reg. Angl. l. 4 c. 18 n. 9 u. de relig. tr. 7. l. 8. c. 8; Lugo de justit. et jure disp. 4 n. 16 zu verweisen.

Noch eine andere Erwägung möge hier Platz finden. Angenommen, irgend ein kirchliches Institut, eine Lehr- oder Krankenanstalt sei verschuldet und das ganze Vermögen reiche nicht aus zur Deckung der Schulden; dann tritt, wird Jedermann sagen, für die Gläubiger derselbe Fall ein, als wenn ein Privatmann insolvent wird; sie mögen sich aneignen, was an Besitz noch vorhanden ist, die rückständige Schuld müssen sie in den Sand schreiben. Ein weiteres Mittel, als höchstens den unmittelbaren Verwalter für einen etwaigen dolus mit seinem Privatvermögen haftbar zu machen, bleibt abgeschnitten. Und doch, wäre wirklich alles Kirchenvermögen nur eine selbstständige Masse, von der Gesammtkirche als einzigem Rechtssubjecte getragen, dann könnte die Gesammtkirche in der That rechtlich haftbar sein für das etwaige Deficit, welches bei den Einzelinstituten zu Tage träte; sie hätte darin ihre Schulden anzuerkennen, und mithin die Verpflichtung, so lange noch irgendwo ein Stück kirchlichen Vermögens existirte, jene Schuld als die ihrige zu tilgen. Schlägt aber diese Folgerung aller Rechtsanschauung

[1] Grundlos ist es, so oft von der römischen Kirche die Rede ist, an die partikuläre römische Kirche zu denken. Es kann sowohl diese sein, als auch die allgemeine Kirche. Wenn der Papst als Haupt der ganzen Christenheit sich mit der römischen Kirche indentificirt, so ist eben die allgemeine, nicht die partikuläre darunter verstanden. Denkt doch auch Niemand daran, den Ausdruck römisch-katholische Christen auf die Bewohner Roms zu beschränken.

in's Gesicht, dann muß jene Annahme, aus der dieselbe sich ergibt — daß nämlich die allgemeine Kirche die einzige Rechtsträgerin alles kirchlichen Vermögens sei — gleichfalls zurückgewiesen werden.

Keineswegs jedoch ergibt sich aus dieser Doktrin bei etwaiger Auflösung eines kirchlichen Institutes das Anfallsrecht der Güter an den Staat. Es ist im vorigen Artikel (vgl. diese Zeitschrift 1875, VIII. S. 525) gezeigt, daß nur Unkenntniß oder Verblendung, welche alles göttliche Recht verläugnet, solche Behauptungen aufstellen kann. Daher verlieren wir hier kein Wort mehr darüber, sondern wenden uns zur Beantwortung der zweiten Frage:

2) Was heißt: die Kirche, die allgemeine, oder die specielle, und die kirchlichen Institute sind Rechtsträger? Werden dadurch die Gemeinden, die politischen oder kirchlichen, oder werden die Bischöfe, der Papst als Herren des Kirchengutes hingestellt?

Es hat wirklich nicht an Solchen gefehlt, welche, sich stützend auf das französische Recht, die bürgerlichen Gemeinden zu Eigenthümern des in ihrem Bereiche liegenden Kirchengutes machen wollten [1]. Diese Ansicht verdient eigentlich keine Widerlegung. Die bürgerliche Gemeinde braucht ja nicht einmal ihrer Gesammtheit oder ihrem größern Theile nach zur Kirche zu gehören. Mag das französische Gesetz und ein Obertribunal immerhin entscheiden, das Kirchengut sei Kommunalgut zu kirchlichen Zwecken, d. h. kein wahres Kirchengut; wer gibt diesen das Recht, den Charakter des kirchlichen Gutes von ihm abzustreifen? Hat die bürgerliche Gemeinde etwa das betreffende Kirchengut zusammengebracht und alsdann die Befugniß erlangt, nach ihrem Ermessen davon Gottesdienst etwa wie Theater und allgemeine Belustigungen veranstalten zu lassen? Oder können staatliche Gesetzgebung und Obertribunale sich an die Stelle Christi setzen und die Rechte der göttlich gestifteten Kirche wegdekretiren? Kein Wunder, daß diese Gemeindetheorie keine namhaften Vertheidiger unter den Rechtsgelehrten gefunden hat, sondern nur als Denkmal verschrobener Ideen kirchenfeindlicher und verschollener Autoren in Lehrbüchern figurirt. Wir wollen nur das Urtheil Dr. v. Poschinger's hierhersetzen, welcher gewiß einer kirchenfreundlichen Gesinnung nicht zu zeihen ist.

Derselbe sagt in der mehrfach genannten Schrift: „Eigenthum am Kirchenvermögen" S. 286 also:

[1] Vgl. auch die Kammerverhandlungen des preußischen Landtages. Stenogr. Bericht S. 276.

„Auch die Kommune, welche erst jüngst ihr Haupt so kühn erhoben, spukt in unserer Rechtsmaterie; denn auch sie hat ihre gierigen Hände nach dem Kirchengut ausgestreckt, ohne freilich hiebei von den Canonisten allzu wohlwollend empfangen und aufgemuntert zu werden. Einer Widerlegung bedarf indeß auch diese Theorie nicht; sie enthält aber jedenfalls mit eine der radikalsten Lösungen der Frage nach dem Rechtssubjekt am Kirchenvermögen, denn indem sie die Existenz eines solchen kurzweg negirt, schüttet sie so zu sagen das Kind mit dem Bade aus; denn was eben Kommunalvermögen ist, ist eben nicht mehr Kirchengut."

Dann zeigt derselbe Verfasser, mit wie wenig Grund man sich auf das französische Recht für diese Auffassung berufe. Sie stützt sich nämlich auf eine Antwort des Conseil d'état vom 26. Pluviose 13 (16. März 1805), daß gewisse Kirchen als Kommunaleigenthum zu betrachten seien. Über den innern Gehalt dieser Entscheidung verlieren wir kein Wort mehr. Hier genügt es, auf die deutlichen Berichte des Cultusministers Portalis hinzuweisen, welcher rundweg den Gemeinden das Eigenthumsrecht abspricht. In einem Berichte an den Kaiser vom 14. März 1806, wo er von den Kirchengütern spricht, welche den „Pfarrkirchen" in der Revolution geraubt waren und kraft kaiserlichen Dekrets zurückerstattet werden sollten, heißt es: „car les communes n'étaient pas propriétaires de ces biens."

Statt der bürgerlichen Gemeinde haben Andere (z. B. Sarpi, Böhmer) die kirchliche Gemeinde für Eigenthümerin des betreffenden Kirchengutes erklärt, weil in ihr die Kirche sich repräsentire. Prüfen wir zuerst den Sinn und dann die Wahrheit dieser Annahme. Möglicher Weise kann ein dreifacher Sinn mit diesem Ausdrucke verbunden werden. Entweder ist 1) die kirchliche Gemeinde befugt, ohne Rechtsverletzung das in Frage stehende Vermögen zu beliebigen Zwecken zu verwenden und ihm nach Belieben irgend welche dauernde Bestimmung zu geben; oder sie kann 2) für ihre religiösen Zwecke nach eigenem Gutbefinden durch ihre bestellten Organe das betreffende Kirchengut verwerthen, oder aber 3) müßte die Verwaltung und Verwendung des kirchlichen Vermögens, falls sie der willkürlichen Abänderung der Gemeinde auch entzogen wäre, doch wenigstens im Namen der Gemeinde geschehen[1].

Wie dieser dritten Auffassung gemäß der kirchlichen Gemeinde ein Minimum von Rechten verbliebe, so besitzt sie hingegen, wenn man der ersten Auffassung folgt, das denkbar vollste Recht über das betreffende kirchliche Vermögen. Manche sind geneigt, einer Korporation unter gewissen Bedingungen eine gleiche Befugniß über das Korporationsvermögen zuzugestehen. Faßt man aber die Korporation bloß in ihrer

[1] Folgerichtig müßte dann die Verwendung im Namen der Gesammtheit aller Gläubigen geschehen, sobald es sich um ein Vermögen der allgemeinen Kirche handelte.

Eigenschaft als juristische Person mit dem nothwendigen Vermögensrechte auf, so stehen wir nicht an, dieß unbedingt zu verneinen. Wird einem Vereine jenes Recht gegeben, dann wird ihm eben die Befugniß zuerkannt, nicht bloß juristische Person zu sein, sondern neue juristische Persönlichkeiten zu schaffen, d. h. es wird ihm außer dem Vermögensrechte eine viel weitergehende, eine Jurisdictionsgewalt ertheilt. Eine juristische Person ist wesentlich bedingt durch den Zweck, den sie anstrebt; wird dieser ein anderer und neuer, dann ist die juristische Person, resp. Korporation eine andere, mögen auch die Mitglieder dieselben sein. Werden keine kirchlichen Zwecke verfolgt, so ist von einem kirchlichen Vermögen unmöglich mehr die Rede. Wenn also der Gemeinde jene weiter greifende Befugniß zustehen sollte, so müßte ihr das Recht übertragen sein, das Kirchengut seines Charakters zu entkleiden, d. h. mit andern Worten, es dem bisherigen Eigenthümer zu nehmen. Wer sollte sie aber zur Höhe jener Macht erhoben haben? Die staatliche Gerichtsbarkeit geht so weit nicht, sie ist ja in vorliegender Sache vollständig machtlos; auch die kirchliche Gerichtsbarkeit dürfte im Allgemeinen zu solchem Zugeständnisse nicht im Stande sein.

Prüfen wir also die Behauptung im zweiten oben angegebenen Sinne. Wir halten es der innern Hohlheit des kirchenfeindlichen Liberalismus zu Gute, daß er sich in dieser Auffassung gefällt; aber er nimmt dieselbe nur in einer Weise an, welche unvermerkt und gleichsam auf Schleichwegen zu der bisher besprochenen ersten hinüberführt. Die Gemeinde soll zu ihren religiösen Zwecken über das Vermögen schalten und walten! Es wäre ja unklug, die Hände derer, welche bezüglich der Religion eine Chamäleonsnatur haben, von der Theilnahme am Kirchenvermögen ferne zu halten! Fällt die Gemeinde von der katholischen Kirche ab, so fällt das Vermögen mit ab, und es ist den neuen religiösen Bedürfnissen zugefallen: — lediglich um diesen Schluß zu legitimiren, greift man zur Theorie, zum Gemeindeeigenthum. Doch das Mittel ist für die gesunde Vernunft ein recht verzweifeltes.

Wäre die Folgerung richtig, hätte man dann nicht in der neu auftauchenden Gemeinde eine neue juristische Person, vorausgesetzt, daß sie juristische Person sein kann? Was ist denn wohl wesentlicher für eine kirchliche, eine katholische Genossenschaft, als die bestimmte, die katholische Religion? Die abgefallene Gemeinde kann ebenso wenig als die legitime Religionsgesellschaft auftreten, wie eine todte Mumie die Funktionen eines lebendigen Menschen zu verrichten im Stande ist.

Daß protestantische Rechtslehrer jene Auffassung befürworten, kann uns nicht irre machen. Der Protestantismus mag immerhin Gefallen an solcher Doktrin haben; er hat ja grundsätzlich die Wandelbarkeit der Religion durch Proklamirung des eigenen Urtheils als höchsten Schiedsrichters in Glaubenssachen ausgesprochen; folgerichtig muß er das fatale Privileg beanspruchen, neue Religionen nach Belieben zu schaffen. Er hat auch Interesse daran, den Schwerpunkt bei der Religions-Bildung und -Umformung in die Gemeinde zu verlegen. Wie er sich dabei zurechtfindet mit dem wahren Begriff von Religion und einer von Christus gestifteten Kirche, ist *seine* Sache. Nur kann und darf er der katholischen Kirche und ihren Gliedern seine Anschauung nicht aufdrängen. Diese glauben nicht, daß man die Religion wie eine Münze in die Schmelze schicken kann, um sie mit neuem Gepräge daraus hervorgehen zu lassen, sondern, daß nur Christus der Herr ihr das allein gültige göttliche Gepräge geben konnte, und daß alles Menschenwerk in der Ummodelung der Religion Falschmünzerei ist. Da also die Gemeinde sich ihre religiösen Zwecke *nicht setzen kann*, so ist es auch unmöglich, daß sie ein Recht habe, zu *ihren* religiösen Zwecken über kirchliches Vermögen zu schalten und zu walten. Das widerstreitet dem Willen der Stifter, welche das Vermögen der bestehenden Kirche und nicht irgend einem Phantasiegebilde von Kirche hinterließen; es widerstreitet der Verfassung der Kirche, welche dasselbe annahm, und der Stellung, welche darnach der Gemeinde zukommt.

Der dritte Sinn, welchen man der Auffassung der Gemeinde als Trägerin des kirchlichen Vermögens unterlegen könnte, als ob nämlich die bestellten Verwaltungsorgane wenigstens im Namen der Gemeinde die Verwaltung vornähmen, hat durch das Gesagte fast seine Erledigung gefunden. Ist wirklich das Volk das einigende und zur Kirche gestaltende Element, geht von der Menge die Bildung der Kirche aus; dann, aber auch nur dann mag es seine Richtigkeit haben mit dem Schlusse: die Kirche ist Eigenthümerin des Vermögens; *also* ist die Gemeinde Eigenthümerin, und alle Verfügung über dasselbe geschieht nur in ihrem Namen. Dann müßte sie aber die (letzte) oberste Trägerin aller Kirchengewalt sein. Doch das ist eben nicht die von Christus seiner Kirche gegebene Verfassung. Christus selbst hat eine lehrende und eine hörende Kirche unterschieden, eine regierende und eine regierte; das katholische Volk weiß recht wohl, daß die Macht, womit die kirchlichen Obern betraut sind, sich hoch erhebt über das Niveau eines demokrati-

schen Regiments; daß die Priester, die Bischöfe, der Papst nicht als Volksdelegirte dastehen, sondern als gottgesetzte und von Gott bevollmächtigte Obern auftreten. Die Lebensströmung in der Kirche geht von Oben nach Unten, nicht von Unten nach Oben. Wenn der Gemeinde oder ihren Vertretern bei Verwaltung des Kirchengutes thätiger Antheil zugestanden wird, so handeln diese im Namen und im Auftrage der kirchlichen Obern, nicht im eigenen oder der Gemeinde Namen.

Die Gemeindetheorie dürfen wir daher als unnützen Ballast über Bord werfen, um unsere Aufmerksamkeit der folgenden Frage zuzuwenden, ob etwa dadurch, daß die allgemeine Kirche oder die Einzel-Kirchen und -Institute für Rechtssubjekte erklärt werden, dem Papste und den Bischöfen das Eigenthumsrecht am Kirchenvermögen zuerkannt wird. Wenn auch dieser Ausdruck in maßgebenden Dokumenten, was wir nicht in Abrede stellen, vorkommt, so bedarf er doch einer nähern Erläuterung und Einschränkung, damit ihm der richtige Sinn abgewonnen werde.

Was zunächst die einzelnen Bischöfe betrifft, so können dieselben keinenfalls auf stärkern Grund hin als Eigenthümer des Vermögens der einzelnen Diözesan-Kirchen und -Institute angesehen werden, als der Papst in Bezug auf das Vermögen der allgemeinen Kirche; eher noch muß das Recht jener in abgeschwächterem Sinne aufgefaßt werden. Den Gesammtepiscopat aber zum juristischen Träger alles Kirchenvermögens machen, in der Voraussetzung, daß man die Selbstständigkeit der einzelnen Institute fallen ließe, wäre für die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Kirche und der bloßen Idee und Möglichkeit nach zwar eine unverfängliche juridische Construktion — die Kirche würde dann in ihren regierenden Organen als Corporation aufgefaßt, an welche das Vermögensrecht sich anlehnte —: unnütz aber ist sie jedenfalls, und der wirklichen Organisation der Kirche nicht entsprechend. Denn einmal gibt die Schwerfälligkeit und Unzweckmäßigkeit dieses Organes als Verwaltungsorganes ein Präjudiz gegen dasselbe als Eigenthümer ab; sodann könnte auch die Vollmacht, welche dem Gesammtepiscopate, etwa einem Concile, beigelegt würde, nur als eine Befugniß aufgefaßt werden, welche diesem so angehörte, daß sie sich zugleich ganz ungetheilt im Papste wiederfände. Denn ihm wohnt einmal nach göttlichem Rechte die volle Gewalt inne, die ganze Kirche zu leiten und zu regieren. Daher wird die Erörterung, welcher Art die Rechtsbefugniß des Papstes am Kirchenvermögen sei, auch über den andern Theil der Frage, nämlich ob die

Bischöfe Träger des kirchlichen Vermögens sind, genügendes Licht verbreiten.

Unstreitig ist in dem Papste die höchste Jurisdiktionsgewalt hinsichtlich des Kirchengutes anzuerkennen. Wiewohl damit nicht das Eigenthumsrecht ausgedrückt ist, so steht doch diese Jurisdiktionsgewalt über das Vermögen bloß juristischer Personen mit dem Eigenthumsrechte in weit engerer Beziehung, als dieß bei der Jurisdiktionsgewalt über das Vermögen physischer Personen der Fall ist. Die höchste Jurisdiktionsgewalt kann nämlich das Eigenthumsrecht auf das Besitzthum juristischer Personen für gewisse Fälle virtuell in sich schließen.

Ist es daraufhin zulässig, den Papst *in seinem amtlichen Charakter* als Träger des kirchlichen Vermögens zu bezeichnen? Für dasjenige Vermögen, welches keinem genau *spezialisirten* kirchlichen Zwecke zugewiesen ist, hat das einen richtigen Sinn. Der Papst hat jedenfalls hinsichtlich dieses Vermögens die *Ausübung derjenigen Rechte*, welche im Eigenthume ruhen; diese rechtliche Ausübung wurzelt aber in dem Amte, dessen Träger er ist. Daher heißt dann jene Ausdrucksweise auch im Grunde nichts Anderes, als das *persönliche* Eigenthum des Papstes an jenen Gütern läugnen, und es dem päpstlichen *Amte* zusprechen. Die Rechte nämlich, welche die Kirche hat, können wohl *zu Gunsten* der Gläubigen, der Gemeinde sein, aber als formelle Machtbefugniß existiren sie real nicht *in* den Gläubigen, sondern in der Hand der kirchlichen Autorität. Die Rechte, welche der Gesammtkirche zukommen, können nur in dem Obern der allgemeinen Kirche, und insofern im päpstlichen Amte ruhen. Mithin werden sich auch die Rechte und Befugnisse der Kirche als juristischer Persönlichkeit im Papste und seinem Amte concentriren, so jedoch, daß der dauernde Rechtsträger, auch bezüglich des kirchlichen Vermögensrechtes, nicht so fast die wechselnde Person ist, welche das Amt bekleidet, sondern das unverändert fortbestehende Amt selbst. Das ist ja gerade das Wesen der bloß juristischen Person, daß sie von einer physischen Person abstrahirt und über sie hinausliegt.

Wo nun aber ein *spezielles* kirchliches Zweckvermögen geschaffen ist, da kann auch nicht das päpstliche Amt als der unmittelbare Träger der Vermögensrechte gelten; es kann als solcher das bischöfliche Amt bezeichnet werden wie bei Diözesanvermögen, oder das Pfarramt bei Pfarrvermögen; es können andere Einzelinstitute sein, und in der Regel sind wirklich solche gesonderte Vermögensträger der einzelnen Kirchengüter da.

Der Papst hat freilich, wie schon oben bemerkt wurde, vermöge seiner amtlichen Befugniß, über alle diese Güter die höchste Gerichtsbarkeit; fordert es das Bedürfniß, so kann er sie ihrem bisherigen Rechtsträger entziehen, sie auch möglicher Weise den Gütern, welche der allgemeinen Kirche dienen, zuweisen, oder sogar bei zwingender Noth sie den kirchlichen Zwecken ganz entziehen; ohne wichtigen Grund aber so zu handeln, wäre nicht ein Gebrauch, sondern ein Mißbrauch seiner Macht. Ja, selbst bei den Gütern der allgemeinen Kirche, bei welchen ihm in seiner amtlichen Stellung die Ausübung der Eigenthumsrechte zusteht, hat er diese Macht an und für sich doch nur innerhalb der Grenzen kirchlicher Zwecke. Wollte er jedoch außerhalb derselben solche Verfügung sich gestatten, so beginge auch er eine Rechtsverletzung, einen Eingriff in fremdes Eigenthum; er würde eben nicht mehr in der Eigenschaft seines Amtes handeln — bei Überschreitung der legitimen Grenzen hört das Amt auf; außerhalb seiner Amtsthätigkeit ist aber auch für ihn das Kirchengut ein fremdes, einem andern Rechtsträger zugehöriges Gut.

So viel über die Bedeutung des Ausdruckes: der päpstliche Stuhl ist Rechtsträger des Vermögens allgemein kirchlicher Zwecke. Sachlich fällt diese Anschauung mit derjenigen zusammen, welche in etwas anderer, aber ebenfalls berechtigter Form, sich so zum Ausdrucke bringen läßt, daß das Vermögen allgemein kirchlicher Zwecke von der Gesammtkirche, als der von Christus selbst gemachten Stiftung, als Rechtssubjekt getragen werde, der Papst aber seines Amtes wegen die oberste Leitung und Verwaltung habe.

Nach der einen wie nach der andern Anschauungs- oder Ausdrucksweise ist klar, daß bei etwaigem Diözesanvermögen den Bischöfen in noch beschränkterem Grade die Ausübung der Eigenthumsrechte und der Gerichtsbarkeit zusteht. Sie mit ihrem Amte sind im Abhängigkeitsverhältnisse zum päpstlichen Stuhle; daher kann dieser ihre Befugnisse einschränken und vermindern.

Wer nach diesen Erörterungen einen Blick wirft auf die zuversichtlichen Behauptungen der Gegner, wer sich der Ausdrücke erinnert, welche im preußischen Abgeordnetenhause am 16. Februar d. J. vorkommen konnten, das sei die Hauptsache, „daß die Idee eines Eigenthums der Gesammtkirche verworfen werde“ [1], der muß staunen über die

[1] S. Stenogr. Bericht S. 276.

Leichtfertigkeit, mit welcher solche Behauptungen aufgestellt und unter Applaus hingenommen wurden. Die gediegene Rechtskenntniß und gründliche Doktrin, mit welcher man die katholische Kirche befehden will, zeigt sich bei der ersten Probe als eitel Schein und Flitter. Ob die allgemeine Kirche, ob die Einzelkirchen und die einzelnen Institute Eigenthümer sind: für den Staat und seine Einmischung ist das ganz irrelevant. Die Ausübung aller Rechte, der Jurisdiktion wie der Eigenthumsrechte, ist und bleibt bei kirchlichen Gütern einzig und allein in der Hand der kirchlichen Obern und derjenigen, welche jene in ihrem Namen damit betrauen.

3) Es erübrigt uns noch, die dritte Hauptfrage zu beantworten, welchen Sinn es habe, wenn man vom Eigenthume Gottes, Christi, der Engel und Schutzheiligen am Kirchengute reden hört. Zuvörderst ist zu beachten, daß, wenn damit eine besondere Theorie aufgestellt werden soll, es sich selbstredend nicht darum handelt, ob Gott dem Herrn überhaupt ein Eigenthumsrecht am kirchlichen Gute zustehe, sondern ob Gott auf speziellen Grund hin ein Eigenthumsrecht zuzuschreiben sei, und zwar in der Weise, daß dadurch ein menschliches Recht ausgeschlossen werde. In dieser Auffassung verneinen wir die Theorie vom göttlichen Eigenthum. Die Vertheidiger derselben berufen sich auf das Tridenter Concil, welches (Sitz. 25, Kap. 1 de ref.) wirklich von kirchlichen Gütern sagt: „res ecclesiasticas, quae Dei sunt, die Gott gehören." Aber an einer andern Stelle (Sitz. 22, Kap. 3 de ref.) scheint es denn doch ausdrücklich das Eigenthumsrecht der Einzelinstitute anzuerkennen. Es entzieht nämlich bei Saumseligkeit in vorgeschriebenem kirchlichem Dienste den betreffenden Personen das Eigenthumsrecht an bestimmte Vergütungen, und verordnet, daß dasselbe der Kirchenfabrik, wenn Bedürfniß vorliege, oder sonst einem andern frommen Lokalinstitute zufallen soll.

Mit Anführung wissenschaftlicher Autoritäten wollen wir den Leser nicht länger ermüden. Ein innerer Grund mag den uns beschäftigenden Punkt abschließen. Ein Eigenthümer, ob eine bloß juristische Person oder nicht, hat mit den Rechten, welche ihm anhaften, auch die Möglichkeit von Rechtspflichten. Ist es ja doch im menschlichen Verkehre praktisch unmöglich, daß ein Vermögensträger nicht der Leistungen Anderer bedürfte; für dergleichen aber liegt die Schuldigkeit entsprechender Gegenleistung vor. Es muß daher jedenfalls ein den menschlichen Verhältnissen entsprechender Eigenthümer da sein, welcher als Rechtsträger und Schuldner dastehen kann. Gott aber als einer Schuldforderung

unterworfen sich zu denken, ist unmöglich. Ähnliches ist von Christus seiner heiligen Menschheit nach und von den Heiligen zu sagen. Daher wird ein Gott und seinen Heiligen zuzuerkennendes Eigenthum, welcher Art es immer sein mag, ein für die menschlichen Verhältnisse berechnetes Eigenthum eines Andern nicht ausschließen.

Wollte aber Jemand daraus folgern, es wäre ein speziell begründetes Recht auf die Kirchengüter, woraufhin diese wahrhaft als res Dei, patrimonium Christi u. s. w. bezeichnet werden könnten, Gott abzusprechen: der würde dadurch einen Mangel an tieferem Verständniß nicht nur der theologischen, sondern auch der Rechtsbegriffe bekunden.

Schauen wir zunächst auf das Verhältniß Christi zur Kirche. Er ist, seiner heiligen Menschheit nach, nicht nur ihr Haupt, ihr König, er ist auch im vollsten Sinne ihr Herr und Eigenthümer; er hat sie sich durch sein heiligstes Blut erworben. Sie ist in ihrem vollen Begriffe und Umfange auf diesen speziellen Rechtstitel hin Christo eigen, und zwar in ihrer konkreten Gestalt, mit Allem, was sie ist und was sie hat. Dazu gehört auch das kirchliche Vermögen. Bei einiger Aufmerksamkeit begreift man leicht, wie einerseits in diesem Rechtstitel Christi ein besonderer Rechtstitel der Gottheit beschlossen liegt, und Christus auch andererseits die verklärten Glieder seines mystischen Leibes, die Heiligen, die mit ihm herrschen, an seiner Gewalt und an seinem Rechte kann theilnehmen lassen.

Ob nun aber die Kirche gerade diese Anschauungsweise hervorheben will, wenn sie das Kirchengut res Dei, patrimonium Christi et Sanctorum nennt, ist zweifelhaft. Vielleicht ist es einfacher, wenn wir diese Bezeichnungen direkt von dem Zwecke jener Güter herleiten. Dieser ist die Ehre Gottes, die Ehre Christi und seiner Heiligen, die Zweckbestimmung aber gibt einer juristischen Person das charakteristische Gepräge. Weil es also eine durch den Cult Gottes und seiner Heiligen wesentlich bedingte juristische Person ist, welcher die Güter angehören, deßhalb hat es einen sehr richtigen Sinn, die Kirchengüter als eine res Dei etc. zu bezeichnen. Die Güter selbst erlangen eine spezielle Weihe und Gottangehörigkeit, ohne daß dadurch das Eigenthum der Einzelinstitute geschmälert würde. Den Charakter einer gewissen Gottangehörigkeit erhält schon eine Sache, welche durch ein Gelübde Gott und seinem Dienste *versprochen* wird; um wie viel mehr derjenige Gegenstand, welcher für den göttlichen Dienst von der kirchlichen Auctorität, der Stellvertreterin Christi, *angenommen und bestimmt* ist.

Der Leser gestatte uns nur noch, die Worte des einen oder andern Autors anzuführen; dadurch wird sich zeigen, daß Männer, die zu den bedeutendsten Theologen der Neuzeit gerechnet werden müssen, ganz dieselbe Auffassung theilen, welche hier erörtert worden ist. Molina sagt in seinem berühmten Werke „de justitia et jure" t. I. tract. 2 disp. 142 n. 7: „Was von den Gläubigen den einzelnen Kirchen gegeben ist, das ist denselben Gottes wegen und zu seinem Dienste geschenkt, damit nämlich der Gottesdienst mit würdiger Pracht gefeiert, die Sakramente gespendet, das Wort Gottes verkündet werde, damit die Gläubigen zur Erlangung des ewigen Lebens die nöthige Leitung, die zu dem Allem erforderlichen Diener der Kirche den nöthigen Lebensunterhalt und eine passende Entgeltung haben, damit endlich der erzielte Überschuß unter die Armen vertheilt und zu andern frommen Werken im Dienste Gottes und zum Besten der Kirche verwendet werde. Alles dieß geschieht aber auch zugleich zur Ehre und zum Dienste Christi auch als Menschen betrachtet; denn er ist seiner heiligen Menschheit nach das oberste Haupt, dem die gesammte Kirche und alle einzelnen Kirchen, woraus jene besteht, angetraut und angegliedert ist. Daher ergibt sich: Alles, was den Kirchen zu den genannten Zwecken gleichsam als Mitgift von den Gläubigen geschenkt ist, und worüber sie wahres Eigenthum erworben haben (weil die Privatbesitzer sich desselben begaben und der Kirche übertrugen), das wird in gewissem Sinne Gottes Besitzthum genannt, weil seiner Ehre und Verehrung gewidmet; es wird Christi Erbgut genannt, weil er als Mensch der Kirche oberstes Haupt ist, und weil auch zu seiner Verehrung und zu seinem Dienste der Kirche jene Güter übergeben sind. Zudem kann man sagen: was der Kirche um Christi willen gegeben ist, das ist Christo selber geschenkt, nämlich ihm in den Gliedern seines mystischen Leibes, wie ja auch Christus dem Saulus (der die Glieder Christi verfolgte) zurief: ‚Was verfolgst du mich.'" Ähnlich spricht sich Cardinal Lugo aus de just. et jure disp. 4 n. 16.

Aus allem Gesagten ergibt sich, ein wie vielfaches Unrecht in dem unbefugten Eingriffe in das kirchliche Eigenthum liegt. Es ist ein Unrecht nicht bloß gegen die Kirche, sondern auch gegen das christliche Volk; dasselbe hat das Recht, ungehindert Gott und den göttlichen Zwecken zu dienen und die Segnungen der Kirche ungestört zu genießen; es ist ein Unrecht gegen manche Nothleidende und Bedrängte, denen die Kirche stets ein besonderes Anrecht gab, von ihr Hilfe und Linderung zu hoffen; es ist ein Unrecht, das sich fühlbar macht auch gegen diejenigen, welche außerhalb der Kirche stehen; ihnen schuldet die Kirche den Eifer und die ernste Bemühung, sie einzuladen zum Eintritt in das große Gottesreich und Gotteswerk zum Heile der Seelen, der Mangel an äußern Mitteln aber hemmt ihr Bemühen; es ist ein großes Unrecht gegen Gott selber, dessen Gesetz mißachtet, dessen Stiftung feindlich angegriffen, dessen Eigenthum als Beute davongetragen wird. Kein Wunder, daß auf solcher Beute der Fluch Gottes lastet, und daß die Geschichte voll ist von Beispielen Solcher, welche derartiger Reichthum in das tiefste Unglück und die bitterste Noth gebracht

hat[1]. Aber es ist ein Frevel, mit dem sich die Verfolger der Kirche allezeit zu beflecken pflegten, und den stets die Häresie mit Hilfe des Staatsarmes auszuführen bestrebt war. Schon einen hl. Ambrosius und Chrysostomus hören wir zu ihrer Zeit darüber klagen.

„Seht doch," sagt der Erstere, „um wie viel ärger die Arianer sind, als die Juden. Diese stellten an den Erlöser die Frage, ob er dafür halte, daß dem Kaiser das Recht auf Steuern zukomme, jene aber wollen dem Kaiser das Recht ertheilen über die Kirche. Man sagt, dem Kaiser sei Alles gestattet, ihm unterstehe Alles. Ich antworte: Nimm doch die Bürde nicht auf dich, o Kaiser, daß du glaubest, als Kaiser stehe dir das Recht in göttlichen Dingen zu; wolle nicht stolz dich erheben; vielmehr, wenn du von Gottes Gnaden herrschen willst, dann sei Gott unterthan. Es steht geschrieben: Gebet Gott, was Gottes ist, und was des Kaisers ist, dem Kaiser. Dem Kaiser gehören die Paläste, dem Priester die Kirchen[2].

Der hl. Chrysostomus drückt sich womöglich noch kräftiger aus: „Wenn du hörest, man soll dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so zweifle nicht, bloß das ist damit gemeint, was nicht der Gottesfurcht und dem Gottesdienst hinderlich ist. Denn was den Glauben und die Tugend schädigt, das leisten, ist nicht mehr eine Steuer, die man dem Kaiser, sondern eine Steuer, die man dem Teufel zahlt."[3]

Unsere aufgeklärte Zeit krankt gar arg an unklaren Begriffen; sie weiß nicht zu scheiden zwischen den beiden Ordnungen und den beiden Gewalten, unter welche das Leben hinieden gestellt ist. Beide sollen zum wahren Wohle der Menschheit beitragen. Nur dann aber können sie ihre Aufgabe erreichen, wenn ihrer beider Aufgabe richtig erfaßt und nach der Richtschnur des göttlichen Willens deren Erfüllung angestrebt wird.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Ein Ausflug in das Land der Seen.

Eine Spazierfahrt an den Seen.

Da wären wir also endlich im Lande der Seen, und zwar das nicht nur, insofern Schottland überhaupt seiner vielen Buchten und Binnengewässer wegen mit Recht das Land der Seen genannt wird, sondern auch, weil hier gerade, wo wir uns befinden, dieser Reichthum an größeren Gewässern seinen Höhepunkt erreicht. Vom River Clyde aus nordwärts in

---

[1] Siehe darüber: Wiseman, vermischte Schriften.

[2] Epist. 20 et 21 (al. 14 et 13).

[3] Hom. 71 in Matthaeum.

der Richtung sowohl gegen die Hebriden und den caledonischen Kanal, als auch gegen die Felsenfeste von Stirling hin findet sich ein vollständiges Netz von Seen, weit größer und ausgebreiteter als das der Mittelschweiz. Wohin ich mich auch wenden mag, werde ich von zwei zu zwei Stunden oder auch in kürzeren Zwischenräumen einen neuen See treffen, bald durch schroffe Hügel, bald durch ein kleines Hochthal, bald durch ein wahres Labyrinth von Hügeln und Schluchten von dem vorigen getrennt, immer mit verschiedener Zeichnung, mit neuen landschaftlichen Reizen, mit Burgen und Dörfern romantisch verziert oder durch wilde Einsamkeit noch romantischer gemacht. Die langgestreckten Buchten, von denen die Westküste ausgekerbt ist und die sich vielfach wieder in Seitenarme ausbreiten, hat die alte Volkssprache mit Recht nicht von den süßen Binnenwassern unterschieden; denn landschaftlich sind sie ihnen völlig gleich, wenn auch Ebbe und Fluth noch etwas von der Bewegung und Großartigkeit des Meeres in sie hineintragen. Indem sie das Seenetz mit dem Meere selbst und dem Inselreich der Hebriden in Verbindung bringen, erhöhen sie den Zauber des Landes nicht wenig und vollenden dieß ganze wundersame Gewebe von Meer und Land, Insel und fester Küste, Berg und Thal, Wald und Feld, Oede und Paradies, das, unaufhörlich sich kreuzend, durchschlingend, verwirrend und lösend, den Boden selbst zum landschaftlichen Roman macht.

Die wahre Methode, ein solches Land zu genießen, ist, wie Ihnen von selbst einleuchten wird, eine Fußreise, nur durch Nachenfahrten über die verschiedenen Seen unterbrochen. Eine solche Reise vom Clyde aus hinauf gen Inverneß dürfte, bei dem unbeständigen Wetter, dem gewöhnlichen Touristen allerdings zu beschwerlich, aber für den Landschaftsmaler und Dichter müßte sie ein unerschöpflicher Genuß sein. So prosaisch sich nämlich das Leben in Schottland wie anderswo gestaltet hat, im Volke hat sich doch noch viel Eigenthümliches, Althergebrachtes, Poetisches erhalten. Die gälische Sprache selbst mit ihren Liedern und Erinnerungen, ihren bezeichnenden Ortsnamen und ihrem fremdartigen Klang ist ein solcher Rest alter, noch nicht zur Einförmigkeit herabgesunkener Zeit. Was aber die Romantik der Landschaft wie der lebenden Bevölkerung mit stets neuen Reizen umkleidet, ist die unbändig wilde, hochromantische Jugendgeschichte dieses kräftigen Berg- und Küstenvolkes, zu welchem sich die Bewohner des ähnlich gestalteten und ebenso buchtenreichen Griechenlands am entgegengesetzten Pol Europa's gerade so verhalten, wie die feinen, plastischen Gestalten des Olympos zu den naturgewaltigen Göttern der nordischen Mythologie.

Mir war der Hochgenuß einer solchen Fußreise schon durch die Zufälligkeit meiner Reise überhaupt, meine Vereinzelung, meine mangelhafte Vorbereitung und anderweitige Umstände abgeschnitten. Sehr wohlfeil dürfte sie sich auch nicht stellen in einem Lande, in welchem man bereits, wie in der schönen Schweiz, daran gewöhnt ist, den Fremden als zinsbringenden, gleichsam vom Himmel selbst gesandten Engel zu begrüßen.

Sie müssen deßhalb, so gut wie ich, auf das Interessante und Schöne verzichten, was Ihnen ein künstlerischer Wandersmann über dieß merkwürdige

Land berichten könnte. Ich kann diese Reise-Romanze nicht schreiben, da sie sich nur bruchstückweise vor mir aufthat, obwohl die einzelnen Bilder mich ahnen ließen, daß die Wanderung von selbst, ohne alle Fiction, ein Stück Poesie werden müßte.

Ich erwache heute anstatt in meiner armen Zelle in einem reichverzierten Schlafzimmer. Als daher das Morgenlicht an meinen Augenlidern tupft, sie aufmacht, an der Pupille krabbelt, am Sehnerv läutet und endlich an die Seele fährt, da geht es mir fast wie dem Kesselflicker in Shakespeare's „der Widerspenstigen Zähmung", der sich selbst nicht mehr kennt. Aber das dauert nur einen Augenblick. Ich glaube den Spruch des Laienbruders zu hören, der mich sonst zu wecken pflegte: Venite, adoremus! Kommet und lasset uns anbeten! „Mit dir ist's nicht weit her," ertönte es alsbald in mir, „du bist und bleibst ein armes Menschenkind, das heut wie alle Tage Gottes Gnade nöthig hat; deßhalb beginne nur rasch dein Gebet, damit der Tag vernünftig, menschenwürdig und christlich anfängt." Und so verfliegt rasch jeder Traum eingebildeter Herrlichkeit; ich finde mich selbst wieder, und so fing denn der Tag nach kurzem Übergang vernünftig an.

Beim Frühstück war man sehr zufrieden mit mir, daß mir Schottland gefalle, fast so gut, in einigen Punkten besser, in andern weniger als die Schweiz. Daß sich in meinen vielen Vergleichen mit der Schweiz etwas Heimweh bekundete, wurde nicht übel aufgenommen. Denn der Schotte hängt, wie alle Bergvölker, gar innig an seinem Land, träumt unter den Ölbäumen des Südens und der Palme des Orients gerne von seinen Seen und von den Blumen der Haide und kehrt froh aus den Herrlichkeiten Londons in sein einsames Hochland zurück. Diese mächtige Liebe zur Heimath, in der sich tiefes Naturgefühl mit den Erinnerungen alt-nationaler Unabhängigkeit verschwistert zeigt, ist vielleicht der reichste Grundakkord schottischer Lyrik und hat auch in diesem Jahrhundert noch eine große Fruchtbarkeit in Volks- wie Kunstpoesie bewährt. Doch davon will ich Ihnen später erzählen. Unterdessen freute es mich, daß mein Patriotismus die gerechte Anerkennung gefunden. Wenn man so „vaterlandslos" gemacht worden ist, thut das wohl. Zum Lohn für meine schottischen Sympathien aber wird eine Spazierfahrt veranstaltet.

Dieselbe war ganz so, wie ich sie brauchte, um einen möglichst vollständigen Überblick über den Charakter des Landes zu gewinnen — sie ging erst einer Bucht, dann einem Alpenthal und einem eigentlichen Landsee entlang über einen Paß, von welchem aus die Landschaft stundenweit in ihrem Hautrelief vor uns lag, an einen dritten See, bedeutender als die ersteren, diesem entlang um eine breite Landzunge herum, dann völlig um die erste Bucht wieder zurück an den Clyde — Alles in ein paar Stunden. — Können Sie folgen? Es war eine Rundfahrt von wirklich seltener Abwechslung und, wie man mir sagt, wohl die schönste am Clyde. Das Wetter war insofern sehr günstig, als es anfangs ungünstig war und in der kurzen Zeit alle mittleren Tonstufen seiner Scala durchlief — zuerst trüb bis zum Regen, dann windig kämpfend, allmählich sich aufheiternd, endlich völlig sich klärend zum hellen, goldenen Sonnenschein. Dadurch gewannen nicht nur die Landschaftsbilder

an eigenthümlicher Verschiedenheit, auch ihre Gesammtheit erhielt größeren Antheil an der mannigfaltigen Wolkenbildung, welche in der Landschaft des Nordens, wie in den Meerbildern eine so bedeutende Rolle spielt.

Was die schottische Muse so viel und so innig besingt, ist ja kein ewig blauer Himmel, kein blendender Sonnenglanz, keine üppige Vegetation und kein glühender Farbenton, es sind weit mehr die ernsten, trüben, strengen oder melancholischen Seiten der Natur, wie sie in steter Abwechslung, gleich dem nahen Meer, sich rasch verdüstern, rasch verklären und gerade dadurch so genußreich sind. An diesen Wechsel ist man hier so gewöhnt, daß, obwohl ich im Stillen einen stabilen Landregen erwartete, von einem Aufschieben oder Aufgeben der Fahrt nicht einen Augenblick die Rede war. Man bereitete in aller Ruhe das Nöthige für Regenwetter vor — Shawls, Decken und Regenmäntel mit Kapuzen — und fuhr dann gemüthlich ab. Der Wagen war niedrig genug, um von ihm aus fast so gut wie als Spaziergänger, die jeweilige Landschaft zu genießen. Aber das Unangenehme beim Fahren ist, daß man, wenn eine schöne Aussicht sich zeigt, nicht gleich inne halten, nicht hinsitzen und das Gesehene skizziren, nicht träumen und dichten kann; Alles flieht und fliegt vor den Augen dahin, vermischt sich mit dem Folgenden, und was man noch glücklich gerettet zu haben meint, das verfliegt im Wechsel des Gesprächs und neuer vorüberziehender Bilder. Ein Genuß ist es immerhin, ein so mannigfaltiges Panorama im Flug zu durcheilen, in freundlicher Gesellschaft, die das Amt eines Cicerone zuvorkommend ausübt, und ohne alle Sorgen, die den Fußgänger stören mögen. Ihnen aber den Genuß durch eine Beschreibung mitzutheilen, daran verzweifle ich. Nehmen Sie mit Andeutungen vorlieb.

Am heiligen See. Diese schöne Bucht habe ich bereits beschrieben — sie bot ungefähr denselben Anblick, wie gestern vom Nachen aus. Nachzutragen ist, daß sie früher Quarantainehafen für die Schiffe war, die nach Glasgow fuhren. Seinen Namen aber hat der heilige See von einer klösterlichen Niederlassung, die sich schon in altersgrauer Vorzeit an seinem Ufer erhob. Es ist auch hier ein herrlicher Platz für ein Gotteshaus — so still lag es hier, am See zugleich und am Fuß des malerischen, damals noch wohl reich umwaldeten Hügels, freundlich, aber doch ernst, wie jenes gewaltige Geschlecht von Mönchen, das Schottland civilisirt hat. St. Mun soll der Apostel geheißen haben, der zuerst vom meerumflutheten Jona hieher kam, um die damaligen Wilden zu Christen und die Wüste zum Garten umzuwandeln; daher heißt denn auch der Ort Kilmun, Kirche des Mun, und gar lieblich schaut die Kirche zwischen Ulmen, Eschen und dunkeln Eiben hervor, ein schönes Andenken an all' das Gotteslob, das fast ein Jahrtausend lang von diesem Platz des Friedens aus ertönte. Denn auf die alten Mönche aus Columba's Schule folgten regulirte Chorherren, denen der Laird Duncan Campbell von Lochow hier ein Kloster stiftete, und so klang der Psalmengesang hier fort, bis ihm Knox ein Ende machte. Aber ganz ist er noch nicht verstummt. Nicht ungehört verhallt der Aufruf, den die Kirche Tag für Tag von hunderttausend geweihten Lippen hin durch das ganze Erdenrund an

alle Kreaturen ergehen läßt. An jedes Hälmlein, das da zittert im Morgenwind, an jedes Käferlein, das da spaziert am dunkeln Gestein, an jeden Vogel, der vom schwankenden, grünen Gezweig sein Morgenlied hinaustrillert über den leisewogenden See, auch an den See selbst, der im grauen Eremitenkleid schweigend ruht zwischen den ernsten, sinnenden Hügeln, und an die Hügel, die wie Gebet still gen Himmel ragen, und an die Wolkenberge, die feierlich darüber hinziehen — an sie alle ergeht der Ruf Laudate Dominum und Jeder und Jedes singt das Lob des Herrn in seiner Weise und zittert bis in die letzten Atome hinein von jenem Lob und Preis, dem die Kirche in ihrem hl. Psalterium die Worte leiht.

So ist es also mit dem heiligen See, und nicht umsonst heißt er der heilige. Wenn er aber heute von den Lobpsalmen allmählich in die Bußpsalmen übergeht und schließlich gar ein langes Gesicht macht, so kann ich nicht helfen. Zu solchen Gesängen ist nachgerade auch Stoff in unseren Zeiten. Übrigens zum Weinen kömmt's noch nicht, und wie der See allmählich verschwindet und wir in das Thal der Echbig einlenken, scheint es sich fast wieder aufhellen zu wollen, so daß dieses liebliche Thal, obwohl ohne die Hochzeitsmusik des Sonnenscheines, noch recht idyllisch aussah. In anmuthigen Windungen schlängelt sich der Bach, von dem das Thal den Namen hat, von Norden her durch grüne, sammtene Matten und zwischen Hügeln, die steil, höckerig, alpenartig von der Thalsohle aufsteigen, bald ästig vordringend, bald in kleinen Schluchten und Mulden zurücktretend, unten bald mit Wald, bald mit einzelnen Baumgruppen und allerlei Buschwerk verbrämt, oben gar einsam und haide-artig. Ihrem Fuße eng sich anschmiegend, hüpft die schmale Straße zwischen üppigem Gesträuch dahin. Die Hügel hinauf weiden große Schafheerden in dickem Wollpelz, mit starken, gewundenen Hörnern, wie Abrams Widder in der biblischen Geschichte abgemalt wird. Da und dort steht ein zierliches Jägerhäuschen auf einem Hügelvorsprung auf der Lauer. Denn an Hasen und Kaninchen fehlt's nicht, Feldhühner und anderes Gevögel lebt sehr vergnügt unter dem dichten und hohen Kraut der hügeligen Haide, und so ist noch Jagd genug, wenn auch — eigentliche Parke ausgenommen — kein Hirsch mehr kommt, um am Bach oder See zu trinken. Im Übrigen ist das Thal ein völliges Pastorale, und ich bukolisirte demgemäß in Vergils Eclogen herum und wollte mir eben eine ländliche Novelle zurechtlegen, als die niederen Streifwolken über uns zu spielen begannen — langsam, aber deutlich, und das erste Kapitel war, daß wir uns prosaisch zuknöpften bis an's Kinn und uns gegenseitig mit allen Sorten von Witterungsprophezeiungen zu trösten suchten.

Am dunkeln See. Während dieser schweren Prophetenarbeit kam uns ein neuer See in Sicht, schmal, aber sehr lang, viel zackiger als der heilige See zwischen die Hügel gebettet, stellenweis grau mit dem grauen Himmel schmollend, stellenweis noch dunkler von ernstem Waldessaume beschattet und beherrscht. Er ist ein wirklicher Süßwassersee und heißt Loch Eck. Ob das nun das celtische Eck ist, was dunkel bedeutet, das weiß ich nicht. Genug, der See war wahrhaft dunkel und einsam, ganz wie ge-

macht, um den Helden meiner Novelle für mehr als zehn Kapitel geheimnißvoll zu verbergen und ihn dabei allen Gefahren eines ringsum wüthenden Krieges preiszugeben. Eine Stunde weiter liegt wieder ein See u. s. w. bis an die Meeresküste. Ohne die mindeste Unwahrscheinlichkeit läßt sich also die Geschichte an den Ocean, an wilde Felseninseln hinüberspielen — Piraten — Gefahren — Abenteuer — Verwicklungen in Hülle und Fülle. Sie sehen, welche poetische Anwandlungen man hier haben kann. Aber so weit sind wir noch nicht. Unser zweites Kapitel ist, in einer gemüthlichen Schenke die Lösung der Wetterfrage abzuwarten und zugleich ein wenig unsere Kräfte zu restauriren. In einem schmalen Goldrahmen hing im Gastzimmer ein Holzschnitt, welcher die deutschen Helden des letzten Krieges vorstellte, in ihrer Mitte Se. Kaiserliche Majestät. Wer hätte diese hier, beinahe in ultima Thule, vermuthen sollen? In diesem Augenblick, bei der plötzlichen Überraschung, hätte meine reichsfeindliche Gesinnung ganz sicher hervortreten müssen, wenn sie vorhanden gewesen wäre. Aber keine Spur davon, keine Polterrede, keine bissige Bemerkung, keine Störung der lyrischen Stimmung, nicht einmal Verminderung des Appetites. Es war ganz gemüthlich hier trotz der streng auf mich herabblickenden Helden und trotz des Regens. Allein noch gemüthlicher wurde es, als sich die Regenwolken verzogen und hie und da wieder das Blau zwischen den sich langsam durcheinanderschiebenden Wolken hervortrat. Denn zu meiner großen Freude ging es jetzt die Hügel hinan und zwar zu Fuß; es war ein Alpenpaß im Kleinen, in steten Windungen hinaufklimmend; rechts und links erheben sich breite Kuppen, über denen sich immer wieder neue zeigen; im Rücken liegt der See, der mich freilich am meisten beschäftigte — fast alle zwanzig Schritte drehte ich mich wieder um, um mein Auge daran zu weiden. Der Wind arbeitete mit wechselndem Erfolg an dem schönen Gemälde, brachte bald blaue, duftige Töne hinein, zauberte bald wieder trübe Melancholie darüber, ein rechter Kampf von Hoffen und Fürchten, Leid und Freude, melancholischen Anwandlungen und rosigen Stimmungen. — —

Du dunkler See, du tiefer See,
So voll von wirren Traumgewalten,
Von Nixentanz und Nachtgestalten,
Vom Zauber längst entfloss'ner Zeiten,
Vom Gold verschwund'ner Herrlichkeiten,
Vergiß dein Sehnen und dein Weh,
Du dunkler, tiefer Bergessee!

Du dunkler See, du tiefer See,
Wie friedlich ruhst du nun im Thale!
Von deiner reinen Opferschale
Erheben sonnenhelle Düfte
Sich gleich Gebeten in die Lüfte —
In Freude löst sich Kampf und Weh,
Du dunkler, tiefer Bergessee!

In der That war der See wunderschön, und als er zuletzt noch, ein schönes, blaues Dreieck, aus dem Thale heraufguckte, da war er mir schon ganz an's Herz gewachsen, so daß ich ihn sehr vermißte, als ich ihn nicht mehr fand. Ich wendete meine Aufmerksamkeit nun dem Haidekraut zu und den einfachen Blümchen, die dazwischen hervorängeln, und der Distel, die so wild und stachlicht darüber hervorschaut — gar schlichte und einfache Dinge und gewissermaßen die Verneinung üppiger Vegetation. Aber die schottische Lyrik ist ganz voll davon und besingt die Distel wie eine persische Rose, das bescheidene Glockenblümchen wie eine Hyacinthe und das Haidekraut wie Lorbeer und Myrthen. Die Distel ist schon seit uralten Zeiten das Emblem von Schottland, der Distelorden (auch Andreasorden) der höchste Orden der schottischen Aristokratie, der nur zwölf Mitglieder zählt, und das Haideblümchen ist als Zeichen der ältesten und mächtigsten Claus, der Macdonalds und Mackenzie's hochberühmt. Eine Pflanze von außerordentlich schöner Zeichnung ist auch die Distel jedenfalls. Was an ihr hervorgehoben werden kann, ist ihre Genügsamkeit, die schlichte Anmuth ihres Baues und die stachlichte Wehrhaftigkeit ihrer Blüthe und ihrer Blätter. Darin symbolisiren denn die Poeten den schottischen Nationalcharakter: einfach, schlicht und abgehärtet, aber edel und schön und vor Allem ritterlich und wehrhaft. Keiner rührt die Blume ihrer Unabhängigkeit an, ohne sich die Hände blutig zu reißen. Daß die anscheinend so unbedeutenden und einförmigen Elemente der Haide in ihren Massen merkwürdig schöne Effekte in Farbe wie Zeichnung hervorbringen und mit ihrer Insektenwelt das anziehendste Schauspiel gewähren, fand ich auch hier wieder bestätigt. Vor uns hatte sich der Himmel völlig geklärt — und als wir die Höhe des Jochs erreicht hatten, lag ein langgestreckter neuer See herrlich blau im vollen Sonnenglanz vor unseren Augen.

Am Schiffsee. Das ist also das Skip-Fiord, jetzt Loch Long, durch das einst Flaco, der Norweger, vom Clyde her mit einer Expedition in's Land brach. Waren das romantische Zeiten, da man ohne Dampf gen Island und Grönland fuhr, selbst Amerika heimsuchte und von Westen her in Schottland einfiel! Jetzt würde das den Herren Norwegern nicht mehr einfallen, und doch werden die guten Leute auch dort meinen, sie seien jetzt gar viel weiter als ihre gigantischen Väter. Einzelne Segler und ein Dampfer zeigten uns, wie schön das gewesen sein mag, als das norwegische Geschwader langsam vom Clyde her einzog durch die Bucht. Denn Loch Long ist nur ein Arm der See, der sich aber weit in's Land hinein erstreckt. Wir sind nun oben auf der Hügelkette, welche das Holy Loch, das Thal der Echbig und den dunkeln See von dem langen Schiffsee trennt und sich zu einer breiten Landzunge erweitert. Vor uns liegt erst noch ein Stück Haide den Berg hinab, dann folgen Wiese, Feld, Garten, Park, Villa's und Dörfchen — und drüben am andern Ufer in umgekehrter Reihenfolge wieder dasselbe und weiter hinaus der Clyde und sein fernes jenseitiges Ufer — kurz und gut, das müßten Sie gesehen haben — das Beschreiben nützt da nicht.

Wie die vorigen Bilder viel Einsames, Melancholisches hatten, so ward hier die Freundlichkeit der Landschaft durch die herrliche Beleuchtung erhöht.

Unten angelangt, sind wir für ein halb Stündchen wieder an einem scheinbar völlig abgeschlossenen See, dessen eines Ufer wir in der Nähe genießen, während das andere über der blauen Seefläche lieblich herüberschaut. Der Vordergrund wurde immer reicher und mannigfaltiger, ein wahres Gegenstück zu der kaum durchwanderten Haide. Überraschend schön ist die Aussicht, wo Loch Long in den Clyde ausmündet — ich meinte, ich hätte das noch nicht gesehen, so viel Neues bot der Vordergrund und die verschiedene Stellung. Die Bauernhäuser, die sich von englischen nicht unterschieden, häuften sich nicht so, um ein Dorf oder auch nur ein Weiler zu werden, waren aber häufig genug, um überall die Landschaft zu beleben. Bald kommen auch wieder ganze Reihen von Villa's, alle mit poetischen und bisweilen hochtrabenden Inschriften, daß man meinen sollte, alle Großmächte müßten in ihnen einen Geschäftsträger halten, obwohl darin bloß ein glücklicher Kaufmann von dem vielen Geldzählen ausruht. Am jenseitigen Ufer, gen Osten, sagte man mir, sei eine Höhle, die sehr wichtig, weil ein Walter Scott'scher Roman dort endigt. Dort sollen nämlich die Freibeuter im 52sten Kapitel des „Heart of Midlothian" gehaust haben. Die arme Effie, jetzt Lady Stounton, entdeckt dort in dem jugendlichen Gefährten des Räubers Donacha Dhu (bitte das „ch" möglichst schweizerisch auszusprechen) ihren verloren geglaubten Sohn, der unterdessen nach Amerika und wieder zurückgelangt und eben ein Landstreicher geworden ist. Aber die Wiedererkennung führt zu nichts. Der Arme ist zu verwildert, geräth wieder in Gefangenschaft und Knechtschaft, verwickelt sich in eine Verschwörung, flieht zu einem Indianerstamm und ist wahrscheinlich bei diesem für seine übrige Lebenszeit geblieben. Während die Schwester Effie's als fromme Bibelleserin in dem stillen Glück eines ländlichen Hauses endigt (Lohn der Tugend), sucht die unglückliche Effie erst 10 Jahre lang in Saus und Braus vornehmen Lebens ihre leidenvollen Schicksale zu vergessen, weist dann aber eine zweite Ehe von sich, zieht sich in ein Kloster auf dem Continent zurück, ohne jedoch den Schleier zu nehmen, und „lebt und stirbt in strenger Abgeschlossenheit und in der Ausübung der römisch-katholischen Religion mit all' ihren minutiösen Gebräuchen, Vigilien und Strengheiten" (Strafe des Leichtsinns 2c.). Eine merkwürdige dramatische Gerechtigkeit! Es ist übrigens sonderbar, wie tief sich Scott's Romane in die Gemüther eingebürgert haben. Man sprach mir von dieser Höhle wie von einer völlig historischen Örtlichkeit und sie ist auch als solche in den Reisehandbüchern angegeben. Da die Effie eine skandalöse Person ist, können Sie sich denken, wie vortheilhaft solche „Legenden" für die Beurtheilung des Katholicismus wirken. Ich fühlte mich wirklich famos geschmeichelt, zu hören, man werde für alle möglichen Verirrungen dadurch gestraft, daß man katholisch werde.

Aber unterdeß sind wir um Strom Point, die Spitze der Landzunge, herum wieder am Holy Loch angelangt, natürlich auf der anderen Seite — also wieder ganz neue Zeichnungen und Aussichten. Da die Elemente des Bildes ungefähr dieselben sind, obwohl sie gleich schönen Variationen eines Thema immer neue Reize bieten, so will ich sie nicht weiter ausmalen. Der ebene Uferstrich ist übrigens breiter als man von jenseits her glaubt, und

gibt einer reichen Garten- und Wiesenlandschaft, sowie dem weit auseinanderliegenden Dorf Kilmun genügenden Raum zu malerischer Entwicklung. Ich konnte mir nun weit besser als zuvor die civilisatorischen Arbeiten der alten Mönche vorstellen, die den Fruchtbaum hier eingebürgert und zuerst Gärten und schöne Felder gepflanzt, überhaupt jenen Segen über das Land verbreitet, dessen es sich im Mittelalter erfreut hat. Denn daß Schottland seither an Bodenkultur nicht viel gewonnen, eher verloren hat, ist eine auch von protestantischen Historikern anerkannte Thatsache. Weit entfernt, von dem ewigen Schauen müde zu werden, guckte und guckte ich rings um mich und genoß und freute mich, bis der heilige See umfahren war und unsere Kutsche wieder am Ufer des Clyde innehielt. Es ist wirklich eine schöne Landschaft, und ich weiß nicht, ob sich in der Schweiz etwas Ähnliches findet.

Ich habe da eben einen Ton angegeigt, den ich noch etwas weiter spielen muß, denn er gehört zu meinem Lieblingsstückchen. Es ist der Gedanke, daß die Civilisation des Mittelalters sich nicht im Kreise und auch nicht krebshaft rückwärts bewegt hat, sondern vorwärts und zwar in einem langsamen, würdigen und vernünftigen Tempo, und daß sich die Völker dabei besser standen, als in der fieberhaften Springfluth unserer modernen Weltbeglückung. Es hat mich das bei der heutigen Spazierfahrt recht lebhaft beschäftigt. Wie vertheilt sich die schöne Landschaft, fragte ich mich unwillkürlich, und welchen Vortheil hat die Menschheit davon, daß der Mönch und die Kirche aus diesem Land hinausgeworfen wurden, das sie doch zuerst bepflanzt und wohnlich gemacht haben? So viel nun auch die schottischen Poeten von Freiheit und Unabhängigkeit, von besiegten Tyrannen und Triumphen alter Zeit singen mögen, factisch dient so ziemlich das ganze Land dem Handel und der Industrie, d. h. einigen wenigen Kapitalisten, welche das gewöhnliche Volk unter ihrer Botmäßigkeit halten. Diese Erwägung verengte und dämpfte bedeutend den Enthusiasmus, in den mich das schöne Land versetzt hat, und es thut mir das leid. Denn der Patriotismus, die Freiheitsliebe, der kriegerische Muth, die männliche Abhärtung, der Ernst und die Religiosität, welche diesem Volke innewohnen, haben mich unwiderstehlich angezogen und mich mit großer Zuneigung erfüllt. Indem seine Poesie unwillkürlich auf frühere Tage zurückgreift und in älteren Motiven lebt, ist eigentlich schon angedeutet, daß die Neuzeit hier wie überall recht herzlich prosaisch ist und daß in der geschmähten Vergangenheit gerade die glücklichen socialen Zustände liegen, aus welchen die Poesie nicht elegisch, sondern voll und lebendig, lyrisch und episch hervorquillt. Das haben auch schottische Geschichtsschreiber, namentlich Tytler, aus den Documenten der alten katholischen Zeit klar genug dargethan. Schottland war im Mittelalter so gut bebaut und cultivirt, als es nur seine geographische Lage verstattete. Weizen, Hafer, Gerste, Bohnen und Erbsen wurden fast durch das ganze Land hin in genügender Fülle gezogen. In den alten Rodeln erscheinen eine Unzahl von Mühlen und Brauereien — jedes Dörflein und jeder Weiler hatte seine eigene — von Theetotalismus und Temperenzschwindel fand sich keine Spur. Aus den großen Quantitäten von Weizen, welche in den Rodeln erwähnt werden, schließt man mit Recht, daß

Weizenbrod die gewöhnliche Nahrung war. Weit ausgedehnter als die Kornfelder waren aber besonders im Hochland Wälder und Weidegründe, und die Viehzucht überhaupt die vorzüglichste Erwerbsquelle. Bis in den höchsten Norden hinauf war Reichthum an Rindvieh und wurde die Schafzucht in ausgedehntem Maßstabe betrieben, so daß das Land nicht nur selbst das nöthige Fleisch zur Nahrung besaß, sondern auch Stoff zu warmer Kleidung und darüber hinaus zur Woll-, Tuch- und Leder-Ausfuhr. Vor Allem aber boten die Seen und das Meer mit seinen zahllosen Buchten dem Fischfang ein unerschöpfliches Gebiet, weit über die Bedürfnisse der täglichen Nahrung hinaus eine Quelle ausgedehnten und einträglichen Handels. Mit einem Wort, wir haben da hoch im Norden und bei nicht sonderlich günstigen Verhältnissen des Klima's und Bodens ein Land vor uns, das allen seinen Bewohnern das Nöthige zum Lebensunterhalt liefert und, wie die Geschichte zeigt, ein überaus kräftiges, gesundes und glückliches Volk ernährt. Vom Fischfang redend, sagt aber Tytler: „In diesem, wie in allen anderen Zweigen des nationalen Wohlstandes, waren die Mönche die großen Verbesserer und lehrten durch ihre Geschicklichkeit und ihren Unternehmungsgeist die großen Barone und Landeigenthümer mit sammt ihren Vasallen und Hörigen, wie viel Reichthum und Vortheil aus den Meeresstrichen, Seen und Flüssen ihres Landes gezogen werden könnte." Mochte sich der Grundbesitz auch auf Wenige vertheilen, der Einzelne hatte viel mehr Nutznießung, Nutzen, Vortheil, Antheil an dem Land, als dieß jetzt unter der Herrschaft des großen Kapitals der Fall ist. Man hat berechnet, daß ein Arbeiter in jenen Zeiten bei etwas guter Arbeit sich im Tag eine fette Gans, vier Laib Brod und eine Gallon Ale verdienen konnte, in frischer freier Luft, in Gottes schöner Natur, mit frühem Feierabend und ohne schlimme Gefahren des Leibes und der Seele. So stand es in den Zeiten des finsteren Aberglaubens, des Mönchthums und der „babylonischen" Herrschaft; das Volk war reich, glücklich und stark, es hatte seine eigene Sitte, Sprache und Tracht, es sprudelte über in einem unerschöpflichen Reichthum wahrer Volkspoesie, es war fähig, lange Kämpfe für seine nationale Unabhängigkeit zu führen, ohne daß sein Wohlstand oder seine innere Kraft heruntersank. Handel und Gewerbe entwickelten sich — allerdings nicht mit athemlos-nervöser Hast, aber mit sicherer und ersprießlicher Behäbigkeit. Die Kunst blühte in einem Grade, daß die neuere, zumal mit Rücksicht auf die seither gemachten Erfindungen, arm erscheint. In der Poesie wie in der Architektur greift man ja unwillkürlich in die Formen und Motive früherer Zeit zurück. Das ist eben die heillose ultramontane National-Ökonomie; sie macht die Nationen groß und glücklich, es wird den Leuten wohl dabei, und das Glück strömt in die Massen, Alle erhalten ihren Antheil am Boden des Landes und an der schönen Natur, an Licht und Luft und Freiheit und nationalen Interessen, an heimathlicher Kunst und Poesie. Es mag Arme geben und Bettelleute — aber es gibt keinen Pauperismus. Tytler schließt seine Schilderung der socialen Zustände des Mittelalters mit der Bemerkung: „Hieraus erhellt nothwendig, daß die arbeitenden Klassen in jenen Zeiten recht gemüthlich gelebt haben müssen." Chalmers sagt: „Das Volk war

wohlgenährt und die niedern Klassen erhielten einen viel reicheren Theil animalischer Nahrung, als sie heutzutage bekommen. Sie zogen Vieh, Schweine und Geflügel in Hülle und Fülle und genossen das zu Haus mit reichlichem Brod, Käs und Bier." Hallam aber meint: „Nach jedem Zugeständniß, welches man machen mag, ist es schwer, der Schlußfolgerung zu entgehen, daß der Arbeiter der Gegenwart in den Subsistenzmitteln seiner Familie weit hinter seinem Vorfahr vor vier Jahrhunderten zurücksteht." Das sagen drei protestantische Geschichtsschreiber erster Größe und ihr Beweismaterial liegt offen vor. Wie kommt es nun, daß der sociale Fortschritt rückwärts ging, und daß er mit der Vertreibung des Mönchs begann, und daß das alte, katholische Schottland viel bedeutender, größer und glücklicher war, als das Schottland unserer Tage?

Vom Clyde nach Oban.

Die zwei Tage, welche ich für meinen Besuch in Kirn bestimmt hatte, waren mir zu rasch verflogen; aber die Zeit drängte und ich wünschte in den wenigen Tagen, über die ich verfügen konnte, möglichst viel von Schottland zu sehen. So ließ ich mich denn auch durch die freundlichsten und dringenden Bitten nicht bewegen, von meinem Reiseplan abzugehen, sondern fand mich am dritten Tage Morgens gegen 9 Uhr am Landungsplatz von Kirn ein, um in Caledonien einzudringen und das Ende von Britannien zu finden, wie einst die kampfeslustigen Römer des Agricola es wollten.

Sehr angenehm war es mir, die Fahrt genau da wieder anzuknüpfen, wo ich sie vor zwei Tagen unterbrochen. Es war ja auch eigentlich keine Unterbrechung gewesen, sondern nur ein weiteres Studium und Genießen dessen, was ich aus der Ferne und vom Dampfschiff aus obenhin gesehen hatte. Der Clydefluß hatte sich vor meinen Augen zum Strom, zum See, zum Seecompler erweitert, ich hatte diese herrliche Entwicklung in's Einzelne verfolgt und lebhaft vor mir — jetzt öffnete er sich langsam zum weiten, großen Meeresfund, „Cedernhäuser auf den Riesenschultern: jauchzend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit. Und so trägt er seine Brüder, seine Schätze, seine Kinder dem erwartenden Erzeuger freudebrausend an das Herz." Das ist ganz herrlich, wie der mächtige Strom dem alten Vater Ocean um den Hals fällt[1]. Groß und majestätisch dehnt sich die weite, bläuliche Fläche auch bis an die Grenzen des Horizonts, nur noch durch die niedrige Küste von Ayrshire, einen schmalen grünen Streifen, von dem sonnigen Himmel getrennt; in der Ferne aber fließen Himmel, Erd' und Wasser ineinander. Das ist eine gute Ouvertüre zum heutigen Tag, der nicht eine landschaftliche Novelle, wie gestern, sondern ein breiter, spannender, bilderreicher Roman werden soll.

So fahren wir denn richtig auch schon geradewegs in den Süden, um

[1] Die Vermischung des Flusses mit der Salzfluth findet freilich viel weiter oben statt. Aber der Übergang zum Meerbusen wird hier erst dem Auge recht bemerklich.

natürlich in den Norden zu kommen. Das ist aber nicht etwa eine poetische Anwandlung des Capitäns, sondern es liegt in der romantischen Anlage der Natur, d. h. dieser Wassermassen, die sich um alle möglichen Ecken und Kanten herum schließlich in den Norden winden. Für einen Theil der Fahrt hat allerdings menschliche Kunst durch einen Kanal nachgeholfen; aber dann fängt gleich die Natur selbst wieder zu romantisiren an, daß man bis zum letzten Kapitel nicht weiß, wo es hinaus soll. Walter Scott, der längst vor Dampfschiff und Eisenbahn in jedem Winkel seiner Heimath zu Hause war, hat diese Romantik der Gegend in eine der schönsten seiner romantischen Epopöen, den „Lord der Inseln" verwoben und darin den ersten Helden des schottischen Mittelalters, Robert Bruce, zugleich mit den Herrlichkeiten der Westküste auf's Neue unsterblich gemacht. Eine überaus glückliche Verbindung: der romantische Nationalheld und seine größte nationale That auf dem schönen Hintergrund jener Landschaftsbilder, für welche die Nation selbst mit Recht die innigste Begeisterung empfindet. Da nun Bruce hiedurch in alle Reisehandbücher und in den beständigen Verkehr mit allen Touristen gerathen ist, so darf auch ich nicht an ihm vorbeigehen. Unangenehm ist nur, daß er gerade den umgekehrten Weg gemacht hat. Nach Irland vertrieben, schifft er als armer Abenteurer hinüber an die Hebriden, kommt von dort herab nach Arran und an den Clyde, fährt denselben hinauf und dann hinüber nach Stirling, schlägt die große Befreiungsschlacht von Bannockburn, und setzt sich endlich, der populärste der Könige, auf den altehrwürdigen Krönungsstein von Skone. Wir Touristen aber kommen vom Süden her und langen erst zuletzt bei jenen Inseln an, bei welchen Scott's Epopöe beginnt. So gehen denn die Citate rückwärts und sind nur dann genußreich, wenn man das Gedicht vorher gelesen und noch gegenwärtig hat. Dann ist es aber wirklich interessant, weil es die Gegend mit den romantischen Gestalten des Mittelalters bevölkert und hinwiederum von der Gegend selbst auf's Köstlichste beleuchtet und gehoben wird. Da es zudem als ächte Epik im historischen und nationalen Elemente fußt, somit Geschichte und Kunst sich in den Naturgenuß mischen, so hat es mir sehr gefallen, daß Scott auf dieser Fahrt soviel gelesen und studirt wird. Es erhebt dieß das Reisevergnügen zu einem hohen Grad ästhetischen Genusses und würde dasselbe leicht auf den höchsten Grad erhöhen, wenn Scott in der Schilderung des Mittelalters nicht allzusehr in gewissen Vorurtheilen stecken geblieben wäre, welche ihn hinderten, das religiöse Moment jener Zeit in seiner vollen Größe, Schönheit und Erhabenheit aufzufassen.

Bald ist Toward-Point erreicht, die Spitze der Landzunge von Comal. Der Firth (Sund) des Clyde verdoppelt plötzlich seine Breite, nicht mehr durch Festland, sondern durch die niedrigen Hügel der Insel Bute begrenzt, über deren weichem Grün sich düster und gewaltig wie eine riesige Meeresburg die Granitfelsen der fernen Insel Arran emporthürmen: ein Stück altnordischer Heldensage und finstern Druidendienstes, weit zurückliegend hinter den freundlichen Ufer- und Seebildern der Kudrun. An diesem Felseneiland von Arran wäre ich nun um Alles in der Welt gerne gelandet. Nicht umsonst

hat Scott einen großen Theil seiner Epopöe hier untergebracht. Sieht es schon von selbst unendlich poetisch aus und bevölkert es sich gleichsam unwillkürlich mit Gestalten von Bildern längst untergegangener Welten, so rückt auch das Urgestein, wie es nicht aus den Schichten vermittelnder Perioden, sondern unmittelbar aus dem Ocean emporstarrt, die Kämpfe der Urwelt in die Gegenwart. Die Großmächte der Urwelt, Wasser und Feuer, scheinen einander hier wie vor Jahrtausenden noch grollend gegenüberzustehen, und schäumend wirft der Ocean seine Wogen an den Felsen empor, die das Muspell jener Riesenzeit aus dem Bauch der Erde ausgewühlt und spielend in die Fläche der See geschmettert hat.

Aber rasch dreht sich das Schiff gen Westen und wir sind wieder von der Meerlandschaft auf einen anmuthigen See versetzt; eine schöne Bai thut sich vor uns auf, rasch nahen die Ufer — das Montpellier von Schottland, die liebliche Insel Bute. Sie ist etwa 15 engl. Meilen lang, $3^1/_2$ breit, zum Theil sehr gut bebaut, ein Paradieschen in der Wildniß von Fels und Meer, und wird um ihres milden Klima's willen gern von Brustkranken aufgesucht. Der größere Theil der Insel gehört dem bekannten Convertiten Marquis von Bute, einem der Häupter des schottischen Adels, der etwas südlicher, an der Ostküste, das bedeutendste Schloß der Insel besitzt. Die Bai von Rothesay bildet einen gesicherten, natürlichen Hafen, der durch keine Bauten verunstaltet zu werden brauchte. Lieblich grün und theilweise bewaldet strecken zwei Landzungen ihre Arme nach unserm Schiffe aus, das Meer glättet sich zum sanften Spiegel, und in einigen Stufen, von reicher Vegetation umkränzt, hebt sich die Stadt Rothesay hinauf an die Hügel, wo ein altes Schloß sie krönt, eine frühere Residenz schottischer Könige, einst von Haco gestürmt, von den Schotten wieder erobert, von John Baliol verloren, von Bruce wieder erkämpft, 1685 von dem Marquis von Argyle zuletzt eingenommen, verbrannt und zerstört, das große ritterliche und historische Centrum der Gegend.

Die Kyles of Bute. Aus der friedlichen Bai von Rothesay fahren wir zunächst nördlich in einen schmalen See hinaus, der sich wohl zwei Stunden weit erstreckt — Loch Strivan, den Lochs von gestern ähnlich, aber wilder und rauher und mit neuer Hügelzeichnung, ein so schönes, abgeschlossenes Landschaftsbild, daß das Auge völlig befriedigt darauf ruht. Aber langsam, den Knoten einer neuen Verwicklung schürzend, theilt sich der See; der breitere Arm wird bald durch ein Vorgebirge den Blicken entzogen und die Hügel, die eben noch so entschieden aus dem Wasser emporsprangen, begrenzen als duftiger Hintergrund das Felsenufer des Stromes, auf dem das Schiff dahingleitet. Der Strom aber wogt mit uns dahin zwischen dem buchtenreichen, buschigen, felsigen Ufer, von Hütten und Barken und vogelreichen Lauben und steinigen Landungsplätzen und grünenden Waldgruppen, immer neu, immer schön in idyllischem Wechsel, umgrenzt. Und nun verengt er sich. Das unerschöpfliche Skizzenbuch scheint endlich durchblättert. Waldbesäumte Hügel sperren den Weg, bläulich grün ragen andere dahinter — was muß das für ein liebliches Alpenthal sein! Aber die Vorgebirge rechts und links schieben sich wie Cou-

lissen auseinander, — das Alpenthal ist ein schöner runder See; an seinem Ufer erhebt sich eine altersgraue Burg und Wald, dichter, dunkelgrüner Wald, aus dem die Haide in Hügelwellen emportaucht.

Allein wie kann ich es auch nur versuchen, Ihnen dieses wundervolle Landschaftsbild in seinem steten Wechsel und in seiner bunten Mannigfaltigkeit zu zeichnen? Warum hat man noch keinen Apparat erfunden, um eine solche Landschaft ununterbrochen photographisch aufzunehmen, damit das Bild sie zeige, wie das Auge beim Voranstürmen des Dampfers sie schaut? Nur so wäre es möglich, Ihnen und Ihren Lesern einen Begriff zu geben von diesen Buchten und tausend kleinen Zacken und Vorgebirgen, von dieser Hügelwelt, die von einem Märchenerzähler bunt durcheinandergewürfelt scheint, von diesen Jagdrevieren, Fischerplätzen, Weidegründen, Villen, Farmerhäusern, Schifferhütten, diesen ganz verloren einsamen Thälchen, diesen plötzlichen weiten Fernsichten, diesem Neuemportauchen schon entschwundener Bilder, dieser engen plötzlichen Verwicklung der Landschaft — das nun Alles malerisch gemischt und sanft ineinanderfließend schließlich in einen gewaltigen Meeressund ausmündet, den ferne Granitfelsen wie Wartthürme begrenzen. Sehen Sie, das sind die Kyles von Bute — ein Bergesmärchen, ein Sommernachtstraum, ein Festspiel, von dem Dichter aller Dichter, dem ewigen Herrn der Natur spielend dahingeworfen. Was Wunders, wenn in diesem Tanz von Lichtern und Schatten, von Wellenschlag und wiegenden Zweigen auch die Phantasie erwacht und die feuchte Woge mit grünlichen Niren, den zerklüfteten Fels mit neckischen Kobolden und den schwarzen Wald und die blühende Haide mit tanzenden Elfen belebt! Tausend stille Naturkräfte walten und weben ja mit an dem köstlichen Bilde, und lächeln freundlich daraus hervor und grüßen uns von ihrem noch viel freundlicheren Herrn. Warum sollten wir ihnen nicht ein Kindergesichtchen andichten und sie auch schön grüßen und durch sie ihren ewigen Herrn! Aber auch vom Dampfschiff muß man sagen, daß es seine Sache brav gemacht hat. Es konnte zwar nicht wie ein Nachen bei jedem einzelnen Bildchen stille stehen, aber es hat dafür den Eindruck des Ganzen gewahrt, indem es mit so zauberischer Leichtigkeit durch die märchenhafte Bilderwelt dahinschwebte, langsam genug, um Zug um Zug zu verkosten, schnell genug, um das Auge durch nichts zu übersättigen. Und wie es sich nun durchgewunden durch all' die Irrgänge, setzt es wieder doppelte Kraft ein und schwingt sich hinaus auf's offene Meer, das in der Nähe in silbernem Wellenrücken glitzert, in der Ferne sich in schimmernde Streifen verliert, aus denen schwarz und phantastisch die granitne Felsenfeste von Arran in aller Majestät und Größe hervorstarrt. Das macht denselben Eindruck, wie wenn man durch eine niedliche Waldschlucht auf einen freien Bergesvorsprung hinaustritt und eine Trümmerwelt von Felsen rund um die bläuliche Ebene in weiter Ferne erblickte. Aber das Meer ist noch größer, gewaltiger, unvergleichlich erhabener — ein herrlicher Ruhepunkt nach dem reichen Bilderwechsel unserer Fahrt, und wenn sie hier schlösse, so muß ich sagen, ich fände das Bisherige für eine Tagreise wahrhaft schon lohnend genug.

Aber unser Dampfer rastet nicht. In weiten Bogen umkreist er die

Landspitze von Ardlamont hinein in Loch Fyne, eine Bucht, die an der Mündung fast zwei Stunden breit sein mag, sich rasch auf weniger als eine verengt, dann wieder zu zwei Stunden Breite erweitert, in zwei Arme theilt und mit dem einen über 40 engl. Meilen weit nordöstlich in's Land hineinragt. Wir sind hier vom Meer wieder in eine vollständige Seenlandschaft gerathen. Die Scenen vom Clyde erneuern sich, aber in größerer Dimension, mit rauhern Formen und Farben. Denn die Halbinsel Cantire, welche das Loch nach Westen begrenzt, ist die letzte Vormauer des Festlands gegen die westliche See, die in zahlreichen Buchten bis fast an Loch Fyne vordringt.

Wir legen an einem kleinen Vorgebirge an, das mich an die künstlichen Felsen erinnerte, die man aus Tropfsteinen manchmal in Gärten errichtet. Gerade so zerklüftet und löcherig steigt es aus dem Wasser empor. Auf einem kleinen Plateau liegen ein paar Häuschen, zu denen ein Felspfad hinaufführt. Das Schiff hält hier, Touristen kommen und gehen. Ein paar Stöße der ächzenden Maschine, und hinter der fliehenden Spitze erscheint die Bucht von Tarbert, ein allerliebster Bergsee, wenn er vorn geschlossen wäre, von einer Burg beherrscht, die Bruce gebaut hat. Von hier ist's kein Halbstündchen bis zum andern Loch Tarbert, das die Südspitze von Cantire fast vom Lande abgerissen hat. Man hat schon öfter dran gedacht, den kleinen Isthmus mittelst eines Kanals zu durchschneiden. In alten Zeiten sollen Schiffer nicht selten ihre Kähne von einem Loch an's andere gezogen haben, und das erzählt Sir Walter auch von Robert Bruce.

„Der Bruce, der Bruce!" der Schlachtruf schallt,
Von Wald und Fels es wiederhallt.
„Der Bruce, der Bruce!" es ringsum tönt,
Wie Tod durch Mark und Bein es dröhnt.
Es starrt der Feind. Er horcht und sucht,
Von wo sich hebt des Sturmes Wucht,
Der in dem Namen tost und saust —
Vorn — hinten — überall er braust.

Der Lord der Inseln. Da der alte Heldenname — wenn gleich in sanftem friedlichem Nachklang — auf unserm Schiff ertönt und mit romantischem Zauber unsere Fahrt begleitet, so muß ich Ihnen doch ein wenig von dem „Lord der Inseln" erzählen. Es ist das allerdings keine geistliche Lesung, aber immerhin etwas wie eine literaturgeschichtliche Skizze, für mich außerdem ein Stück der Reise. Die Epopöe endet natürlich mit einer Hochzeit und merkwürdiger Weise beginnt sie auch damit, das Mittelstück ist nur Verwicklung, um sie zu hemmen, zu verhindern und endlich doch zu verwirklichen. In den Rahmen dieses Romans nun ist Bruce's Weg zum Throne so schön und kunstvoll hineingewirkt, daß der große Nationalheld groß und majestätisch, in schöner Liebenswürdigkeit und abenteuerlicher Lebendigkeit in den Vordergrund tritt. Während die „Maid von Lorne", die Erbtochter eines der mächtigsten Geschlechter des Nordens, im Kreise von Rittern und Baronen auf einer Feste am Sund von Mull Hochzeit hält, erscheint der Kronprätendent von

Schottland, ein armer, von Allen verlassener Abenteurer, mit Bruder und Schwester allein von Irland herübergekommen, in elendem Schiff auf kämpfenden Wellen. Nacht und Sturm zwingen ihn, bei den Freunden Englands, seines Todfeinds, Schutz zu suchen. Das Gastrecht führt ihn in die festliche Halle, aber sobald er erkannt wird, siegt die politische Leidenschaft. Aufruhr stört das Fest. Man will auf Bruce eindringen, jedoch der Bräutigam Ronald vertheidigt ihn und der Abt von Jona stiftet Frieden und segnet Bruce in langem pathetischem Spruch. Indessen findet der Bräutigam, ein Anhänger Bruce's, in des letztern Schwester Isabella eine frühere Jugendliebe und geräth in Widerspruch mit der von seiner Familie gewollten Vermählung mit Edith von Lorn. Diese entflieht in der Nacht, man weiß nicht wohin. Ein wilder Pirat Cormac Doil wird zu ihrer Verfolgung ausgeschickt. Gegen Morgen machen sich auch Bruce und die Seinen aus dem Staube, Isabella mit Eduard Bruce nach Irland, Robert Bruce mit Ronald und einem Gefährten in die nördlichen Hebriden, um von Insel zu Insel das Aufgebot an seine Anhänger ergehen zu lassen. Auf Skye fällt er dem Piraten Cormac in die Hände, der, die Gastfreundschaft verletzend, ihn nächtlich morden will. Aber Bruce und Ronald retten sich in heldenmüthiger Selbstvertheidigung und nehmen einen jungen, stummen Knaben mit, den sie als Gefangenen Cormac's getroffen. Das ist natürlich Niemand anders, als die verkappte Edith, die nun die ganze romantische Insurrectionsreise von Insel zu Insel in den Süden mitmacht. In Tarbert erscheint Bruce schon mit einer kleinen Flotte, zieht sie über den Isthmus und fährt Loch Fyne hinunter nach der Insel Arran, wo sich Isabella in einem Kloster befindet. Sie wird von Ronald entdeckt und die verkappte Edith macht als stummer Bote ihr dessen neue Bewerbung kund. Bruce segelt dann den Clyde und Loch Long hinauf und stößt zum ersten Mal mit seinen Gegnern zusammen. Bei dieser Gelegenheit rettet Ronald der verkappten Edith das Leben, die ihr Interesse ganz dem Isabella's zum Opfer bringt. Diese aber, nicht weniger edel, will Klosterfrau werden, und so zieht Edith abermals zum Heer. Unterdessen hat sich ganz Schottland um das Banner Bruce's geschaart. In epischer Breite entwickelt sich das herrliche Schlachtbild von Bannockburn, in welchem Ronald durch Tapferkeit, Edith dadurch einen entscheidenden Ausschlag gibt, daß sie, sich selbst vergessend, die weichenden Schotten mit glühenden Worten zum Kampf anfeuert. Diese halten das Wort der „Stummen" für ein Wunder, kämpfen wie Löwen und siegen. Aus dem gewaltigen Kampf treten Edith und Ronald endlich an den Traualtar, Bruce auf den Königsthron, und das befreite, unabhängige Schottland feiert seinen höchsten Triumph.

Sie sehen, das ist ein Roman in optima forma, und Manches ist fast mehr als romantisch. Doch bleibt die Verwicklung, wie gesagt, Substrat und Vehikel, um Schottland und seinen König zu feiern, der auch weit mehr in den Vordergrund tritt, als Bouillon in Tasso's befreitem Jerusalem. Hätte Scott seinen nordischen Rinaldo, der eigentlich Angus Og hieß, noch etwas mehr zurückgedrängt, so hätte er leicht ein Epos schaffen können, das die märchenhaften Wanderungen der Odyssee mit den Kämpfen der Ilias ver

bunden hätte. Die Elemente zu beiden lagen da: die abenteuerliche Fahrt eines Verbannten und Geächteten durch eine wilde Meer- und Inselwelt auf den Königsthron — und der Riesenanprall zweier Nationen in einem gewaltigen Freiheitskampf. Ob Scott, wenn er mehr Epiker als Romantiker gewesen, heute noch so viel gelesen würde, das ist freilich eine andere Frage. Nicht ohne Grund hat er nachher den Reim völlig aufgegeben und sich ganz dem Roman in ungebundener Rede zugewandt.

Genug. Wie ich früher seine Poesie nicht recht zu schätzen wußte, so kam sie mir jetzt als Reisebegleiterin ganz herrlich gelegen. Seine geharnischten Figuren und ihr abenteuerliches Durcheinander, ihre piratenmäßige Wildheit und ihre ritterliche Galanterie, ihr unbändiger Freiheitssinn und kühner Unternehmungsgeist — das Alles kam in dieser romantischen Gegend so natürlich heraus, als ob es so gewesen sein müßte; und mit Mönch und Abt und Kloster und Gelübden und Segen und Bann und religiösen Wunderglauben macht sich Scott so viel zu schaffen, daß man schon sieht, er habe tiefer als Andere in's Mittelalter geblickt. Aber leider bleibt er am Äußern hängen; er sieht in Allem nur wesenlose Formeln und theatralischen Mummenschanz und macht, selbst wo er die religiösen Motive ernst und großartig zu verwerthen sucht, das Große und Erhabene halb zur Komödie. Die Natur dagegen hat er wahrhaft köstlich, wie ein ächter, großer Dichter, zur Darstellung gebracht. Da ist Alles Leben und Wirklichkeit, und wo ich um mich schaue, auf Meer und Land, finde ich den Zauber der Landschaft im Gedichte wieder, nicht kleinlich ausgemalt, wie Stifter es thut, sondern mehr andeutungsweise in's Drama des menschlichen Lebens hineingewirkt und in ihm lebendig wiederstrahlend.

So bin ich denn, ohne meine Freunde, die Touristen, zu belästigen oder von ihnen belästigt zu werden, wieder ein Stündchen weiter gekommen, durch das untere Loch Fyne, das in mannigfacher Weise bedeutsam ist. Es ist ein Hauptplatz für den Häringsfang, wie man mir sagt, und wird während der Fangzeit von einer ganzen Flotte von Fischerkähnen bevölkert. Dann ist es, wie wir schon gesehen, Bruce's romantische Fahrstraße. Was mir aber den ganzen Weg noch interessanter machte, ist der Umstand, daß er, wenn auch nicht ausschließlich, sondern überhaupt mit dem Uferrand der Westküste, den Pfad bildet, den die christliche Civilisation von Jona aus in's Herz von Schottland genommen hat. Eine große, herrliche Erinnerung! Auf demselben Pfad ward nachmals der Katholicismus von der Reformation hinauf von Bucht zu Bucht bis in die Hebriden gedrängt, wo er sich auf einzelnen Inseln bis in die Gegenwart erhalten haben soll.

Um die Metamorphosen der Gegend auf's Angenehmste fortzusetzen, theilt sich das, was der Rand des Seebeckens geschienen, in fast rechtem Winkel in zwei Thäler — das rechts gelegene mit der Fortsetzung von Loch Fyne verschwindet erst weit in der Ferne zwischen Hügeln, das links gelegene ist eine niedlich stille Seebucht, wie Holy-Loch. An dem Eingang des letztern, das Loch Gilp heißt, in Ardrishaig (Ardrischig) hält der Dampfer, um uns an's Land zu setzen und anstatt unser eine neue, ebenso zahlreiche Touristencara-

vane aufzunehmen, die aus dem Norden kommt und dichtgedrängt, Kopf an Kopf, schon am Ufer bereit steht.

Der Crinan-Kanal. Es ist jetzt über Mittag hinaus, die Sonne hoch und strahlend, die drei Seearme herrlich blau, die Gegend in dem scharfen Licht rauh, fast etwas öde. Da die Touristen aus dem Schiffe drängten, drängte ich auch, befand mich bald an der Spitze der Caravane und eroberte mir einen vortrefflichen Platz auf dem kleinen Dampfer, der schon zu unserer Weiterbeförderung auf dem Crinan-Kanal bereit stand. Dieser Kanal wurde schon im vorigen Jahrhundert begonnen, um die damals nicht ganz ungefährliche Umschiffung der langen Halbinsel Cantire abzuschneiden und eine leichtere und kürzere Verbindungslinie zwischen Glasgow und dem Norden zu schaffen. Handelszwecke walteten damals vor; jetzt wird der Personentransport wohl vorwiegen. Nun, der Kanal ist schon alt und seine allerdings regelmäßigen Ufer sind bereits mit der lebendigen Vegetation eines Flusses bekleidet. Er hat 15 Schleusen, von welchen unser Dampfer aber nur neun durchfährt. Um sich den Eindruck vorzustellen, den die Fahrt auf mich machte, müssen Sie bedenken, was wir heut' schon erlebt haben und namentlich, daß die letzten Scenen groß, weit, prächtig waren — selbst die Öde des letzten Seebildes hatte bei der Weite des Gesichtsfeldes ihre Großartigkeit.

Jetzt kommt plötzlich ein neuer Abschnitt, der wie ein Kindermärchen aussieht — ein allerliebstes kleines Dampfschiffchen, ein Pony, ein Spielzeug in einem engen Kanal, auf dem es gerade noch einem andern Schiff ausweichen kann. Haselstauden ragen vorwitzig an uns heran und Schlingpflanzen strecken ihre Ärmchen nach uns aus, breite Buchen spannen ihr Laubdach über den ruhenden Wanderer, Birken und Eschen zittern nahe und vornehmlich in der Brise, die von der See her weht. Da huscht eine Wiese, dort eine Villa, nun ein Wäldchen, nun ein freundliches Häuschen an uns vorüber. Wir sind im Grün der lieblichsten Landschaft gefangen und gleiten darin leise voran, hinaus in die träumerische Haide, die ohne See und wilden Fels, aber immer weiter und einsamer an uns herantritt. Nun kommen die Schleusen und zerstören für einen Augenblick das Gewebe des Traumes durch die prosaische Wirklichkeit mechanischer Vorrichtung. Aber man steigt an's Land. Ein paar echte Haidehäuser, darunter eine alte Inn im Schatten eines Wäldchens, nehmen uns auf; Bauernkinder, schöne goldene Lockenköpfchen bringen uns in Gläsern gute, köstliche Milch. Und nun geht's den Kanal entlang am Saum der Hügel, die halb Haide, halb Alpenlandschaft, sich in beständigen Krümmungen und Wellen dahinziehen. Endlich hat das Schiffchen die Schleusen überstanden, und die niedliche Traumfahrt spinnt sich fort. Sie träumt uns hin an einem riesigen Moor, über das Hügelzüge und ferne Berge sich erheben, an Felsen, Wäldchen, Wiesen, Busch und Haide, an einem See, der nur durch einen schmalen Landgürtel von uns getrennt ist und mit seinen Vorgebirgen die Scene neckisch wechselt und verändert. So träumt sie uns immer näher den fernen Bergen der Nordküste und dem Ocean, der immer mächtiger in einer gewaltigen Bucht an uns herantritt. Duntroon

Castle grüßt uns herüber vom felsigen Gestade und unser Dampfschiffchen hat sein Werk gethan. Adieu, Haide! Was das für ein lieblicher Traum war, um so schöner, weil aus lauter Wirklichkeiten gesponnen! Wahrhaftig, über zwei Stunden hab' ich so geträumt und bin's nicht müde geworden. Nennen Sie mich nur immerhin Enthusiast! Das Gedicht, an dem ich da gelesen, hat der Größte der Philosophen geschaffen, Er, der die Stufenleiter der Wesen, die Architektur des Weltbau's und die Harmonie aller Bewegung geplant hat. Im Niedlichen, wie im Gewaltigen spielt seine Hand das Lied seiner Liebe, den Sonnengesang seiner Herrlichkeit.

Einfahrt in die Hebriden. Ein wahrer Sonnengesang war es nun schon, als das Meer wieder vor uns lag im vollen Glanz der nachmittägigen Sonne. Goldstreifen wob sie hin über die dunkeln Fluthen und goldenen Duft an die Grenze des Firmaments, lebendige Gluth in's buschige Laubwerk des Gestades und fröhliche Lichter auf die Felsen der Bucht. Wohlig glüht sie am Hügelkranz des Festlandes; auch an die schattigen Bergesrücken ferner Inseln zaubert sie lichte Halden und Abhänge hin. Die Bucht öffnet sich, gen Osten erschließt sich eine neue, aus Meer und Wald und Fels zum schönsten Panorama ausgebaut. Wohl zwanzig kleine Inseln blitzen da wie Smaragden aus dem blauen Spiegel der See. Nach Westen ein weiter Sund, hinter welchem die Insel Jura mit ihrem langgestreckten Hügelrücken in die Meeresscene hineinragt, wahrhaftig wie der Schweizer Jura, nur gleich unmittelbar an den Wasserspiegel versetzt. Und vor uns in der Mitte fünf kleine trotzige Inseln, wie Wartthürme oder Brückenpfeiler einer urweltlichen Riesenbrücke in's Meer gepflanzt, die Propyläen einer ganzen Inselwelt, die ferne zackig aus dem Meere auftaucht. Da ward mir nun zu Muth, wie einem, der heut' noch gar nichts gesehen hat — alle vorigen Bilder entschwanden vor dem einen herrlichen Bild, das so glühend und zauberisch vor mir lag. Und als nun die Mittagsglocke erklang und die Touristen wie Ausgehungerte in den Salon hinabstürzten, ließ ich sie und das Mittagessen und blieb oben und schaute selig in das Meer hinaus. Mein Lieblingsideal von Landschaft ist immer die Insel gewesen. Lindau und Mainau und Reichenau waren mir die liebsten Plätze am Bodensee. Von Robinsons Insel, wie von Ithaka und Lemnos hatte ich stets mit der entschiedensten Vorliebe geträumt. Das hohe Meer war mir zu unermeßlich und ein einfaches Ufer nicht romantisch genug. Aber an einer Insel, da wird das Meer und seine Größe faßbar, das Land vereinzelt einem feindseligen Elemente bloßgestellt, Land und Meer in Verwicklung gebracht und zu einer neuen Fülle von Formen und Farben vereinigt. So kam es, daß ich mich an einer einzigen Insel schon entzückte und nun lag ein ganzer Archipel vor mir hingestreut. Eine Musikbande, welche soeben zu spielen begann — denen unten als Tafelmusik — lieferte eine willkommene Begleitung zu meiner seligen Rundschau. G'rade so melancholisch, wie das Trio dahinglitt, grüßten mich ferne Berge; g'rade so lustig, wie plötzlich die Melodie umschlug, plätscherten die Wellen um das große Schiff. So fest wie das Bombardon auf den Grundton zurückkam, trotzten die Felsen dem Anprall der Fluth, und so fröhlich wie das Cornet

über die Begleitung dahinhüpfte, trillerte der Sonnenschein über Land und See. Dazwischen murmelte und rauschte die See ihren wundersamen Contrebaß.

Sehr bezeichnend nennt man die vielthorige Straße zwischen den erwähnten Inseln „Dorus Mohr", das große Thor. Es ist nicht von parischem Marmor mit vergoldetem Architrav, sondern nur von zerklüftetem Trapp und mosigem Schiefergestein. Aber wild und knorrig steigt es aus dem Meer heraus und spottet der Brandung, welche die Fluth an die Pfeiler heranzischt. Denn um die Reminiscenzen der Odyssee zu ergänzen, ist auch eine Charybdis da, ein Mahlstrom mit wildem Wasserreigen, den die eingeengte Fluth zürnend anprallend und jäh zurückgeworfen, wieder anstürmend und höhnisch rückwärts geschleudert, in kämpfendem Wirbel mit sich selber tanzt. Für Kähne soll der Wirbelpfuhl nicht ungefährlich sein. Unser Dampfer glitt leichten Schrittes darüber hin und die Musik übertönte das Gebrause der Salzfluth. Doch erzählt der Dichter Campbell, daß er es am stillen Abend drüben an den Küsten von Jura deutlich vernommen, wie ein dumpfes Dröhnen von zahllosen Wagen.

Jenseits des großen Thores beginnt nun ein Schauspiel, das in seinen steten Abwechslungen wie eine Oper auf mich wirkte, obwohl Meeresbrausen das einzige Instrument war. Auf dem Papier kann es nur ein Schiffskatalog werden. Inseln, Inseln, nichts als Inseln, links Risantry und Jura, rechts die Corra-Inseln und eine Landzunge des Festlands; — links die Corryvrechan-(Coirebhreacam-)Straße und die Felsen von Scarba, rechts die größeren Inseln Luing und Shunna; Luiny verspricht fast, Festland zu werden, während die kleinen Fullahinseln schmale Straßen und weite Fernsichten öffnen; nun wird es links offen und das Schiff zieht auf's Festland los; aber das ist wieder eine Insel — die Insel Seil. An den Schieferbrüchen von Easdale hält der Dampfer einen Augenblick wie müde vom Flug; wir sind in einer engen Straße zwischen zwei Inseln, die uns von beiden Seiten buchtig umspannen. Aber losgeschnellt vom Landungsplatz treiben wir abermals in die Weite und wieder fangen uns Inseln ein. Das ist bald gesagt: Insel — aber wie das schön ist, dieses Theater, das alle 10 Minuten eine andere Scenerie hat. Jetzt sind Sie zwischen malerischen Thermopylen eingeklemmt, jetzt auf das Blachfeld der See hinausgerückt, jetzt öffnen sich vier, fünf Straßen zwischen Felsentrümmern, jetzt treibt das Festland seine Hügel in den Inselkranz hinein. Wie ein Proteus nimmt der moosige Fels und die schäumende Fluth tausend verschiedene Formen an; immer Moos und Fels und dunkle Fluth und weißer Schaum und doch ein immer neues formenreiches Panorama. Selbst die Bergesrücken des fernen Mull, die wie düstere Schattengestalten den Hintergrund begrenzen, nehmen mit dem Wechsel der Scene gleichsam andern Charakter an. Und als sich nun die Sonne gen Westen senkt und immer glühendere Lichter wirft auf das Geäder der klüftigen Riffe und die Kränze von Moos und das wilde Gestrüpp, und goldene Abendgrüße winkt an jede Bergkuppe der fernen Inseln, als die ganze gewaltige Einöde schwimmt und glüht in Sonnengold: welch' ein Schlußchor war das zu

unserer dramatischen Traumfahrt, ein Abendhymnus, voll Majestät und Herrlichkeit, voll Fugen und Akkorden, wie ihn nur der Antiquus dierum auf der Riesenharfe des Meeres spielt!

Und hier, mein Lieber, wo abermals Basalt und anderes Urgestein in Säulentrümmern aus dem Meere aufsteigt, sind wir nun am Ausgangspunkt der schottischen Geschichte, hier ragen die Felsgestalten der ältesten Helden hinein in die titanischen Wolkenberge der Sage, hier begann die Civilisation ihren Riesenlauf. Auf diesen öden Felsinseln ertönte das „Benedictus", diese jetzt öde Wüste blühte in der Triebkraft heiligen Ordenslebens und hauchte den Meeresfluthen entlang einen Gottesfrühling über das ganze Land, als noch halb Europa im Todesschatten begraben lag. Illuminere his, qui in tenebris et umbra mortis sedent ad dirigendos pedes nostros in viam pacis!

Noch lange schaute ich zurück auf das wogende Meer, das wie Psalmodie auf- und niederfluthete — weit zurück in die Gestalten ferner Jahrhunderte, als unser Schiff schon längst in der Felsengasse von Kerrera gefangen war. Noch ein Viertelstündchen, und das Auge ruht in der schönen, runden Bucht von Oban, umkränzt von einer dreifachen Guirlande freundlich weißer Häuser, dunkelnden Waldes und einsamer Hügel, die rosig im letzten Sonnenstrahl erglühen.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung. Erster Theil: Arier, Aramäer und Kuschiten. Von **Dr. Joseph Kuhl,** Rector des Progymnasiums zu Jülich. Bonn, Habicht. 1875. 8°. 266 S. Preis: *M.* 4.—

Bei der Menge der Angriffe, deren Zielscheibe unsere heiligen Bücher seitens einer ungläubigen Wissenschaft sind, ist jedes neue Werk, welches vom Standpunkte der neueren Wissenschaften deren Rechtfertigung unternimmt, wohlthuend und willkommen. Ein solches ist das kleine, aber inhaltreiche Bändchen, welchem ein weiteres mit dem besonderen Titel „die Farbigen" an die Seite treten soll. An der Hand der Geschichte und der Sprachvergleichung will es den Beweis der Einheit des Menschengeschlechtes führen. Das erste einleitende Kapitel schickt einen Überblick der einschlägigen Resultate der Naturwissenschaft voraus. Hier bekennt sich der Verfasser offen zum Princip der Darwin'schen Descendenztheorie, in welcher er einen ersten Beweis für die ursprüngliche Einheit aller Menschenrassen und den Schlüssel zur Erklärung ihrer Differenzirung findet. Da übrigens dieser Beweis erst im zweiten Bändchen durchgeführt werden soll, so möge hier der bloße Hinweis genügen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Verfasser dabei die Affenabstammung des Menschen entschieden von der Hand weist (S. 14 ff.), schon deßhalb, weil die Menschenseele mit der Thierwelt nichts gemein habe. Auch für die Thierwelt hält er die Descendenztheorie nur unter einer Beschränkung aufrecht: in stetiger Entwicklung, die höhere der niederen entstammend, stellen ihm die Arten eine wohlgeschlossene Kette dar, in welche sich seinem Leibe nach der Mensch als letztes Glied einreiht; die Erschaffung des Menschen gilt ihm als das Endziel der Schöpfung, bei welchem dieselbe stehen geblieben ist (S. 17).

Einen weiteren Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes liefert dem Verfasser das successive Fortschreiten der Kultur von Ost nach West. Die Weltgeschichte beginnt für uns mit dem Reiche des Kuschiten Nimrod zu Babel und dem noch älteren Ägypten. Später als die Chamiten treten Semiten und Indogermanen (Japhetiten) in dieselbe ein: dort die Babylonier und Assyrier, hier um den Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. das mächtige Reich von Baktra. Babel und Assur werden durch Meder und Perser abgelöst, diese durch die Griechen, die Griechen durch die Römer, bis endlich auch diese den Germanen weichen. „Die Kulturvölker oder, was hier dasselbe ist, die Staaten sind nicht nebeneinander, sondern nacheinander erstanden und bilden ihrem Wohnplatz wie der Zeit nach eine lange Kette, welche sich seit den Anfängen geschichtlicher Kunde bis auf unsere Zeit aus dem inneren Asien nach Europa zieht .... Warum entstand nicht zu gleicher Zeit mit den großen Staaten in Asien auch in den von der Natur so reich

ausgestatteten Ländern Europa's Civilisation und politisches Leben? So fragen wir mit Recht, und haben darauf nur die eine Antwort, daß eben dieses deutlich bezeichnete Nacheinander in Bezug auf Ort und Zeit einen direkten Hinweis darauf enthält, daß die Menschheit nicht an beliebigen Punkten der Erde zugleich erwachsen sein kann, daß vielmehr mit der sich ausbreitenden Menschheit selbst auch die Cultur in die Länder, die einen für die Aufnahme ihrer Samenkörner nicht ungünstigen Boden hatten, schrittweise weiter gewandert ist" (S. 24, 25). — Hieran reiht sich dann noch ein der von Osten nach Westen hin abnehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung entnommener Beweis (S. 26).

Der Sprachvergleichung gebührt das Verdienst, die Sprachverwandtschaft all' jener Völker, die wir seither die indogermanischen nennen, bewiesen zu haben. Eine Summe von Wörtern, welche sich in sämmtlichen Sprachen dieser Völker bis heute erhalten hat, muß zum Bestand der Grundsprache gehört haben und eröffnet uns die Möglichkeit, aus der Art der Begriffe, welche sie bezeichnen, auf die Zustände des Urvolkes und den Grad seiner Entwicklung zu schließen. Seine Heimat — Airyana soll ihr Name gewesen sein — war das weite Gebiet zwischen dem kaspischen Meer und dem Belor-Tagh, im Norden des Hindu-Kusch; dort erblühte das Reich von Baktra. „Auch hier ergibt sich der Schluß, daß die Völker, deren Sprachen der Grundsprache, wie man sie reconstruirt hat, am nächsten stehen, d. h. die den alten Bestand am treuesten bewahrt haben, auch dem Ursitz am nächsten liegen; umgekehrt diejenigen, die am meisten davon verloren, wie in der Zeit so auch im Raume am weitesten abgekommen sein müssen" (S. 45). Der Leser wird mit Befriedigung dieses zweite Kapitel lesen, welches ihm die kostbarsten Errungenschaften der indogermanischen sprachvergleichenden Forschung in ebenso übersichtlicher als ansprechender Weise vor Augen führt.

Die Wege, auf denen die europäischen sowohl wie die asiatischen Ableger dieses Urstammes aus der gemeinsamen Heimath in ihre späteren Wohnsitze gelangt sind, zu ermitteln, das ist die Aufgabe, deren Lösung das dritte Kapitel geweiht ist. — Noch unzweifelhafter ist (viertes Kapitel) die sprachliche Verwandtschaft der semitischen Nationen, deren gemeinsamer Stammsitz und Ausgangspunkt in's armenische Hochland zu verlegen ist und Aram — ein mit Airyana verwandter Name — geheißen haben mag.

Sind wir nun so einerseits an den Belor-Tagh als die gemeinsame Heimat der Indogermanen und anderseits nach Armenien als dem gemeinschaftlichen Ursitze der Semiten geführt worden, so ergibt sich die Frage, ob denn nicht beiden ein gemeinsamer Ursitz zukomme und wohin wir diesen zu verlegen haben. Die Lösung dieser Frage wird im fünften Kapitel an der Hand der Traditionen der Völker versucht. Vielfach bewahren dieselben nämlich die Erinnerung an einen heiligen Paradiesesberg, die Wohnung der Götter, welcher zugleich als Weltberg das Himmelsgewölbe trägt und als Sündfluthberg den zweiten Stammvater des Verheißungsvolkes gastlich aufgenommen hat. Die Wanderungen, welche dieser Berg mit den Traditionen und den Völkern selbst gemacht hat, zeigen uns eine Linie, die uns zuletzt auf den Hindu-Kusch verweist. „Im Hindu-Kusch-Lande war das Paradies, der Wohnplatz der ersten Menschen, und der Ararat, der bei der großen Fluth die Arche aufnahm ... Dieser Wohnplatz ist ein Hochland und in seinem Namen Aram-Airyana treffen die beiden Sprachstämme, der arische und der aramäische, zusammen" (S. 115, 136).

Der Verfasser wendet sich nunmehr einem anderen Zweige der Menschheit zu. „Sowie die Arier den Aramäern gegenüber schon jugendliche Gestalten sind, so dehnt sich hinter diesen eine endlos erscheinende Perspective, in der wir nur die Umrisse der verschwimmenden und verschwindenden Gestalten erkennen: es ist das älteste Menschenleben, in Asien und Afrika, welches die Bibel an die

Namen des Cham und seines Sohnes Kusch knüpft." Hier kommen zunächst Ägypten und Äthiopien in Betracht. Aber auch am Euphrat ist eine kuschitische Cultur der semitischen vorangegangen, denn die Keilschrift ist entschieden nicht semitischen Ursprungs. „Vom Hindu-Kusch aus breitete sich, was wir in dem Kapitel von den Sprachen" (im zweiten Bändchen) „zu begründen haben werden, die älteste Form menschlicher Rede, die einsilbige Sprache nach verschiedenen Seiten; der ehrwürdige Rest dieser Periode, die älteste Sprache, die heute noch gesprochen wird, blieb in China. Es folgte vom Urlande aus die zweite Schicht, welche die zweite Sprachstufe, die Agglutination, mitnahm; sie ergoß sich über die erste hin in breiteren Wellen, über die Länder ringsum, südwärts über den Indus, nordwärts über den Yaxartes, westwärts nach dem Kaukasus wie nach dem Euphrat, nach Arabien und Äthiopien; die erste Schicht, wenn und wo sie getroffen wurde, wurde erdrückt — nur das wohlverwahrte China rettete seine einsilbige Sprache. Diese zweite Schicht wollen wir die Kuschitische nennen und denken uns die alten Kuschiten am Ufer des Euphrat in Bezug auf die Sprache als urverwandt mit den Turaniern oder heutigen Tataren im Norden ebenso gut, wie mit den Resten der alten, von den einziehenden Ariern südwärts in die Berge Dekkans getriebenen Urbewohner Indiens, den Draviden, wie sie im Sanskrit heißen. Die dritte Schicht, die sich vom Urlande ausbreitete, brachte die Flexion, den Fortschritt zur Worteinheit, es sind eben die Aramäer und Arier" (S. 161). — Auch nach Europa drangen vor Alters die Kuschiten vor. Ein Strom wendet sich vom Hindu-Kusch nördlich und nordwestlich: ihm gehören die finnischen Stämme an, deren Überreste jetzt noch die Nordgestade Asiens und Europa's inne haben; ein anderer drang geraden Weges westwärts vor, über den Kaukasus an die Donau und von da weiter: er hat die Basken nach Europa geführt. — Das achte Kapitel faßt die gewonnenen Resultate zusammen.

Dieses ist eine kurze Übersicht des in dem Buche Gebotenen. Sie macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, weil da, wo so viele und mannigfache Fragen berührt werden, Kürze und Vollständigkeit sich ausschließen. Der Verfasser ist vorzugsweise Linguist, und wenn er uns auch verspricht, an der Hand der Geschichte und Sprachvergleichung den Beweis der Einheit unseres Geschlechtes zu führen, so bleibt dennoch die Sprachvergleichung diejenige Waffe, deren er sich mit Vorliebe, Geschick und Erfolg bedient. Hiebei sind aber einige nicht unwichtige Errungenschaften der Alterthumskunde seiner Aufmerksamkeit entgangen. So durfte, scheint uns, bei der Frage über das Wie und das Wann der jonischen Einwanderung (2. Kap.) der Einfall der Nordvölker in Ägypten unter der XIX. Dynastie nicht unerwähnt bleiben. Vgl. Zeitschrift der deutschen morgenl. Ges., Band XXI. S. 652 ff. und F. Chabas: Etudes sur l'antiquité historique, Paris 1873. — Die Sprache und somit, insoferne die Sprache für sich allein hier zu Schlüssen berechtigt, auch der ethnische Charakter der alten Chaldäer ist heute kein Räthsel mehr. In F. Lenormant's Etudes accadiennes, tome I. (Paris 1873) besitzen wir bereits eine freilich lückenhafte Grammatik dieser Sprache, eines zweifellos tatarischen Idioms; eben diesem Volke gehörte von Anbeginn die Keilschrift zu eigen an, sowie auch jene Geheimlehre, deren Hüter noch die späteren Chaldäer verblieben (vgl. desselben Verfassers Werk: La magie chez les Chaldéens et les origines accadiennes, Paris 1874). Wir halten den Versuch, sie zu Semiten umzustempeln, für hoffnungslos. Zum Nimrodnamen (S. 155) konnte verglichen werden: Transactions of the society of biblical archaeology, vol. III. part I. p. 136 etc. London 1874.

Treten wir nunmehr an die linguistische Seite des Buches heran, so möchten wir dasselbe am liebsten ein Wagniß — im guten Sinne des Wortes — nennen. Nicht etwa bloß im Gebiete sei es der indogermanischen oder der

semitischen Sprachforschung will er von der Wissenschaft bereits Errungenes sichern, erweitern: der weiter rückwärts in jungfräulichem Dunkel schlummernden Ursprache, dem ungenannten, nur erst geahnten Urvolke gilt sein Forschen. Eigennamen von Ländern und Völkern, gleich ebensovielen Felsenriffen, den Gipfeln einer längst unter den Meeresspiegel versunkenen Bergkette, weisen ihm den Weg. „Arier" ist der historisch gesicherte Name jenes uralten Volkes, aus welchem Perser und Inder sich abzweigten; diesen Namen findet er in den Namen auch anderer großer indogermanischer Völkerfamilien wieder. „Die Urwurzel ‚ary'," so faßt er selbst zu Ende des dritten Kapitels die Resultate zusammen, „deren Spur wir von Indien bis Irland gefolgt sind, hat uns in den verschiedenen Gestalten durch das ganze Ariergebiet geführt. Wie sie gelautet haben mag, d. h. wie sie gesprochen wurde in der Zeit, wo die Anfänge des arischen Stammes noch am Orus siedelten, wer vermag das zu bestimmen, da ary selbst schon sozusagen eine Incarnation derselben ist, d. h. Bein und Fleisch erhalten hat bei einem der Völker, die aus dem Urstamme erwachsen sind? Aber da diese Form die älteste ist, so muß sie der Urgestalt am nächsten kommen und wir konnten sie für diese nehmen. War die Metathese des nachtönenden Consonanten erfolgt (ary — yar), so konnten sich daraus nach der Trennung in der langen Zeit die so verschieden gestalteten Formen entwickeln, jar — ger — quir (χουρ) — vir — bri — und zuvörderst iver (iber, ir), vielleicht auch srb, und neben diesen Variationen konnte sich der nähere Anschluß an die Urform in Eigennamen (Ἀργ — Aïγ — Ar-min) wie in primitiven Ableitungen (ἀρόω. ardeo etc.) in einer und derselben Sprache erhalten." Demzufolge ergeben sich denn durch Metathese bei den Slaven Eigennamen wie Jaromir, Jaropolk, Jaroslaw, entsprechend persischen Namen wie Ariaramnes u. dgl. Auf die gleiche Wurzel gehen Argos, Arkadia, Achaia und selbst Aigyptos zurück. Sie klingt wieder in Ariovistus, Arminius, Germani (denn ger selbst, der Name der Waffe, ist eben jener Wurzel entsprossen), in „Heer", „hehr", „Ehre" und „Herr". Curia und Quirites, das sich zu vir wie quondam zu unquam verhält, die κοῦροι oder κουρῆτες Ἀχαιῶν und die κουρίδιη ἄλοχος gehören ebendahin, so gut wie die „Britten" (brit = virit), „Iberen" (i-veri mit verdicktem Anlaut und darum vortönendem Vokal), „Iren" und vielleicht sogar die „Serben" (srb — sbr — svr) (S. 65 ff., S. 86). Weiterhin trägt der Verfasser seine Vermuthungen, freilich nur mehr mit größter Zurückhaltung, auf das Gebiet semitischer Völkernamen hinüber: Aram ist Aram (?); dieses wie Armenien, Ararat, Arphachsad, vielleicht auch Arabien (?) erinnern durch ihre Anlautsilbe alle an das Urland Aryana (S. 110). Gewiß viele dieser Vergleichungen sind neu, manche jedenfalls nicht unbedenklich: sollen wir sie darum verwerfen? Namen und Wörter werden auf die gemeinsame Urwurzel zurückgeführt, welchen im Sanskrit zweifellos verschiedene Wurzeln entsprechen: sollen wir hierin einen Fehler erkennen? Eine solche Verurtheilung wäre wohl ebenso verfrüht, wie eine rückhaltlose Zustimmung. Des Verfassers Standpunkt ist nicht der Standpunkt indogermanischer, auch nicht derjenige semitischer Sprachvergleichung; er steht über beiden und darf nach den Gesetzen keiner von beiden gerichtet werden: er sucht sich eigentlich mit seiner Sprache auch erst die Gesetze seiner Sprachforschung selbst. Hierin gerade liegt aber nun auch das Bedenkliche seines Standpunktes. An der Hand vorwiegend von Eigennamen in's Gebiet einer ganz verschollenen Sprache eindringen, ist allerdings gewagt. Gesichertere Resultate stehen hier erst dann zu erwarten, wenn die Erforschung der agglutinativen Sprachen weit genug gediehen sein wird, um deren Wörter (nicht bloß Eigennamen) mit den Wörtern der indogermanischen und semitischen Sprachen vergleichen und auf gemeinsame Urwurzeln zurückführen zu können; hier wird dem Wortklange, der allzu leicht verführen kann, die Wortbedeutung als Correctiv zur

Seite gehen. Hinsichtlich der semitischen und indogermanischen Sprachen ist dieses Verfahren zum Theil ja schon in Angriff genommen worden. Über den Charakter einer Vorarbeit geht darum, denken wir, unser Buch nicht hinaus; doch soll damit demselben sein Werth nicht benommen sein, denn hier wenn irgendwo müssen Vorarbeiten der Arbeit vorangehen, auch hier gilt es zu wagen: errando discimus — und manches köstliche Eiland ist schon durch ein vom Sturme verschlagenes Schiff entdeckt worden.

Dieser bloß hypothetische Charakter mancher Resultate, den übrigens der Verfasser selbst keineswegs in Abrede stellt, macht es ihm nun zur Pflicht, daß, wo immer eine sprachliche Combination mit einer gesicherten historischen Angabe in Widerspruch tritt, erstere ungesäumt aufgegeben werde. Der Verfasser hat sich hier das eine und das andere Mal durch die Vorliebe für sein eigenes Kind beirren lassen. Zunächst will er (S. 198) die Semiten vom Hindu-Kusch über den Kaukasus in ihre späteren Wohnsitze gelangen lassen; es soll darum auch Ur Kasdim, der Ort, von wo Abraham auszog, auf diese Wanderlinie gerückt werden. Verglichen wird da ein Weideland Urva im Vendidad, Urartu u. a. m.; die uralte Stadt im Süden Babyloniens hingegen, welche Schrader „Ur gelesen haben will" — sollte unbedingt heißen: „gelesen hat" — wird als nicht zutreffend bei Seite geschoben. Die Sachlage ist einfach die: wenngleich einzelne Chaldäerstämme in Armenien und Arabien umherschweiften, so war doch das „Land der Chaldäer" ganz zweifellos am unteren Euphrat gelegen; eine der altehrwürdigsten Städte dieses Landes war nach Erweis der Keilinschriften die Stadt Ur: folglich liegt Ur Kasdim am unteren Euphrat. Nun meint der Verfasser: „Abraham zieht als Nomade, nicht als Stadtbewohner aus, und wäre er auf der Wanderung in jene Gegenden gekommen, so wäre er so gut wie Alamiten und Chaldäer in den vorgerückten Verhältnissen gebunden worden und nicht nach Kanaan gelangt." Nun ja, die Stadt Ur wird eben ein gleichnamiges Stadtgebiet gehabt haben, worauf die Keilinschriften deutlich genug hinweisen, und aus diesem Gebiete zog Abraham aus; im Übrigen sorgte Gottes ausdrücklicher Ruf, den uns die heilige Schrift verbürgt, dafür, daß Abraham andere Wege ging, als Alamiten und Chaldäer. — Ebenso wenig will es uns behagen, wenn (S. 111) die Kanaaniter zu Semiten gemacht werden, aus dem einzigen Grunde, weil sie eine semitische Sprache redeten. Hiegegen spricht das ausdrückliche Zeugniß der Bibel, sowie der Umstand, daß die Kuschiten in Arabien und Äthiopien allem Anscheine nach gleichfalls semitische Idiome redeten.

Eine historische Studie über die Anfänge des Menschengeschlechtes muß nothwendig zu den ersten Kapiteln der Genesis Stellung nehmen. Dem christlichen Forscher ist dieselbe hier, im Prinzip wenigstens, schon vorgezeichnet: er wird sich an der Hand der Textkritik über die Integrität des ihm vorliegenden heiligen Textes vergewissern, er wird sich befleißen, den Sinn der heiligen Urkunde nach Art und Denkweise des Volkes, für welches sie zunächst geschrieben ward, aufzufassen, er wird ihre Worte je nach dem Conterte bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung, bald in buchstäblichem, bald in bildlichem Sinne nehmen — jederzeit aber wird ihm ihr also erfaßtes Wort als Gottes Wort heilig sein; nie wird er, was Gottes Mund als dereinst wirklich geschehen ausspricht, etwa bloß als Ursage des Gottesvolkes gelten lassen. Wohl darf und soll er in den Überlieferungen und Sagen anderer Völker die Bestätigung oder auch Vervollständigung, nie aber die Berichtigung dessen suchen, was ihm die heilige Geschichte berichtet. Die Freiheit seiner Forschung wird hiedurch um so weniger beeinträchtigt werden, als die heilige Geschichte eben nicht allein heilig, sondern auch Geschichte ist, eine Geschichte historisch mindestens ebensogut verbürgt, wie Herodot u. A. Der Bericht der Genesis trägt den Stempel der Geschichtlichkeit unzweifelhaft an

der Stirne: das Gesetz Mosis tritt Israel mit einer doppelten historischen Sanction entgegen, mit der Sanction seiner geschichtlichen Entstehung — diese ist sammt dem Gesetze selbst in den folgenden Büchern des Pentateuch niedergelegt — und mit der Sanction seiner Vorgeschichte — das ist die Genesis. Wäre die Genesis nicht Geschichte, so hätte sie Moses besser gar nicht geschrieben: oder welche Sanction konnte seinem Gesetze daraus erwachsen, daß zu seiner Zeit eine Paradies- oder Sündfluthsage in den Zelten Israels die Runde machte? Eine solche Auffassung, wie sie der neueren rationalistischen Exegese (Ewald, Renan u. s. w.) zu Grunde liegt, welche die Genesis denn auch auf das Niveau einer Zendavesta- und Vedenliteratur herabgedrückt hat, hat mehrfach in jene Klasse von Werken Eingang gefunden, auf welche den Verfasser seine Studien verwiesen, und ist auch in seiner Darstellung zuweilen mit untergelaufen. Ein Beispiel hievon finden wir S. 125, 126. Der Verfasser ist eben damit beschäftigt, in den Traditionen der Völker die Erinnerung an die Sündfluth nachzuweisen: hier bietet sich ihm die eranische Sage von Yima und seinem Garten dar. Die Gottheit kündet diesem an, „daß die Übel des Winters die Erde treffen werden, daß Wasser dort fließen werde, wo man vorher die Füße des kleinen Viehes sah; er räth ihm, einen großen viereckigen Garten zu machen, in welchen er den Samen aller Dinge bringen soll, sowohl den Samen der Menschen, der Thiere und des Feuers, als auch der Pflanzen und der Bäume. — Der Garten erinnert an die viereckige Arche Noah's." Vollkommen richtig. Nun heißt es aber weiter: „Der Garten ist vielleicht nichts Anderes, als die Arche selbst, der Bezirk in dem Urhochlande, in welchem sich die Geretteten auf die Berge geflüchtet haben, das Eden der Bibel — und das rettende Schiff gehört der gestaltenden Sage an." Nie und nimmer! In der Genesis wird erzählt, wie der zweite Ahnherr Israels in einem Schiffe gerettet wurde, und darum gehört das Schiff der Geschichte, jener Garten aber, der vielleicht nur ein unberufener Doppelgänger des Gartens Eden ist, der eranischen Sage an. „Aber," meint der Verfasser, „fällt das Schiff, so fallen hundert nutzlose Einwände, die man zu allen Zeiten gegen die Angaben des biblischen Berichtes erhoben hat: ob die Arche wirklich so groß gewesen sei, um alle die Insassen zu beherbergen? woher das Licht kam, da sie nur ein Fenster hatte? wo das Futter für all' die Thiere hergenommen wurde? wie Noah das große Schiff habe bauen können, da bei ihm keine Kenntniß des Schiffbaues vorausgesetzt werden kann (!)?" u. s. w. — Die Lösung dieser und ähnlicher Einwände dürfen wir getrost der Exegese anheimgeben, aber fallen darf das Schiff nun einmal nicht, schon darum nicht, weil zugleich mit ihm die historische Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift und Gottes selbst fallen müßte.

Ähnliches finden wir, wo vom Paradiese die Rede ist (S. 118). Unter dem einen Quellstrome versteht der Verfasser das kaspische Meer; die vier Flüsse sind ihm der Indus, der Nil, der Tigris und der Euphrat. Aber wie diese vier Ströme aus einem gemeinsamen Quellorte herleiten? Ältere Erklärer, welche die gleichen vier Flüsse annahmen, suchten dieser Frage mit der Antwort zu begegnen, entweder die einstige Verbindung dieser Flüsse sei durch gewaltsame Erderschütterungen gelöst worden, oder sie bestehe jetzt noch unterirdisch fort, oder der Quellort des Indus und des Nil sei ja unbekannt und möglicherweise mit demjenigen des Euphrat und Tigris doch noch identisch. Es fällt uns nicht bei, irgend eine dieser drei Lösungen dem Verfasser empfehlen zu wollen: aber sie verstießen wenigstens nicht gegen die dem heiligen Texte schuldige Ehrfurcht. Der Verfasser geht einen anderen Weg. „Man glaubte noch spät im Alterthum an eine kontinentale Verbindung zwischen Südasien und Afrika; als Alexander der Große an die Nebenflüsse des Indus im Pandschab gelangte, glaubte er die Quellen des Nil gefunden zu haben und wollte auf dem vermeintlichen Nil den Rückweg nach Ägypten

antreten ... Die vier Flüsse sind also die vier Weltströme, welche alles Land einschließen, von dem die Hebräer zu der Zeit, als die Tradition eine feste Gestalt annahm (?), Kunde hatten ... Die Vorstellung, daß die vier nach verschiedenen Weltgegenden sich wendenden Flüsse in dem Wasser des Urlandes, dem „großen Strome", ihre gemeinsame Quelle haben, rief die bestimmtere Deutung derselben auf die Weltströme hervor." Also einmal lebte in den Hebräern die Erinnerung, daß im Urlande aus einem großen Wasser vier Ströme sich ausschieden; alsdann wurden jene vier Flüsse auf die Weltströme gedeutet, welche alles Land, von dem sie Kunde hatten, einschlossen, — und so ist der Geschichtschreiber des jüdischen Volkes dazu gekommen, zu schreiben, Indus und Nil hätten mit Tigris und Euphrat ein gemeinsames Quellgebiet. Wo bleibt da die Inspiration und die Wahrhaftigkeit der heiligen Schrift! — Schließlich möge hier noch auf das, wie uns scheint, unglücklich gewählte, weil durchaus mißverständliche Citat (S. 8) hingewiesen sein.

Übrigens lassen die letztgerügten Mängel das Wesen der Arbeit ganz unberührt und ließen sich ohne Aufopferung auch nur eines einzigen Resultates beseitigen. Auch die Ansicht, welche das Paradies und den Landungsplatz der Arche an den Hindu-Kusch und nicht nach Armenien verlegt, tritt an und für sich der dem biblischen Texte schuldigen Ehrfurcht keineswegs zu nahe. Nur formulire man sie, wie sie von katholischen Gelehrten bereits mehrfach formulirt worden ist: im Urlande am Hindu-Kusch entsprangen vier Flüsse einem gemeinsamen Quellorte, sie führten die Namen Phison, Gihon, Tigris und Euphrat; von da nahmen die Völker mit der Erinnerung an das Paradies zugleich jene ehrwürdigen Namen auf ihre Wanderungen mit fort und legten dieselben den bedeutendsten Flüssen ihrer neuen Heimat bei; so gingen die Namen Euphrat und Tigris auf jene beiden Flüsse Vorderasiens über, welche dieselben heute noch führen; Moses erzählt von den Flüssen des Urlandes, spätere Generationen verstanden seine Worte nur mehr von den gleichnamigen Flüssen der neuen Heimat. Diese Erklärungsweise wahrt der Bibel und der Wissenschaft ihr Recht. Und hiemit wollen wir uns denn von unserem Buche verabschieden, indem wir noch den Wunsch aussprechen, recht bald das Erscheinen des versprochenen zweiten Theiles über „die Farbigen" anzeigen zu können.

F. v. Hummelauer S. J.

Handbücher der Literaturgeschichte. — V. Geschichte der deutschen Nationalliteratur nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Von **G. Brugier.** Mit vielen Proben und einem Glossar. Freiburg, Herder. Vierte, verbesserte Auflage. 1874. LXXIV u. 656 S. 8°. Preis: *M.* 5.—

Das vorliegende Buch zeichnet sich zunächst durch eine ungemeine Reichhaltigkeit aus. Alles, was vernünftiger Weise nur gefordert werden kann, um den angehenden Literaturfreund gründlich in das Gebiet der Literaturgeschichte einzuführen, das wird hier geboten. Von den ersten sichtbaren Spuren bis auf die Jetztzeit verfolgt der Verfasser den Gang unserer poetischen Entwicklung, hinauf zu den sonnenhellen Höhen einer zweimaligen Blüthe, hinab auf den vielverschlungenen Irr- und Abwegen in die traurige Öde des Verfalls. An passender Stelle sind Ruhepunkte angebracht, von welchen aus ein Blick auf die kommende Wegstrecke geworfen wird. Die Gründe werden namhaft gemacht, welche die Literatur gerade diesen Weg einschlagen ließen; mit wenigen Strichen wird die Physiognomie der einzelnen Dichtungsarten gezeichnet; endlich werden die Hauptrepräsentanten derselben

rasch vorgeführt. Dann geht es schrittweise voran: die namhafteren Träger der literarischen Entwicklung werden einzeln betrachtet, ihre Personalien in Kürze besprochen, ihre Bedeutung mehr oder weniger eingehend beurtheilt und durch Proben belegt.

So erhält also der Leser ein ziemlich vollständiges Bild unserer gesammten literarischen Entwicklung, sowohl was den allgemeinen Gang, als auch was die einzelnen Erscheinungen betrifft.

Um sich indessen eines auch nur einigermaßen tiefern Verständnisses der Literaturgeschichte rühmen zu können, reicht die Kenntniß des allgemeinen poetischen Entwicklungsganges nebst einer oberflächlichen Bekanntschaft mit den hervorragenden Dichterpersönlichkeiten und der Bedeutung derselben nicht aus. Vielmehr gehört dazu auch eine gewisse Bekanntschaft mit den dichterischen Erzeugnissen, die wo möglich aus eigener Anschauung geschöpft ist, und ein sicheres, auf Gründe gestütztes Urtheil über die poetischen Hauptwerke.

In dieser doppelten Beziehung nun leistet Brugiers Buch ebenfalls dem angehenden Literaturfreunde die erheblichsten Dienste. Fast von allen irgendwie namhaften Dichtern sind ausgewählte Proben mitgetheilt. Und zwar beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, irgend eine oder einige charakteristische Stellen aus den poetischen Produkten auszuheben, vielmehr werden regelmäßig vollständige Gedichte dem Leser als Muster vorgeführt, wenn nicht die Ausdehnung derselben — wie bei den Epen und Dramen — dieß unthunlich erscheinen läßt. Ferner war es dem Verfasser nicht genug, die poetische Richtung der einzelnen Auktoren durch je eine Probe zu illustriren: die bedeutendern Dichter werden stets durch mehrere vollständige Gedichte dem Leser in ihrer Thätigkeit vor Augen gestellt, namentlich wenn dieselben sich in mehreren Dichtungsarten versucht haben. So ist z. B. Göthe's Lyrik durch sechs Lieder, seine epische Poesie gleichfalls durch sechs Balladen und Legenden vertreten. Den Meister des Gesanges im Schwabenlande, Uhland, lernt man aus seinem Schäfers Sonntagslied, dem Lied eines deutschen Sängers, mehreren Romanzen und kleinern Gedichten kennen. Ähnliches gilt von Lessing, Herder, Annette von Droste-Hülshoff.

Es ist begreiflich, daß sich der Verfasser bei einer solchen Anlage des Werkes überall der größten Kürze befleißen mußte. Gleichwohl haben ihn die engen Grenzen des Buches nicht abgehalten, auch längere Gedichte aufzunehmen, falls dieselben zur genauern Kenntniß des betreffenden Auktors nöthig, oder wegen ihrer hervorragenden Bedeutung einer besonderen Aufmerksamkeit würdig schienen. So ist z. B. Chamisso's herrliches Gedicht „Salas y Gomez" ganz abgedruckt, damit der Leser aus eigener Anschauung sich überzeuge, mit wie vielem Rechte der Dichter den Titel „Wiederhersteller der poetischen Erzählung" verdiene. Von den ausgedehnteren Poesien wird sowohl der Inhalt, und zwar häufig mit ausführlicher Genauigkeit, skizzirt, als auch die zu Grunde liegende Idee in's Klare gestellt. Namentlich sind die eigentlichen Perlen unserer Literatur, die großen Volksepen Nibelungen und Gudrun, die Kunstdichtungen Wolframs und Hartmanns von der Aue, die Dramen Schillers und Göthe's u. s. w., so eingehend behandelt, daß allen billigen Anforderungen vollständig entsprochen ist.

Nach diesen Darlegungen nun wird es kaum eines weitern Beweises dafür bedürfen, daß Brugiers Buch in der That dem Leser eine nähere Bekanntschaft mit den dichterischen Produkten zu vermitteln geeignet sei. Aber eine andere Frage kann nicht umgangen werden: ob nämlich die Einschiebung so zahlreicher und mitunter so ausführlicher Muster nicht überhaupt über die Grenzen eines Lehrbuches der Literaturgeschichte hinausgehe? Anstatt den Gang der Darstellung so oft und zuweilen so lange zu unterbrechen, sollte der Literaturhistoriker sich lieber mit kurzen Citaten begnügen und im Übrigen

auf Lesebücher und Anthologien verweisen, oder wenigstens die ausführlichern Proben in einem eigenen Anhang zusammenstellen. In der That, wäre Brugiers Buch nur für die Schule bestimmt, so möchte allerdings ein passendes Lesebuch einen großen Theil der Citate überflüssig machen. Allein der Verfasser wollte sein Werk ausdrücklich auch als Hülfsmittel zur Selbstbelehrung geeignet machen. Für den hierbei in's Auge gefaßten Leserkreis aber dürfte die Aufnahme der Proben in den Text des Buches wohl am Platze sein.

Neben dem Reichthum der Proben treten, als ein zweiter Vorzug des Buches, die zahlreichen kritisch-ästhetischen Partien hervor. Wohl kein einziges Mal werden die poetischen Erzeugnisse eines Auktors berührt, ohne daß der Leser wenigstens in ein paar Worten über Werth und Bedeutung derselben orientirt wird. Die wichtigern Poesien sind je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger eingehend besprochen, das Endurtheil entweder in kurzen Worten bestimmt formulirt, oder doch in der allgemeinen Besprechung zur Genüge angedeutet. Vor Allem sind die hervorragendsten Produkte unserer Literatur, über welche jeder Gebildete im Klaren zu sein verlangt, mit besonderer Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt. Daher erfährt der Leser z. B. nicht bloß, daß das Nibelungenlied ein großartiges, kunstvolles Epos sei; sondern er findet auch die Motivirung dieses Urtheils, indem ihn der Verfasser auf die taktvolle Auswahl und kunstreiche Gliederung des Stoffes, die meisterhafte Charakterzeichnung, die echt epische Darstellung u. s. w. in eingehendem Maße hinweist. Ebenso wird, um auch ein Beispiel aus der neuern Literatur herauszugreifen, der Leser über Vorzüge und Mängel des Lessing'schen Drama's „Nathan der Weise" ziemlich genau informirt. Die musterhafte Technik, das Spannende der Darstellung, die Lebendigkeit des Dialogs, die fließende Sprache würden diesem Stücke einen hohen Platz unter den deutschen Dramen sichern, wenn nicht die tendenziöse Verbitterung, der Mangel an Wahrheit in der Charakterzeichnung, die Unwahrscheinlichkeiten und innern Widersprüche die eben aufgezählten Lichtseiten zu sehr verdunkelten.

Wie erwünscht dergleichen ausführliche Kritiken den Lesern sind, zumal solchen, die sich auf Selbstbelehrung angewiesen sehen, liegt auf der Hand. Man bedauert nur, daß nicht alle hervorragenden Dichtungen ebenso ausführlich besprochen werden. Doch das ist selbstverständlich in einem solchen Werke unmöglich. Übrigens sind auch noch andere Gründe maßgebend gewesen, warum manche namhafte literarische Erscheinungen ziemlich kurz behandelt, andere sogar vollständig mit Stillschweigen übergangen worden sind. Der Verfasser hat nicht bloß die wissenschaftlich-ästhetische, sondern auch, ja vorzugsweise die christlich-sittliche Bildung seiner Leser im Auge. Darum ist das den jungen Lesern Unzuträgliche entweder ganz übergangen, oder nur sehr kurz berührt, oder falls eine eingehendere Besprechung nicht wohl zu vermeiden war, meistens ein Urtheil über den sittlichen Werth beigefügt. So erklärt es sich, warum Poesien rein erotischen Inhalts, ja selbst Proben der eigentlichen mittelalterlichen Minnedichtung keinen Platz gefunden haben. Es erklärt sich ferner, warum Gottfrieds „Tristan", Hartmanns „Gregorius auf dem Stein", Wielands „Oberon" u. s. w. so karg bedacht wurden. Göthe's „Werther" dagegen, der vielgenannte, bewunderte Roman, Lessings oftgepriesener „Nathan" u. a. m. sind zwar ausführlicher besprochen, aber auch mit nicht mißzuverstehenden Warnungstafeln versehen. Freilich wäre es nicht überflüssig gewesen, auch noch einige andere eingehendere Besprechungen mit einem warnenden oder zurechtweisenden Worte für die Jugend zu beschließen. Etwas Ähnliches möchte sich bei den allgemeinen Urtheilen über den sittlichen Werth der gesammten poetischen Thätigkeit eines Auktors hie und da empfehlen. Könnte nicht z. B. die Bemerkung über Schiller, „daß derselbe die Leser und Zuhörer stets erhebe und veredle", den Unerfahrenen leicht zu der Meinung verleiten, alle Schiller'schen Poesien dürften unbedenklich gelesen werden?

Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch durch einige werthvolle Zugaben erhöht. Gewissermaßen als Vorschule ist eine kurzgefaßte Poetik an den Anfang des Buches gestellt, welche den Leser über die Formen der Dichtkunst, poetische Sprache, Vers- und Strophenbau, sowie über die verschiedenen Dichtungsarten aufklärt. Als Supplement zu dieser Vorschule ist eine tabellarische Übersicht über das Gewicht der deutschen Silben am Schlusse beigefügt. Außerdem ermöglicht ein kurzes Glossar die Lektüre der aus den alt- und mitteldeutschen Poesien mitgetheilten Proben, während ein doppeltes Register den Überblick über das ganze Werk erleichtert.

Damit nun das Buch trotz des umfangreichen Stoffes auch als Schulbuch verwendet werden könne, hat der Verfasser mehrere Paragraphen durch ein besonderes Zeichen im Register kenntlich gemacht, welche in den ordentlichen Lehrkursen je nach Bedürfniß übergangen werden mögen, ohne daß dadurch das Gesammtbild der Entwicklung unserer Literatur beeinträchtigt wird. Ferner sind die weiteren Ausführungen verschiedener Partien, namentlich kritische und biographische Notizen, die ja zumeist als über die Bedürfnisse der Schule hinausragend betrachtet werden dürften, durch kleineren Druck unterschieden. Der praktische Lehrer wird also Brugiers Buch auch ohne besondere Schwierigkeiten seinem Unterrichte zu Grunde legen können.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Verfasser als katholischer Priester die literarischen Bestrebungen der Katholiken mit Vorliebe behandelt. Es sind denn auch die katholischen Auktoren besonders kenntlich gemacht, dagegen die poetischen Ergüsse gegen die Kirche, namentlich die Distelblüthen der neuesten „Culturkampfs"-Sänger als bedauerlicher Mißbrauch der Kunst gebrandmarkt. Indessen muß man nicht glauben, der Verfasser habe sich in der Beurtheilung der literarischen Produkte durch die Confession des Auktors zu einer günstigen oder abfälligen Kritik bestimmen lassen. Vielmehr ist er bemüht, auf die namhaftesten Gewährsmänner gestützt, mit gleicher Gerechtigkeit Gutes und Werthloses beim rechten Namen zu nennen, wo dasselbe sich auch finden mag. Und auch die Gewährsmänner sind nicht ausschließlich Katholiken; im Gegentheil hat sich der Verfasser gerade bei der Beurtheilung katholischer Dichter mit Vorliebe auf nichtkatholische Auktoritäten berufen. Z. B. sind die günstigen Urtheile über Spee, Balde, Hensel, Drewes u. s. w. sämmtlich protestantischen Kritikern entlehnt.

Außer einigen kleineren Versehen gibt es in sachlicher Beziehung nur ein paar Punkte, über die man mit dem Verfasser rechten könnte. Doch da dieselben sämmtlich von untergeordneter Bedeutung sind, so möge nur ein einziger hervorgehoben werden. Schillers epische und lyrische Dichtungen sind durch keine Proben vertreten .. Der Verfasser glaubte sich diese Lücke gestatten zu sollen, weil eine empfehlenswerthe Ausgabe der Schiller'schen Gedichte für die Jugend — Stuttgart bei Cotta — leicht beschafft werden kann. Ob alle Leser diesen Grund des Verfassers für zureichend halten, das möchte zweifelhaft sein. Eine erheblichere Ausstellung dürfte in Bezug auf die sprachliche Seite des Werkes am Platze sein. Die Darstellung nämlich tritt — jedenfalls um Auffassung und Verständniß zu erleichtern — großentheils in möglichst einfachem Gewande auf. Wie sehr nun auch der in's Auge gefaßte Zweck Anerkennung verdient, so wird doch sicher die etwas zu häufige Aneinanderreihung kurzer, einfacher Sätze nicht allgemein gefallen.

J. Helten S. J.

Illustrirte Zeitschriften. (Eine patriotische Studie.)

Daheim. Ist die Gartenlaube das illustrirte Organ des leeren Naturdienstes, so ist das Daheim jenes des gläubigen Protestantismus. Der Jahrgang 1874 ist dessen zehnter, und die Richtung ist in Berlin, seiner

Zeit wenigstens, die patentirte gewesen. Das Blatt wurde selbst in den preußischen Kasernen zur Circulation und Subscription empfohlen. Wie stark seine Auflage ist, habe ich nicht näher ermitteln können; und ob es heute noch in solchen Gnaden steht, weiß ich auch nicht.

War das Studium der Gartenlaube nicht ohne Interesse, indem es auf die Kräfte des Nihilismus und seine nothwendigen Resultate führte, so ist jenes des Daheim nicht minder belehrend, indem es die Bestrebungen und Resultate des Protestantismus aufdeckt. Wollen wir die beiden Blätter nebeneinanderstellen, so müssen wir sagen: Gartenlaube und Daheim berühren sich in mehr als einem Punkt und gehen im Wesentlichen parallel.

Es ist wahr, das Daheim möchte im Ganzen gegen den Geist der Gartenlaube ankämpfen; es entwickelt nicht jene Frivolität, worin sich die Gartenlaube recht eigentlich heimisch fühlt; es schließt Religion und Christusglauben nicht nur nicht aus von seinem Programm, sondern liebt vielmehr, dieses Alles, natürlich in protestantischer Gewandung, wiederholt zu erwähnen; es vermeidet bis zu einem gewissen Grade auch das Zotenhafte, Anstandswidrige, Zweideutige, mit einem Wort Unwürdige. Nichtsdestoweniger arbeitet das Daheim der Gartenlaube auf's Wirksamste in die Hände. Der Grund davon liegt darin, daß der Protestantismus im tiefsten Kern Nihilismus ist und nur durch frommes Gefühl das Keimen dieses Kerns zurückhält; die Gartenlaube und das Daheim wachsen beide auf einem und demselben Boden, aus einem und demselben Samen; nur läßt die Gartenlaube ihr Korn lustig nach allen Seiten in's Kraut schießen, während das Daheim hier und dort schneidet, bindet, erstickt und verquickt, und so eine ächte Zwitterpflanze zu Stande bringt. Freilich passirt ihr bei dieser verzweifelten Arbeit, was der Narr im Lear von der Köchin erzählt, welche die Aale lebendig in die Pastete gethan.

Ich will versuchen, dieß mein Urtheil über das Daheim ebenfalls aus dem vorliegenden Jahrgang 1874 zu begründen, möchte aber zum Voraus bemerken, daß meinem harten Urtheil über den Protestantismus jede Bitterkeit gegen Protestanten fern liegt. Wir wissen nur zu gut, was Erziehung und Vorurtheile über den menschlichen Geist vermögen, und wissen ebensogut — wenn wir es nicht gewußt hätten, dann könnte es uns dieser Band des Daheim zur vollen Klarheit bringen — wie entsetzlich den Protestanten der katholische Glaube verzerrt und entstellt, der eigene Glaube aber versteckt und maskirt wird. Endlich ist ja auch die Verurtheilung des Irrthums etwas ganz Anderes als der Haß des Irrenden; unbesonnene Leidenschaft mag von Einem zum Andern überspringen; wahre Bildung aber führt die Verurtheilung des Irrthums zur Liebe des Irrenden, ohne doch der Wahrheit ein Jota zu vergeben.

Protestantismus und Nihilismus, Daheim und Gartenlaube, sind stammverwandt. Das Wesen des Protestantismus liegt im Aufgeben des Trägers der Lehre Christi, wie ihn Schrift, Geschichte, und man kann wohl sagen, gesunde Vernunft fordern und geben. Hatte man nach den Forderungen der Vernunft und nach den Daten der Geschichte und nach den klaren Worten der heiligen Schrift bis dahin festgehalten, Christus, der Sohn Gottes, habe seine Lehre nicht der Willkür der Menschen überlassen — weil er ja in den Tod ging, allen Völkern die eine Wahrheit zu bringen — und habe sie in Folge dessen einem lebendigen, von ihm nicht verlassenen Träger übergeben, — der lehrenden Kirche in Papst und Bischöfen — so hat der Protestantismus diesen Träger bei Seite geworfen und sich an die heiligen Schriften und an den Beistand des heiligen Geistes für den Einzelnen beim Lesen der Schriften gehalten, als den Vermittler der Lehre Christi. Die Schrift, die Geschichte und die eigene Erfahrung sind damit in schreiendem Widerspruche; am lautesten aber ruft der immer zersetzende und vor keiner Consequenz

zurückschreckende Verstand: ein todtes Buch, wie heilig es sei, kann die Welt nicht belehren; und der Privatbeistand existirt nicht, wie euer christliches Babel beweist: folglich besteht keine Verpflichtung, sich um die ganze Last des Christenthums zu quälen. Und so tanzen sie die alten Götzentänze um das goldene Kalb, das bald diese, bald jene Gestalt annimmt, im Wesen aber immer ein selbst gewählter Götze ist.

Während nun die Gartenlaube den Tanz leistet und die Schmausereien mit dampfenden Schüsseln und schäumenden Flaschen versorgt, spielt sich das Daheim als Moses auf und enthüllt bei dieser Riesenrolle allerdings die ganze Struktur seiner Muskeln, Bänder und Glieder, nebst den ihm zu Gebote stehenden Kräften an Geist und Willen, welche aber der Art sind, daß der tanzende Troß die Moseskarrikatur nicht ungern zur wohlthuenden Erschütterung des Zwerchfells vor sich zürnen läßt, dann aber erst recht des Gottes spottet, der keinen andern Vertreter als einen solchen Schwächling zu senden weiß. Dieses Wesen des Protestantismus ist mir nie drastischer entgegengetreten, als im Daheim; es hat sich hier verkörpert und will in dem großen Kampf der Gegenwart um Wahrheit und Recht, um Sitte und Bildung, um Fortschritt und Friede mit einstehen. Verfolgen wir seine Bestrebungen in den Hauptrichtungen.

Was zunächst das Gebiet der Wahrheit betrifft, so kann man gewiß von dem Daheim nicht in dem Grade wie von der Gartenlaube sagen, daß es Lüge und Haß verbreitet; aber ein sehr großes Contingent liefert es zweifelsohne zu diesem Artikel. Es huldigt zwar weder dem Darwinismus, noch der Strauß'schen oder Hartmann'schen Weltanschauung, im Gegentheil hätte es nicht übel Lust, dagegen zu kämpfen; aber es ist so sehr von seiner eigenen Schwäche solchen Gegnern gegenüber überzeugt, daß es lieber von derlei Dingen nicht redet. Wer in einem Glashause wohnt, wirft Andern die Fenster nicht ein, wenn er klug ist, und das ist das Daheim, wenigstens in dieser Beziehung. Wer selbst einer Theorie huldigt, nach welcher der Sohn Gottes zwar Mensch wird und an's Kreuz stieg, um die Menschen zu belehren, aber nichts Besseres zu Stande brachte als eine Musterkarte sich widersprechender Sekten, wie sie die evangelische Allianz in New-York (S. 185) „als kompakte und imponirende Einheit in der evangelischen Kirche" constatiren sollte, der ist wahrlich nicht berechtigt und nicht im Stande, den Ungereimtheiten und Widersprüchen eines Strauß oder Hartmann mit Selbstvertrauen und Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Diese Impotenz für die Wahrheit und gegen die Lüge, der tiefste Grundzug des Protestantismus, ist auch der erste Grund, weßhalb das Daheim der Lüge bedeutenden Vorschub leistet, denn die frivolen Gegner haben leichte Mühe, diesen frommen Christusglauben als Geistesschwäche und anerzogene Geschmackssache zu verachten und dem Spott preiszugeben. Ich will damit den Protestanten gewiß keinen Vorwurf daraus machen, daß sie an Christus glauben; es ist ja ein schönes Zeugniß ihres gesunden Sinnes, daß sie von diesem Glauben nicht lassen wollen, trotzdem er für sie den größten Schwierigkeiten ausgesetzt ist, — ein neuer Beweis für die anima naturaliter Christiana. Aber ein noch so frommer Glaube ist kampfunfähig, wenn er nicht auf tadelloser und allseitiger Wahrheit ruht.

Indessen das Daheim arbeitet auch sehr positiv im Artikel Lüge und Haß. Wie es dem Bewußtsein eigener Ohnmacht eigen ist, wenn sie um jeden Preis etwas sein oder spielen will, alles Andere zu verkleinern und zu verlästern, so ermüdet das protestantische Blatt nicht, in der unwürdigsten Weise alle, aber auch gar alle Verdrehungen, Verleumdungen und Lügen gegen den katholischen Glauben und die katholische Kirche bei jeder Gelegenheit vorzubringen, von denen der Protestantismus seit dreihundert

Jahren sein verneinendes Dasein fristet, als wenn auf das Alles nie geantwortet worden wäre. Tetzels Ablaßhandel wird (S. 621) in der empörendsten Weise dargestellt, wiewohl die gründlichsten Studien der Neuzeit lange dargethan, wie unwahr das Alles ist. Martin Luther wird in Bild und Wort als der Eiferer gegen diesen Unfug dargestellt (S. 622), wiewohl alle Welt weiß, daß dieser „Mann Gottes" selbst gestand, er habe nicht einmal gewußt, was der Ablaß wäre[1].

Die Päpste hingegen werden, wo nur Platz dafür, in den Staub gezogen und jeder ihrer Schritte verdreht und mißdeutet. So wird (S. 202) Innocenz III. als Lehrer der Simonie dargestellt, ein zweiter Judas, der die Welt lügen und trügen lehre. Daß Walther von der Vogelweide so dachte, begreift sich aus seiner Parteistellung und seiner Unkenntniß der Dinge. Wenn aber heute diese Rede gebilligt wird, so ist es schmachvolle Unwissenheit oder noch schmachvollere Schmähsucht und Lüge. In „deutsche Kaiserstätten" ist es immer der Papst, der „herrschsüchtige", der „arglistige" (S. 302) Bischof von Rom, der unrecht handelt; Heinrich IV. aber, ja Friedrich II., der Hohenstaufe, und alle andern gekrönten Frevler haben einzig das Recht der Nation geschützt und gefördert. An die Moral der Gartenlaube erinnern Auslassungen, wie jene über Friedrich II. (S. 302): „Welch' gewaltige Männer! Freilich nicht immer die Bahnen wandelnd, welche dem menschlichen Geschlechte durch das ewige Gesetz der Sittlichkeit vorgezeichnet sind." Oder jene über Heinrich IV. (S. 268): „Kein Fürstendasein kann mehr an tragischen Momenten enthalten, als das des Königs Heinrich IV." Ist der Frevler groß, so wird sein Frevel tragisch, und er selbst ein „gewaltiger Mann".

Sehr bezeichnend ist, was dem Daheim in der 27. Nummer vom 4. April begegnete. Es legt dort auf den „Familientisch" ein päpstliches Breve und macht folgende Einleitung dazu: „Wir leben in einer Zeit, wo unsere Augen fast mit Gewalt auf die katholische Kirche gerichtet werden. Wenn nun auch einzelne fromme Katholiken uns die Hand reichen und sich freundlich zu uns stellen, so müssen wir doch auch sagen, die katholische Kirche hat niemals eine freundliche Stellung zu uns eingenommen, und die Päpste sind fast durchgängig von einer ganz unglaublichen Anmaßung gewesen. Dafür ist ein neuer Beweis ein Dokument, welches aus dem siebenjährigen Kriege stammt, den der damalige Papst in seinem Fanatismus auch zu einem Religionskriege machen wollte" ..... Man höre und staune!

Folgt nun das elende, von Friedrich II. verbreitete Machwerk, das ebenso

---

[1] An derselben Stelle wird Luthers Eifer gegen das Biertrinken dargestellt. Das hat einen absonderlichen Verehrer des eigenthümlichen Apostels zu einer Einsendung veranlaßt, worin er den Herrn Doctor vor der Verleumdung in Schutz nimmt, als sei derselbe ein Feind des Bieres gewesen (S. 767 f.). Er führt als tadellose Belege einige Stellen aus Luthers Briefen an seinen „Herrn Käthe" an. So berichtet er das eine Mal, er schlafe sechs oder sieben Stunden aneinander, und darnach zwei oder drei Stunden; es sei das Bier schuld, achtet er, fügt aber sogleich hinzu: „Aber nüchtern bin ich, gleichwie zu Wittenberg." Ein anderes Mal schreibt er: „Gestern hat ich einen bösen Trunk gefasset; da mußt ich singen" (der Einsender setzt dazu: metaphorisch?) und: „Du thätest wohl, daß Du mir herunterschicktest den ganzen Keller voll meines Weines und ein Pflaschen Deines Biers, so oft Du kannst; sunst komme ich für dem neuen Bier nicht wieder." Nicht lange vor seinem Tode schreibt er den zürnenden Ausruf: „Der Teufel hat uns das Bier aller Orten mit Pech verderbt und bei Euch den Wein mit Schwefel!" Das ist so ungefähr die Sprache der Propheten, Christus des Herrn und der Apostel! Was gehört für guter Wille dazu, einen solchen Mann für einen Gesandten Gottes und einen Gottes würdigen Retter des Evangeliums zu halten? Was aber für eine Begriffsverwirrung, derlei Zeug zu seiner Verherrlichung und Vertheidigung vorzubringen!

dem frivolen Sinn des Verfassers entspricht, als es seinem feinen Geschmack und seiner Rechtlichkeit wenig Ehre macht; denn in der plumpsten Weise wird dem Feldmarschall Daun Weihrauch gestreut, und in der gemeinsten Weise wird über Andersgläubige geschmäht. „Dein Arm rauchte stets von dem Blute dieser Gottlosen" u. s. w. Das falsche Breve ist unter uns Katholiken bekannt genug, kein Kind glaubt an seine Ächtheit.

Hat der protestantische Einsender an die Ächtheit geglaubt? Mag sein! Aber welch' ein Zeugniß für seine Geschichtskenntniß, für sein kritisches Urtheil, und für seine Kenntniß der katholischen Kirche, über die zu richten er sich competent glaubt! Ich wiederhole. wie es mit seinem Glauben an die Ächtheit dieses Breve stand, lasse ich dahin gestellt. Soviel ist gewiß, daß ein Leser des „Daheim" (K. K. in Augsburg) die Redaktion auf den argen Irrthum aufmerksam machte. Wie sich annehmen läßt, geschah dieß wohl bald nach dem Erscheinen der Nummer. In der 35. Nummer vom 30. Mai findet sich nun im Briefkasten unter andern Erwiederungen mit kleinster Schrift folgende Notiz: „Herrn K. K. in Augsburg. Wir haben uns allerdings überzeugen müssen, daß das in Nro. 27 abgedruckte „päpstliche Breve" von Friedrich dem Großen selbst verfaßt und vom Marquis d'Argens in's Lateinische übersetzt war; ein Umstand, der uns ebenso unbekannt war, wie dem Einsender des Artikels, der das Breve aus der sonst sehr zuverlässigen Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. von Rodenbeck entnommen hatte." — Leider bin ich nicht in der Lage, Rodenbeck nachschlagen zu können; aber wenn das Breve dort als ächt verzeichnet ist, so muß ich über die Naivetät der Redaktion staunen, die nach Verzeichnung eines solchen Schnitzers die Geschichte Rodenbecks eine „sehr verlässige" nennt. Daß sie die große Lüge über dieses Breve, zu deren Verbreitung sie nicht wenig beigetragen hat, nicht ehrlich sogleich und wenigstens an selber Stelle, wo sie geschehen, wieder gut machte, darüber staune ich nicht, denn von solchem Fraß lebt der Protestantismus.

Auf Pius IX. gießt natürlich das Daheim die ganze Schale seines spöttischen Mitleids und patriotischen Zornes. Ein Gemälde, das in Rom verfertigt wurde zur Erinnerung an das 25. Jahr des Pontifikates Pius IX., gibt das Daheim in seiner 6. Nummer ziemlich karrikirt wieder und liefert (S. 256) Glossen dazu, die dem Geist der Gartenlaube vollständig ebenbürtig sind. Daß Petrus auch nur „vorübergehend" in Rom gewesen, dafür fehlt ihr jeder historische Beweis; die „allmächtige Madonna", das „bekannte Schlüsselpaar, das dem Papst die Gewalt über Himmel und Hölle verleiht", der heilige Geist, „der ihm unfehlbare Weisheit und die Allmacht auf Erden gewissermaßen einräumt," die fünf Welttheile, „die ihre Kniee nicht vor Christus, sondern vor dem Papste beugen" — das Alles ist so ganz der bekannten Sprache Luthers stammverwandt, daß es richtig einen „frommen" Leser des Daheim in der nächsten Nummer veranlaßte, aus dessen Passional Christi und Antichristi zwei Proben zu geben (S. 271), die Fußwaschung und den Fußkuß, um so unwiderleglich darzuthun, daß die Protestanten sich noch immer nicht der Leidenschaftlichkeit entwinden können, die den Protestantismus erzeugt hat.

Dasselbe Thema wird noch breiter getreten in „deutsche Bischöfe", denen Hubert Reinkens und Pater Beckr vorausgehen. Da ist's dann „die Selbstvergötterung des Papstes" (S. 172), „der Herz-Jesu-Schwindel" (S. 280), „die völlige Vergötterung Maria's in dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß" (S. 281), der Jesuitenorden mit allem Schlagschatten der Lüge und des Hasses, die Maigesetze und ihre landläufigen Sykophanten, Rechtfertigungen u. s. w. u. s. w., die in allen Tonarten variirt werden.

Ein Hauptanliegen des Daheim ist natürlich der gegenwärtige Kampf

zwischen Kirche und Staat; aber es steht hier in einem verzweifelten Kreuzfeuer, so daß nur protestantische Verschwommenheit die Widersprüche übersehen kann, in denen es sich bewegt. S. 563 sagt es ehrlich, daß „es den preußischen Protestanten natürlich zusteht, sich auf die Seite der Regierung zu stellen". Warum das so natürlich sei, bedarf keiner Erklärung. Unermüdlich wiederholt es daher, daß die katholische Kirche Mißbrauch getrieben habe und noch treibe mit dem Ausspruch der Apostel: „Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen". In der historischen Skizze „Unter Diokletian" (S. 663) sucht der berüchtigte Geschichtsbaumeister Otto Thelemann, derselbe, der früher den krassesten Unsinn als Geschichte und Grundsätze des Jesuitenordens herausgab, „mit historischer Treue", wie die Redaktion bemerkt, das „Pseudomartyrium" der römischen Bischöfe in Preußen zu entlarven. „Dort," sagt der Historiograph am Schlusse seiner Arbeit, ohne zu lachen oder zu erröthen, „dort galt der Kampf des heidnischen Weltreiches der Bibel als dem Fundamente der christlichen Kirche; derselben Bibel, welche die römische Kirche heute noch verfolgt, und deren Freunde sie zu Zeiten in durchaus Diokletianischer Weise verfolgt hat." Heute gilt der Kampf „der Überhebung des infallibelen Papstthums, dem Abbilde des heidnischen Absolutismus in der Kirche ..... Der einzige Vergleichspunkt ist, daß dort wie hier Bischöfe und Geistliche in's Gefängniß gesetzt werden, dort, weil sie vor der Willkür der Tyrannen ihren Glauben nicht verläugnen wollen, hier, weil sie Staatsgesetzen sich nicht unterwerfen wollen, welche in andern Ländern von derselben Kirche ohne Beanstandung beobachtet werden." Hat Thelemann wirklich nie gelesen oder gehört, was er übrigens als Historiker selbst wissen sollte, daß nirgend solche Staatsgesetze existiren, daß aber zwischen einem Vertrage und einem solchen Staatsgesetze ein himmelweiter Unterschied besteht? Die Bischöfe sind überzeugt, daß ihre Kirche göttliche Rechte hat, die hier verletzt sind, und diese göttlichen Rechte wollen sie nicht opfern oder verläugnen; deßhalb leiden sie. Dasselbe Steckenpferd reitet derselbe Herr (S. 366) nochmal.

Der ganze Kampf zwischen Kirche und Staat ist nach allem dem für das Daheim ein heikler Punkt. Es darf nicht gegen das Reich und seine Gesetze sprechen, es darf den Bischöfen und dem Papst nicht Recht geben: somit ärgert es sich über die Schwachen und räuchert den Starken. Zu einer principienhaften Behandlung der Frage fehlt auch hier der Muth und die Gewandtheit. Das tritt ebenfalls sehr komisch in der socialen Frage heraus, der das Daheim in diesem Jahrgang auch eine Reihe von Artikeln widmete. Der fünfte Artikel ist schief genug „die schwarze Internationale" überschrieben, denn es soll dort gezeigt werden, was die Katholiken auf socialem Gebiet geleistet haben, und werden Männer wie Jörg, Kolping, Moufang, Schorlemer und Ketteler gewürdigt. Das Resultat der Würdigung ist ein für die Partei äußerst günstiges und glänzendes. Die Pflicht, für die Arbeiter zu sorgen, wird als eine erste der Diener jeder Kirche dargethan; zugleich aber constatirt, daß leider nur die Diener der katholischen Kirche dieser Pflicht im großen Style und in großartig organisirter Weise nachgekommen sind (S. 540). Den Grundsätzen eines Ketteler, eines Moufang, eines Jörg hat das Blatt nichts entgegenzusetzen, ja, spricht ihnen seine Anerkennung aus. Nichtsdestoweniger wird schließlich behauptet, daß die schwarze Internationale für den Staat gefährlicher sei als die rothe (S. 544), solange nämlich der Streit zwischen Staat und Kirche wüthet. Das heißt doch deutlich genug der erkannten Wahrheit widerstreben, sei es nun aus Kurzsichtigkeit oder Feigheit. Zum Schluß wagt der Verfasser doch den Satz: „Am wünschenswerthesten wird es freilich sein, wenn gleichzeitig zwischen Staat und Kirche Frieden geschlossen wird." Solche Halbaffekte sind Alles, was der „natürlich" preußische Protestantismus in der ernsten Zeitlage

zu Stande bringt. „Das patriotische wie das religiöse Gefühl wünschen sehnlich, daß der Widerspruch in Lösung komme," heißt es S. 479. Wer nur Gefühle hat, hat auch nur Wünsche, ist aber in der Wirklichkeit eine Null, die nicht zählt, und mit der nicht gerechnet wird.

So zeigt das Daheim überall die Widerstandsunfähigkeit des Protestantismus: gegen Rom auf dem Gebiete des Dogma's, gegen den Zeitgeist auf dem Boden des Unglaubens, gegen den Staat auf dem Boden des Rechtes und der Gerechtigkeit, gegen die Socialisten auf dem Gebiete des Lebens und der Liebe.

Gehen wir nun auf das Gebiet der Sittlichkeit über, so ist aus der Stellung oder Ohnmacht des Blattes auf dem Gebiete der Wahrheit schon zum Voraus ersichtlich, daß von ihm keine wirksame Bekämpfung der Unsittlichkeit, und ebensowenig eine wohlthuende Kräftigung des Gewissens und der Sitte zu erwarten ist.

Wir haben neulich darauf hingewiesen, welche erhaltende und schützende Macht in der Pietät liegt, und wie die Frivolität es sei, wodurch die Gartenlaube unser deutsches Land sicherem Verderben entgegenführt. Allein dieser Frivolität hat der Protestantismus recht eigentlich Bahn gebrochen; wie überall, so hat er auch hier die Prämissen gegeben, möchte aber die Consequenzen so leiten, daß sie nur das folgern, was ihm genehm ist; das stat pro ratione voluntas ist das Wesen und das Leben, aber auch der Tod des Protestantismus.

Die Pietät richtet sich zunächst wohl auf die Gräber unserer Väter. Der Protestantismus kann nicht anders, als diese im günstigsten Falle mit Mitleid betrachten; denn die da drunten liegen, sind ja lauter kurzsichtige Unwissende und leichtgläubige Thoren gewesen. Freilich stehen die Dome über ihnen damit in einem Riesenwiderspruch; aber solche Dingelchen zu verschlucken, ist dem Mückenfänger eine Kleinigkeit[1].

Im Daheim bieten die Kaiserstätten eine interessante Studie über die Tragkraft protestantischer Inconsequenz. Die einseitige und leichtfertige Kritik nach dem Axiom: quod non est in chartis non est in mundo, durch welche alle geschichtlichen Thaten der großen Vorfahren in frivolen Zweifel gezogen und zuletzt dem Spott übergeben werden, einzig weil sie nicht geschrieben stehen, wo die Pedanterie sie sucht, — sie wird vom Protestantismus von jeher mit Vorliebe angewendet, wie diese Art von Wissenschaftlichkeit auf's Innigste mit seinem Wesen zusammenhängt. Er leitet ja alles Leben aus dem geschriebenen Worte und will nicht einsehen, daß das Leben immer lange der Schrift vorausgeht.

In der Gehässigkeit gegen den katholischen Glauben aber steht das Daheim der Gartenlaube ziemlich ebenbürtig zur Seite, wie wir gezeigt. Nur macht sein Haß den widerlichen Eindruck entnervter Schwäche.

---

[1] S. 119 heißt es: „Es gehört zu den tiefsten Schattenseiten des Mittelalters, daß die öffentliche Unzucht gewissermaßen unter dem Schutze des Gesetzes und des kaiserlichen Rechtes stand, und daß die Staatsbehörden gezwungen waren, diesen Krebsschaden, wenn auch unter gewissen Beschränkungen, zu dulden." Da ist doch die Unwissenheit und Unverschämtheit gleich groß, denn heute steht ja die öffentliche Unzucht nicht nur „gewissermaßen", sondern wirklich unter dem Schutz des Gesetzes, wie männiglich bekannt. Aber Alles darf auf die Väter geschleudert werden, wenn es den einen Luther zu verklären dienen kann. Es ist nicht zu berechnen, wie entsittlichend diese eine Tendenz des Protestantismus auf Deutschland gewirkt hat. Wilde Horden fanden Schwierigkeit gegen das gesammte Evangelium aus Pietät gegen ihre Vorfahren, und hier werden die Väter verlästert, deren Werke wir bewundern, um eines Mannes willen, dessen Werke man versteckt und verlacht, um sich nicht schämen zu müssen.

Auf dem Boden des Dogma's wagt es keinen ehrlichen Gang, und ein gewisser Schein von Duldung und Anstand soll gewahrt bleiben. Aber unter dem Schutz des unnahbaren Reiches und seines Kanzlers, den „natürlichen" Verbündeten des Protestantismus, wächst ihm der Kamm und so schmäht es denn weidlich über die Haltung der Bischöfe und des Papstes, und eifert mit ächtem Schmarotzer-Pathos für Kaiser und Reich: non habemus regem nisi Cæsarem.

In der Behandlung der Romane und Novellen tritt dieselbe Impotenz des Protestantismus zu Tage. Positives kann derselbe nicht bieten, was dem Geschmack nur halbwegs genügte; denn was gibt es Ungereimteres, Unsittlicheres und Unästhetischeres, als diesen alleinseligmachenden Glauben, diesen Bibelcult und diesen leeren Gottesdienst! In der Novelle „Fee" wagt es der Verfasser, eine arg verirrte und fast verzweifelnde Seele mit dem Worte zu trösten: „Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet werden" (S. 196). Aber er fühlte selbst, daß dieser Trost einer gesunden Natur im Anblick des Todes nicht verfängt, und muß die Hilfe „der Fee" anrufen, durch welche das ernste Bild der kalten Wahrheit zuerst verblaßt wird, ehe wir die „glaubensselige" Magdalena ruhig sterbend ertragen können. Im „Droßart von Zweyst", einer sonst treffenden Zeichnung aus dem vorigen Jahrhundert, versucht es der bekannte, nun verstorbene Hesekiel einmal, uns eine protestantische Hausandacht zu zeichnen. Aber es fällt ihm selber schwer, diesem Gesangbuch und diesem Bibellesen einen warmen Lebenshauch zu geben; wie man sich auch des Lachens nicht enthalten kann, wenn man (S. 533) Livingstone sieht, wie er zwei Afrikanern aus der Bibel vorliest. Wenn wir auch die Resultate der protestantischen Missionen nicht anderweitig kännten, so genügt ja ein halber Blick in die Menschennatur, um einzusehen, daß so keine Bekehrungen gemacht werden. Der Protestantismus hat nichts Positives, ihm Eigenthümliches zu bieten, katholisch möchte er um keinen Preis scheinen; das Negative gibt keinen Hintergrund, auf dem sich Figuren plastisch abheben; dem Kampf ist er nicht gewachsen, und der Kampf ist überhaupt kein Vorwurf für die erzählende Prosa; die Folge davon ist, daß die Romane und Novellen des Daheim auch ganz auf Naturzeichnungen rein materieller Art heruntersinken, wie jene der Gartenlaube. Man lese „Das grüne Thor", das viel Treffliches enthält in Naturtreue; aber man erfährt nichts von höhern Gesichtspunkten des reich entwickelten Lebens; hat es überhaupt solche, oder ist es nur ein mit mehr oder weniger Anstand durchgeführtes Schachspiel menschlicher Leidenschaften? Solche Lektüre entsittlicht unglaublich, weil sie theils die Leidenschaften verklärt, wie dieß besonders in: „Die Prätendenten" bezüglich der Rache der Fall ist, theils aber die Behandlung der Leidenschaften falsch darstellt. Sie kommen über uns, wir können uns nicht schützen; und sind sie da, so müssen sie sich versausen. Dagegen weiß das Daheim so wenig Mittel und Wege als die Gartenlaube, nur gibt das protestantische Blatt nicht zu, daß wir nur animalischen Trieben unterworfen sind, wiewohl es dann doch wieder in seinen Thiergeschichten den Geist der Thiere unvorsichtig anstaunt. Was speciell die Liebe angeht, so ist das Daheim in Behandlung derselben ganz im Fahrwasser des Gefühlscultus, der dem gläubigen Protestantismus als letztes Brett so sehr sympathisch ist, der ihm aber auch seine einzestandenermaßen schaudererregend beschäftigte Ehescheidungsanstalt einbrachte. Auch ihm ist die Liebe „Herzenssache", die mit Gründen der Vernunft ebenso wenig zusammenhängt als mit Politik oder Börsenspekulation (S. 198).

In dem sehr ausgedehnten Roman: „Das grüne Thor" sind es drei Paare, die den Willen der Eltern und die äußern Verhältnisse hintansetzen, um einem ersten Eindruck, der natürlich als Zug einer höheren Führung dargestellt wird, Folge zu leisten. Alle Betrügereien der Liebenden werden „lie-

bend" gerechtfertigt, die Grundsätze der Eltern über Vermögens- und Standesunterschiede aber einfach als Albernheiten und Ungerechtigkeiten verurtheilt. Der entsittlichende Eindruck solcher Darstellungen wird natürlich durch die Inconsequenz des Verfassers nicht gehoben, wenn schließlich alle doch ebenbürtig und steinreich sein müssen, um die Lesewelt zu befriedigen.

In den albernen Sentimentalitäten: „Aus einem Mönchsleben" (S. 461), wozu eine Illustration gegeben, die ganz zu jenen der Gartenlaube paßt, wird das katholische Ordensleben, speziell die Enthaltsamkeit, in ein schiefes Licht gestellt. Der Protestantismus sieht auch da nicht ein, wie er Christus und Paulus Lügen zeiht, und ebenso wenig, wie er damit den Ast abhaut, auf welchem auch seine Herrn Pastoren „hausen". Wie entsittlichend der Protestantismus durch Aufhebung der Klöster und besonders des Cölibates auf das Bewußtsein des Volkes gewirkt hat und noch wirkt, will eben auch nicht eingesehen werden, weil die Entführung einer Nonne und die öffentliche Brechung der Gelübde eine Großthat Luthers sein soll, von Gottes Geist eingegeben, während doch Moses und die Propheten, Christus und die Apostel dergleichen als fluchwürdige Schandthaten darstellen.

Man sieht, der Protestantismus und sein illustrirtes Organ arbeiten ebenso für die Frivolität wie für die Lüge; vielleicht unbewußt, aber jedenfalls nicht unwirksamer als die Gartenlaube; hiemit denke ich hinlänglich dargethan zu haben, daß Daheim und Gartenlaube mehr als einen Berührungspunkt haben und im Wesentlichen parallel gehen. Es ist um so nothwendiger, auf die absolut sichere Wirkung so verderblicher Lektüre hinzuweisen, je weniger das Verderbliche selbst in ihr zu Tage tritt. In dieser Beziehung ist das Daheim noch schlimmer als die Gartenlaube.

H. J. v. Fugger S. J.

D. Hieronymum oppido Stridonis in regione interamna (Muraköz) Hungariae anno 331 p. Chr. natum esse, propugnat **Jos. Dankó.** Moguntiae, Kirchheim. 1874.

Die Abhandlung, die wir hier zur Anzeige bringen, beschäftigt sich mit der Doppelfrage nach dem Orte und dem Jahre der Geburt des hl. Hieronymus. Daß der heilige Lehrer zu Stridon das Licht der Welt erblickt hat, darüber sind alle Historiker und Kritiker einig, weil der Heilige es selbst ausdrücklich bezeugt; wie es aber sieben Städte gab, welche sich um die Ehre stritten, die Wiege Homers innerhalb ihrer Mauern geborgen zu haben, so gibt es drei Länder (Italien, Dalmatien und Pannonien), die sich den Vorzug beilegen, den Geburtsort des großen hl. Lehrers zu besitzen. Der Verfasser führt die verschiedenen Meinungen an, denen sich die Historiker und Kritiker bis auf die neuesten Zeiten herab in der erwähnten Frage angeschlossen haben, und entscheidet sich schließlich für die Ansicht, welcher schon der gelehrte Bollandist Stilting das Wort redet, daß nämlich Stridon, der Geburtsort des Heiligen, in Pannonien und zwar im Inselande zwischen der Mur und Drau gelegen war. Der wichtigste, wenn nicht einzige Anhaltspunkt zur Entscheidung dieser Frage ist die Angabe des Heiligen selbst, der von seinem Geburtsorte redend sagt, er sei aus Stridon, einer Stadt, welche, einst an der Grenze von Dalmatien und Pannonien gelegen, von den Gothen zerstört wurde. Der Verfasser sucht nun darzuthun, daß dieses vom hl. Hieronymus so näher bestimmte Stridon nur jenes sein könne, welches auf der Murinsel im früheren Pannonien gelegen war. Denn nur von diesem kann man in Wahrheit behaupten, daß es an der Grenzscheide zwischen Dalmatien und Pannonien sich befinde; von diesem aber mit einer Gewißheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit, von der Hieronymus redet, Dalmatien,

eine Provinz des römischen Reiches, bis zur Drau hinauf sich erstreckte. Die geographischen Notizen, welche hier beigebracht werden, sind auf einer genau gezeichneten und fleißig ausgeführten Karte des alten Pannonien anschaulich gemacht.

Das Geburtsjahr des Heiligen schwankt zwischen 321 und 346. Der Verfasser entscheidet sich für das vom hl. Prosper an einer Stelle ausdrücklich bezeichnete Jahr 331, für welches auch Stilting sich ausspricht; indessen zu einer absoluten Sicherheit ist es in Bezug auf diese Frage wohl nicht zu bringen. Dem ausdrücklichen Zeugnisse Prospers, das für das Jahr 331 spricht, steht ein ebenso ausdrückliches Zeugniß desselben Heiligen entgegen, welches das Jahr 329 als das Geburtsjahr des hl. Hieronymus angibt. Nun läßt sich zwar gegen die Annahme, daß diese zweite Stelle Prospers unächt sei, nichts Erhebliches einwenden, es kann aber ihre Unächtheit auch nicht überzeugend nachgewiesen werden. Außerdem ist man aber zur Entscheidung der Frage auf Stellen des hl. Hieronymus selbst angewiesen, in denen er nur in unbestimmter Weise seine Kindheit, sein Knaben- oder Jünglingsalter mit bestimmten Ereignissen in Verbindung bringt. Wenn sich deßhalb auch manchmal mit Sicherheit das Jahr ermitteln läßt, auf welches das angezogene Ereigniß fällt, so sind doch die Altersbezeichnungen Kind, Knabe u. s. w. so dehnbar, daß sie nahezu für alle verschiedenen Meinungen in Betreff des Geburtsjahres des Heiligen angerufen werden können. Es ergibt sich somit aus diesem Beweismaterial ein mehr negatives als positives Argument, insofern nämlich keine der angeführten Stellen gegen das Jahr 331 als Geburtsjahr des Heiligen spricht.

Nicht ohne Interesse ist der Abschnitt, der die Geschichte des alten Stridon und die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner, der Landsleute und Zeitgenossen des hl. Hieronymus, bespricht. Stridon ward schon in den ersten christlichen Jahrhunderten zu einem Bischofssitze erhoben; ein gewisser Domnus von Stridon hat mit den übrigen Vätern die Akten des Concils von Nicäa unterzeichnet, und der hl. Hieronymus erwähnt selbst zu wiederholten Malen, allerdings in wenig schmeichelhaften Ausdrücken, eines gewissen Lupicinus, welcher der bischöflichen Würde, die er zu Stridon bekleidete, nicht würdig war. In der Geschichte der folgenden Jahrhunderte findet man von der Kirche von Stridon kaum mehr eine Spur; wie denn auch die Stadt von den Gothen um das Jahr 380 von Grund aus zerstört wurde. Das Andenken an die Geburtsstätte des hl. Hieronymus soll sich jedoch fort und fort unter dem gläubigen Volke jener Gegend erhalten haben. Im 15. Jahrhunderte wurde daselbst zu Ehren des Heiligen eine Kirche erbaut, und vom Papste Nikolaus V. allen Christgläubigen, welche in der erwähnten Kirche die heiligen Sacramente empfangen, ein vollkommener Ablaß verliehen. Am Eingange in die Kirche ward die Inschrift angebracht: Hic natus est S. Hieronymus Ecclesiæ Doctor. Später hat Graf Peter von Zrinyi die Kirche den Eremiten aus dem Orden des hl. Paulus (Paulaner) geschenkt, welche bis zur Aufhebung ihres Ordens für die religiösen Bedürfnisse der Pilger Sorge trugen.

Wie wir hören, gedenkt der Verfasser eine größere Biographie des hl. Hieronymus zu veröffentlichen; es ist dieß gewiß ein guter Gedanke, da wir eine ausführliche, mit Wärme sowohl als auch mit der gehörigen Kritik geschriebene Biographie des großen Kirchenlehrers noch nicht besitzen.

G. Schn.

Miscellen.

Interessante Geständnisse bringt die „Protestantische Kirchenzeitung“ in Betreff des Theologiestudiums und des Religionsunterrichtes. Über jenes lasen wir: „Wir sind am Tiefpunkte unserer rückläufigen Bewegung. Schlimmer kann es doch kaum noch werden, als daß selbst weit und breit im Lande unsere Pfarrer ... ihre edel (sic) beanlagten Söhne von dem Studium der Theologie zurückhalten, um ihr inneres Leben nicht zu knicken, ihr äußeres nicht den Gefahren der Heuchelei und Schande auszusetzen.“ Und welcher Trost erübrigt noch bei derartigen Verhältnissen? Man höre, jedenfalls ein origineller! „Wenn es denn wirklich bald so schlecht steht, als nur irgend möglich, so wird es ja wohl eben deßhalb allmählig wieder besser werden.“ Über den Religionsunterricht an den Gymnasien fallen folgende Äußerungen: „Es gibt ganz einsichtsvolle und besonnene Schulmänner, welche auf den Gymnasien den Religionsunterricht ganz gestrichen haben wollen. In der Mehrheit der Fälle wäre auch nach unserer Meinung kein Religionsunterricht besser als der, welchen unsere Primaner genießen.“ Da ist es also mit der „protestantischen Wissenschaftlichkeit“ nicht gar hoch bestellt. Der Zweck des Religionsunterrichtes wird uns so geschildert: „Es kommt zunächst auf klare Erfassung des Zieles an. Der Religionslehrer steht, wie alle Lehrer, direkt oder indirekt im Dienste des Staates und hat also das Interesse des Staates ins Auge zu fassen, also nicht im Interesse der einen oder anderen Kirche zu wirken.“ Und der Grund hiefür? Der fließt aus der Theorie der Staatsgewalt, aus der Lehre, daß der Staat Anfang und Ende, Ziel- und Mittelpunkt alles Strebens und Lebens ist. „Denn man kann nicht sagen, der Staat habe ein Interesse daran, daß seine Bürger zu einer Kirche gehören; dem modernen Staat ist das gleichgiltig, wenn der Staatsbürger nur ein möglichst allseitig ausgebildeter Mensch, wenn er also auch an religiöser Kraft erstarkt ist.“ Der Inhalt des Unterrichtes wird dann folgendermaßen bestimmt: „Ein systematischer Unterricht in der Glaubenslehre hat in der Schule nichts zu thun.“ Warum? „Systematische Glaubenslehre ist Dogmatik und ist nicht spezifisch verschieden von der Dogmatik der theologischen Vorlesungen. Aber damit ist es schon ausgesprochen, daß diese Sache auf die Universität und für theologische Zuhörer gehört.“ Warum soll aber dem Primaner keine Glaubenslehre, kein System geboten werden? „Der Primaner kann daran keine Kritik üben, es wird von ihm vielmehr als etwas allgemein Giltiges aufgenommen. Allmählig bildet sich nun später im Verlauf der Zeit die persönliche Lebensanschauung, zu der dann das feste Gefüge eines formulirten theologischen Systems nicht passen will. Speziell aber für die Schüler, welche Theologen werden wollen, ist es geradezu hinderlich, wenn sie mit solchem System auf die Universität kommen; sie müssen das in der Schule Gelernte manchmal vollständig über Bord werfen, und es

wird ihnen schwerer, vorurtheilsfrei das Verschiedenste aufzunehmen." Es ist wohl mehr als überflüssig, das Beschämende hervorzuheben, das in den letzten Worten für die ganze protestantische Theologie liegt.

Die schwarzen Prediger in Nordamerika. In Folge des großen Bürgerkrieges sind auch in den früheren Sklavenstaaten der großen nordamerikanischen Republik alle Negersklaven befreit und als Vollbürger erklärt worden. Daß diese plötzliche und unvorbereitete Freierklärung nicht zum Besten der Freierklärten gereicht hat, daß vielmehr die Entsittlichung und Verwilderung unter den Schwarzen entsetzlich zunimmt und alle guten Erwartungen in bedauerlicher Weise getäuscht wurden, läugnen jetzt auch die eifrigsten Negerfreunde nicht mehr: Man hatte die Erfahrung unbeachtet gelassen, welche lehrt, daß der Neger (und sagen wir allgemeiner: daß der Mensch) überall verwildert, wo er, jeder Kontrole überhoben, seinem Hange ungestraft folgen kann. Die Neger sind Kinder, die erzogen werden müssen; diesem Erziehungswerk hat sich die katholische Kirche stets mit dem größten Erfolge gewidmet; wo aber sie ihre hilfreiche Hand nicht hinstrecken kann und der Protestantismus seine „Missionen" versucht, da ist religiöse Verwilderung die Folge; so greift auch unter den sog. protestantischen Negern der ehemaligen Sklavenstaaten der Fetischdienst und die Schlangenverehrung in nächtlichen Orgien immer weiter um sich und verquickt sich mit dem protestantischen Kirchenthum. Ein Negerfreund, Dr. Stephens, gibt in New-York eine religiöse Zeitschrift „Der Methodist" heraus; da die Neger nun, soweit sie nicht katholisch sind, zumeist dem Methodismus anhängen, wollte der Reverend Stephens sich persönlich überzeugen, wie es mit seinen schwarzen Methodisten in Bezug auf ihr Kirchenthum bestellt sei. Er unternahm deßhalb eine Inspectionsreise in die südlichen Staaten und beschreibt seine Erfahrungen in folgender Weise: „Es wimmelt im Lande von schwarzen Predigern, aber sehr viele derselben können kaum lesen; sie glauben, daß die Extravaganzen, denen sie sich hingeben, das Kennzeichen wahrer Gottesverehrung seien. Auf der Kanzel legen sie es darauf an, ihre Gemeinden zu toller Raserei anzustacheln und mit den Bibeltexten gehen sie schmählich um. Am liebsten predigen sie über die Thiere der Offenbarung Johannis, über Engel und Drachen und über die Räder Ezechiels. Die meisten Predigten, die ich hörte, waren weiter nichts als sinnloser Wortschwall ohne allen Zusammenhang, und damit brachten sie unter ihren Zuhörern eine wahrhaft wüthende Aufregung hervor. Ausnahmen gibt es allerdings, hie und da fand ich anständige Leute, die höher stehen als manche weiße Prediger, aber sie sind unter dem unzähligen Schwarm schwarzer Prediger wahre Anomalien." Der Globus (Bd. 26, Nro. 2, Juli 1874), welcher diese Stelle des Rev. Stephens ebenfalls mittheilt, fügt hinzu: „Unter den Tausenden von Schwarzen, die sich zu Predigern aufwerfen, weil sie als solche nicht zu arbeiten brauchen, sondern ihren Unterhalt durch Gebrüll auf den Kanzeln und Aufregen ihrer rohen Zuhörer mühelos erwerben, befinden sich unzählige Vagabunden schlimmster Art."

Die Regierungen und die Papstwahl.

IV. Die Exclusive.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts ist der Einfluß, welchen die Fürsten auf die Besetzung des römischen Stuhles ausgeübt, verschwunden. In verschiedener Weise hatten sie denselben in getrennten Perioden von zusammen zwei Jahrhunderten geltend gemacht: zuerst und am längsten die byzantinischen Kaiser, später die letzten Karolinger, endlich von den deutschen Trägern der römischen Kaiserkrone die drei Ottonen und nach einer Unterbrechung wiederum Heinrich III. Ihre Einmischung war zum Theil berechtigt, zum Theil eine unberechtigte nur durch Waffengewalt unterstützte Usurpation. Die Grenze ziehen, bei welcher das Recht aufhört und die Usurpation anfängt, ist schwer; aber das Prinzip steht fest, daß, was immer den Kaisern an Rechten zustand, ihnen von der Kirche aus zufloß. Denn die Kirche regelt als eine unabhängige Gesellschaft die Wahl ihres Oberhauptes selbstständig durch ihre eigenen Gesetze. Ein Recht der Einmischung in die Papstwahl fließt weder aus den Souveränetätsrechten der Fürsten, noch entsteht dasselbe aus der thatsächlichen Einmischung. Es ist die Gesetzgebung der Kirche allein, welche es verleiht.

Nikolaus II. verlieh nun, wie wir vorher gesehen, dem Sohne[1] und Nachfolger Heinrich' III., dem noch unmündigen Könige Heinrich IV., in seinem Wahldecrete vom Jahre 1059 einen Antheil an der Papstwahl; aber da er ihm nur persönlich diesen Antheil zugestand, konnte aus seinem Wahldecrete kein Recht für die Nachfolger jenes Königs hergeleitet werden, und Nikolaus sagt ausdrücklich, daß nur diejenigen seiner Nachfolger jenes Vorrecht besitzen, welche es für ihre Person vom apostolischen Stuhle erlangen[2].

---

[1] Siehe diese Zeitschrift VIII. S. 405.

[2] Warum spricht denn Ottokar Lorenz (Papstwahl und Kaiserthum. Berlin

Nach Heinrich IV. wurde jenes persönliche Vorrecht keinem Fürsten mehr zugestanden; und mit der Wahlordnung Alexander' III., nach welcher zwei Drittel der Stimmen der zur Wahl versammelten Cardinäle endgültig und unabänderlich die Person des neuen Papstes bezeichnen, wäre ein Recht der Bestätigung auch unverträglich gewesen. Ein solches wurde daher auch seit dem Investiturstreite nicht mehr geltend gemacht. Selbst Kaiser Friedrich I., dieser verkörperte Cäsaropapismus, wagte es nicht, die Wahl eines Papstes von seiner Bestätigung abhängig zu machen. Als Hadrian IV., mit welchem er einen fast beständigen Krieg geführt hatte, gestorben war, und ihm Alles daran lag, einen seinem Willen sich fügenden Mann auf den Stuhl Petri zu fördern, waren seine Mittel Bestechung der Senatoren, des Volkes und des Klerus von Rom, und die militärische Besetzung der wichtigsten Plätze; und als von den Cardinälen derjenige gewählt wurde, welcher vor allen sein entschiedenster Gegner war, Cardinal Roland, der unerschrockene Vertheidiger Hadrians auf dem Reichstage von Besançon, ergrimmte der gewaltige Mann freilich derart, daß er die ersten Gesandten des neuen Papstes hätte aufknüpfen lassen, wären seine Freunde nicht dazwischen getreten; aber die Wahl durch Nichtbestätigung rückgängig zu machen, kam ihm nicht in den Sinn. Das einzige Mittel, sich des unliebsamen Papstes zu entledigen, war, die Wahl Rolands als ungültig und den von der kaiserfreundlichen Minorität gewählten Octavian als den legitim erwählten Papst darzustellen. Er ließ eine Synode die Wahl scheinbar untersuchen und entscheiden, nicht Roland, genannt Alexander III., sondern Victor IV. (Octavian) sei rechtmäßig gewählt. Er selbst unterwarf sich als Laie dem Urtheile dieser Synode „mit großer Demuth". [1]

Der Pontificatwechsel war aber ein zu wichtiges Ereigniß, als daß die Höfe nicht stets wieder von Neuem Ansprüche darauf erhoben hätten, ein Wort bei demselben mitzusprechen. Welche Intriguen sie zuweilen gesponnen, um die Wahl zu ihren Gunsten zu lenken, geht die Rechtsfrage nicht an. Ein Recht aber auf Betheiligung an derselben haben

---

1874. S. 110 ff.) des Langen und Breiten von dem Wahlerlaß Alexander' III. vom Jahre 1179 wie von einem Gewaltacte, durch welchen der Papst dem Kaiser sein von Nikolaus erhaltenes Recht genommen, weil Alexander III. bestimmte, daß derjenige endgültig und unabänderlich zum Papste erwählt sei, welcher zwei Drittel der Stimmen auf sich vereinige? Welcher Krone hat denn Nikolaus ein Recht verliehen?

[1] Die Wahl Alexander' III. ist sehr eingehend behandelt bei Hefele, Concilien-Geschichte V. S. 509 ff.

sie seit dem eilften Jahrhundert nicht mehr erlangt, wenn nicht etwa — das Recht der Exclusive. Worin besteht diese auch heutzutage wieder viel besprochene Exclusive? Welche rechtliche Basis, welche Geschichte hat sie?

1. Ein Recht der Exclusive wird vielfach drei Höfen, nämlich den Höfen von Madrid, Paris und Wien (hier und da auch dem von Neapel) zugeschrieben. Unter demselben versteht man das Recht, bei einem Conclave gegen die Wahl je eines Candidaten ein Veto einzulegen. Nur einmal kann dieses Recht gegen einen einzigen Candidaten beansprucht werden; nach der einmaligen Anwendung ist der ganze Einfluß jener Höfe auf das Conclave verbraucht, und kein Mittel steht ihnen mehr zu Gebote, die Wahl eines zweiten mißliebigen Cardinals zu verhindern. Um daher diesen kostbaren, durch einmaligen Gebrauch verlorenen Stachel nicht durch Ausschluß eines Candidaten zu verschwenden, welcher auch ohnehin keine Aussicht auf die Tiara hätte, beauftragen sie gewöhnlich einen der an der Wahl Theil nehmenden Cardinäle, erst dann, wenn die Wahl sich zu Gunsten eines mißliebigen Cardinals zu entscheiden droht, das Wahlcollegium mit der Exclusive desselben bekannt zu machen.

2. Wie steht es nun mit dem Rechtstitel, auf welchem die Ansprüche der genannten drei Höfe beruhen?

Man kann nicht leugnen, daß die Cardinäle bei der Wahl des Oberhauptes der Kirche das Verhältniß berücksichtigen müssen, in welchem der zu Wählende zu den mächtigsten christlichen Fürsten steht, zumal, wenn diese nicht nur das Kreuz Christi auf ihrer Krone tragen, sondern sich auch thatsächlich in der Regierung ihrer Länder als christliche Fürsten bewähren und die Kirche Christi nach Kräften unterstützen. Denn es ist Pflicht der Cardinäle, die Wahl nach bestem Wissen und Gewissen so vorzunehmen, daß sie das Wohl der Kirche möglichst fördert. Das Wohlwollen aber, welches die christlichen Fürsten dem Oberhaupte der Kirche entgegen bringen, ist für die Kirche ihrer Länder, ja für die Gesammtkirche, eine Quelle des Segens — cum regnum et sacerdotium inter se conveniunt, bene regitur mundus, floret et fructificat ecclesia — während eine feindselige Gesinnung christlicher Fürsten gegen den Papst ihren Eifer in Förderung der Interessen der Kirche lähmt und die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann. So war es gegen Ausgang des Mittelalters für die Kirche von der höchsten Wichtigkeit, daß die innigsten Beziehungen zwischen ihrem Oberhaupte und dem

Könige von Spanien bestanden, da dieses katholische Weltreich ihr nicht nur den weitgehendsten Einfluß im Mutterlande gestattete, sondern auch seine Colonien im Osten und Westen zu Centren der christlichen Missionen in den neuentdeckten Welttheilen machte. Sind also die Cardinäle verpflichtet, aus allen Candidaten, auf welche ihr Auge fällt, denjenigen auszuwählen, dessen Regierung für die Kirche voraussichtlich die segensreichste sein wird, so haben sie unter den Eigenschaften, welche sie gegen einander abwägen, auch deren Verhältniß zu den Fürsten in die Wagschale zu werfen, und unter mehreren Candidaten von sonst gleichen Eigenschaften müssen sie demjenigen den Vorzug geben, welchem die katholischen Mächte mit Vertrauen und Freundschaft entgegenkommen.

Wenn wir nun eine solche Pflicht der Cardinäle anerkennen, so haben wir damit noch keineswegs den Fürsten ein Recht der Exclusive zugestanden, wie es Manche den Kronen von Frankreich, Spanien und Österreich zugestehen. Die Vernachlässigung jener Pflicht ist eine Verletzung der Amtspflicht, welche die Schuldigen vor Gott und der Kirche zu verantworten haben; aber sie ist keine Verletzung einer dem Fürsten gegenüber zu beobachtenden Rechtspflicht. Damit sie das Letztere sei, muß nicht nur die Kirche ein Recht haben, eine möglichst segenbringende Wahl zu verlangen, sondern muß auch den Fürsten das Recht zustehen, die Übergehung eines ihnen nicht genehmen Cardinals zu fordern. Besteht nur jene Pflicht, so haben die Fürsten keinen Antheil an der Papstwahl; besteht aber die andere, den Fürsten gegenüber zu beobachtende Rechtspflicht, so haben diese einen negativen Antheil an der Wahl selbst. Und um einen Unterschied von praktischer Wichtigkeit hervorzuheben: besteht nur jene Pflicht, so können die Cardinäle das gespannte Verhältniß zwischen dem zu Wählenden und einem Fürsten auch außer Acht lassen, wenn die andern Bedingungen, welche seine Wahl wünschenswerth machen, sich in ganz ausgezeichneter Weise in ihm erfüllt finden, zumal wenn die Differenzen von geringerer Bedeutung sind oder leicht gehoben werden können. Hat dagegen ein Fürst ein Recht auf jenen negativen Antheil an der Papstwahl, so ist die Wahl des von ihm Ausgeschlossenen trotz seiner vortheilhaften Eigenschaften nicht erlaubt, und die Nichtbeachtung der Exclusive wäre eine Verletzung des Rechtes jenes Fürsten.

Da das in Frage stehende Recht ein Recht der Betheiligung an der Wahl des Oberhauptes der Kirche wäre, und somit nur von der Kirche, welche als freie und unabhängige Gesellschaft die Wahl ihres

Oberhauptes selbst ordnet, verliehen werden kann, haben wir zu untersuchen, ob vermöge der kirchenrechtlich geregelten Wahlordnung den drei Kronen von Spanien, Frankreich und Österreich jener Antheil an der Papstwahl zuerkannt ist.

Ein geschriebenes Gesetz, welches diesen Kronen das Recht der Exclusive verliehe, besteht auch nach dem Zeugnisse derjenigen nicht, welche die Exclusive als ein Recht jener Krone vertheidigen[1]. „Wir kennen keine Bulle und kein Breve," sagt der Verfasser der mehrmals genannten Berliner Schrift[2], „worin dasselbe (das Exclusivrecht) verliehen worden wäre, und wir zweifeln daran, daß uns ein derartiges offizielles Schriftstück nachgewiesen werden kann." Merkwürdig ist nun die vom Verfasser hieraus gezogene Folgerung, daß dieses Recht nicht durch Bewilligung der kirchlichen Behörde entstanden, und mithin die Fürsten dasselbe nicht dem römischen Stuhle zu verdanken haben. Aber wie entstand denn dieses Recht? Es ist „in der Natur der Verhältnisse begründet", lautet die Antwort. Freilich ist es in der Natur der Verhältnisse begründet, daß die Wähler Rücksicht auf katholische Fürsten nehmen, und daß sie zu den verschiedenen Eigenschaften, welche die Candidaten der Tiara empfehlen, auch den Vorzug rechnen, die Zuneigung und Freundschaft der katholischen Fürsten zu besitzen. Aber das ist nicht in der Natur der Sache begründet, daß ein katholischer Fürst seine Gunst zu einer conditio sine qua non machen und die Cardinäle verpflichten kann, einen sonst würdigen und mit allen nothwendigen Eigenschaften ausgestatteten Cardinal von der Wahl auszuschließen. In der Natur der von Gott durch Stiftung der Kirche eingeführten Verhältnisse ist es begründet, daß die Kirche frei und unabhängig von der Staatsgewalt ihre hohe Aufgabe erfülle, wie sie frei und unabhängig von der Staatsgewalt nach dem Willen eines

---

[1] Unseres Wissens ist eine in Prag im vorigen Jahre erschienene Broschüre (Die Papstwahl nach ihrer geschichtlichen Gestaltung und dem geltenden Rechte. S. 32) die einzige Schrift, welche behauptet, die Exclusive sei ausdrücklich von Seite des römischen Stuhles anerkannt, und zwar im 18. Paragraphen der Bulle „Aeterni Patris". Aber der Verfasser jener Schrift hat entweder den 18. Paragraphen dieser Bulle nicht gesehen, oder er kann nicht lesen. In demselben ist freilich die Rede von einer Exclusive; aber diese wird geradezu verworfen. Ist also unter derselben die Exclusive der Fürsten gemeint, so hat der Gesinnungsgenosse des Pragers, nämlich Ottokar Lorenz (a. a. O. S. 146), Recht, wenn er denselben Paragraphen derselben Bulle als einen Beweis vorbringt, daß Rom die Exclusive verwerfe.

[2] Ein Wort über die Papstwahl. S. 29.

Höhern in's Dasein trat. Hat sie ihr Oberhaupt verloren, so wählt sie ein neues nach ihren eigenen Gesetzen, und nur diejenigen haben rechtliche Ansprüche auf Betheiligung an der Wahl, welchen sie in ihren Wahlgesetzen einen Antheil verliehen. Gibt es also kein kirchliches Gesetz zu Gunsten der Exclusive, so gibt es auch kein Recht der Exclusive.

Aus dem Umstande, daß kein geschriebenes Gesetz den Fürsten das Recht der Exclusive verleiht, folgt indessen noch nicht, daß überhaupt kein der Exclusive günstiges Gesetz existire. Auch durch Gewohnheit und die Übung eines Rechtssatzes kann ein neues Gesetz eingeführt und ein bestehendes modificirt werden. Aber ein Gewohnheitsrecht hat sich zu Gunsten der Exclusive nicht gebildet, was wir zeigen wollen, nachdem wir die Geschichte der Exclusive ihren Hauptmomenten nach vorgeführt.

3. Schon im sechzehnten Jahrhunderte versuchte es hier und da ein Fürst, die Wahl eines nicht beliebten Cardinals beim Conclave zu hintertreiben. Als man im Conclave Paul' IV. (1555) voraussah, daß sich die erforderliche Zahl der Stimmen wahrscheinlich auf diesen Papst, den damaligen Cardinal Caraffa, vereinigen würde, erklärte der hiervon benachrichtigte Botschafter des Kaisers, sein Herr könne die Wahl Caraffa's nimmermehr zulassen. „Wenn Gott mich zum Papste will," bemerkte dieser Cardinal, „so kann kein Kaiser es hindern. Für mich aber wird es um so besser sein; denn ich bin dann keinem Irdischen verpflichtet." [1] Die Wahl, welche trotz der kaiserlichen Exclusion auf Cardinal Caraffa fiel, ist ein Protest gegen den Versuch der Exclusion. Wenn also der Gesandte Karl' V. wirklich ein Recht der Exclusive für seinen Herrn beanspruchte, und nicht etwa nur durch Einschüchterung des heiligen Collegiums die Wahl Caraffa's verhindern wollte, so haben sicherlich die Cardinäle seine Ansprüche nicht anerkannt. In andern Conclaven hatten die Fürsten mehr Erfolg, aber nicht, weil ihnen die Cardinäle ein Recht der Exclusive zugestanden, sondern weil sie, zur Vermeidung eines Bruches mit einer katholischen Macht und mit Rücksicht auf die vielfach verschlungenen Interessen des Stuhles Petri mit den Interessen katholischer Fürsten, es für besser hielten, die persona minus grata zu übergehen. Zum bessern Verständnisse des Einflusses, welchen die katholischen Fürsten auf die Conclaven gewannen, möge hier eine kurze Bemerkung folgen.

[1] Reumont, Geschichte der Stadt Rom. III b. S. 514.

Bekanntlich sind zwei Drittel der Stimmen für die gültige Wahl eines Papstes erforderlich. Es ist also einer Anzahl von Cardinälen, welche ein Drittel um einen übersteigt, möglich, jeden Candidaten von der Tiara auszuschließen: von fünfzig Cardinälen, welche im Conclave versammelt sind, genügen siebenzehn, die Exclusion zu geben. Damit also ein Cabinet die Wahl eines mißliebigen Candidaten verhindere, braucht es nicht das ganze Wahlcollegium und auch nicht die Majorität, sondern nur eine Minorität von etwa einem Drittel der Cardinäle zu gewinnen. Diese aber für sich zu gewinnen, konnte dem katholischen Großstaate früherer Jahrhunderte in der Regel nicht schwer werden, da er wegen der innigen Verschlingung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse die kirchlichen Würdenträger mit ganz andern Banden an sich fesselte, als der moderne Staat, welcher das Freundschaftsband zerschnitten, und damit, wie natürlich und billig, auch den Einfluß auf die Regierung der Kirche verloren hat. Die den verschiedenen Ländern der Christenheit angehörigen Cardinäle waren natürlich theils aus Sorge für das Wohl der Kirche ihrer Heimath, theils aus Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus nicht geneigt, ihre Stimme einem Cardinale zu geben, dessen Erhebung eine Lockerung des Verhältnisses zwischen dem Stuhle Petri und dem Cabinet in der Heimath zur Folge haben konnte. Ihnen schlossen sich andere Cardinäle an, sei es, daß sie das betreffende Fürstenhaus für eine ganz besondere Stütze der Kirche hielten und deßhalb zur Festigung des Bandes, welches dasselbe mit der Kirche vereinigte, ihren Einfluß im Conclave aufbieten zu müssen glaubten, sei es, daß sie aus persönlichen Gründen diesem Fürstenhause besonders gewogen waren, etwa, weil die Bande des Blutes oder Pflichten der Dankbarkeit sie an dasselbe fesselten. Persönliche Gründe dürfen freilich bei der Abstimmung nicht in die Wagschale fallen; aber abgesehen davon, daß wo Menschen handeln, Menschlichkeiten vorkommen und daß auch zuweilen keine Pflicht vorliegt, einem bestimmten Cardinale die Stimme zu geben, wenn sich nämlich andere durch vollständig entsprechende Eigenschaften für die Tiara empfehlen, so konnten doch persönliche Beziehungen, welche manche Cardinäle zu einem Hofe hatten, ihnen die Nothwendigkeit, seine Wünsche zu beachten, in ganz anderem Lichte darstellen, als den übrigen Cardinälen. Waren also solche Cardinäle auch ohne besondere Aufforderung ihres Fürsten nicht gesonnen, einen Papst zu wählen, dessen Richtung, Vergangenheit und Verbindungen eine Störung des Friedens zwischen der Curie und ihrem Hofe befürchten ließen, so verweigerten sie um so mehr

demjenigen ihre Stimme, welchem ihr Hof von vorne herein sein Mißtrauensvotum zugestellt hatte. Dieses also, die Ausschließung eines Candidaten durch die erforderliche Minorität der Cardinäle, war ein verhältnißmäßig leichtes Mittel für die Höfe, die Wahl eines mißliebigen Cardinals zu verhindern; dieses aber auch ihr einziges Mittel; eine andere Exclusive gab es nicht für sie. Eine Pflicht, diese Exclusion zu beobachten, wurde von den Cardinälen nicht anerkannt, und nur diejenigen beobachteten sie, welche in der oben beschriebenen Weise die Interessen des Hofes vertraten, von dem sie ausgegangen war, und auch diese nicht immer. So beobachteten im Conclave Paul' IV. selbst diejenigen, welche auf der Seite des Kaisers standen, dessen Exclusive nicht[1]. Im darauf folgenden Conclave gelang es dem Cardinal von Ferrara, dem Protector der Krone Frankreichs, den für die Tiara in Aussicht genommenen, aber dem Könige von Frankreich nicht genehmen Cardinal Carpi auszuschließen, aber nicht dadurch, daß er im Namen Frankreichs von den Mitwählern die Übergehung dieses Cardinals verlangte, sondern dadurch, daß er auf Umwegen, nämlich durch Vermittlung des Großherzogs von Toscana, mehrere Mitglieder des heiligen Collegiums bewog, von der Wahl Carpi's abzustehen[2]. Man mag alle Wahlen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts durchgehen, wie sie uns so eingehend in der Histoire des Conclaves geschildert werden, und man wird keine einzige finden, in welcher eine von irgend einem Fürsten ausgesprochene Exclusive von dem Cardinalcollegium als solchem Beachtung gefunden. Der Einfluß der Fürsten ging nur so weit, als die einzelnen Cardinäle ihnen Einfluß auf die Ausübung ihres einzelnen Stimmrechtes gestatteten[3]. Zum Beweise können wir begreif-

[1] Histoire des Conclaves depuis Clément V jusqu'à présent. Cologne 1703. T. I. p. 123.

[2] Histoire des Conclaves etc. p. 133. 135.

[3] Wenn ein Fürst der nothwendigen Minorität für die Berücksichtigung seiner Wünsche im Conclave sicher war, so konnte er einen weit größeren Einfluß auf die Wahl ausüben, als das sogenannte Recht der Exclusive einräumt. So nahm es sich Philipp II. von Spanien im Conclave Gregor' XIV. (1590) heraus, nicht allein mißliebige Cardinäle auszuschließen, sondern auch sieben Cardinäle für die Wahl zu empfehlen. Nun waren freilich die Cardinäle so weit davon entfernt, ein solches Vorschlagsrecht des katholischen Königs anzuerkennen, daß die meisten Wähler gerade darum Keinen von den sieben sonst der Tiara würdigen Cardinälen wählen wollten, weil sie von Philipp in Vorschlag gebracht seien, und weil die Wahl eines Vorgeschlagenen leicht den Schein der Anerkennung eines Vorschlagsrechtes haben könne. Aber die dem Könige günstige Minorität gab eben keinem Andern ihre

licher Weise die einzelnen Wahlen nicht alle, sondern nur die wichtigeren vorführen; wir wollen namentlich diejenigen berücksichtigen, bei denen es zu principiellen Erörterungen unserer Frage kam.

Als nach dem Tode Urban' VIII. (Juli 1644) die Cardinäle zum Conclave zusammengetreten waren, neigte sich die Wahl auf Cardinal Sacchetti. Aber eine Minorität, bestehend aus Spaniern, schloß ihn dem Wunsche des katholischen Königs gemäß aus. Unbekümmert um diese Exclusion suchten die Freunde Sacchetti's, welcher nach allgemeinem Urtheile vermöge seiner Tugenden und natürlichen Vorzüge eine Zierde der römischen Kirche war, seine Wahl durchzusetzen. Die Spanier hatten ihnen weiter nichts entgegenzustellen, als die Zahl ihrer Stimmen, und als Cardinal Albornoz, welcher an ihrer Spitze stand, seine Mitcardinäle bewegen wollte, von Sacchetti abzustehen, kam es ihm nicht in den Sinn, ihnen eine seinem Könige gegenüber zu beobachtende Rechtspflicht vorzuhalten, sondern er bezeichnete es als eine Unklugheit, einem Manne die Tiara auf's Haupt zu setzen, welcher von einem der größten Fürsten Europa's mit Mißtrauen betrachtet werde und darum der Kirche den Frieden nicht geben könne [1]. Manche Cardinäle waren unschlüssig und legten dem Beichtvater des Conclaves die Gewissensfrage vor, ob es erlaubt sei, einen Cardinal auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, welchen ein so mächtiger Fürst ausgeschlossen habe, zumal in einer Zeit, in welcher der apostolische Stuhl seines Schutzes so sehr bedürfe. Der Beichtvater glaubte die Frage verneinen zu müssen, wagte sich aber für den speciellen Fall in Betreff Sacchetti's nicht zu entscheiden [2]. Frage

---

Stimmen, und da sie über mehr als ein Drittel der Stimmen verfügte, war die Wahl jedes Anderen unmöglich. So entschloß sich endlich die Majorität, um eine Vereinigung zu erzielen, den auf der spanischen Liste zuletzt Genannten zu wählen. (Histoire l. c. p. 211. 231.) — Philipp II., der nicht nur dem Namen, sondern auch der Gesinnung und der That nach katholische Monarch, konnte freilich ein bereitwilligeres Entgegenkommen bei den Cardinälen erwarten, als die Fürsten moderner, von der Kirche getrennter oder ihr feindlich gegenüberstehender Staaten; sein Einfluß auf die Papstwahl wäre auch sicherlich keinem unwürdigen Candidaten zu Gute gekommen. Bei seiner Anschauung von der Stellung eines christlichen Monarchen, welchem er in gewisser Weise einen Platz in der kirchlichen Hierarchie anwies, hielt er sich „für berechtigt und auch für verpflichtet, auf die Papstwahl Einfluß zu nehmen. Aber innerhalb welcher Grenzen? Diese Frage beschäftigte häufig seinen Geist und beunruhigte sein Gewissen. Zu wiederholten Malen verhandelte er hierüber mit seinen Theologen." Vgl. v. Hübner, Sixtus V. S. 130.

[1] Histoire des Conclaves etc. p. 442.

[2] Histoire des Conclaves etc. p. 450.

und Antwort beweisen es, daß man die Berücksichtigung der Exclusive nicht deßhalb für eine Gewissenspflicht hielt, weil der Fürst ein Recht habe, einen Cardinal auszuschließen, sondern weil man es dem Frieden der Kirche schulde. — Albornoz suchte den Cardinal Rapaccioli, welcher, obgleich Grande von Spanien, dennoch seine Stimme für Sacchetti abgab, auf die Seite der Minorität herüberzuziehen und bemerkte ihm, es sei die Verletzung einer Gewissenspflicht, einem von einem christlichen Fürsten ausgeschlossenen Cardinale seine Stimme zu geben. Die Antwort Rapaccioli's lautete: so sei es in der That — vorausgesetzt, daß durch die Wahl des Ausgeschlossenen der Fürst wirklich in seinen Interessen bedeutend geschädigt und der Friede der Kirche gestört werde. In ihrer Allgemeinheit aber könne man seine Behauptung nicht zugeben, ohne das Ansehen und die Freiheit des heiligen Collegiums zu schmälern; die Könige selbst erkännten recht wohl, daß die dem Conclave gemachte Anzeige, ein Cardinal sei ihnen nicht genehm, nicht genüge, seine Wahl zu verhindern, da sie niemals gegen die Wahl der von ihnen Ausgeschlossenen Protest erhoben hätten; wäre es ja auch, falls sie nach Belieben einen Candidaten ausschließen könnten, unerklärlich, warum sie, um die Wahl eines Cardinals zu verhindern, durch diplomatische Künste die einzelnen Cardinäle für sich zu gewinnen suchten [1].

Die Majorität des heiligen Collegiums hielt sich also gar nicht für verpflichtet, die Exclusion des katholischen Königs zu beachten und gab ihre Stimmen dem Cardinale Sacchetti nach wie vor. Die Minorität glaubte aus Rücksicht auf das Wohl und den Frieden der Kirche Sacchetti nicht wählen zu dürfen. Es folgte Abstimmung auf Abstimmung; man kam um keinen Schritt weiter; im engen Conclave wurde es in der heißen Jahreszeit nachgerade unerträglich; das römische Volk murrte über die lange Dauer des Conclaves; die Lage der Kirche — es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges — forderte gebieterisch die baldige Besetzung des römischen Stuhles. Cardinal Barberini, der Ältere, welcher sich vor Allen bestrebt hatte, die Wahl Sacchetti's durchzusetzen, brachte deßhalb den Cardinal Pamphili in Vorschlag, welcher nach längerem Sträuben der französisch gesinnten Cardinäle am 16. September 1644 gewählt wurde und als Innocenz X. den Stuhl Petri bestieg.

Im folgenden Conclave, welches am 18. Januar 1655 zusammentrat, stieß man auf dieselben Schwierigkeiten, mit denen man im vorher-

[1] Histoire l. c. p. 453 sqq.

gehenden zu kämpfen gehabt. Im ersten Scrutinium zersplitterten sich die Stimmen; Sacchetti war wiederum unter denjenigen, welche die meisten erhielten. Auch dieses Mal sollte er es nicht zu der erforderlichen Zweidrittel-Majorität bringen; denn die spanischen Cardinäle verfügten wieder über mehr als ein Drittel der Stimmen. Anfangs glaubten die Freunde Sacchetti's, daß der Hof von Spanien kein Hinderniß für seine Erhebung sein werde. Denn seit dem letzten Conclave hatte dieser Cardinal mehrere Zeichen des Wohlwollens von Spanien erhalten, und der spanische Gesandte, der Herzog von Terranova, erklärte vor Thorschluß des Conclaves, sein Fürst habe gegen keinen Cardinal Etwas einzuwenden. Aber während des Conclaves sagte er mehreren Cardinälen, welche erst nach Beginn desselben in Rom eintrafen, er habe den Auftrag von seinem Fürsten erhalten, Sacchetti auszuschließen, und er gab dem Cardinal Harrach, welcher sich von allen zuletzt in's Conclave begab, den Auftrag, den Wunsch seines Fürsten den spanischen Cardinälen bekannt zu machen. Jetzt erneuerte sich die Scene des vorhergehenden Conclaves. Welche die Erhebung Sacchetti's wünschten, ließen sich auch jetzt wieder nicht im Geringsten durch diese Exclusion beirren. Selbst Spanier schlossen sich ihnen an. Aber die Zahl derjenigen, welche sich gegen die Wahl Sacchetti's erklärten, überstieg dennoch ein Drittel der Cardinäle. Sie suchten durch die Austheilung einer Schrift, welche man dem Cardinal Lugo, dem bekannten Theologen der Gesellschaft Jesu zuschrieb, ihr Benehmen zu rechtfertigen und die andern Cardinäle für die Übergehung Sacchetti's zu gewinnen. In derselben wird der Satz vertheidigt, daß man nicht ohne Verletzung einer Gewissenspflicht einem Cardinale seine Stimme geben könne, welcher von einem durch Frömmigkeit sowohl wie durch Macht hervorragenden Fürsten ausgeschlossen sei. Hiegegen verfaßte ein Anderer, sei es Albici oder Litta, eine Gegenschrift, welche zwei Fragen untersucht: 1) ob es einem weltlichen Fürsten erlaubt sei, einen Cardinal vom Pontificate auszuschließen; 2) ob die Cardinäle in Folge einer solchen Exclusive einem Cardinale ihre Stimme verweigern dürfen, wenn er im Übrigen der Tiara würdiger ist, als die andern Cardinäle. Das Resultat dieser Schrift, welche Hugo Lämmer „ein Meisterwerk kanonistischer Schärfe und Gelehrsamkeit" nennt[1], ist folgendes: Die Fürsten machen sich

[1] Zur Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrh. S. 28. — Hugo Lämmer sah die Schrift in Rom in S. Croce in Gerusalemme.

einer Todsünde schuldig, wenn sie die Wahl eines der Tiara würdigen Cardinals zu verhindern suchen, und laden die Verantwortung für die schlimmen Folgen auf sich, welche daraus für die Kirche erwachsen. Ebenso machen sich die Cardinäle einer Todsünde schuldig, welche unter dem Vorwande der Exclusion dem würdigeren Cardinale ihre Stimme verweigern.

Man sieht, daß man in jener Zeit auch nicht im Entferntesten daran dachte, einem Fürsten ein Recht der Exclusive zuzugestehen. Die größere Zahl der Cardinäle verwarfen sie durchaus. Die Übrigen behaupten nichts Anderes, als daß man bei der Wahl das Verhältniß in Rechnung bringen müsse, in welchem der zu Wählende zu mächtigen Fürsten der Christenheit stehe. Sie mögen etwas zu viel Gewicht auf die Gunst der Fürsten gelegt und so die Mitcardinäle zu entschiedenem Widerspruche herausgefordert haben; darin aber hatten sie Recht, daß sie es als eine Gewissenspflicht der Wähler hinstellten, jenes Verhältniß in Rechnung zu bringen und unter Umständen von der Wahl eines von den Fürsten mit Mißtrauen betrachteten Cardinals abzustehen. Es läßt sich aber auch die in der Gegenschrift vertheidigte Behauptung nicht in Abrede stellen — und es ist gewiß, daß Cardinal Lugo sie nicht in Abrede stellte —, daß ein Fürst sich einer Todsünde schuldig macht, wenn er die Wahl eines der Tiara würdigen Cardinals verhindert, und daß sich mit derselben Sünde die Cardinäle beflecken, wenn sie ihn unterstützen. Man kann zugeben, daß die Fürsten mit Recht dem Cardinalcollegium ihre Bedenken gegen die Wahl eines Cardinals vorlegen, wenn diese in den objectiv vorliegenden Verhältnissen begründet sind. Aber das Urtheil, ob sie begründet sind, muß dem Cardinalscollegium anheimgestellt bleiben. In diesem Urtheile ist in dem Cardinalscollegium eine Verschiedenheit der Meinungen möglich. Denn nicht nur in der Principienfrage, in wie weit die Fürsten bei der Wahl eines Papstes zu berücksichtigen seien, kann Meinungsverschiedenheit bestehen, sondern auch in der Beurtheilung der concreten Verhältnisse, bei welchen es sich um die Anwendung des Princips handelt. Indem der eine Theil der Cardinäle im Conclave von 1655 die Ausschließung des spanischen Hofes berücksichtigen, der andere dagegen über dieselbe hinweggehen zu müssen glaubte, entstanden zwei sich hartnäckig gegenüber stehende Parteien. Sacchetti erhielt in jedem der beiden täglichen Scrutinien dreiunddreißig, später fünfunddreißig Stimmen; auf den anderen Stimmzetteln stand „Nemini“; jene bildeten die weitaus größere Majorität, aber nicht die

erforderlichen zwei Drittel der Stimmen. So blieb es Tag für Tag und Cardinal Cesi sagte einstens beim Austritt aus der Wahlkapelle scherzweise: „Wir bekommen keinen Papst, falls wir nicht den Cardinal Dreiunddreißig mit dem Cardinale Nemini sich ausgleichen lassen." Als sich keine Aussicht auf Beendigung des Wahlgeschäftes bieten wollte, bat endlich Sacchetti diejenigen, welche ihm ihre Stimmen gaben, von einem Unternehmen abzustehen, das keinen Erfolg haben könne; aber diese antworteten, sie wollten ihr Gewissen nicht verrathen, und fuhren fort, ihm ihre Stimmen zu geben. Sacchetti indessen beabsichtigte die Wahl auf Chigi zu lenken. Damit der Widerstand der Franzosen dessen Wahl nicht verhindere, wie der Widerstand der Spanier die seinige, schickte er einen Kurier an seinen Freund, den Cardinal Mazarin, welcher damals an der Spitze des französischen Ministeriums stand, und bat ihn, der Wahl Chigi's, welcher während seiner Nuntiatur in Köln und durch seine Theilnahme am westfälischen Frieden mit Frankreich zerfallen war, kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Antwort lautete günstig; und nach einem Conclave von beinahe drei Monaten bestieg Fabio Chigi als Alexander VII. den päpstlichen Stuhl [1].

Die Exclusion, welche die christlichen Fürsten übten, galt also dem Cardinalscollegium nur als eine gegen die Wahl eines seiner Glieder gemachte Einwendung, als ein Wunsch, dem die Höfe jedoch durch Drohungen

---

[1] Histoire etc. p. 501 sqq. Vgl. auch Pallavicini, Vita di Alessandro VII. citirt in der Civiltà Cattolica, 1872. Quaderno 531 p. 299. — Nach der anonymen Münchener Schrift: „Die Rechte der Regierungen am Conclave" (S. 18) „haben die Cardinäle bis zum Conclave Alexander' VII. nie ernstlich die Exclusion der Fürsten bestritten; in diesem Conclave aber habe Chigi die Exclusive von Spanien empfangen, und, um sie unwirksam zu machen, habe der italienische Cardinal Lugo in einer Schrift den Satz vertheidigt, ein Fürst begehe eine Todsünde durch die Exclusion eines sonst würdigen Candidaten." Die erste der vielen in diesen wenigen Zeilen enthaltenen unrichtigen Behauptungen ist durch unsere obige Darstellung, aus welcher auf's Klarste hervorgeht, daß man bis dahin wenigstens nie den Fürsten ein Recht der Exclusive zugestand, vollständig widerlegt; die anderen Unrichtigkeiten, daß Chigi von Spanien ausgeschlossen wurde, daß Lugo Italiener gewesen und eine Schrift zu Ungunsten der Fürsten verbreitet habe, sind zwar an und für sich ohne Bedeutung, aber die in so wenige Zeilen zusammengedrängten Unrichtigkeiten legen denn doch ein Zeugniß von der Flüchtigkeit ab, mit welcher der Verfasser seine für die Leiter der europäischen Politik bestimmte Schrift zusammengeschrieben. Möchte es doch nicht zu wahr sein, daß diese in den wichtigsten, die höchsten Güter vieler Millionen Katholiken in Frage stellenden politischen Maßregeln lieber leichtfertigen Pamphletisten, als den feierlichen Erklärungen der officiellen Vertreter der katholischen Kirche, des katholischen Episkopats, Glauben schenken!

Nachdruck verliehen und für dessen Beachtung sie häufig jene Minorität zu gewinnen wußten, welche zur Verhinderung der Wahl eines Cardinals nothwendig war. Wenn im Conclave, welches nach Alexander' VII. Tode abgehalten wurde, das römische Volk den Cardinal Elci ausschloß, indem es sich vor dem Conclave in großen Schaaren versammelte und dasselbe niederzubrennen drohte, falls man den unbeliebten Cardinal auf den Stuhl Petri erhebe [1], so unterschied sich sein Auftreten von dem Benehmen der beim Conclave accreditirten Gesandten freilich in manchen Punkten, wie namentlich durch die Rohheit, mit welcher es die Wahl Elci's verhinderte, aber das Recht, die Ausschließung eines Cardinals zu verlangen, ist ebensowenig auf Seite dieser, wie auf Seite des Volkes von Rom. Cardinal Elci wurde im Conclave von 1667 wegen des Widerstandes des römischen Volkes nicht gewählt. Im darauf folgenden (1670) wurde seine Wahl durch den französischen Gesandten verhindert, welcher den Cardinal Medicis und durch ihn die zur Ausschließung nöthige Zahl der Cardinäle zu gewinnen wußte [2]. Über die Exclusive, welche der Kaiser im Conclave Innocenz' XII. (1691) dem Cardinal Barbarigo gab, setzten sich die Cardinäle einfach hinweg, und es waren andere Gründe, welche sie später bewogen, einen andern Cardinal ihm vorzuziehen [3]. Mehr Beachtung fanden die Fürsten in einigen Conclaven des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Im Conclave Clemens' XII. (1730) fehlte dem Cardinal Imperiali bei einer Abstimmung eine einzige Stimme an der erforderlichen Majorität, und man glaubte, daß er bei der folgenden die nöthige Zahl der Stimmen auf sich vereinigen werde. Da erklärte Cardinal Bentivoglio, Spanien schließe ihn aus, und die Cardinäle wandten sich der Wahl Corradini's zu. Der neue Cardinal gefiel den Spaniern noch weit weniger, und Bentivoglio erklärte, er werde mit allen spanischen Cardinälen Rom verlassen, wenn man ihn erwähle. Die Majorität des heiligen Collegiums blieb bei dem Entschlusse, Corradini zu wählen. Als aber auch der Kaiser sich durch Cardinal Cienfuegos gegen ihn erklärte, glaubten die Cardinäle, auch von dieser Wahl aus Klugheitsrücksichten abstehen zu müssen [4]. Ebenso gaben sie im zweitfolgenden Conclave der Krone Frank-

[1] Histoire etc. p. 549, cf. p. 563 Anm.
[2] Histoire etc. p. 561.
[3] Histoire etc. II. 65 sqq.
[4] Novaes, Elementi della storia dei sommi Pontefici. XIII. p. 182.

reichs nach, welche sich gegen den für die Tiara in Aussicht genommenen Cardinal Cavalchini erklärte [1].

Auch im Conclave Pius' VII. haben die Cardinäle den Wünschen der Höfe Rechnung getragen. Als Pius VI. in französischer Gefangenschaft gestorben und mit ihm nach allgemeiner Annahme der Ungläubigen das Papstthum zu Grabe getragen war, versammelte sich das Conclave in Venedig (1800), welche Stadt der österreichischen Herrschaft unterworfen war. Kein Wunder, daß das Conclave in jener Zeit des Triumphes der Revolution darauf bedacht war, der Kirche die Freundschaft der Höfe zu erhalten, beziehungsweise den Riß nicht weiter zu treiben. Eine formelle Exclusion kam in diesem Conclave nicht vor. Als die Wahl Bellisomi's in Aussicht stand, suchte Cardinal Herzan, der Vertreter Österreichs, dieselbe als den Wünschen des Kaisers durchaus entgegen zu hintertreiben. Der Decan des heiligen Collegiums, Cardinal Albani, an den sich Herzan gewandt, wollte durchaus nicht auf seine Vorschläge eingehen und bot alle Mittel der Überredung auf, um ihn von seinem Widerstande gegen die Wahl Bellisomi's abzubringen. Nachdem er seine Überredungskunst erschöpft, stellte er an Herzan gerade heraus die Frage, ob er denn die Exclusion für Bellisomi habe, „in diesem Falle könnte der Brauch und die Rücksichten, welche man dem Frieden der Kirche schulde, an eine andere Wahl denken lassen." [2] Herzan hatte keine Exclusion für Bellisomi, hielt aber dem Decan des heiligen Collegs die Gründe vor, weßhalb man in jener schlimmen Zeit ganz besonders auf die Wahl eines von Österreich erwünschten Mannes Bedacht nehmen müsse, da Österreich fast alle Länder der Kirche in seiner Gewalt habe, da das Conclave in einer österreichischen Stadt abgehalten werde und es der Hof von Österreich sei, welcher ihm die Wohnung und die Geldmittel zur Bestreitung der Kosten bereitwilligst angewiesen. Er bat den Cardinaldecan, wenigstens die Wahl Bellisomi's aufzuschieben, bis er einen Kurier nach Wien gesandt und von dort Antwort erhalten habe. Albani ging auf diesen Vorschlag ein, was er später sehr zu bereuen hatte, da er dadurch das nahe Ende des Conclaves in weite Ferne hinausschob in einer Zeit, in welcher die baldige Besetzung des römischen Stuhles dringendes Bedürfniß war. Es liegt auf der Hand, daß keine Österreich gegenüber

[1] Moroni, Dizionario di erudizione Storico-Ecclesiastica v. v. Cavalchini.
[2] Consalvi, Mémoires. Paris 1864. I. p. 225.

zu beobachtende Rechtspflicht das Cardinalscollegium band, vor der Wahl eines Papstes in Österreich anzufragen, ob er dort genehm sei, oder nicht. Denn existirte auch wirklich ein Exclusivrecht Österreichs, so hatten die Cardinäle nur die ausgesprochene Exclusion zu beobachten, nicht aber, wenn sie einen Cardinal wählen wollten, gegen welchen sie nicht ausgesprochen war, zuerst anzufragen, ob man ihn nicht ausschließen wolle. Sie wurden also nur durch die Rücksichten auf das Wohl der Kirche zu diesem Schritte veranlaßt. Aus denselben Rücksichten stand man später von der beabsichtigten Wahl Gerdils ab, die nach Herzans Erklärung Österreich nicht angenehm war; zur förmlichen Exclusion dieses Cardinals von Seiten Österreichs kam es ebenfalls nicht. Gewählt wurde endlich, nach einem Conclave von nahezu drei und einem halben Monate, Cardinal Chiaramonti: Papst Pius VII.

Im darauffolgenden Conclave (1824) erhielt Severoli die Exclusion Österreichs. Von den neunundvierzig Cardinälen, welche im Conclave versammelt waren, hatten ihm siebenundzwanzig ihre Stimmen gegeben, obgleich sie wußten, daß er in Wien und Neapel nicht beliebt war. Der offen ausgesprochenen Exclusion aber zuwider glaubten sie ihn nicht wählen zu sollen [1], und um Severoli zu ehren, beauftragten sie ihn, denjenigen zu bezeichnen, welchen er für den Würdigsten halte. Er bezeichnete den Cardinal della Genga, welcher am 28. September kanonisch gewählt als Leo XII. den Stuhl Petri bestieg.

Im Conclave Pius' VIII. wurde kein Candidat ausgeschlossen, wohl aber im Conclave Gregor' XVI. Am zweiundzwanzigsten Tage desselben, am 6. Januar 1831, erhielt der Cardinal Marco y Catalan von dem spanischen Botschafter Labrador den Auftrag, den Cardinal Giustiniani, den vormaligen päpstlichen Legaten in Madrid, auszuschließen. Als nun Giustiniani am 7. Januar 21 Stimmen auf sich vereinigte, machte Catalan den Cardinaldecan Pacca mit seinem Auftrage bekannt. Dieser eilte vor dem nächsten Morgenscrutinium zu Giustiniani und besprach sich mit ihm. Als sich darauf die Wähler in der Wahlkapelle versammelt hatten, las der Cardinaldecan das vom spanischen Gesandten

[1] Dieses Conclave, das erste, seitdem das österreichische Kaiserthum entstanden, hat indessen sicherlich dem Kaiser von Österreich kein Recht der Exclusive zuerkannt. Denn durch Präscription konnte Österreich dasselbe nicht erworben haben und sein Kaiser war ja nicht Erbe der Rechte der römischen Kaiser, deren Pflichten er abgeschüttelt.

dem Cardinale Marco zugeschickte Billet vor, worauf Giustiniani in die Mitte trat und in einer Ansprache an die Cardinäle erklärte, daß er durch das Mißtrauensvotum des spanischen Hofes überrascht worden wäre, wenn er nicht die Höfe durch langjährige Erfahrung genugsam kennen gelernt hätte. Er habe der katholischen Majestät große Dienste geleistet und manche Zeichen der Anerkennung von ihr erhalten. Die größte Wohlthat aber, welche sie ihm erwiesen, sei die Exclusion, und er begrüße sie mit Freuden, da sie die Bürde des Pontificats von ihm fern halte, welche für seine schwachen Schultern zu schwer sei. Sodann dankte er den Cardinälen, welche ihm ihre Stimme gegeben, für das ihm geschenkte Vertrauen. Sie wählten Mauro Cappellari, Gregor XII.[1]

In dem beispiellos kurzen Conclave Pius' IX. hatten die Höfe keine Zeit, ihr prätendirtes Recht auszuüben. Gerade die Absicht, ihren Prätentionen zuvorzukommen, soll die Cardinäle zu einer möglichst schnellen Vornahme der Wahl bewogen haben. Österreich habe, sagt man, in der That die Absicht gehabt, den Cardinal Giovanni Maria Mastai-Ferretti auszuschließen; aber als der Erzbischof von Mailand, Cardinal Gaisruck, der Bevollmächtigte Österreichs, in Rom anlangte, war Cardinal Mastai-Ferretti schon Tags zuvor als Papst Pius IX. proclamirt worden[2].

4. Erst nach diesen geschichtlichen Notizen können wir unser Urtheil über den Werth des „Rechtes" der Exclusive zum Abschluß bringen.

Wer der pantheistischen Ansicht huldigt, daß die Fürsten zu Allem das Recht haben, was die Interessen „der höchsten Entwickelung des menschlichen Geschlechtes", d. h. des Staates fördern könnte, daß jede Selbstständigkeit vor dem Staatsgotte zusammenbricht, daß namentlich die Kirche als rechtlose Sclavin zu seinen Füßen liegt, und, was sie an Rechten besitzt, aus seiner gütigen Hand empfangen hat, und zwar empfangen als ad nutum revocabile, der freilich kann an einem Exclusivrecht der Fürsten nicht zweifeln; denn sind seine Voraussetzungen richtig, so genügt es, daß ein Fürst dieses Recht beansprucht, um es zu besitzen; daß es aber Fürsten beanspruchen, läßt sich nicht leugnen, und noch jüngst hat der Kanzler Oesterreichs erklärt, sein Hof werde auf sein „Recht" nicht verzichten. Aber jene Voraussetzungen sind falsch, und die Ansprüche selbst tragen in der Form, in welcher man sie stellt, das Geständniß

[1] Moroni, Dizionario etc. XXXI. p. 222.

[2] Cartwright, on papal Conclaves p. 162.

auf der Stirne, daß sie falsch sind. Denn wenn es für den Staat genügt, das Recht der Ausschließung eines Candidaten sich beizulegen, um dieses Recht wirklich zu besitzen, warum hat er denn nur das Recht, einen einzigen, und nicht einen zweiten oder dritten auszuschließen? Warum hat er dann nicht das positive Recht, einen Candidaten vorzuschlagen und dessen Wahl zu verlangen? Warum hat dann nur dieser oder jener Staat, nicht aber ein jeder ebenbürtige Staatsgott das angestammte Recht, einen mißliebigen Candidaten von der Tiara auszuschließen? Die Beschränkung des „Rechtes" auf bestimmte Staaten und auf ein bestimmtes nicht zu überschreitendes Maß der Einmischung ist doch wohl eine Anerkennung, daß die Rechte der Einmischung in die Papstwahl nicht dem Staate ihre Existenz verdanken, sondern ein Anderer hinzukommen muß, der ihm ein solches Recht zuwende. Wir bedürfen aber dieser gütigen Anerkennung nicht und haben schon anderswo [1] gezeigt, daß die Kirche, wie in ihrer ganzen Regierung, so ganz besonders in der Wahl ihres Oberhauptes frei und selbstständig ist kraft ihres von Gott selbst empfangenen Rechtes, und frei und selbstständig durch ihre eigene Gesetzgebung die Papstwahl regelt, und daß Keiner ein Recht auf Betheiligung hat, welchem die kirchliche Gesetzgebung kein Recht verliehen. Es besteht aber nicht nur kein Wahlgesetz, welches den drei Höfen das Recht der Exclusive verleiht, sondern die Gesetze der Kirche legen im Gegentheile die Wahl des Papstes ausschließlich in die Hände der Cardinäle und verwerfen selbst ausdrücklich eine jede Einmischung der Fürsten.

In seiner Bulle „Ubi periculum" (1274), welche noch heutzutage einen Hauptbestandtheil der Papstwahlgesetze ausmacht, beschwört Gregor X. die Cardinäle bei der Barmherzigkeit Gottes und dem Blute Jesu Christi, in Anbetracht der höchsten Wichtigkeit der Wahl eines Oberhauptes der Gesammtkirche sich von allen innern, eine gute Wahl gefährdenden Neigungen und von allen der Außenwelt gegenüber sie bindenden Verpflichtungen frei zu machen, und sich von Keinem, als von Gott allein, bei dem Wahlgeschäfte leiten zu lassen, und mit reinem und freiem Geiste das Wohl der Kirche im Auge zu behalten. Hat also Gregor X. es im Allgemeinen den Cardinälen zur strengsten Gewissenspflicht gemacht, nur die Tauglichkeit des zu Wählenden in's Auge zu fassen und sich hierin von keinem Menschen, also auch von

[1] Siehe diese Zeitschrift VIII. S. 37.

keinem Fürsten beirren zu lassen, so hat später Pius IV. in der Constitution „In eligendis“ (1562) und nach ihm Clemens XII. (1732) in dem jüngsten, die Bulle Pius' IV. erneuernden Papstwahlgesetze ausdrücklich und namentlich die Berücksichtigung der Höfe verboten. „Die Cardinäle aber,“ so beginnt der achtzehnte Paragraph der Bulle „In eligendis“, „bitten und ermahnen wir bei der Liebe und Barmherzigkeit unsers Herrn Jesus Christus auf's Dringendste, und wir befehlen und verordnen unter Androhung des göttlichen Strafgerichtes, daß sie, die Wichtigkeit des von ihnen vorzunehmenden Wahlgeschäftes in's Auge fassend, bei der Abstimmung und allen andern die Wahl betreffenden Handlungen sich von jeglicher List, von Parteibestrebungen und Leidenschaften frei halten, die Zumuthungen weltlicher Fürsten und die übrigen weltlichen Rücksichten gänzlich außer Acht lassen, und, Gott allein vor Augen haltend, rein und frei und aufrichtig und ruhig und friedlich ihres Amtes walten.“ Zieht man nun in Betracht, daß diese Constitutionen bis auf den heutigen Tag jedem Cardinale bei seiner Promotion, sodann dem ganzen Wahlcollegium in der ersten der Congregationen, welche nach dem Tode eines Papstes abgehalten werden, und endlich zum dritten Male gleich nach dem Eintritt in's Conclave vorgelesen werden, daß ferner die Cardinäle im Sinne dieser Constitution, bevor sie ihren Wahlzettel in den Kelch legen, den Eid schwören, daß sie denjenigen wählen, welchen sie nach Gottes Willen glauben wählen zu müssen, so wird man zugeben, daß, wenn nur die kirchliche Gesetzgebung die Cardinäle hinsichtlich der Vornahme der Wahl bindet, keine Pflicht für sie existirt, die Exclusive eines Fürsten zu beobachten. Es bindet sie kein geschriebenes Gesetz, keine stillschweigende Zustimmung der Kirche, da die Kirche die Einmischung der Fürsten nicht stillschweigend hingenommen; kein Gewohnheitsrecht oder proscribirtes subjectives Recht zu Gunsten der Exclusive, da, abgesehen von allen andern Umständen, welche die Bildung eines Gewohnheitsrechtes verhinderten, bei den fortwährend erneuerten Protesten der Kirche auch kein Ansatz zu einer rechtskräftigen Gewohnheit zu Gunsten der Exclusive entstehen konnte. Angesichts der angeführten Gesetzesstellen muß man sich eher mit Ottokar Lorenz[1] wundern, daß das Wahlcollegium den Wünschen der Fürsten so vielfach Rechnung getragen. Aber das Verhalten der Cardinäle findet — einzelne Aus-

[1] A. a. O. S. 147.

schreitungen abgerechnet — seine Erklärung und Rechtfertigung in der von uns oben vertheidigten Ansicht, daß die Cardinäle nicht deßhalb die von Fürsten gegebene Exclusive berücksichtigten, weil sie diesen ein Recht zugestanden, sondern weil die Ungunst eines mächtigen Fürsten in der That die Fähigkeit eines Cardinals, die Kirche in Frieden zu regieren, vermindert, und, bei sonst gleichen Eigenschaften, derjenige, welcher in gutem Einvernehmen mit den Fürsten steht, vor jenem den Vorzug verdient. In der That, warum sollten die Cardinäle, namentlich bei der Hilflosigkeit der Kirche im verflossenen und gegenwärtigen Jahrhunderte, aus denjenigen, welche der Tiara würdig sind, gerade Den wählen, gegen welchen sich eine mit der Kirche noch in Freundschaft lebende Regierung offen erklärt? Mit Rücksicht auf das Wohl der Kirche müssen sie sich sorgfältig hüten, die Fäden, welche Staat und Kirche noch mit einander vereinigten, zu zerreißen, und es war auch nur die Rücksicht auf das Wohl der Kirche, welche sie in der Beobachtung der Exclusion leiten durfte; gingen sie weiter in ihrer Beobachtung, so haben sie damit nicht eine für sie bestehende Gewissenspflicht erfüllt, sondern im geraden Gegentheile ihre Gewissenspflicht verrathen.

Existirte aber auch wirklich ein Recht der Exclusion, so müßten wir dennoch allen Protesten die Berechtigung absprechen, welche man in unsern Tagen, um den beabsichtigten Kampf gegen das zukünftige Conclave vorzubereiten, gegen eine Constitution Pius' IX. erhebt, in welcher der hl. Vater, wie man sagt, jeglichen Einfluß der drei Mächte ausgeschlossen. Wir glauben nicht, daß Pius IX. in seiner neuen Constitution, wenn diese wirklich existirt, jener Mächte besonders gedacht hat. Ohnedieß wird ja, wie es von jeher geschehen, den Cardinälen vor der Wahl zweimal das Verbot Pius' IV. auf's Dringendste an's Herz gelegt, bei dem ganzen Wahlgeschäfte „die Zumuthungen weltlicher Fürsten und die übrigen weltlichen Rücksichten gänzlich außer Acht zu lassen". Aber bestände jener negative Antheil der Fürsten auch zu Recht, so würde Pius IX. nicht im Geringsten die Grenze seiner Gewalt und seines Rechtes überschreiten, wenn er in einem neuen Papstwahlgesetze den Antheil der Fürsten beseitigte. Man behaupte immerhin, daß durch Concordate die höchste gesetzgebende Gewalt des Papstes den pactirenden Fürsten gegenüber gebunden ist: die Exclusion ist in keinem Concordate zugestanden; wenn die Kirche sie also durch eine Erneuerung ihrer Papstwahlgesetzgebung beseitigte, so darf wahrlich

namentlich jene Partei nicht in sittlicher Entrüstung über schreiende Rechtsverletzungen die Welt alarmiren, welche dem sonst verhaßten Österreich zujauchzte, als es einseitig das Concordat abschaffte und die mit der Kirche eingegangenen Verträge brach.

Aber jene Partei geht noch weiter. Die Exclusive erkennt sie selbst solchen Staaten zu, für die auch nicht einmal der Schein eines Rechtstitels besteht. Die Berliner Schrift fordert sie für Preußen. Dieselbe ist in demselben Jahre erschienen, in welchem vom Ministerium des Äußern die durch den Arnim-Prozeß bekannt gewordene Circulardepesche ausging, und trägt eine auffallende Ähnlichkeit mit ihr zur Schau. Der Regierung Preußens soll also ein Antheil an der Papstwahl zustehen. Welchen Rechtstitel hat sie denn auf solche Ansprüche? Wir waren Jahrhunderte hindurch Kinder der katholischen Kirche, bevor wir Unterthanen der Krone Preußens wurden. Als wir in den Unterthanenverband dieser Krone traten, huldigten wir dem neuen Landesherrn als demjenigen, welchem von nun an die staatliche Leitung über uns von Gottes Gnaden zustehe; aber die kirchliche Leitung über uns blieb ganz und ungetheilt in denselben Händen, in welchen sie vorher geruht; der Wechsel des Landesherrn betraf nicht im Geringsten die Regierung unserer Kirche, und nur durch Verträge, Übereinkommen, Bewilligung konnte derjenige, welcher an der Spitze des preußischen Staates stand, ein Recht auf Theilnahme an der Regierung unserer Kirche gewinnen. Wo ist nun ein derartiger Rechtstitel für eine Theilnahme an jenem Akte, durch welchen sich die Gesammtkirche ein neues Oberhaupt gibt? Das katholische Volk weiß von einem solchen Rechte Preußens nichts und deßhalb wird es seine Anerkennung einem neuerwählten Papste gewiß deßwegen nicht versagen, weil etwa der Erwählte dem Fürsten Bismarck eine persona minus grata ist. Das katholische Volk wird überhaupt jenen als seinen rechtmäßigen Oberhirten und als den rechtmäßigen Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi anerkennen, welcher nach den von der Kirche und von ihr allein bestimmten Normen gewählt werden wird.

Th. Granderath S. J.

Die Philosophie der Vorzeit in ihrer Bedeutung für die Zukunft.

Höchst interessant ist es, sich über das Zeitalter, in dem man lebt, aufzuklären und in dessen innere Triebkräfte einen Einblick zu thun. Jüngst sahen wir, daß die jetzt treibende Lebensanschauung die positivistische ist, wonach nur dem Sinnfälligen Wirklichkeit zukäme, und nur Rücksicht auf Zeitliches im wirklichen Leben leiten dürfte, während die idealern Güter höchstens als Förderungsmittel materieller Interessen einen Werth zu beanspruchen hätten [1]. Die Wahrnehmung ist um so ergreifender, als wir uns sagen müssen, daß die besagte Denkweise mit steigender Schnelligkeit zunimmt. „Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren," so äußerte sich H. Heine (in einem Brief an Varnhagen von Ense) über Lasalle, und es ist nicht erst von gestern und ehegestern her, daß das abtretende Menschenalter staunt über die Verweltlichung des heranwachsenden. Die fortschreitende Verweltlichung gleicht der auf einen Fels zustürzenden Riesenwelle. Wir Christen schauen mit Ruhe und Zuversicht in die Zukunft, das Tosen der Welle befremdet uns nicht, und den Fels kennen wir.

Es ist nun aber kein Zeitalter so schlecht, daß es gar nichts Gutes böte, woran eine Besserung anknüpfen könnte. Bei der Beurtheilung von Menschen oder Zeitabschnitten darf das überwiegende Böse uns nie verleiten, das auch noch so spärlich vorhandene Gute zu übersehen. Zu den in unserer Zeit vorhandenen Anknüpfungspunkten rechnen wir den in der Wissenschaft wiedererwachenden Drang zu gründlicherem Nachdenken. Ein emsiges und geordnetes Nachdenken über den tiefern und letzten Grund der Dinge, das ist bekanntlich Philosophie [2]. Zur Philosophie in diesem Sinne des Wortes geht gegenwärtig ein Zug hin durch die ganze Wissenschaft, die bislang sich immer mehr und

[1] Hier, wie auch im Folgenden nehmen wir Bezug auf den letzten Aufsatz oben Seite 22.

[2] Philosophie nennt man wohl auch den Inbegriff der eine Zeit bewegenden Gedanken, sowohl die Denkarbeit, als auch das Denkresultat. In diesem Sinne nahmen wir das Wort jüngst, als wir nach der Zukunftsphilosophie frugen, und nehmen wir es, wenn wir von der Philosophie der Vorzeit reden.

mehr veräußerlichte und verweltlichte[1]. Man kann bis jetzt noch nicht sagen, daß es ein die Wissenschaft beherrschender Zug sei, aber es ist doch der Anfang einer Verinnerlichung, die bei ehrlichem Willen unsere arme verirrte Zeit dem verschmähten Wege der Einen Wahrheit wenigstens näher zu bringen geeignet ist.

Zahlreiche und gewichtige Stimmen laden den wiedererwachenden Wissensdrang ein, bei jener von uns bereits beschriebenen Philosophie Befriedigung zu suchen, welche innerhalb des sinnlichen Erfahrungsbereiches vollendet werden soll, während es auch nicht an solchen fehlt, die bei der gesteigerten Nachfrage die in Mißkredit gekommene moderne Spekulation wieder hervorzuholen suchen. Wir unsererseits sprechen unbedenklich unsere Überzeugung dahin aus, daß das gegenwärtig wachsende Bedürfniß nach Aufklärung über die tiefsten und letzten Fragen nur durch die Wissenschaft, wie sie sich unter dem Schutze der geoffenbarten Wahrheit bereits herangebildet hat, befriedigt werden wird, daß somit die sogenannte scholastische Philosophie, die Philosophie der katholischen Vorzeit, für die Zukunft vollwerthig ist. Das wäre aber eine These, deren beweiskräftige Darlegung ein ganzes Buch

---

[1] Der von Heidelberg nach Zürich übergesiedelte Professor Wundt sagt in seiner Antrittsrede (am 31. Okt. 1874, Leipzig, Engelmann) dießbezüglich Folgendes: „Die philosophische Bewegung, die in den Einzelwissenschaften beginnt, ist vielleicht bedeutungsvoller, als Alles, was gegenwärtig auf dem Gebiete der eigentlichen Fachphilosophie sich ereignet." Er führt diesen Gedanken aus in Bezug auf die Theologie, die Socialwissenschaften, die Geschichtsforschung, die Sprachkunde, die Mathematik; und fährt dann fort: „Nicht am wenigsten sind aber diejenigen Wissenschaften von der Philosophie berührt worden, die ihr vor nicht langer Zeit vielleicht am fernsten standen, diejenigen, die mich selbst — ich darf wohl sagen ohne mein Wissen und Wollen — der Philosophie entgegengeführt haben, die Naturwissenschaften. Wie wäre man noch vor zwanzig Jahren erstaunt gewesen, inmitten eines rein physikalischen Werks Excurse über das Problem der Erkenntniß anzutreffen? Oder wie hätte man es für denkbar gehalten, daß ein Lehrer der Physik das Bedürfniß empfinde, sich und seinen Schülern in einer besonderen Vorlesung über die logischen Principien seiner Wissenschaft Rechenschaft abzulegen? . . . Mehr oder minder bewußt ist heute die Ansicht zur allgemeinen Geltung gekommen, daß es mit der bloßen Beschreibung und Verbindung der Erscheinungen in der Naturwissenschaft nicht gethan sei, sondern daß es sich schließlich darum handle, hinter den Grund der Erscheinungen zu kommen . . . So werden überall aus den besonderen Gebieten der Wissenschaft philosophische Fragen laut, und schon hat der Fortschritt der einzelnen Forschungen mannigfache Resultate von philosophischer Bedeutung an's Licht gefördert, Bausteine einer zusammenhängenden Welterkenntniß, deren schließliche Ordnung und Zusammenfügung die Aufgabe der Philosophie sein wird."

erforderte. Da wir für jetzt nicht Alles thun können, wollen wir wenigstens Etwas thun, indem wir zuerst daran erinnern, wie die so allseitig angepriesene Erfahrungsphilosophie nichts als ein hohles Gepränge ist, und dann zweitens zeigen, daß nicht die moderne Philosophie, wohl aber die Philosophie der christlichen Vorzeit die an eine Philosophie zu stellenden Ansprüche befriedigt.

I.

Wir sahen bereits, worin die Erfahrungsphilosophie besteht, und sagten auch nebenhin Einiges über ihre innere Bedeutungslosigkeit. Auf Letzteres müssen wir jetzt nochmals zurückkommen. Die drei letzten Jahrhunderte weisen uns den Gang einer revolutionären Bewegung auf. Es regte sich das Niedrigere, welches durch das Höhere nicht beengt sein will. Zuerst geschah der Protest gegen die sichtbare Kirchengewalt, das Bollwerk der höhern, übernatürlichen Elemente. Da im Zeitbewußtsein des sechzehnten Jahrhunderts die unsichtbaren Glaubensgüter sich noch der höchsten Achtung erfreuten, so erschien es aus strategischen Gründen angezeigt, besagten Protest im Namen dieser Güter zu erheben. Kaum war das Bollwerk gefallen, da kehrte sich die Empörung gegen jene übernatürlichen Glaubensgüter selber, man erklärte den Glauben für überflüssig, da die Erkenntniß der Dinge lediglich aus den Bedingungen und Vorgängen der menschlichen Vernunft zu suchen sei. Hier treffen wir einen wichtigen Unterschied zwischen dem Denken der Vorzeit und Jetztzeit. Die Philosophie der Jetztzeit beruht wesentlich auf Opposition gegen Offenbarung und Übernatürliches und ist in sofern durch und durch rationalistisch. Die Philosophie der Vorzeit kannte diese Opposition nicht; sie verfocht vielmehr — die Thatsache einer übernatürlichen Offenbarung als historisch wahr, d. h. als durch die apologetische Wissenschaft bewiesen vorausgesetzt — den Satz, daß im gesammten Gebiet der Wahrheit ausnahmslos der vollste Einklang herrscht; in sofern ist sie rational.

Nach der Discreditirung des Glaubens trat im Verlauf der Zeitentwicklung allgemach auch der Werth übersinnlicher Vernunftwahrheiten zurück, das Sinnliche drängte sich in den Vordergrund. So ging die Zeitwissenschaft in ihrem Gegensatz gegen das Übernatürliche unter den Rationalismus hinunter und wurde Empirismus. Dieser wurde von Bacon, dem „Anti-Aristoteles", als vollster Gegensatz zum Gedanken der Vorzeit in die Wissenschaft eingeführt. Die Philo-

sophie der Vorzeit will allerdings ebenfalls die Sinneserfahrung als Ausgangspunkt des Wissens kultivirt wissen, sie bewegt sich aber vorwiegend zum Übersinnlichen hin.

Gegen den Empirismus der Zeitströmung hat sich das zum Idealen geneigte Denken zu wiederholtenmalen erhoben; wir werden davon sogleich zu reden haben; verbleiben wir vorläufig bei der Besprechung des Empirismus. Von England nahm diese moderne Richtung ihren Weg nach Frankreich, feierte dort in der französischen Revolution einen vorläufigen Erfolg, der allerdings die Völker in Schrecken setzte und die weitere Entwicklung zeitweilig verzögerte. Jetzt ist sie in das Bewußtsein eines bedeutenden Theiles der Völker Europa's eingesickert und verfügt über die ausgedehntesten irdischen Machtmittel. Vor hundert Jahren hieß sie in Frankreich „Philosophie", jetzt heißt sie bei uns „Cultur".

Fassen wir nun die wissenschaftliche Berechtigung des Empirismus etwas näher in's Auge. Um uns ein Urtheil zu bilden, braucht's nicht vieler tiefsinnigen Erörterungen. Ein Blick auf die Geschichte gibt uns Aufschluß. Die Geschichte weist, wie wir bereits gelegentlich erwähnten, die Thatsache auf, daß die Erfahrungsphilosophie sich nicht hält, sondern sofort in irgend ein metaphysisches System überschlägt. Kuno Fischer hat im dritten Buch seines Werkes über Francis Bacon (2. Aufl.) des Nähern gezeigt, wie die Erfahrungsphilosophie bis in unser Jahrhundert hinein immer wieder ihren eigenen Boden zu verlassen gezwungen war. Bei der natürlichen Beschaffenheit der menschlichen Erfahrung kann das ja nicht anders sein.

„Man schreitet im Denken — so schreibt Prof. Schilling (Beitr. zu Gesch. u. Krit. d. Material. Leipzig 1867 S. 57) — eben darum über die Erfahrung hinaus, weil sie selbst durch ihre Abhängigkeit und die Widersprüche, die wir finden, uns nöthigt, über sie hinauszugehen. Sowie die Erfahrung ihre Macht kund gibt durch den Umsturz der Systeme, wenn sie aus ihnen nicht genügend erklärt werden kann, so hat dieselbe Erfahrung von jeher getrieben, und zwingt noch heute, denkend über sie hinauszugehen und ihre übersinnlichen Bedingungen aufzusuchen, unter deren Voraussetzung allein sie ganz verstanden und widerspruchsfrei gedacht werden kann. Das die Erfahrung überschreitende Philosophiren ist nichts weniger als willkürlich, es ist absolut nothwendig, wenn unser Nachdenken über die Erfahrung vollendet werden soll. Die Gedankenwendungen und Entwicklungen, die dabei gemacht werden müssen, sollen sich durchaus nach dem Gegebenen, d. h. der Erfahrung richten; sie dürfen nur auslegen, was in ihr selbst angedeutet ist. So gefaßt fällt alles Belieben und freie Phantasiren, alle Willkür aus dem methaphysi-

schen Denken weg: es soll durch Genauigkeit und Strenge des überall motivirten Fortschrittes eine exakte Forschung sein. Die verschiedenen Systeme sind nichts mehr und nichts weniger, als verschiedene Versuche des denkenden Geistes, den nothwendigen Weg zu finden, auf welchen die Erfahrung selbst und die in ihr liegenden Bedeutungen hintreiben, um sie vollkommen zu begreifen."

So ist es denn gekommen, daß die Erfahrungsphilosophie noch niemals thatsächlich gekonnt, was sie grundsätzlich gewollt hat, nämlich bei der bloßen Erfahrung stehen zu bleiben. Am unbändigsten hat sich in dieser Beziehung der deutsche Geist geberdet. Man mag über die speculative Begabung der Deutschen urtheilen wie man will, man mag sie „Denker" oder „Grübler" nennen; darüber wird wohl kein Zweifel herrschen, sie haben eine unbezwingbare Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, daher es die irgendwie gebildeten Schichten trotz aller Erfahrungsphilosophie nicht unterlassen konnten, sich irgend eine „Metaphysik der Religion" als Directiv für das Leben zurechtzulegen[1]. Diesen Gelüsten des Geistes über den Sinn hinaus verdankt ja auch namentlich der große Chor der „Wir", in deren Namen David Strauß den „neuen Glauben" definirte, sein Dasein. Die Gründe, weßhalb jene „gebildeten Schichten" in den Materialismus hineinphilosophirten, haben wir hier nicht zu erörtern, es waren nicht Gründe des Geistes, sondern Gründe des Fleisches. Sie „philosophirten" und können so als Beleg dafür herangezogen werden, daß die sogenannte Erfahrungsphilosophie haltlos ist.

Treffend spricht sich hierüber wieder Professor Schilling (a. a. O. S. 55) aus. „Obschon," so sagt er, „unser Zeitalter der Philosophie im Allgemeinen

---

[1] Etwas Wahres ist daran, wenn A. F. Lange in seiner Geschichte des Materialismus (2. Bd. S. 88) schreibt: „Man konnte in Deutschland die Einheitsbestrebungen des Vaterlandes vorübergehend vergessen, aber nicht die Einheitsbestrebungen der Vernunft. Diese Architectonik liegt uns mehr am Herzen, als die Architectur unserer mittelalterlichen Dome. Und wenn die patentirte Baumeisterin schläft, so wird inzwischen muntere Gewerbefreiheit geübt, und Chemiker und Physiologen ergreifen die Kelle der Metaphysik. Deutschland ist das einzige Land der Erde, in welchem der Apotheker kein Recept anfertigen kann, ohne sich des Zusammenhanges seiner Thätigkeit mit dem Bestand des Universums bewußt zu sein. Es ist ein idealer Zug, der uns während der Zeit der tiefsten Versumpfung der Philosophie wenigstens den materialistischen Streit gegeben hat, als eine Erinnerung für die leicht befriedigten Massen der „Gebildeten", daß jenseits der täglichen Gewohnheit des Arbeitens und Experimentirens noch ein endloses Gebiet liegt, dessen Durchwanderung den Geist erfrischt und das Gemüth veredelt."

sehr abgeneigt ist, so hat das doch nicht gehindert, daß eine Anzahl Naturforscher, die auf die Beschäftigung mit dem Positiven und Exakten wie auf ihr Privilegium stolz sind, den Materialismus auf eigene Faust wieder produzirt hat. Wie wenig speculative Schärfe und Energie darin auch entfaltet sein mag, so ist es doch ein Beleg dafür, daß das Philosophiren kein bloßer Luxus ist, sondern ein unvermeidlicher nothwendiger Fortschritt der Geistesthätigkeit, wenn einmal das Nachdenken über das Gegebene angeregt ist. Bei der Thatsache als solcher stehen bleiben kann nur die Gedankenlosigkeit. Der Materialismus ist wie ein Wiederbeginnen der philosophischen Regsamkeit anzusehen in Kreisen, die sich lange dagegen abgeschlossen haben. Und wie nach dem Materialismus des vorigen Jahrhunderts alsbald die besonnene philosophische Energie eines Kant auftrat (?), so ist die Zeit vielleicht auch jetzt nicht mehr fern, wo die höher strebenden Geister sich mit neuen Hilfsmitteln und Kräften wieder allgemeiner der Philosophie zuwenden werden."

Nach solchen Erlebnissen mit der Erfahrungsphilosophie muß in der That die Unverfrorenheit Staunen erregen, mit der Gelehrte jüngsten Datums dem Drang, welcher gegenwärtig aus der Erfahrungswissenschaft heraus zur Philosophie hingeht, gerade die Erfahrungsphilosophie als die einzig echte anempfehlen. Es ist, als wollte man dem armen Kellergefangenen, den es zum Sonnenlichte hindrängt, vordemonstriren, seine Kellerlampe sei das einzig wahre Licht.

Ist denn das Thor, an welches die voranstürmenden Beobachtungswissenschaften pochen, das Thor der Erfahrungsphilosophie, die ihre sämmtlichen Kenntnisse ja eben von den einzelnen Beobachtungswissenschaften bezieht? Wornach fragen denn die Naturforscher? Nach den allgemeinen Beziehungen von Ursache und Wirkung, vom Zwecke und seinem Träger, von Kraft und Stoff, von den Erscheinungen und dem darunter liegenden Bleibenden, nach dem Uranfang der Welt, dem Wesen und Ursprung des Lebens, nach der Seelensubstanz, nach der Bestimmung des menschlichen Daseins. Das sind keine Fragen, die durch bloße Erfahrung, durch Classifiziren von Phänomenen zu lösen wären. Wer darüber Aufschluß begehrt, der appellirt nicht an den Verstand, insofern er die vom äußern und innern Sinn erfaßten Thatsachen controlirt, gruppirt, sie als die einzelnen Fälle allgemeiner Gesetze zu begreifen sucht, das Allgemeine der Erscheinungen erkennt und dabei verbleibt, sondern an den Verstand, insofern er den bloßen Sinn überholt und die Dinge nicht nur nach ihrer an den Sinn anschlagenden Erscheinungsseite, sondern überdieß zugleich als wirkliches Sein und ihrem Wesen nach erfaßt und in dieser Weise zu Erkenntnissen gelangt,

die sich der unmittelbaren Beobachtung des Sinnes entziehen. Nur diese Philosophie kann ein D. F. Strauß im Auge haben, wenn er sagt: „Die feinsten Werkzeuge, womit der Naturforscher jede Stunde operirt, die Begriffe von Kraft und Stoff, Wesen und Erscheinung, Ursache und Wirkung u. s. f., kann ihn nur die Philosophie als Metaphysik richtig bilden, dieselbe als Logik richtig anwenden lehren; den Ariadnefaden durch das Labyrinth der täglich sich mehrenden Einzelbeobachtungen hat er einzig aus der Hand der Philosophie zu erwarten; über die letzten Fragen aber, Anfang und Ende, Grenze und Grenzenlosigkeit, Zweck oder Zufälligkeit der Welt, kann ihm ohnehin nur die Philosophie diejenige Auskunft ertheilen, die überhaupt in diesen Regionen möglich ist." (Der alte und neue Glaube S. 214.)

Wie so viele Andere, ist auch F. Brentano durch den Anblick des heillosen Durcheinander, welches auf dem übersinnlichen Denkgebiete herrscht, zum Empiristen geworden. Er will von wegen der bisherigen Erfolglosigkeit der philosophischen Bestrebungen trösten und für die Zukunft ermuthigen. Das glaubt er zu erreichen, indem er der Philosophie die Gesetze der Erscheinungswelt als einzigen Gegenstand anweist, und ihr nur insofern von der Erfahrungsthatsache einen Fuß zu erheben gestattet, um mit dem andern Fuß eine zweite zu berühren.

Fürwahr merkwürdige Aussichten und eine merkwürdige Ermuthigung! Wir erhalten von Professor Brentano schier den Eindruck eines Seemannes, der beim Anblick von Schiffbrüchigen sich und seine Gefährten am Gestade ermuthigt, mit allen Vieren den Boden festzuhalten; so ist er wohl vor Schwindel gesichert. Er ist so vorsichtig, dem Menschengeiste, diesem Adler, der vom Flug des Gedankens (dem Denken des Grundes) nicht lassen kann, die Flügel abzusprechen; so darf er wohl hoffen, daß das bisweilen übermüthig gewesene Thier sich fortan als Renner auf platter Erde recht nützlich erweisen werde. Er ist so bescheiden, die Philosophie zur Oberordnerin des empirischen Phänomenalgebietes zu erklären und die Philosophen zu Sekretären der Empiriker zu machen; so kann er ihnen wohl Aussicht machen, beim Zeitgeiste wieder Anstellung zu finden, da ja das Geschäft der Physiker und Chemiker herrlich blüht.

Es ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine Art von Selbstmord, was der Philosophie von den Empiristen zugemuthet wird. Von jeher hat es die Philosophie als ihr Leben und Wesen be-

trachtet, nach dem letzten Grunde der Dinge zu forschen, d. h. allerdings von der empirischen Beobachtung zu beginnen, aber alsdann in die Tiefe zu dringen, während die Empirie in die Breite geht. Das war ihre wesentliche Aufgabe, während sie es als eine Vorarbeit und als ihre nebenläufige Beschäftigung ansah, bei der Empirie über die Erscheinungen und Wirkungen die Buchhaltung zu besorgen. Sie entnahm der Erfahrung und den beobachtenden Wissenschaften den Stoff, brachte ihn in Ordnung und legte sich das Fundament zurecht, auf welchem sich der majestätische Bau zu erheben hätte. Jetzt soll die Philosophie in Über-Alles-Schätzung der Naturkunde auf die höhern Regionen verzichten, soll sich mit den Erdarbeiten begnügen, soll Fundamente legen in dem Bewußtsein, daß der darauf gehörige, von allen Denkern geplante und von der ganzen gebildeten Menschheit ersehnte Bau eine Unmöglichkeit, ein Unding ist! Dem Adler ist es benommen, im Glanz des Sonnenstrahls seine Schwingen zu entfalten; er soll als Karrengaul Schritt für Schritt die Resultate der Empiriker an Ort und Stelle bringen! Ist das noch Philosophie?

Bei dem höchsten Ansehen, dessen sich die Erfahrungsphilosophie in allen höhern Schichten der Culturbildung gegenwärtig erfreut, kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß sie lauter Schwindel ist.

Aufgabe der Philosophie ist es — wir wiederholen es — die dem Menschen natürliche Erkenntniß sowohl der Festigkeit, als auch dem Inhalte nach zu vervollkommnen, und soweit es möglich ist zum Abschluß zu bringen; der Festigkeit nach, indem sie das Erkannte zum reflexen Bewußtsein bringt; dem Inhalt nach, indem sie die Einzelkenntnisse sachgemäß vertheilt, ordnet und dann unter Anwendung der Denkkraft Neues erschließt. Eine Philosophie, welche zur Erleichterung ihrer Aufgabe die dem Menschen natürliche Erkenntniß fälscht oder theilweise unbeachtet läßt, verzichtet auf ihren Charakter und führt in heillose Irre.

Welches ist nun die dem Menschen natürliche Erkenntniß? Hier liegt die Entscheidung für unsere Frage. Es ist unrichtig und mit der allgemeinen Erfahrung in Widerspruch, daß der Mensch die Dinge bloß als Erscheinendes, auf die Sinne Einwirkendes erkennt. Der bloße Sinn faßt allerdings die Gegenstände nur, in sofern sie ihm erscheinen (d. h. durch Dazwischenkunft von physischen Vorgängen auf den Sinn einwirken und durch physiologische und psychische Processe im erkennenden Organ gegenständlich werden), wie z. B. das Pferd ein ihm vorgehaltenes Gedicht nur in der äußern Erscheinung erfaßt. Der denkende Mensch hingegen faßt das ihm zur Erscheinung gelangende Einzelding — zwar nicht nach Allem, was es ist und wirkt — wohl aber als Seiendes und als realen Grund der Erscheinung auf; die Grenzen der bloß sinnlichen Erfahrung existiren für

ihn nicht. Indem er das Sein begreift, erkennt er zugleich das im Sein liegende sogenannte Prinzip des Widerspruches (Nichts kann zugleich sein und nicht sein), das Causalitätsprinzip (keine Wirkung ohne Ursache) u. s. w. Die Nothwendigkeit, mit welcher er erfahrungsgemäß diese Prinzipien als allgemein und ausnahmslos gültige annimmt, ist keine lediglich subjektive Nöthigung, sondern gegeben durch den Einblick in den objektiven Sachverhalt, in das reale Sein. Das sind sonnenklare Erfahrungsthatsachen, vor denen unsere modernen philosophirenden Phantasie-Ritter so viel Staub aufgewirbelt haben, daß es nöthig geworden ist, ausdrücklich auf dieselben hinzuweisen. Alle modernen Erklärungsversuche haben daran nichts ändern können; die ganze Menschheit lebt darnach. Mit diesen Thatsachen ist aber der Mensch mit Naturnothwendigkeit auf die Regionen des eigentlichen forschenden Denkens gehoben, welches wie im Wogendrang der Wellen stets Fragen auf Fragen gebiert, die über die Erfahrung hinausgehen, und nimmer rastet, bis die tiefsten und letzten Gründe gefunden sind. Will die Philosophie hier, wo ein edler Naturdrang der Menschen vorantreibt, ein ne ultra ertönen lassen, so macht sie sich verächtlich. Was vom Sein gesagt wurde, gilt auch namentlich von der Substanz. Lange bevor die Wissenschaft den Menschen über die Naturvorgänge unterrichtete, durch die der Gegenstand für seine Erkenntniß erreichbar wird, und lange bevor dieser wußte, was für Vorgänge in dem Wahrnehmungsorgane statthaben, besaß er unter gewöhnlichen Verhältnissen die unabweisbare Überzeugung, daß das, was er sieht, betastet, in den Mund steckt, nicht bloße Erscheinungen, bloße Accidenzien sind, sondern Substanzen; und es bedurfte erst der ganzen Schärfe der philosophischen Speculation, um das den bloßen Erscheinungen, Accidenzien zukommende Sein festzustellen. So hat denn jeder vernünftige Mensch die Barrière schon längst übersprungen, an der er nach Anweisung der Erfahrungsphilosophie Halt machen müßte. Letztere ist also schon darum keine Philosophie, weil sie die menschliche Erfahrung als eine rein sinnliche, ähnlich der des Thieres auffaßt, was sie nicht ist.

Als Curiosum sei noch kurz erwähnt, daß man von der Erfahrungsphilosophie, also von der Macht, welche die stets zunehmende Verweltlichung, Ungebundenheit und in erster Linie die sociale Verwirrung anrichtete, die Heilung eben dieser Übel erwartet. „Die socialen Fragen," sagt Brentano in seiner Antrittsrede (S. 21), „treten mehr als in jeder frühern Zeit in den Vordergrund. Das Bedürfniß nach einer befriedigendern Lösung erweist sich dringender als irgend eine Verbesserung der Gesundheitspflege, der Landwirthschaft oder des Verkehrswesens. Aber offenbar gehören die socialen Erscheinungen zu den psychischen Erscheinungen, und kein anderes Wissen kann hier als ordnende Macht zu Hilfe gerufen werden als die Kenntniß der psychischen Gesetze, also das philosophische Wissen." Jeder wird nun darin dem Empiristen Recht geben, daß das

erfahrungsphilosophische Wissen bei der Lösung der jetzt brennenden Fragen nicht bloß der socialen, sondern auch der politisch-religiösen, irgend eine Beihilfe zu leisten vermag, nämlich nach der rein irdisch-materiellen Seite hin. Wer aber glaubt, in solcher Weise wären jene Fragen lösbar, der setzt voraus, der Mensch wäre ein rein materielles, sinnliches Phänomenalwesen, ein feiner organisirtes Thier und weiter nichts. Möge es der Erfahrungsphilosophie auch gelingen, alle Einzelerscheinungen auf Gesetze zurückzuführen, sie wird dadurch wenig Kraft entwickeln, um den Jammer unserer Zeit zu heben. Soll die Wissenschaft hier in erfolgreicher Weise eingreifen, so darf sie den Menschen nicht verunstalten, sondern muß ihn nehmen, wie er ist; sie muß sich auf das übersinnliche Gebiet begeben, muß, um den wesentlichsten Punkt namhaft zu machen, die wirklichen Abhängigkeitsbeziehungen des Menschen zu Gott klarstellen helfen.

Wir beklagen es lebhaft, daß nicht alle christlichen Denker von der Hochschätzung der sogenannten Erfahrungswissenschaft, wie sie jetzt Mode ist, sich frei halten. Denn es ist unverkennbar, daß der moderne Erfahrungs-Cult einen religions- und wahrheitsfeindlichen Charakter hat. Man will dieser Wissenschaft nicht bloß ihren sicher hoch anzuschlagenden Werth für den Menschen zuerkannt wissen, sondern man will für sie das Monopol der Wissenschaftlichkeit in Anspruch nehmen, man will das auf Gründe hin, die der Menschheit weder zur Ehre noch zum Heile gereichen. Unsere Zeit will im behaglichen Weltgenuß durch nichts gestört werden; sie erkennt, daß das über die Sinneserfahrung hinausgehende Denken der Weg zum Urgrund und Endziel aller Dinge, zu Gott ist. Davor hat sie Schrecken; daher ihr entsetzliches Lärmen mit den empiristischen Wissenschaften; sie prahlt so viel mit der Wissenschaft, weil sie den Mangel der echten, die sie absichtlich von der Hand weist, zu verdecken hat.

Wo soll nun der denkende Mensch die so begierig verlangte Befriedigung seines natürlichen Wissenstriebes finden, wenn die zeitbeherrschende Wissenschaft, die Trägerin der jetzigen Cultur, der moderne Gedanke, oder wie man sonst noch den Empirismus zu bezeichnen pflegt, sich so ohnmächtig, so verderblich erweist?

II.

Man hört oft sagen, eine richtige Aufklärung über die tieferen Fragen könne man bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften noch nicht erwarten, man müsse sich noch ein wenig gedulden. Und warum denn

das? So lange die empirischen Fachwissenschaften nicht fertig entwickelt wären, so meint man, könne von einer Philosophie keine Rede sein, somit könne erst aus der Zukunft eine solche erstehen. Wir wollen nicht läugnen, daß dieses Zukunftsrecept auf dem total verfehlten Standpunkt der Erfahrungsphilosophie einen Schein von Berechtigung hat. Die gesunde Vernunft weist es aber entschieden zurück. Wofern man nur daran festhält, daß die Philosophie über die Phänomenalwelt hinausgehen muß, und Thatsachen zu erörtern hat, welche für die direkte Erfahrung unzugänglich sind (wie z. B. das Vorhandensein der Substanz, die Untheilbarkeit der menschlichen Seele, die Realität einer vergeltenden Gerechtigkeit u. s. w.), ist schlechterdings nicht abzusehen, warum eine wahre Philosophie nur erst aus dem Schooß der Zukunft emporsteigen könnte und auf den vorerstigen Ausbau der Erfahrungswissenschaften hätte warten müssen. Es ist nicht abzusehen, warum die Philosophie zu der Vertiefung, in der ihre Aufgabe liegt, eine so breite durchcultivirte Ausgangsbasis bedürfte, wie die Empiristen voraussetzen. Noch weniger ist zu begreifen, wie die Lösung der philosophischen Capitalfragen (z. B. über das Dasein eines außerweltlichen Gottes, die Geistigkeit der Menschenseele, die Erschaffung der Welt u. s. w.) von einer durchgreifenden Ausbildung der Empirie abhängig sein sollte, und daß das bunt-krause Tohuwabohu, das gegenseitige Infusionsthierchen-artige Verschlingen der deutschen Philosophen, daher käme, weil Physik, Chemie und Physiologie noch nicht fertig ausgebaut wären. Nein, jene Erfahrungsthatsachen, auf denen fußend der menschliche Verstand mit genügender Sicherheit jene Fundamentalwahrheiten ergreift, sind bereits seit Jahrtausenden der Menschheit ausreichend bekannt. Weder Teleskop noch Mikroskop wird wesentlich mehr Licht auf die Frage werfen, ob es einen Gott gibt oder nicht. Den Aufschluß darüber, ob die Welt von Gott geschaffen, darf ich in dem Tigel des Chemikers nicht suchen. Um zu erfahren, ob das den menschlichen Leib beseelende Prinzip den Tod überdauert, ob als Substanz oder nach Hume's genialem Einfall als bloßes „Bündel von Vorstellungen", brauche ich nicht zu warten, bis der Anatom jede Muskel secirt, bis der Physiolog jeden Nerv untersucht, bis der „Phänomenal-Psycholog" „die Gesetze der Association von Vorstellungen, der Entwicklung von Meinungen und Überzeugungen und des Keimens und Treibens von Lust und Liebe" klar und vollständig aufgestellt hat.

Damit soll nicht gesagt werden, die so glückliche Entwicklung der beobachtenden Spezialwissenschaften sei für das zukünftige Loos der Philo-

sophie bedeutungslos. Sehen wir ja doch gerade jetzt, wie der menschliche Geist, nachdem er sich von Neuem davon überzeugt hat, daß auf dem Felde der Beobachtung die Fragen, die jeder Denkende aufwerfen muß, keine Lösung finden, sich mit regerem Drange auf die Wiederaufnahme der Speculation wirft. Doch, das ist wenig. Es steht überdieß zu erwarten, daß das reiche Beobachtungswissen zu den durch das philosophische Denken gebotenen Wahrheiten die werthvollsten Illustrationen liefern wird[1]. Und namentlich wird die Naturphilosophie, insofern sie in einer genauern Verwerthung und tiefern Erklärung der Naturthatsachen besteht, eine Form der Vollendung erhalten können, wie es die Vergangenheit nie gesehen hat.

Die wahre Philosophie *kann* also wohl schon vorhanden sein trotz des beschränkten Ausbaues der Erfahrungswissenschaften; *ist* sie aber auch wirklich vorhanden? Hic Rhodus, hic salta.

Seitdem die unselige Kirchenspaltung den traurigen Riß durch die abendländischen Völker zog und den größeren Massen der „Gebildeten" den Weg zur empiristischen Verweltlichung ebnete, hat sich in den von dem festen Boden der Vorzeit abgelösten Kreisen sowohl das gehobene Gefühl, als auch das idealere Denken verschiedentlich gegen die stets wachsende Verweltlichung und Versinnlichung der menschlichen Wissensthätigkeit gestemmt. Wir haben hier nur jenen Reactionsversuch zu

---

[1] Unbedenklich unterschreiben wir Äußerungen, wie z. B. die Lotze's: „Auch für die Betrachtungen, die wir über das Ganze der Welt, über den Sinn ihrer Ordnung und das wahrhafte Sein fortgeführt wünschen, sind doch diese Untersuchungen, die zunächst nur den *Erscheinungen* galten, nicht unfruchtbar geblieben. Der empirischen Forschung und ihrer mathematischen Auslegung verdanken wir im Gegentheil die einzigen sicheren Anschauungen über die Größe und die Gliederung des Weltbaues, über den Zusammenhang der Wirkungen, der in ihm in der That stattfindet, über den in sich geschlossenen Kreis einander ausgleichender Vorgänge, die wirklich verlaufen; ungedeutete Thatsachen immerhin, aber Thatsachen, deren Kenntniß auch der Philosophie eine ganz andere Unterlage für ihre Auslegungen der Weltordnung gegeben hat, als die war, die sie sich im Alterthum aus ihren eigenen Voraussetzungen über das nothwendige Wesen der Dinge und das wahre Sein bereiten konnte. Die Thatsachen zu kennen ist nicht Alles, aber ein Großes." (Mikrokosmus 2. Aufl. 3. Bd. S. 228.)

Aber mindestens ebenso berechtigt, wie diese Anerkennung des Werthes der Empirie, ist die Hoffnung, mit welcher der nämliche Verfasser seine „Logik" schließt, „daß mit mehr Maß und Zurückhaltung, aber mit gleicher Begeisterung sich doch die deutsche Philosophie zu dem Versuche immer wieder erheben werde, den Weltlauf zu *verstehen* und ihn nicht bloß zu *berechnen*." (System der Pilosophie. 1. Bd. Leipzig, Hirzel 1874.

erwähnen, welcher vom Standpunkte des menschlichen Denkens ausging und im Gegensatze zur realistischen Richtung der Erfahrungsphilosophie die idealistische moderne Philosophie in's Dasein rief. Letztere verdankt ihren Ursprung dem Franzosen René Descartes, nahm aber bald ihren Weg durch die Niederlande nach Deutschland, wo sie sich zunächst mehr als Schulweisheit, dann als Lebensmacht entfaltete. Hier brachte sie ihr größtes Licht hervor in Immanuel Kant.

Die zu lösende Aufgabe lag klar und bestimmt vor: es galt, dem übersinnlichen Wahrheitsgebiet seine objektive Gültigkeit zurückzuerobern. Wie hat der Denker von Königsberg die Aufgabe angefaßt? Er spricht es als seinen leitenden Gedanken aus, „dem Umhertappen in der Metaphysik ein Ende zu machen." Und was thut er? Er läßt alles Objektive lediglich aus den Bedingungen des Subjektes hervorgehen, spricht also unsern Erkenntnissen den realen Inhalt ab und gründet dem protestantischen Subjektivismus in der Philosophie ein Heim! Wie nun Kant das gerade Gegentheil von dem that, was ihm zu thun oblag, so ist auch das von ihm erzielte Resultat, wie es jetzt vorliegt, das gerade Gegentheil von dem, was er beabsichtigte. War jemals in der Geschichte der Menschheit das besagte „Umhertappen" allgemeiner und verwirrter, denn in der jetzigen nachkantischen Philosophie? Der Leser wird uns gerne das trostlose Geschäft erlassen, alle Professoren und Denker hier aufzuführen, die aus allen Ecken und Winkeln heraus sich gegenseitig herabziehen und überbieten in der Anpreisung ihres eigenen Gespinnstes als der einzig wahren Philosophie. Insofern sie über den Empirismus hinausgehen, hat Jeder irgend eine Specialität von Monismus und Deismus oder sonst Etwas feil. Und wenn sie noch (außerhalb des katholischen Standpunktes) den Theismus vertheidigen, so geschieht es in einer so traurigen Weise, daß es Einem wegen der karrikirten Wahrheit wirklich leid thun muß. Das ist die Gegenwart.

Wer wollte es uns verargen, wenn wir uns bei so rathlosen Verhältnissen einmal einen reaktionären Blick in die Vergangenheit gestatteten? Wäre die Wahrheit eine Tochter der Zeit, wie Bacon behauptet und Kuno Fischer mehrmals beifällig wiederholt, dann allerdings wäre jeder lernbegierige Blick nach rückwärts gesetzwidrig. Aber die Wahrheit ist kein Kind der Zeit, sie ist die edle Tochter der Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Warum sollten wir von einer frühern Zeit, deren Arbeit weniger durch die Beobachtung und Feststellung der bunten Erscheinungswelt zerstreut war, nichts lernen können?

Mit solchen Rückwärtsconcentrationsgelüsten stehen wir übrigens nicht allein da. Von Tag zu Tag bürgert sich bereits der Gedanke mehr ein, man müsse eine Philosophie für die Zukunft suchen, indem man auf früher Dagewesenes zurückgreife. So erfreulich dieses Eingeständniß ist, so ist doch zu bedauern, daß die Zurückgreifenden bis jetzt noch nicht den Muth fanden, den Zauberkreis zu durchbrechen. Wie behext ruft man nach Kant, also gerade nach dem Manne, der das Unheil wissenschaftlich in so nachhaltiger Weise consolidirt hat! „Wie eine geschlagene Armee sich nach einem festen Punkte umsieht" — so sagt F. A. Lange, Gesch. d. Mat. 2. Bd. S. 1 — „bei welchem sie hofft, sich wieder sammeln und ordnen zu können, so hörte man schon (vor zehn Jahren) allenthalben in philosophischen Kreisen die Parole: auf Kant zurückgehen. Erst in neuerer Zeit ist es mit diesem Zurückgehen auf Kant Ernst geworden." Ernst geworden? Ja — aber was kann dabei herauskommen? Man ruft also nach dem Kritizismus, welcher — von den schockweise untergelaufenen Ungereimtheiten [1] ganz abgesehen — die dem Untergang Entrinnenden stets erbarmungslos vom Gestade der Wirklichkeit zurück- und in den Abgrund eines philosophisch vertieften

---

[1] Angesichts des von Otto Liebmann (Kant und die Epigonen 1865), Jürgen Bona Meyer (Kants Philosophie 1870), Hermann Cohen (Kants Theorie der Erfahrung 1871), A. F. Lange (Gesch. des Materialismus) u. A. befürworteten Rückzuges auf Kant hat jüngst Dr. Gideon Spicker in seiner Schrift: „Kant, Hume, Berkeley, Kritik der Erkenntnißtheorie (Berlin, Duncker, 1875) sich die ganz zeitgemäße Aufgabe gestellt, mehrere jener Ungereimtheiten (in Bezug auf Erfahrung, Kategorie, Ding an sich, Raum und Zeit) wieder in Erinnerung zu bringen.

Spickers Buch enthält Lesenswerthes, ist aber dabei auch leider mit wesentlichen Mängeln behaftet. Die Darstellung leidet durchgängig an Unklarheit, ist wiederholt mit Trivialitäten durchsetzt und läßt uns selten vergessen, daß wir es mit einer unreifen Arbeit zu thun haben. Die persönliche Ansicht des jungen Mannes ist einstweilen noch ein embryonales Tausendsassa, welches sich mit der Zeit zu einer neuen Spielart von Pantheismus zu entwickeln verspricht. Durch die Lupe der Augsb. Allgem. Zeitung (18. Mai d. J., Beilage) betrachtet, „ringt sich Spicker aus vielfältigen Kämpfen zu so umfassenden Ideen und zu so ruhig klarem Geistesblick empor, daß diese polemische Schrift zur Erwartung von wissenschaftlichen Thaten berechtigt, die in die Entwicklung des deutschen Geistes heilsam und fruchtbar eingreifen." Und zwar soll Spicker durch die ihm aufgegangenen Ideen „in den Kreis der Denker eintreten, welche einen Idealrealismus, eine Versöhnung von Pantheismus und Deismus anstreben"! Arme Wissenschaft, was mußt Du Dir nicht gefallen lassen, so lang Dir die Wahrheit nur die anima vilis ist für das experimentum jeder werdenden Berühmtheit!

Skeptizismus hineinstößt, gründlich allerdings, aber desto schlimmer. Jene Philosophie soll helfen, die uns nichts läßt, als das unbekannt bleibende X der Wirklichkeit, umtanzt von einem subjektiven Traumspiel, so daß wir an die Wirklichkeit höchstens anfahren könnten, wie der Fisch an die Wände und den Boden des Wasserbehälters. Nach jener Philosophie langt man, welche gerade das Übel bildet, mit welchem man behaftet ist! Wäre die Sache nicht so ernst, so müßte das Schauspiel Heiterkeit verursachen. Denn dieses Zurückgehen der jetzigen deutschen Philosophie auf Kant ist — si licet parva componere magnis — nicht unähnlich dem Kreiseltanz des Kätzchens, das nach dem eigenen Schwanze schnappt. Ein schofeliges Zurückgehen das!

Es muß zurückgegangen werden, das sagt uns die wachsende Zersplitterung, die durch jedes Vorwärts auf dem Wege des kantischen Denkens augenscheinlich veranlaßt wird. Aber soll es etwas helfen, dann muß so lange zurückgegangen werden, bis man auf festen Boden, bis man auf eine Philosophie stößt, welche die wesentlichen Mängel nicht besitzt, die die jetzt geläufigen Philosophien zur Schau tragen. Wohlan, seien wir einmal so kühn, über die große Scheidewand, die die Jetztzeit von der Vorzeit trennt, hinüberzusehen, nicht mit der Absicht, diesen oder jenen Schriftsteller philologisch zu zerkritisiren, oder vom Standpunkte der jetzigen Naturkunde aus irgend ein Diktum an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen — eine gar zu wohlfeile Arbeit — sondern mit der Frage, ob nicht die Philosophie der katholischen Vorzeit in ihren wesentlichen Momenten auch für die Zukunft die einzig gültige sein dürfte. Jene Philosophie hat die Sonderstellung, daß sie allein im Tempel der „freien" Wissenschaft nicht geduldet, daß sie allein von allen „Wissenschaftlichen" verschiedenster Richtung veranathematisirt wird. Schon dieser Umstand ist unseres Erachtens werth, von jedem denkenden Menschen ernstlich erwogen zu werden. Die Wahrheit hat ja wesentlich eine Einzigstellung, während der Irrthum seinesgleichen neben sich hat.

Bereits vor mehreren Jahren wurde die Philosophie der Vorzeit dem theologisch gebildeten deutschen Publikum durch P. Jos. Kleutgen vorgelegt.

Die Philosophie der Vorzeit ist ihren Grundsätzen und ihrer Richtung nach keine andere als die von Sokrates dargelegte, von Plato und Aristoteles ausgebildete, die bereits in vorchristlicher Zeit als die ausgezeichnetste galt und dann im Lichte der christlichen Offenbarung ihre Blüthen voll entfaltete,

also gleichsam der Stamm der Gedankenarbeit der intelligentesten Schichten der Menschheit.

P. Kleutgen hat sich bloß die bescheidene Aufgabe gestellt, die alte Philosophie gegen die neueren Vorwürfe in Schutz zu nehmen; er hat aber unterdessen das Lehrgebäude der alten Schule in seinen Hauptumrissen aufgeführt. Das Werk (Philosophie der Vorzeit, 2 Bde. Münster, Theissing 1860 u. 1863) wurde bei seinem Erscheinen von verschiedener Seite, wo man nicht ganz in den Fluthen der Vorurtheile gegen alles Katholische vergraben war — rari nantes in gurgite vasto — als werthvoll, ja als epochemachend anerkannt. Seitdem sind auch die Erwähnungen verklungen. Es war ein Wort gegen den Zeitwind gesprochen. Sonderbare Wissenschaftlichkeit! Während man jeden philosophischen Schubkärrner geräuschvoll sein „System" auskramen läßt, läßt man die Philosophie des katholischen Mittelalters — ohne Widerspruch die großartigste einheitliche Erscheinung in der Geschichte der Philosophie — nicht zu Worte kommen!

Von dieser Philosophie behaupten wir nun, daß sie in den wichtigsten und entscheidendsten Fragen die einzig haltbare Lösung für alle Zeiten gegeben hat, die jedem Fortschritt ebenso trotzt, wie das Einmaleins oder der pythagoräische Lehrsatz; wir behaupten, daß sie in den übrigen tieferen Fragen die richtige Lösung angebahnt hat, ohne in dunklern dem forschenden Geiste irgendwie hindernde Fesseln anzulegen. Somit behaupten wir, daß jede ehrliche Forschung, auf was immer für Um- und Abwege sie sich auch zeitweilig gedrängt sieht, in den Fundamentalfragen des Wissens bei den Resultaten der katholischen Vorzeit ankommen muß, gerade so, wie der Schulknabe bei seinem kopfbrecherischen Rechenexempel kein anderes richtiges Resultat finden wird, als was Andere vor ihm gefunden haben. Wir behaupten ferner, daß es in wissenschaftlichem Interesse dringend geboten erscheint, in allen wichtigeren Fragen die von der scholastischen Philosophie empfohlene Lösung in Betracht zu ziehen, zumal in jetziger Zeit, wo bekanntlich moderne Forscher ersten Ranges offen bekennen, daß es in der Wissenschaft ohne Widersprüche nicht abgeht, d. h. doch wohl die Wissenschaft mit dürren Worten bankerott erklären.

Die vorzeitliche Philosophie ist darum doch nichts weniger als eine Mumie, die man nur zu entsargen brauchte, nichts weniger als der fertige Abschluß aller Wissenschaft. Sie ist das Fundament, auf welchem weiterzuarbeiten ist; sie enthält Keime, die zu entwickeln sind. Und nicht nur das. In allen jenen Fragen, welche auf der Oberfläche der Natur liegen und über die Wirkungsweise der Naturkräfte Aufschluß suchen, hatten die Alten theils lückenhafte, theils irrige Anschauungen. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Mangel auch in rein philosophische

Fragen seinen Schatten hineinwarf. Die alten in der christlichen Wissenschaft schon längst bekannten Fundamentalwahrheiten durch den Reichthum der jetzt errungenen Detailkenntnisse in hellere Beleuchtung zu setzen, das bisher so fleißig und so großartig cultivirte Materielle dem Geistigen zu unterwerfen, das ist eine sehr große der Zukunft vorbehaltene Aufgabe. Die Gegenwart mag darob kopfschüttelnd lächeln. Glücklicher Weise ist die Zeit an keinen Pfahl gebunden. Es wird eine Zeit kommen, welche diese Aufgabe versteht.

Wohl oder übel muß uns der Leser gestatten, daß wir unsere Behauptung über den Werth der vorzeitlichen Wissenschaft, wenigstens in Bezug auf die streitigen Hauptpunkte, etwas eingehender begründen.

Die Philosophie der katholischen Vorzeit scheint der modernen Wissenschaft schon deßhalb unbrauchbar zu sein, weil sie *keine systematische Kritik des Erkenntnißvermögens* unternommen habe, sie ermangele somit einer sicheren Grundlage, deßhalb sei sie auch in allen Theilen in die Irre gegangen. Unsere Zeit verlangt mit Recht eine gediegene *Erkenntnißtheorie*. Die jetzigen Philosophen begeben sich mit Vorliebe auf dieses Feld, und A. F. Lange hebt sachgemäß hervor, „daß die hervorragendsten Naturforscher der Gegenwart, welche es gewagt haben, das Gebiet der Philosophie zu betreten, fast alle von irgend einem Punkte her gerade auf die erkenntnißtheoretischen Fragen gestoßen sind.“ (Gesch. d. M. II. Bd. S. 148.) Ist wirklich die Arbeit der Vergangenheit in dieser Hinsicht werthlos? Die modern-philosophische öffentliche Meinung behauptet es, und preist gerade deßhalb Kant als den ersten aller dageweſenen Philosophen, weil er zuerst diese für die Philosophie grundlegende Frage aufstellte und derselben über den Berg half. Selbst Gelehrte wie *Kuno Fischer* (Gesch. d. neuern Philos. 3. Bd. 2. Aufl. S. 20 ff.) sind von diesem Wahne befangen.

P. Kleutgen hat sich in dem ersten der beiden Theile seiner Philosophie der Aufgabe unterzogen, zu zeigen, daß, wenn auch die Scholastik noch nicht dazu gelangt war, ein System der gesammten Erkenntnißtheorie abgesondert aufzustellen, wie das ja erst durch die tiefstgehenden Irrthümer der Neuzeit nothwendig wurde, sie dennoch keine wichtigere Frage über Ursprung und Inhalt unserer Begriffe, über die Gewißheit, über die unserer Kenntniß zu Grunde liegenden Wahrheiten und die Methode unerörtert gelassen hat, somit *alle* Elemente zu einer vollständigen Kritik des Erkenntnißvermögens enthält, Elemente, welche man nur hätte ausbauen und vervollkommnen dürfen.

Auf dem äußerst schwierigen Terrain der Erkenntnißtheorie, wo der an die Sinne gebundene Menschengeist seine eigene Thätigkeit zum Gegenstand der Betrachtung machen muß, ist die Scholastik überall von der Beobachtung der Phänomene ausgegangen und hat es als ihre Aufgabe erkannt, das thatsächlich vorhandene menschliche Erkennen nicht zu zernagen, sondern zu erklären, beziehungsweise zu vervollkommnen.

Was nun zuerst den Ursprung oder den Inhalt unserer Begriffe betrifft, so ist es Thatsache, daß die menschliche Erkenntniß unter normalen Verhältnissen ein Einblick ist, der unter Vermittlung der subjektiven Sinnesvorstellung und der objektiven „Erscheinung" die objektive Wirklichkeit zum Gegenstand hat, — so ist es ferner Thatsache, daß während der Sinn auf die Wahrnehmung des Gegenstandes nach seiner bestimmten Erscheinung beschränkt ist, die menschliche Erkenntnißkraft zugleich die Natur und Wesenheit des Sinnlichen, das Etwas, das Ding, das Seiende erfaßt, und daß während in der Erfahrung ein Wirken gegeben ist, wir die Auffassung des Grundes erhalten. Die alte Philosophie bietet für diese Thatsachen eine genügende Erklärung, indem sie angibt, wie die Vernunft vermittelst der sinnlichen Vorstellungen, welche gleichsam den Denkstoff herbeischaffen, zu den ihr eigenthümlichen über das Sinnliche hinausgehenden Vorstellungen, zu den Begriffen gelangt. Kleutgen hat unwiderleglich dargethan, daß die Einwürfe, mit welchen der Kritizismus die zuversichtliche Überzeugung von einer solchen unmittelbaren und ungetrübten Aufnahme des Erkenntnißobjektes, wie sie in der alten Schule vorfindlich war, erschüttert zu haben wähnte, an der vorzeitlichen Lehre machtlos abprallen. Gründlich ist die Scholastik, wie aus der berühmten Streitfrage über Nominalismus und Realismus erhellt, auf die Hauptfrage eingegangen, ob und inwiefern die intellektuellen Vorstellungen, in welchen sich das menschliche Denken bewegt, dem wirklichen Sein entsprechen. Indem die Scholastik den sogen. gemäßigten Realismus des hl. Thomas siegreich verfocht, hat sie bereits auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie jene zwei Geistesrichtungen niedergehalten, die sich in späterer Zeit Verwirrung und Verderben bringend entwickelt haben: den Nominalismus als den Vater des skeptischen Kritizismus, und den Formalismus als den Vater des Pantheismus.

Außerdem hat die Philosophie der Vorzeit auch bereits die Grundlage des Philosophirens gründlich durchforscht. Sie hat dargelegt, ob und inwiefern der philosophischen Erkenntniß der Zweifel vorangehen könne und müsse. Indem sie im erkennenden Geiste selbst einen Grund und eine Norm der Gewißheit annahm, hat sie für die erfahrungsgemäß vorhandene Gewißheit, die sich nun einmal durch keine Speculation aus der Welt schaffen läßt, die einzig mögliche Erklärung gegeben.

Wo immer man philosophirt, macht man sich viel zu schaffen mit dem Ursprung und Werth der formalen Erkenntnißprinzipien, die sich als aus sich selbst wahr und gewiß präsentiren und deßhalb unbeweisbar sind. Wir haben da das sogen. Ideale, welches all' unser Denken trägt und durchleuchtet. Diese Grundsätze (z. B.: Dasselbe kann nicht zugleich sein und

nicht sein; oder: Jedes Sein hat einen entsprechenden Grund) erkennen wir so, daß wir zugleich einsehen, jeder Denkende müsse, wie wir, die objektive Gültigkeit für alle möglichen Fälle, und die absolute Unmöglichkeit des Gegentheils anerkennen. Das ist Thatsache. Die Scholastik lehrt nun, wir gewännen dieselben aus dem Einblick in das durch die Empirie gegebene Sein. Hiermit hat sie die Brücke zum Wissen der Wirklichkeit geschlagen, welche die moderne Philosophie unter dem endlosen Gezänk ihrer Wortführer noch immer sucht. In der scholastischen Metaphysik erscheinen die nämlichen ersten Prinzipien als die Gesetze des Seins (z. B. idem non potest esse et non esse), in der Logik als die Gesetze des Denkens (z. B. idem non potest de eodem affirmari et negari); somit gilt das Denken insofern als wahr, als es dem Sein entspricht. Die Scholastik hat diese Brücke nicht bloß flüchtig hingeworfen, sondern solid aufgebaut, indem sie sich bereits über das Verhältniß der Fundamentalerkenntnisse zu einander, wie auch über deren Gewißheit vollständig Rechenschaft gab. Es war ihr nicht einmal genug, die durch die innere Erfahrung vorgefundene Ursache der Gewißheit, nämlich die bewußte Einsicht in die Wahrheit des Erkennens als Thatsache hinzunehmen; sie wies zur Erklärung dieser Thatsache auf das Selbstbewußtsein hin, welches einem geistigen d. h. von der Materie unabhängigen Erkenntnißvermögen eigen ist; hierdurch geschähe es, daß unsere Vernunft zugleich mit dem Wahren auch die Wahrheit ihres Erkennens erkenne.

Und nun die Methode. Bei allem Festhalten an der empirisch-analytischen Methode hat die Scholastik die in der modernen Philosophie so einseitig hochgepriesene synthetische Methode in ausgiebiger Weise zur Anwendung gebracht. Von der Erscheinung drang sie vor zur Substanz, erklärte aber alsdann in vollerer Weise die Erscheinung aus der Substanz. Durch die Betrachtung unseres erfahrungsgemäßen Denkens wurde sie zu einem geistigen Wesen als dem Denkprinzip geführt, und aus der Eigenthümlichkeit eines an den Sinn gebundenen Geistes gab sie hinwiederum über unser empirisches Denken eine hellere Aufklärung. Von der Sinneswelt stieg sie auf zu Gott, und von der Erkenntniß Gottes aus erläuterte sie wieder das Wesen und die Bestimmung der Sinneswelt.

Ist es da nicht zum mindesten eine bedauerliche Unwissenheit, wenn man immer noch die Philosophie der katholischen Vorzeit über die Achsel anschaut, weil ihr die Elemente zu einer tüchtigen Kritik des Erkenntnißvermögens fehlten? Die übrigen Vorwürfe, mit welchen man jener Philosophie gegenübertritt, sind nicht minder abgeschmackt. Kleutgen thut dar, wie sie in allen wesentlichen Punkten den einzig richtigen Wink zur Lösung gegeben hat.

Über die allgemeine Metaphysik können wir uns kurz fassen. Dieses schwierige Gebiet, wozu die mit Vorliebe für Speculation ausgerüsteten Genies aller Zeiten emporzusteigen pflegen, ist unserm die Plattheit liebenden

Zeitbewußtsein höchst abgelegen. Vogt spricht von „speculirenden Struwelpetern", A. F. Lange von „höherm Blödsinn", Derbheiten, die durch den wirklichen Zustand der jetztzeitlichen Speculation einigermaßen entschuldigt werden mögen. Hier nur die Andeutung, daß die Scholastik durch die richtige Unterscheidung zwischen absolutem und relativem, realem und idealem, wirklichem und möglichem Sein, sowie durch die richtige Aufstellung des Begriffes von Wesenheit, Dasein und Erscheinung, von Substanz und Accidenz für alle Zeiten den Pfad kenntlich gemacht, welcher zwischen den Abgründen des Materialismus und Pantheismus hindurchführt. Die moderne Speculation hat, um ungenirter zu sein, alle diese Wahrzeichen eingerissen und dafür falsche Aufstellungen gemacht, — wir erinnern beispielsweise an die durch Spinoza vollzogene kolossale Fälschung des Substanzbegriffes, — kein Wunder, daß die „Denker" massenhaft in die Abgründe stürzen.

Ein Hauptvorurtheil bezieht sich auf die vorzeitliche Naturphilosophie. Wie steht es damit? Als Kleutgen vor zwölf Jahren sein Buch schrieb, erschien es Manchem verwegen, nach so „erstaunlichen Erfolgen" der modernen Naturforschung noch die scholastische Lehre, welche das Wesen der Naturkörper auf Materie und Form zurückführt, auch nur zur Darstellung zu bringen. Seitdem in den letzten Jahren jene interessante Frage mit größerer Sorgfalt studirt worden, ist eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Es existirt jetzt kein System, was auch nur halbwegs befriedigte. Alles spricht von Atomen, aber Niemand versteht den Andern, ja, man darf kühn behaupten: es gibt so viele Atomenlehren als Gelehrte. Einen dieser modernen verzweifelt-genialen Erklärungsversucher, den A. Wießner, haben wir bereits anderswo angeführt (8. Bd. S. 491). Dieser Mann setzt seiner Abhandlung das charakteristische Motto vor: „Sollten Atome nur Bausteine sein? Denket sie wären auch Baumeisterlein!" „Die Ungeheuerlichkeit dieses Spuks" — so möchten wir, den Spieß umkehrend, mit Wießners eigenen Worten sagen — „das Mißverhältniß des Düpirungsversuchs zu der nüchternen Gedankenhelle unserer Tage verbürgt die Nähe erlösender Besinnung." Man vergesse nicht, daß der nämliche Gelehrte, der die Atome zu „Heinzelmännchen" macht, sie gleichzeitig als pure Ortsveränderung erklärt. Bei der rathlosen Zerfahrenheit, die durch die Möglichkeit einer solchen Aufstellung am besten gekennzeichnet wird, bricht sich bereits die Überzeugung Bahn, daß man mit der Annahme von Atomen in der Erklärung der Natur um kein Haar breit weiter gekommen ist; — der Glaube an die Atome ist geschwunden, sagt A. F. Lange —, und bereits erkennt man auf verschiedenen Punkten in der Natur den Dualismus eines idealen

und eines materiellen Momentes an, der lebhaft an das scholastische System von Materie und Form erinnert. Dieses System wird allerdings in sehr vielen Punkten nach Maßgabe der heutigen Naturwissenschaft zu läutern und zu modificiren sein, aber der Grundgedanke desselben leuchtet bereits in die zeitgenössische Naturphilosophie hinein als die einzig mögliche Erklärung der Naturphänomene.

Die Scholastik schiebt die ganze erklärungsbedürftige Welt nicht unerklärt in das Atom zurück, sondern versucht zu zeigen, wie das Wesen der Naturdinge sich aus zwei Prinzipien herausbildet, aus einem materiellen passiven Prinzip als der Wurzel der Ausdehnung, und aus dem formalen aktiven Prinzip mit den Kräften, zwei Prinzipien, welche in der materiellen Welt sich gegenseitig Bedingungen des Daseins sind. In dem unbestimmten stofflichen Substrat, dem Material, woraus das Ding ist, befände sich also als ein zweites vervollständigendes Prinzip die Form, die das Ding zu dem bestimmt, was es ist. Erfahrung und Beobachtung zeigen uns nämlich in jedem Ding ein bestimmtes gesetzmäßiges Streben, ein Streben nach dem innern Gleichgewicht verschiedener Kraftwirkung, dann ein Streben nach örtlichem Zusammensein und Mittheilung der eigenen Eigenschaften nach Außen, im Lebenden überdieß ein Streben nach von Innen kommender Weiterentwicklung. Als Trägerin dieses Strebens galt die Form. Man setzte in dem bestimmungsbedürftigen „Material" der Dinge noch ein zweites bestimmendes Prinzip voraus, theils um die in der Natur stattfindenden Entstehungen (Entstehen neuer Pflanzen- und Thier-Individuen, Entstehen des Zinnobers aus Schwefel und Quecksilber u. s. w.) zu erklären, theils weil man mit Recht dafür hielt, die materielle Stoffunterlage könne nicht zugleich das in dem Streben der Kraft ideell vorgezeichnete „Was" des Dinges sein, theils auch wegen der Analogie mit dem vollkommensten Naturwesen, dem Menschen, an welchem jener Dualismus am klarsten hervortritt.

Schwerlich wird man uns eine Thatsache namhaft zu machen vermögen, gegen welche die scholastische Auffassung verstößt. Man wird uns aber auch zugeben, daß diese Auffassung noch da Aufklärung bietet, wo die moderne Wissenschaft feige zum Schlupfwinkel aller Unwissenheit, zum Zufall flüchtet.

Kommen wir nun zu einem andern Kernpunkt in der Philosophie, zu der Frage über Wesen und Natur des Menschen. Auch hier hat die Scholastik, um das Hartmann'sche Motto zu gebrauchen, „speculative Resultate nach inductiv-wissenschaftlicher Methode" geliefert. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildete das menschliche Erkennen und Wollen, wie es in die Erscheinung tritt. Aus der Beobachtung der Thatsachen wurde festgestellt, daß es über Materielles hinausgeht und ein von der Materie unabhängiges, d. h. geistiges ist. Und dann wurde aus dem geistigen Charakter der Wirkung geschlossen auf den geistigen Charakter

der Ursache, d. h. des Erkenntnißprinzips. Andererseits hielt die Vorzeit daran fest, daß die Seele *in* der Materie des Leibes *sei*, daß also Leib und Seele nicht *zwei* Wesen, sondern in Wesenseinheit zu *Einem* Wesen, Mensch genannt, verbunden seien.

Endlich kommt als Krone und Schlußstein der gesammten Philosophie *die Lehre von Gott als dem Urgrunde und Endziele aller Dinge*. Es ist wahr, daß hier die unmittelbare Empirie mehr zurücktritt als in den übrigen Fragen, da ja Gott nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht so greifbar in die Erscheinung tritt. In diesem Umstande ist der *ethischen* Bedeutung dieser Wahrheit für den Menschen Rechnung getragen. Die Erkenntniß Gottes soll nämlich zugleich das gesammte ethische Gebiet tragen, sie soll moralischen Werth haben und deßhalb der freien Selbstbestimmung unterstehen. Indem sie nicht durch Sinneswahrnehmung, sondern durch *Denken* erworben wird, schließt sie die ethische That ein, daß sich der Mensch über die mit seinen niedrigen egoistischen Zwecken augenscheinlicher verknüpfte Sinneswelt hinwegsetzt, sich dem Gebiete des Gedankens zuwendet und trotz der stets auftauchenden Einrede des sinnlichen Egoismus sich dem Verlangen nach Wahrheit in die Arme wirft. Das größere Zurücktreten der Empirie bei der Gotteserkenntniß ist also, wenn man so sagen will, ein Postulat der Ethik.

Die Scholastik findet sich darin in vollem Gegensatz zur modernen Philosophie, daß sie auf die *vollgültige Beweisbarkeit des Daseins Gottes* den größten Nachdruck legte und zwar selbstverständlich auf empirischer Grundlage. Die katholische Vorzeit ging von den wahrnehmbaren Dingen aus, erwies durch Schlußfolgerungen das Dasein Gottes und stieg als durch Anwendung der Analogie mit den Geschöpfen zur Erkenntniß des göttlichen Wesens empor. Aus den sichtbaren erschaffenen Dingen wird der unsichtbare Schöpfer erkannt. Die Philosophie der Vorzeit ist der Weg der *Wissenschaft* zu Gott. Die Philosophie der Jetztzeit hingegen ist in ihrem innersten Kern eine Verrammlung des Weges zu Gott. Der sinnlich gesinnte Mensch möchte gern vergessen, woher er ist und wohin er muß, darum steckt er in straußischer Klugheit seinen Kopf in den Sand dieser Sinneswelt: das ist die moderne Wissenschaft.

Dieser knappe Überblick dürfte einstweilen hinreichen, um zu zeigen, daß die vorzeitliche Philosophie dem überall in der modernen Zeit irregeleiteten, gefoppten, mißhandelten Menschengeiste wirklich darreicht, wonach er schmachtet, die *Wahrheit*. Wir haben da eine wirkliche Wissenschaft

vor uns, nicht eine, die fertig ist, aber eine, die fähig ist, sich in sicherm Gange weiter zu entwickeln, statt immer wieder von vorne anzufangen.

Werfen wir einen Blick zurück auf das Äußere des Baues, der, ruhend in der vorchristlichen Culturentwickelung, alle Denker der katholischen Kirche, also Dreiviertel des gebildeten Europa's, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beherbergte, so erhalten wir einen tröstlichen, erhebenden Eindruck. Da steht ein vom empirischen Standpunkte ausgehender und in solider Fügung in's Übersinnliche fortgeführter Bau in grandiosen Umrissen vor uns als thatsächlicher Beweis, daß der menschliche Gedanke weiter reicht als Hand, Auge, Phantasie. Hier herrscht bei aller Verschiedenheit in dunklern Fragen in den wesentlichen Punkten jene volle Einigkeit, die ein Charakterzug der Wahrheit ist. Hier haben wir den von Brentano bei den Modernen mit Recht vermißten „Erkenntnißschatz, der sich erhält, indem die spätere Zeit die Erbschaft der früheren antritt". Hier nicht die Kirchhofsöde mit dem stets wiederkehrenden „Hic jacet", sondern ein kräftiges Gedeihen, welches im Leben verwerthet wurde, wie es von keiner andern Erscheinung im wissenschaftlichen Voranstreben der Menschheit behauptet werden kann. Die Philosophie der Jetztzeit ist nur zu oft der Sammelplatz für catilinarische Existenzen, für moralisch Schiffbrüchige widerlichster Art, während die heiligsten und edelsten Aufgaben der Menschheit in der Philosophie der Vorzeit Antrieb und Förderung fanden.

Zum Schluß noch die Frage: Wie wird eine Wiederaufnahme der großen Gedankenarbeit der Vorzeit sich ausführen, wie wird sich den feststehenden Ergebnissen jener Philosophie Achtung verschaffen lassen? In dieser Hinsicht steht wenig zu erwarten von den historischen und philologischen Forschungen Einzelner, die, wie man irgendwo gesagt hat, „es immer nur vorhaben mit dem, was *Dieser* gesagt und was wohl *Jener* gemeint haben mag; so daß sie gleichsam stets von Neuem alle Gefäße umstülpen, um zu sehen, ob nicht irgend ein Tröpfchen darin zurückgeblieben sei, während die lebendige Quelle vernachlässigt zu ihren Füßen fließt". Vor Allem wird es darauf ankommen, die ewigen Grundgedanken aus der veralteten Hülle, welche dem damaligen Stande der Natur- und Geschichtskenntniß entsprechen, herauszuschälen, und dieselben in Harmonie mit den fortgeschrittenen Detailkenntnissen unserer Zeit erscheinen zu lassen. Diese Tendenz ergibt sich schon aus der vernunftgemäßen Voraussetzung, daß die Wahrheit *nur Eine* ist und alle Gebiete einheitlich umfaßt.

Auch in der Wissenschaft gibt es „Thaten". Eine solche That war die Auflehnung, auf der die moderne Philosophie beruht. In blindem Sturm und Drang wurde mit dem Gegebenen, mit der Vergangenheit gebrochen. Während der zur Weltmacht gewordene Egoismus der Zeitentwickelung die Richtung anwies, empfand jeder Einzelne in sich das Genie, neue Wege zu entdecken; auch da verließ man die alte Heerstraße, wo es augenscheinlich keine besseren Wege geben konnte. Das ist der Zersetzungsprozeß der modernen Wissenschaft. Eine „That" wäre nun auch erforderlich, um dieses Verderben, die Folge jener „That", zu heben. Contraria contrariis. Welche natürlichere Reaktion gegen die die Geister auseinandertreibende Selbstüberhebung gäbe es, als das Wiederanknüpfen an die vielgeschmähte Vorzeit? Werden sich die jetzigen Hüter der Wissenschaft zu einer solchen That ermannen? Man sollte es fast glauben, wenn man erwägt, daß der zerfahrenen Wissenschaft kein anderer Ausweg bleibt. Aber das wahre Interesse der Wissenschaft und der ehrliche Wille, die Wahrheit zu suchen, bestimmt für den Augenblick noch nicht die Wege der Wissenschaft. Warten wir also. Der moderne verlorene Sohn hütet noch — er hat in der „grenzenlosen Öde des Daseins" noch nicht ausgehaust. Aber die Zeit ist nicht fern, wo die allgemeine Parole lautet: Zurück zur Philosophie der katholischen Vorzeit!

T. Pesch S. J.

Felibre und Felibrige.

Studien über die provenzalische Literatur der Gegenwart.

IV. Frederi Mistral.

(Mireio. — Calendau.)

Das dritte Haupt der jungprovenzalischen Dichterschule ist Friedrich Mistral, nicht bloß bei seinen Landsleuten im Comitat und in Frankreich, sondern auch weithinaus in ganz Europa bekannt durch sein episches Gedicht „Mireio".

Friedrich Mistral wurde (1830) in Maillane bei Avignon geboren. Roumanille war einige Zeit lang sein Lehrer, und vermuthete wohl schwerlich in dem Knaben, dem er die Anfangsgründe der Wissenschaften

beibrachte, den künftigen Dichter, der die anzuregende provenzalische Bewegung in ganz Europa bekannt und berühmt machen sollte. Mistral studirte später an der Akademie von Aix die Rechte und beschäftigte sich als Jüngling schon mit dem Studium und der Pflege seiner Muttersprache. Er war, sagte Roumanille, stets ein idealer Jüngling, eine kräftige, feinangelegte Seele. Als 1852 die Provenzalen (li Prouvençalo) erschienen, konnte der 22jährige Dichter schon einen bedeutenden Beitrag liefern, und seine zehn eingesandten Gedichte zogen die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich. Was seine Arbeiten besonders charakterisirte, war die Originalität und Feinheit der Bilder, die außerordentliche Kraft und Gewandtheit des Styles, sowie die nach poetischen Momenten getroffene Wahl der Stoffe. Sein Styl gehört ihm; er liebt es, die Metaphern, Redeweisen und Satzwendungen des Volkes nachzubilden, zu veredeln und zur Höhe dichterischer Diktion zu erheben. Ihm gebührt nach Roumanille das Hauptverdienst um die Spracherneuerung in der Provence. Während der Meister im Volke suchte und forschte, fragte Mistral, um der Bewegung eine wissenschaftliche Basis zu geben, die Schriftdenkmäler des Mittelalters um Rath. Auch er empfand mit Schmerzen den langen Verfall der Nationalliteratur und das unglückliche Einströmen französischer Sitte und Bücher. „Als Martha noch spann," sagt der Greis in der Mireio, „da sang man andere Lieder. Die waren schön, ihr junges Volk, und zogen sich in die Länge. Die Weise war auch alt, aber was schadet's? Heute singt man neuere, auf Französisch, in denen man viel feinere Worte findet, aber wer versteht was davon?" — Die Vernunft und der feinfühlende Geschmack mußten dem jungen Dichter bald die Überzeugung beibringen, daß die unsäglich große Weichlichkeit und sinnliche Schlaffheit in den Ideen und im Ausdruck der alten Troubadours ein Hauptgrund des Verfalles jener so rasch emporgeblühten Literatur waren. Mistrals Bestreben richtete sich daher auf Erweiterung des Ideenkreises und Kräftigung der Sprache. Ohne die Eleganz zu verschmähen, sucht er im Ausdruck die Realität und in den Zeichnungen die größtmögliche Bestimmtheit und Energie.

Wenn Roumanille die Kindheit, ihre selige Heiterkeit und fromme Einfalt, Aubanel den stürmenden, leidenschaftlichen Jüngling darstellt, so ist Mistral in der ruhigen Gestaltung und der epischen Größe seiner Dichtungen der männliche Charakter und der nothwendige Schlußstein einer ersten Periode der neuen Literatur.

In den Prouvençalo gewinnen wir schon ein günstiges Bild des

künftigen Meisters. Alle Saiten des Herzens weiß er zu rühren; bald spielend zur Tändelei, bald ernst zur Düsterkeit sucht er das Weiche und Zarte der jungen Sprache mit der männlichen Kraft nordischer Literaturen zu vereinen. La bello d'avous (die Augustschöne) ist eine schauer- und thränenreiche Ballade, die ihrem Inhalt nach an Bürgers Lenore erinnert, in der Ausführung aber mit ihrem innigen Naturleben und künstlichen Versmaß auf die romantische Schule hinweist. Als Gegenstück bietet uns der Dichter seine Amarun (Bitterkeit), eine derbe, realistische Zeichnung, welche dem frechen Wüstling seine Zukunft vorhält, indem ihn der Sänger auf den Kirchhof führt und dort vor seinen Augen ein Grab erschließt.

.....Komm', komm' mit mir zum kühlen Friedhofsgarten,
Dort wohnen Beide, Lüge bei der Wahrheit —
Komm', komm' und schau' die Gräber mit den Kreuzen,
Und graut Dir nicht, so sag' mir das Geheimniß
Von jenem Knochenhaufen!

Zum Schlusse soll der arme, niedergedonnerte Sünder vom Modergrab den Blick nach oben richten.

.....Schau' mit mir zu den Sternen, die wie Fenster
Erscheinen eines Hauses voll von Feuer —
Und schau' den Himmel, der ein blauer Vorhang scheint —
Sag' an! Gibt's droben Nichts, das sich verbirgt
Und uns allüberall beachtet?

Gibt's Nichts — so wälz' Dich weiter auf den Pfühlen,
Und schlemme, prasse weiter nur in toller Lust —
Doch, wenn es droben Etwas gibt — so zitt're,
Als ob das Messer Du schon wetzen hörtest,
Das Alles weiß, was Du gethan!

Ein höchst einfaches, sinnreiches Stück ist die Civado fero (der taube Hafer), in welchem der Dichter unter dem Bilde dieses nichtsnutzigen Gewächses den eitlen, hochmüthigen Tagedieb unbarmherzig geißelt. Er verweist ihn auf den großen Erntetag, „wann des wilden Schnitters große Sense naht, und der Großmeier des Erntefeldes unsäglich zürnen wird, sieht er das wüste, verbrannte Korn im Siebe hängen."

Das originellste, vielleicht auch eines der schönsten Gedichte Mistrals ist die schwungvolle, kräftige Ode an den Mistral, jenen furchtbaren Nordwind der Provence, dessen Kraft und eigenthümlichen Einfluß auf

die moralische und physische Stimmung man nur zu kennen braucht, um die seltsame Begeisterung des Dichters für diesen König der Winde begreiflich zu finden. In der ersten, stolzgebauten Strophe redet er die Muse also an:

„Den Sturmeshauch mit Kraft zu singen,
Der Land und Meer und Luft durchrast,
Sollst Du mit leichtem Fittich schwingen
Dich auf der Pappel höchsten Ast. —
Laß frei die gold'nen Locken fallen,
Den Rosengürtel flatternd wallen,
Erheb' Dich stolz in vollster Pracht!
Auf! Liedspiel, hör' den Mistral schweifen,
Des vollen Dudelsackes Pfeifen
Grell schwirren durch die Wolkennacht."

Und wenn der Dichter die Verheerungen des Sturmes sieht, wie er die Wolken am Himmel gleich Spinngeweben treibt, die Eichen und Pappeln biegt, ganze Guirlanden Blätter und unreifer Früchte durch die Lüfte wirbelt, bittet er ihn, er möge in der einsamen Crau die ganze Macht seiner Herrschaft an den Felsen der Haide und den Wogen des Meeres zeigen; — der Mistral ist ihm der mächtige Wind, den Gott über die Erde aussandte, um die Wasser der Sündfluth zu trocknen, er ist ihm aber auch der Engel der Zerstörung, der einst am Ende der Zeiten mit Donner und Blitz wird kommen, um Städte und Völker zu vertilgen. Die anderen Winde schuf Gott, um mit den Blumen und Binsen im Abendroth zu spielen — aber den Mistral, um die hohen Bergriesen und die unbändigen Meereswogen zu peitschen.

Wichtiger für uns als diese und andere kleinere Gedichte ist das Studium der größeren Arbeit Mistrals, welche manche Hoffnung erfüllt und manches verfrühte Urtheil vernichtet hat.

Moritz Hartmann schrieb in seinem „Tagebuch aus Languedoc und der Provence" (II. 148): „Eine große Produktionskraft könnte dem aussterbenden Romano-Provenzalischen vielleicht für einige Zeit das Leben fristen." Das war im Jahre 1853, ein Jahr nach Erscheinen der „Provenzalen", die eigentlich nur ein poetischer Appell waren. Die hier versammelten Dichter gingen bald auseinander, ein Jeder auf sein eigenes Feld. Von Vielen war eine schöne Erntegabe zu erwarten, Alle jedoch übertraf an wirklich dichterischer und schöpferischer Kraft Friedrich Mistral; in ihm war diese „große Produktionskraft" gegeben.

Außer den Balladen und Romanzen, einigen komischen Erzählungen und volksthümlichen Schwänken besaß die junge Literatur nichts auf

epischem Gebiete. Einen größeren Versuch nach dieser Richtung sollte Friedrich Mistral machen, und das Ergebniß war seine als Meisterwerk gepriesene Erzählung: Mireio. Zuerst 1859 erschienen, erlangte sie im Jahre 1864 schon die vierte Auflage und hat seitdem nicht aufgehört, sich so viele Bewunderer als Leser zu gewinnen. Lamartine war entzückt, als er das Stück gelesen. Die Lobsprüche jedoch, welche er dem Büchlein spendet, zeigen mehr eine überschwängliche Begeisterung als eine überlegte Kritik[1]. „Du gleichst," sagt er zum Dichter, „der plötzlich aufbrechenden Blüthe der Provenzer Aloe, ... aber Deines Werkes Duft wird in Jahren nicht verwehen." In England erregte das Gedicht so großes Aufsehen, daß sofort zwei verschiedene englische Übersetzungen erschienen. In Deutschland sprachen unter Anderen G. H. Schubert in seinen „Reisen nach dem südlichen Frankreich" (I. S. 142 ff.) und Böhmer in seiner „Provenzalischen Poesie der Gegenwart" von diesem Werke. Ob eine deutsche Übersetzung besteht, ist uns unbekannt; jedenfalls aber wird es dem Leser erwünscht sein, statt einer literarischen Besprechung eine Inhaltsangabe dieses Gedichtes hier zu finden, das sich in der modernen Zeit eine solche Achtung erworben. Da zudem dieses Werk von der französischen Akademie im Jahre 1861 als ein „sehr moralisches Buch" mit einer Medaille belohnt wurde, müssen wir ja doch unser unmaßgebliches Urtheil blindlings (!) dem hohen Senatsbeschlusse unterwerfen und fest glauben, daß die Verstöße gegen die Kunst und andere Dinge nur uns als Fehler erscheinen; so wollen wir denn die Geschichte hier erzählen, und unseren Lesern das Urtheil über den akademischen Wahrspruch anheimstellen.

Bei unserer etwas ausführlichen Analyse werden wir uns so viel wie möglich der Worte des Dichters bedienen, um der Erzählung ihren provenzalischen Haideduft zu bewahren, denn was immer man auch im Ernste gegen das Werk vorbringen kann, dieß Eine muß man ihm lassen: es ist eine so treue Zeichnung der Sitten und Charaktere des Volkes und Landes der Provence, daß man die Erzählung unmöglich in eine andere Gegend verlegen kann. Der historische Hintergrund tritt fast in jeder Strophe hervor und gibt der an und für sich alltäglichen Begebenheit einen epischen, volksgeschichtlichen Charakter und den duftigen Sagennimbus, ohne den wir uns kein Epos denken können. Das Gedicht hat natürlich zwölf Gesänge. Der erste ist überschrieben:

[1] Cf. Cours familier de littérature 40. entret. 1859.

Der Zirgelhof. Ambrosius war ein armer Korbflechter und wohnte mit seinem Sohne Vinzenz in der wasserbespülten Hütte am Rhoneufer. Als Vater und Sohn eines Tages über Land gingen, um auf den verstreuten Bauernhöfen das zu thun, was ihres Geschäftes war, kamen sie gegen Abend auf den reichsten Hof der Umgegend, der dem Meister Ramon gehörte und wegen der alten, schattigen Baumgruppe den Namen Zirgelhof führte. Mireio, Ramons einziges Kind, saß eben auf der Hausschwelle, eine Strähne zu drehen. „Guten Abend," sagte der Korbflechter und warf sein Weidenbündel ab. „Guten Abend, Meister Ambrosius," erwiederte das Mädchen. „Ich fädele eben ein, wie Ihr seht; aber Ihr seid verspätet. Woher kommt Ihr? Von Valabregue?" — „Getroffen," sagte der Alte, „und da der Zirgelhof auf unserem Wege lag, sagten wir so: es ist schon spät, wir wollen drinnen auf dem Stroh schlafen."

Ohne Weiteres ließ sich der Alte mit seinem Sohne nieder, lösten ihre Weiden und flochten munter an einem begonnenen Korbe weiter. Vinzenz war ein Junge von sechzehn Jahren, herrlich von Gestalt und Angesicht; die Sonne hatte sein Gesicht wohl dunkel gebräunt, aber: „schwarze Erde, guter Weizen, dunkle Traube, lust'ger Wein."

Unterdessen kamen Ramons Knechte vom Felde heim; Mireille hatte ihnen auf dem Steintisch vor dem Hause ihr Abendbrod bereitet, und bald waren Alle beschäftigt, ihre Buchslöffel mit Bohnen zu füllen. Ambrosius aber und Vinzenz flochten an ihrem Korbe.

„Heda," sagte Ramon nach einer Weile mit seiner etwas barschen Stimme, „kommt Ihr nicht bald zu essen? Laßt mir den Korb endlich; die Sterne gehen schon auf. Frisch zu Tisch, Ihr müßt müde sein!" — „Es sei," erwiederte Ambrosius, setzte sich mit seinem Sohne an den Tisch und schnitt sich sein Brod. Mireio machte schnell mit Olivenöl eine Schüssel Bohnen zurecht und brachte sie den Gästen. Als nach dem Abendessen ein Jeder der Sitte nach dem Meister von der Arbeit gesprochen, drangen Alle in Ambrosius, auf daß er ihnen Eins singe. „Still," sagte der Alte, „Gott straft die Spötter." — „Wir spotten nicht," erwiederten die Anderen, „aber wartet nur, gleich kommt der Wein der Crau." — „Singt, singt," drängte nun auch Mireille, „das erheitert, Meister Ambrosius." — „Liebes Kind," sagte dieser, „meine Stimme ist wie eine ausgekörnte Ähre, aber wenn's Dir Freude macht, so soll's sein." Er leerte sein Glas und stimmte an:

„Bailli Suffren, der zu Meer befehligt,
Ließ zu Toulon seine Trommel rühren,
Daß die Provenzalen ausmarschiren
An die fünfmalhundert Mann. —
Den Engländer, der sie längst behelligt,
Wollen sie nun rückwärts segeln lehren,
Schwören, daß nach Haus sie nicht mehr kehren,
Bis sie ihn geschlagen han" u. s. w.

Unterdessen saß Mireille abseits, und nachdem der Alte sein Lied beendigt und die Männer mit einander redeten, hörte sie den Erzählungen des munteren und gewandten Vinzenz zu, der gar Manches auf seinen Rundreisen durch die Provence gesehen hatte. Unter Anderem beschreibt er ein Wunder, dem er in der Kirche der hl. Marien am Meer [1] beigewohnt, und fügt zum Schlusse bei: „Auch Ihr, Fräulein, — Gott mög' Euch in Glück und Schönheit erhalten — aber wenn ein Hund oder eine Schlange oder sonst ein giftig Thier Euch gebissen, wenn das Unglück auf Euch lastet — o, eilt zu den Heiligen, dort werdet Ihr Heil und Trost erlangen in kurzer Frist." — Sodann erzählt er von den Volksspielen in Nimes, auf denen er fast einen Preis errungen hätte u. s. w. So war es spät geworden, die Nachtigallen sangen in den blühenden Bäumen, das Käuzchen durchklagte die Nacht und die Grillen zirpten lustig in der Rasenbank. Mireille zog sich mit der Mutter zurück und sagte zu ihr beim Hineingehen: „Mir scheint, liebe Mutter, daß der Vinzenz für eines Korbflechters Kind gar wunderschön zu erzählen weiß. Es ist eine Freude, im Winter zu schlafen, aber heute ist die Nacht zu schön dazu, ich glaub', ich könnte ihm die ganze Nacht zuhören."

In diesem ersten Gesang haben wir ein Muster epischer Exposition, treuer Sittenschilderung und lebhafter Erzählung, wie wir es trefflicher kaum wünschen können; sehr schön ist namentlich die Beschreibung der Volksspiele von Nimes und in einigen der gezeichneten

[1] Die Heiligen-Marien-am-Meer (Saintes-Maries-de-la-Mer), eine kleine Stadt auf der Camargue-Insel zwischen den Rhonemündungen. Man verehrt daselbst die drei hl. Marien, Magdalena, Jakobe und Salome, welche nach der Legende und höchst wahrscheinlich auch nach der Geschichte in der Provence lebten, als die Verfolgung sie aus Judäa vertrieben. An ihren Reliquienschreinen geschehen noch sehr viele Wunder, das Vertrauen der Provenzalen ist unerschütterlich und alljährlich strömen am 25. Mai unabsehbare Schaaren aus der Provence und dem unteren Languedoc in die Wallfahrtskirche „di Santo", wie der Provenzale kurzweg sagt (vgl. X. und XII. Gesang). Was die übrigen Namen aus der Geographie und Geschichte angeht, müssen wir der Kürze halber auf die allgemeinen Handbücher u. s. w. verweisen.

Figuren haben wir wahre antike Typen. Viel weniger wollen uns dagegen die beiden folgenden Gesänge gefallen. Trotz der Anerkennung, welche die französische Akademie auch in moralischer Beziehung dem Gedichte hat zu Theil werden lassen, bedünkt uns, es sei der zweite Gesang hie und da etwas frei und die Schönheit des Ganzen dürfe nicht in die Wagschale fallen gegenüber dem gefährlichen Einfluß, den einige, allerdings nur wenige Gemälde auf junge Leser üben könnten. Derselbe ist überschrieben: Die Blätterlese, und schildert uns eine Zusammenkunft des jungen Korbflechters mit der Erbtochter des Zirgelhofes, bei welcher die jungen Leute, die sich bis dahin nur einmal gesehen, bereits ihre Liebesgeständnisse austauschen. Was den dritten Gesang anbetrifft, der die Aufschrift führt: Das Seidenzupfen, so hat auch er in der Erzählung nicht viel zu bedeuten, da er die Handlung nicht weiter führt, sondern uns nur mittheilt, wie Mireille wegen ihres Verhältnisses zu Vinzenz von ihren Gefährtinnen geneckt wird. Außerdem scheint ihm die innere Wahrheit zu fehlen, indem die Gespielinnen Mireille's bei dieser Gelegenheit so entwickelte Geschichtskenntnisse an den Tag legen, wie man sie vielleicht von städtischen Blaustrümpfen, aber nicht von einfachen Landmädchen erwarten könnte. Indessen, greift man den Gesang aus der Erzählung heraus, vergißt man die handelnden Personen, so erscheint er als ein Gedicht voll von wirklicher Kunst und naiver Poesie [1].

Viel besser indessen gefällt uns der folgende vierte Gesang:

Die Werber. Kommt die Zeit, daß auf den grünen Wiesen die Veilchen blühen, so fehlen nicht die Hände, sie zu pflücken. Im Zirgelhofe sprachen drei Bewerber um die Hand der Erbtochter ein, ein Wächter der Pferde, ein Hüter der Ochsen und ein Hirte der Schafe, alle drei reiche, prächtige Burschen. Zuerst kam Alari, der Schäfer. Man sagte, er besitze tausend Thiere; „neun Scheerer, berühmte Arbeiter, schoren für ihn gegen St. Markus hin drei Tage lang, ohne den zu rechnen, der die weiße Wolle fortschaffte, und den Knaben, der den

[1] Namentlich die von den Mädchen gesungene Ballade Magali ist einem älteren provenzalischen Volksliede nachgebildet und wird in der neuen Fassung heute schon als wirkliches Volkslied in der ganzen Provence gesungen. Böhmer gibt in seiner erwähnten Broschüre eine kunstfertige Übersetzung. Im Interesse des christlichen Zartgefühls wünschten wir die drittletzte Strophe des sonst unschuldig spielenden Liedes ausgelassen. Vgl. über das weitverbreitete Motiv: „Cansons de la tierra" I. 125. Garcin, „Les Français du Nord et du Midi." Paris 1868. S. 379 ff.

Trunk umreichte." — Alari, der Besitzer dieser Schätze, der König der Hirten in der Crau, begegnet der Zirgelhofstochter. Er ist gekommen, sie zu sehen, und da er nun vor ihr steht, weiß er nichts zu sagen. Mit zitternder Stimme fragt er sie: „Könntest Du mir nicht einen Pfad weisen, um gemächlich über die Hügel zu kommen?" — „Geht nur gerade aus," erwiedert das Mädchen, „dann durchschreitet Ihr die Haide von Peiremale, darauf das gewundene Thal bis zu dem Thor mit dem alten Grabmal und den beiden Steingeneralen, das wir Antiques heißen." — „Danke schön," versetzte Alari, „tausend Schafe, die mein Zeichen tragen, müssen morgen auf die Berge. Ich bin vorausgegangen, um durch Feld und Haide Haltestellen und Weiden auszusuchen. Herrliche Thiere! und wenn ich eine Frau nehme, so soll sie den ganzen Tag die Nachtigallen singen hören. Hätte ich das Glück, daß Du, Mireille, mein Hochzeitsgeschenk annähmest, so würde ich Dir nicht ein Kleinod von Gold, sondern einen Becher anbieten, den ich aus Buchs für Dich geschnitzt." Dabei zog er aus der Tasche, sorgsam wie eine Reliquie eingewickelt, das herrliche Schnitzwerk, denn in einsamen Stunden liebte er es, auf einem Steine sitzend, sich an seiner Arbeit zu ergötzen. „In der That, Hirte," sagte Mireille, „Euer Geschenk versucht das Auge," und sie betrachtete aufmerksam den Becher. Dann gab sie ihn hastig zurück. „Mein Freier hat einen schöneren," sagte sie, „seine Liebe" — und ließ den reichen Hirtenkönig auf der Haide stehen. Dieser steckte den Becher wieder behutsam in die Tasche und ging seines Weges, verstört und verwundert, daß ein Mädchen einen Anderen als ihn lieben könne.

Zum Zirgelhofe kam auch Veranet, der Pferdehüter. Hundert weiße Wildpferde liefen ihm in der salzigen Camargue und weideten im hohen Sumpfrohr. Veranet kam zu Meister Ramon: „Guten Tag und Wohlsein, Meister, ich bin von der Camargue, der Enkel des Pferdehüters Petrus. Übrigens, Ihr müßt es sehen, denn wenigstens zwanzig Jahre lang hat mein Ahn mit seinen Rossen Euer Korn getreten. Ihr wißt, im Moor hatte er drei Roden (36 Pferde). Aber sähet Ihr jetzt, wie der Teig aufgegangen! Ihr könnt nur tüchtig schneiden mit der Sichel, wir haben jetzt sieben Roden (84 Pferde) und sieben Gespanne (14 Pferde)." — „Lange," sagte Ramon, „ja, lange mögest Du sie sehen und mehrend weiden. Ich kannte Deinen Ahn', fürwahr, eine alte Freundschaft war's zwischen uns, aber jetzt, da uns das Alter abgekühlt, bleiben wir ruhig im Schein der Hauslampe und Ade mit der Freundschaft!" — „Das ist nicht Alles," sagte der Jüngling, „Ihr wißt nicht,

was ich von Euch begehre. Oft, wenn die aus der Crau in die Camargue kamen, erzählten sie mir so von Eurer Tochter, daß wenn Ihr Veranet nach Eurem Sinne findet, er Euer Sohn sein möchte!" — „Veranet," rief Ramon, „könnte ich das erleben! Meines alten Freundes Kind kann mein Haus nur ehren." Und wie ein Mann, der Gott dem Herrn Dank sagt, hob er zum Himmel die beiden Hände und sprach: „Wenn Du dem Kinde gefällst (es ist mein Einziges), so zukomme Dir als Erstlingsmitgift die Ewigkeit der Heiligen und Gottes Segen." Sofort ließ der Vater das Kind rufen und setzte ihm rasch auseinander, was er mit Veranet verhandelt hatte. Erbleichend, mit verwirrtem Blick und zitternd vor Furcht stand Mireille da: „Aber woran denkt Ihr, Vater? So was muß sich langsam geben, habt Ihr mir oft selbst gesagt." Der Pferdehüter aber sagte bitter lächelnd: „Ade, Meister Ramon, ein Hirte aus der Camargue versteht sich auf Mückenbisse." Veranet ging traurig aber still in seine Camargue.

Und ehe der Sommer ging, kam ein dritter Werber auf den Zirgelhof. Das war Ourrias, der auf den Weiden der Sauvage im glühenden Sonnenschein, in den Winterstürmen und Platzregen seine Rinder weidete. Schwarz, gewaltig und weitberühmt sind die Stiere der Sauvage; einsam hütete sie Ourrias. In der Hürde geboren, mit den Farren aufgezogen, war er stark und groß und wild und schwarz geworden wie seine Stiere. Den Stachel in der Hand, zu Pferde kam er zum Hofe, als Mireille eben am Brunnen wusch. Ourrias redete sie an und sprach: „Guten Tag, Jungfrau, Du reinigest Deine Geschirre; erlaubst Du's, so will ich mein Roß an diesem Brunnen tränken."

„So viel Dir lieb ist," erwiederte das Mädchen; „Wasser fehlt uns nicht, Du magst Dein Pferd im Troge tränken."

„Mädchen," versetzte darauf das derbe Haidekind, „wenn Du als Hausfrau nach Silvareal kämest, wo man das Meer brausen hört, so hättest Du nicht so viel Arbeit wie hier. Die schwarze Kuh durchstreift die Ebene frei und wild, niemals wird sie gemolken, und die Frauen haben immer Feiertag."

„Junger Mann, im Ochsenlande sterben die Mädchen vor Langweile. Wer sich in fremde Gegenden verirrt, trinkt bitteres Wasser, und die Sonne verbrennt sein Angesicht."

„Mädchen, gegen die Sonne haben wir schattige Pinien."

„Junger Mann, Eure Pinien stehen zu fern von den Zirgelbäumen ab."

„Mädchen! Priester und junge Frauen können nie das Land voraus wissen, wo sie ihr Brod essen, sagt das Sprichwort."

„Wenn ich mein Brod nur mit solchen esse, die ich liebe, soll das Land mir gleich sein."

„Wenn's so ist, Mädchen, so komm' mit mir."

„Junger Mann, ich will mit Dir gehen, wenn man zu Schiffe nach Baux geht." (D. h. niemals, weil zwischen Baux und dem Hofe Berge und Haiden liegen.)

Dieser Gesang ist wohl unstreitig einer der schönsten des ganzen Buches. Er verräth ein tiefes Studium und ein hohes Verständniß Homers, und man dürfte kühn die Beschreibung der Schafheerde Alari's mit dem Schönsten vergleichen, was uns das klassische Alterthum gelassen. Andererseits bietet uns die Schilderung der Camargue mit ihren wilden Pferden ein ebenbürtiges Seitenstück zu den heute so beliebten Bildern tropischen Thier- und Pflanzenlebens:

„Auf der Sambu weiten Wüsten, wo die Cabridella blüht,
Weiden hundert weiße Rosse in des Moorlands hohem Ried,
Hundert schlanke weiße Hengste in der Freiheit wildem Muth;
Stolzig wallend, nie beschnitten, fällt der Mähnen stolze Fluth,
Flattert, wie die Feenschärpe durch der Abendlüfte Glüh'n,
Wenn die Hengste, lustverworren, trabend durch die Eb'ne flieh'n.
Niemals sah man still sich fügen das Camarguer Roß dem Sporn,
Und der Hand selbst, die es streichelt, bäumt es sich in edlem Zorn.
Aber Schmach der Menschentücke! Eingefangen durch Verrath,
Muß der Wildniß freier Liebling Lasten zieh'n auf fremdem Pfad, —
Bis urplötzlich, unversehens, wirft es wild den Reiter ab
Und mit off'nen, weiten Nüstern heimwärts jagt's in tollem Trab.
Zwanzig Meilen schwanken Moorlands sind für ihn ein einz'ger Sprung —
Nach zehn Tagen Knechtschaft fühlet es am Meer sich wieder jung.
Nur die Vaccares so schlanke, wilde, starke Rosse kennt,
Nur das Meer, das weite, freie, ist ihr heimisch Element.
Als ob eben erst entflohen sie des Meergotts Wagen sei'n,
Färbt sie noch der Gischt des Meerschaums mit dem weißen Schillerschein.
Und wenn Sturm die See aufwühlet, splitternd kracht der Schiffe Mast,
Der Camargue weiße Hengste tolle Lust urplötzlich faßt:
Peitschend schwingen sie die Schweife, stampfen zornig, wiehern wild,
Als ob tief in ihrem Fleische Neptuns Dreizack schmerzlich wühlt'."

Ebenso dürfen wir, wenn wir wieder von einigen zu freien Stellen absehen, den fünften Gesang zu den schöneren des ganzen Gedichtes rechnen. Wir bedauern sehr, daß der Dichter hie und da, wie es scheint, dem verdorbenen Geschmack des größeren Publikums eine feige

Concession machen zu müssen glaubte; wir bedauern dieß um so mehr, als die betreffenden Verse ganz gut ausbleiben konnten, ohne dem Fortschritt und der inneren Entwicklung der Handlung irgend welchen Eintrag zu thun; der Rest würde nur um so schöner hervortreten, je reiner und unbehinderter der Genuß ist. Wo ist von wahrer Freude und ruhigem Genusse bei einem Gedichte noch die Rede, so lange man fürchten muß, wenn auch nur selten, auf etwas Unpassendes zu stoßen? Der fünfte Gesang ist überschrieben: Der Ringkampf.

Ourrias, der Treiber, ritt von dannen, und überdachte in seinem Herzen die Schmach, die er am Brunnen erlitten. Sein Kopf war wirr, und die kochende Wuth trieb ihm das Blut in die faltenreiche Stirn. Er hätte mit den Felsblöcken der Haide Streit beginnen mögen, er hätte mit seinem Stachel die Sonne durchbohren können! Friedlich und freudig kam des Weges Vinzenz, der Korbflechter, barfuß und gelenk, wie eine grüne Eidechse. Sein Herz war voll süßer Träume und lichten Sonnenscheins. Auf einem engen Pfade begegneten sich Beide. Der Blitz zerschmettert den ersten Baum, den er antrifft, und das Herz im Leibe umgekehrt vor Zorn, rief Ourrias, der Ochsenbändiger: „Bist Du's vielleicht, herrenloser Hund, der Mireille bezaubert? Jedenfalls, Du Lumpensammler, da Du in jener Richtung gehst, sag' ihr, daß sie mich nicht kümmert mit ihrem Gelbschnabel!" Vinzenz zitterte, seine Seele flammte auf: „Flegel, willst Du, daß ich Dich biege, wie eine Weideruthe?" Das Auge blitzte ihm wie dem Leoparden, sein „braunes" Fleisch bebte. „Auf dem Kies sollst Du, Kopf voran, rollen, elender Landstreicher!" rief der Andere. „Wie eine Binse will ich Deine Gurgel drehen, elende Memme, fliehe, oder Du wirst lebend Deine Tamarinden nicht mehr sehen!" versetzte seinerseits zornvergessen der Korbflechter. Selig, endlich ein Wesen gefunden zu haben, an dem sein Muth sich kühlen konnte, sagte der Ochsentreiber mit dumpfer Ruhe: „Eine Minute, laß mich erst meine Pfeife stopfen." Er stieg vom Pferde, die Pfeife im Mund steht er eine Weile Vinzenz gegenüber; es beginnt eine Reihe Schimpf- und Schmachreden, und endlich regnen die Schläge. Beide ringen eine Weile mit Kraft und Gewandtheit, Ourrias unterliegt und blutet aus Mund und Nase. Als Vinzenz seinen Gegner genugsam gedemüthigt glaubt, läßt er ab und geht seines Weges. Ourrias aber erhebt sich — ein finsterer Gedanke durchzuckt seine Seele; er ergreift seinen eisernen Stachel, schleicht hinter Vinzenz her, fällt ihm in den Rücken und durchbohrt ihn mit der Waffe. Blutend und be-

sinnungslos stürzt das Opfer in das blühende Haidekraut! — Die Crau war still und stumm, in der Ferne verlor sich ihr Ende im Meere, und das Meer im blauen Himmel; die wilden Schwäne, die leuchtenden Flamingo's mit ihren Feuerflügeln grüßten schwebend auf den Silberteichen die scheidende Tageshelle. Der Stierbändiger aber spornte sein Roß durch die einsame Haide. Schon schimmerte im Mondenschein die Rhone „wie ein müder Pilger, der im dunklen Bergthal entschlummert liegt". „Die Wölfe der Crau werden Hochzeit halten diese Nacht," murmelte der Mörder zwischen den blutigen Zähnen. „Könnet Ihr mich und meine Stute nicht übersetzen?" schrie Ourrias schon aus der Ferne dem Rhoneschiffer zu. Und der Mörder setzte sich in den Kahn, das Roß schwamm hinter ihm. Mitten auf dem Strom aber beginnt die Barke zu schwanken, die Ruderer vermögen sie nicht mehr zu bewältigen. „Fremder," schreien sie voll Entsetzen, Du hast einen Menschen erschlagen!" — „Ich?" schwört Ourrias, „Satan soll mich in die Tiefe ziehen, wenn's wahr ist, was Du lügst!" Der Fischer besinnt sich: „Ich täusche mich, Fremder, es ist heute die Medardusnacht, und die unseligen Ertrunkenen kommen heute wieder. Schau' nur, drüben im Nebel beginnt schon die lange Prozession." — „Die Barke schöpft Wasser!" schrie Ourrias auf. Die Fischer rudern mit Macht und mit Hast, Ourrias wirft voll Angst das eindringende Wasser hinaus — die Barke schwankt und kracht und — sinkt. Ganz nahe am Ufer lösen sich die morschen Bretter, die Schiffer werfen sich in den Strom — Ourrias kann nicht schwimmen, er sinkt und ertrinkt.

Am folgenden Morgen — so erzählt uns nun der sechste Gesang, die Zauberin überschrieben — fanden drei Männer, die von der Stadt kamen, den todwunden Vinzenz auf der Haide. Sie wickelten ihn in ihre Mäntel und trugen ihn in das nächste Haus — den Zirgelhof. Dort wurde der Knabe untersucht, seine Wunde gewaschen und verbunden. Die Mutter Mireille's, abergläubisch wie viele Landleute, gab den Rath, man möge den Kranken zur Zauberin Taven bringen, die werde ihm helfen, „denn je gefährlicher die Wunde, um so mächtiger sei die Hexenmacht". — Vier Knechte trugen Vinzenz auf einer Bahre in die Höhle zur alten Taven, die unter vielen geheimnißvollen Reden und Zeichen ihn mit ihrer Hexensalbe und Beschwörung zum Leben zurückruft und vollständig heilt.

Die Hexenscene, an und für sich im Geschmack solcher Schilderungen gehalten, will uns in dem neuen Rahmen nicht recht gefallen. Ein Blocks-

berg und eine Walpurgisnacht am hellen Tag, im vollen Licht der Mittagssonne, Zauberinnen und Hexenküchen im Jahrhundert der Aufklärung, der Eisenbahnen und der Kritik — das will sich nicht wohl zusammenreimen. So erscheint uns dieser Gesang als ein hors d'oeuvre, das höchstens die schwache Bedeutung eines Theatereffektes, aber keinenfalls die Wirkung und den Namen eines wahren Kunstwerkes beansprucht.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Die Abstammung des Menschen nach Darwin und Haeckel.

(Fortsetzung.)

III. Die „geistigen Fähigkeiten" der Thiere.

1. Unsere Darlegung der Ideen Darwins hat uns bis jetzt schon so außerordentliche Proben von „Wissenschaftlichkeit" gezeigt, daß eine Verfolgung der weitern Irrfahrten des englischen Gelehrten fast überflüssig erscheint. Auch müssen wir beinahe den Vorwurf fürchten, als thäten wir den Abgeschmacktheiten des berühmten Naturforschers zu viele Ehre an. Nichtsdestoweniger glauben wir die „wissenschaftliche" Züchtung der Intelligenz und Moralität Darwins nicht übergehen zu sollen: einestheils, um unsere Erörterungen nicht unvollendet zu lassen, anderntheils, weil diese Seite seines Werkes ja den Verdiensten des englischen Gelehrten um die „Wissenschaft" die Krone aufsetzt.

Der Träger deutscher „Wissenschaftlichkeit" in Jena, Dr. Haeckel, hatte sich die Sache außerordentlich leicht gemacht[1]. Er verbindet mit der Descendenztheorie als einem empirisch begründeten Induktionsgesetz die Pithekoidentheorie oder Affenabstammung des Menschen als Deduktionsgesetz, findet dann gleichsam zum Überflusse in der „Zart-

[1] Wenigstens in der zweiten Auflage seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte" vom Jahre 1870. Ob er sich in der neuen Auflage Dank der seitdem erschienenen Werke Darwins zu einem minder „wissenschaftlichen Beweise" herbeigelassen, wissen wir nicht; denn wir hielten die Anschaffung derselben für eine mehr als überflüssige Ausgabe.

heit und Wärme der Empfindungen, in den psychologischen Vorgängen des Denkens und in der Entschiedenheit und Stärke des Willens" eine weit größere Annäherung der höchstentwickelten Thiere zum Menschen, als der niedern Thiere zu erstern (S. 654); und damit ist dann für seine Wissenschaftlichkeit die Sache abgemacht.

Darwin weicht auch hier wieder von dieser „streng wissenschaftlichen" Richtung ab; er entwirft eine Skizze seiner Geistesgenealogie und gibt sich die Mühe, seine intellektuellen und moralischen Eigenschaften in möglichst nahe Beziehung zu denjenigen verschiedener Thiere zu bringen. Bevor wir jedoch seinen Wegen nachgehen, müssen wir eines Kunstgriffes erwähnen, der (ob wissentlich oder nicht, lassen wir unentschieden) sich in allen „Beweisen" unserer Affentheoretiker wiederfindet. Sie alle beschäftigen sich außerordentlich viel mit jenen Völkerstämmen, welche auf der tiefsten Stufe geistiger und sittlicher Bildung stehen; diese sollen die tiefe Kluft zwischen Menschen und Thieren überbrücken, und unsere „Wissenschaftlichen" rechnen darauf, daß diese Brücke für die Gedankenschwere ihres Publikums immerhin fest genug sein werde. So meint der gelehrte Professor von Jena, „wenn man die niedrigsten, affenähnlichsten Menschen, die Australneger, Buschmänner, Andamanen u. s. w., einerseits mit den höchstentwickelten Thieren, z. B. Affen, Hunden, Elephanten, andererseits mit den höchstentwickelten Menschen, einem Newton, Spinoza, Kant, Lamark, Goethe zusammenstelle, so werde die Behauptung nicht mehr übertrieben erscheinen, daß das Seelenleben der höhern Säugethiere sich stufenweise zu denjenigen des Menschen entwickelt hat" (S. 655). Weßhalb? Hat denn für den Jenenser Philosophen κατ' ἐξοχήν der Mensch dann und deßhalb die Seele eines Thieres, wann und weil er lebt, wie ein Thier? Ach wie Viele muß er dann für Thiere halten, die bei der ersten oberflächlichen Bekanntschaft Menschen zu sein schienen!

Nach diesen Vorbemerkungen möge uns Darwin selbst „den deutlichen Nachweis liefern, daß zwischen den Menschen und den höhern Säugethieren kein fundamentaler Unterschied in Beziehung auf ihre geistigen Fähigkeiten bestehe" (I. S. 29).

Es lohnt sich nicht der Mühe, Alles, was unser Gelehrter in nähere oder entferntere Beziehung zu diesem „deutlichen Nachweise" bringt, zu erwähnen; auch dürfen wir in unserer Erörterung gerechte Grenzen nicht überschreiten; daher müssen wir vor Allem bemüht sein, aus dem gewaltigen Wirrwarr seiner Deduktionen dasjenige herauszulesen, was

seine Gedanken am bezeichnendsten ausdrückt und einem „Beweis" am nächsten kommt. Darwin selbst findet dieses Chaos mit der Bemerkung gerechtfertigt, daß „keine Eintheilung der geistigen Fähigkeiten ganz allgemein angenommen worden sei; er werde daher seine Bemerkungen in einer seinem Zwecke am meisten dienenden Weise anordnen und diejenigen Thatsachen auswählen, welche ihn am meisten frappirt hätten, in der Hoffnung, daß sie auch auf den Leser ihre Wirkung äußern würden" (I. S. 27).

Wir wollen mit dem englischen Gelehrten nicht darüber rechten, daß er sich so leicht eines geordneten Vorangehens überhebt, um unter „Thatsachen" ganz nach seinem Belieben auszuwählen. Lieber möchten wir von ihm erfahren, wie er einen langen Traktat über Instinkt, Intelligenz, Verstand u. s. w. schreiben kann, ohne irgendwo zu sagen, was er unter alledem versteht, ja ohne selbst einige Klarheit über diese Begriffe an den Tag zu legen. So hören wir von „intellektuellen", „intellektuelleren" und höchst intellektuellen oder „höhern Fähigkeiten"; eine Eintheilung, die vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet wenigstens ganz neu ist, vom Nützlichkeitsstandpunkte Darwins aus aber wohl als „seinem Zwecke am meisten dienend" angesehen werden mag. Denn wie nahe liegt es nicht, daß der Superlativ keinen „fundamentalen Unterschied" begründen könne, wenn Positiv und Comparativ als den Thieren und Menschen gemeinsam „nachgewiesen" wurden. Und Darwin scheint wirklich der Ansicht zu sein, den letzteren Nachweis beigebracht zu haben. Wie, wollen wir sehen, indem wir seiner Eintheilung folgen, da sich ja nun einmal um diese die von ihm angeführten „Thatsachen" am besten gruppiren. An vierter Stelle werden wir dann noch die Art und Weise beleuchten, wie Darwin den Einwürfen gegen seine Affenabstammung begegnet.

2. Die „intellektuellen Fähigkeiten" führt unser Forscher mit der Bemerkung ein, daß „die niedern Thiere offenbar wie der Mensch Freude und Schmerz, Glück und Elend empfinden" ...

„Der Schreck," sagt er, „wirkt auf sie in ähnlicher Weise, wie auf uns... Verdacht, das Kind der Gefahr, ist äußerst charakteristisch für viele wilde Thiere. Muth und Furchtsamkeit sind bei Individuen einer und derselben Spezies äußerst veränderliche Eigenschaften, wie wir bei unsern Hunden deutlich sehen. Manche Hunde und Pferde sind schlechten Temperaments und werden leicht bös, andere sind guten Temperaments ... Viele und wahrscheinlich wahre Anekdoten hat man von der lange verschobenen und überlegten Rache verschiedener Thiere veröffentlicht. Die Liebe eines Hundes für seinen

Herrn ist eine notorische Thatsache, im Todeskampfe hat er seinen Herrn noch geliebkost, und Alle haben davon gehört, wie ein Hund, an dem man die Vivisektion ausführte, die Hand seines Operateurs leckte. Wenn dieser Mann nicht ein Herz von Stein hatte, so muß er bis zur letzten Stunde seines Lebens Gewissensbisse gefühlt haben. Whewell hat bemerkt: „„Wer nur die rührenden Beispiele mütterlicher Liebe liest, die so oft von Frauen aller Nationen und von den Weibchen aller Thiere erzählt worden sind, kann der wohl zweifeln, daß das Princip der Thätigkeit in beiden Fällen dasselbe ist?"" ... Jedermann hat gesehen, wie eifersüchtig ein Hund auf die Liebe seines Herrn ist, wenn diese auch irgend einem andern Wesen erwiesen wird. Dieses zeigt, daß die Thiere nicht bloß Liebe, sondern auch die Sehnsucht haben, geliebt zu werden. Die Thiere haben offenbar Ehrgeiz; sie lieben Anerkennung und Lob, und ein Hund, welcher seinem Herrn einen Korb trägt, zeigt Selbstgefälligkeit und Stolz in hohem Grade. Ich glaube, es kann kein Zweifel sein, daß ein Hund Schamgefühl zeigt, und zwar verschieden von Furcht, ebenso etwas von Bescheidenheit, wenn er zu oft um Nahrung bettelt. Ein großer Hund verachtet das Knurren eines kleinen, und das könnte man Großmuth nennen. Mehrere Beobachter haben angegeben, daß es Affen sicher nicht leiden können, ausgelacht zu werden, und sie empfinden zuweilen eingebildete Beleidigungen. Im zoologischen Garten sah ich einen Pavian, der jedesmal in grenzenlose Wuth gerieth, wenn sein Wärter einen Brief oder ein Buch herausholte und ihm laut vorlas; und diese Wuth war so heftig, daß er bei einer Gelegenheit, bei welcher ich selbst zugegen war, in sein eigenes Bein biß, bis das Blut kam." (I. S. 33—35.)

Da haben wir allerdings eine Menge von Thatsachen; aber offen gestanden, begreifen wir nicht, daß Darwin dieselben aufführen, ja sogar über den Ausdruck dieser „Gemüthsbewegungen" ein eigenes Buch schreiben konnte[1], um den „fundamentalen Unterschied" zwischen Menschen und Thieren zu beseitigen. Denn für wen braucht noch bewiesen zu werden, daß die höhern Thiere eine ähnliche Organisation haben, wie der Mensch? Was Wunder also, wenn wir bei ihnen auch Gefühlsäußerungen wahrnehmen, ähnlich denjenigen des Menschen? Sie streben nach Dingen, die ihnen angenehm sind, folgen demjenigen, der für sie sorgt, und haben sie erreicht, was ihnen Befriedigung gewährt, so geben sie Zeichen ihrer Zufriedenheit, sie äußern, wie Darwin sagt,

[1] Es wäre überflüssig, dieses letzte Werk Darwins hier zu berücksichtigen; denn dasselbe befaßt sich ausschließlich mit den sinnlichen Erregungen des Menschen, um endlich zum Schlusse zu kommen, daß sich dieselben in analoger Weise äußern, wie bei den Thieren. Dieser Schluß wird von Niemanden beanstandet, da Jedermann weiß, daß der Mensch ein den höheren Thieren analog gebautes sinnliches Wesen ist.

ihre „Freude", ihr „Glück", ihre „Liebe". Andererseits aber vermeiden die Thiere Alles, was ihnen unangenehm ist, fliehen vor demjenigen, was ihnen feindlich gegenübertritt, und wenn sie verletzt werden, erleiden sie Konvulsionen und geben Töne von sich, ähnlich denjenigen, welche wir in analogen Fällen beim Menschen wahrnehmen; Darwin würde sagen, die Thiere äußern ihre „Furchtsamkeit", ihren „Verdacht", ihren „Schmerz", ihr „Elend". Dieses also war es sicher nicht, was Darwin zu beweisen hatte, um den fundamentalen Unterschied zwischen Menschen und Thieren zu beseitigen. Er brauchte uns nicht zu sagen, daß ein Hund die Farben einer Schöpfung Michel Angelo's ebenso gut wahrnimmt, wie der Mensch; er hatte zu zeigen, daß in jenem dieselben Gefühle der Bewunderung, der Freude, des Genusses entstehen, welche uns vor derselben ergreifen. Es war überflüssig, zu erwähnen, daß der Hund Schmerz empfindet und heult, wenn er gepeitscht wird; Darwin mußte beweisen, daß sein Schmerz intensiver ist, wenn er von seinem Herrn, den er liebt, gestraft wird, als wenn er mit irgend einem Fremden in unangenehme Berührung kommt; er mußte darthun, daß der Hund, welcher von seinem „geliebten" Herrn gezüchtigt wird, einen Schmerz empfindet, ähnlich demjenigen eines Menschen, gegen welchen sich unverdient die Hand eines Wohlthäters erhob. Kurz, die Aufgabe Darwins bestand nicht darin, zu zeigen, daß die Thiere *ähnliche Gemüthserregungen offenbaren, wie der Mensch*, sondern, daß sich im Menschen *keine Affekte äußern, welche von denjenigen des Thieres fundamental verschieden sind*. Aber von dieser Aufgabe scheint unser Forscher keine Idee zu haben; er begnügt sich, mit der mehrdeutigen Bezeichnung wissenschaftlichen Humbug zu treiben.

Dazu beschenkt er dann noch den Leser in dem „zweifellosen Schamgefühle" des Hundes, seinem „Etwas von Bescheidenheit", seinem „sehnsüchtigen Verlangen nach Liebe", seiner „Großmuth" und der „Empfindung eingebildeter Beleidigungen seitens des Pavians" mit den krankhaften Auswüchsen einer phantastischen Naturanschauung, um endlich noch das heiligste Gefühl, welches den Menschen beseelt, in den Koth zu ziehen. Wir sprechen hier nicht von der „Liebe" jenes Hundes, welcher während der Vivisektion die Hand seines Herrn leckte; ist diese Geschichte wahr, so beweist sie, daß der Hund etwas vermag, wozu der *rein natürliche* Mensch niemals fähig ist, nicht aber, daß der Hund eine menschliche Liebe fühlt. Wir wollen nur noch jenes Gefühl erwähnen, dessen „Princip bei Menschen und Thiere dasselbe ist". Be-

gnügte sich Darwin damit, zu sagen, daß der menschlichen Mutterliebe eine instinktartige Unterlage zu Grunde liege, ähnlich wie der Jungenliebe der Thiere, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden. Aber die Wahrheit würde nicht die Abwesenheit eines fundamentalen Unterschiedes zwischen Menschen und Thieren beweisen, und daher muß sich dann nach Darwin die thierische Jungenliebe auf menschliche Weise äußern. Um aber zu sehen, wie wenig dieses der Wahrheit entspricht, schließe man nur eine eben ausgekommene Vogelbrut in der Nähe ihres Neststandes in einen Bauer ein und man wird anfangs wegen der geschäftigen Sorge der Alten aller Pflege derselben sich überheben dürfen. Fangen die Jungen aber an, flügge zu werden, so wird man eine auffallende Abnahme in der „Liebe" der Alten wahrnehmen; endlich hört ihre fürsorgliche Pflege ganz auf, die früher so „heiß geliebten" Jungen werden von ihren Eltern nicht mehr gekannt und gehen durch Hunger zu Grunde, wenn nicht der Eigenthümer sich derselben annimmt; und will derselbe dann einmal auf die Vögel dort draußen achten, so wird er beobachten, daß die Seinigen gerade zu der Zeit verlassen wurden, wo sie in der Freiheit gelernt haben würden, für sich selbst zu sorgen. Die Jungenliebe der Vögel und aller Thiere steht also im genauen Verhältnisse zu der Hilfsbedürftigkeit der Jungen, und hört auf, wenn die Normalzeit dieser verstrichen ist. Noch eine andere Beobachtung kann von einem Jeden gemacht werden. Es ist allbekannt, daß die Intensität des Fortpflanzungstriebes der Thiere vom Frühjahre bis zum Herbste abnimmt, um im Winter ziemlich vollständig zu erlöschen. Diese Thatsache gilt auch von solchen Thieren, welche sich mehreremal paaren. Man beobachte nun derartige Paare, etwa der Schwarzdrossel, und man wird finden, daß die Sorge derselben für ihre Jungen um so nachlässiger wird, je mehr sich die Brutzeit dem Winter nähert. Gefahren, welche im Frühjahre zu heftiger Gegenwehr reizten, genügen im Herbste, um die Alten zum vollständigen Aufgeben ihrer Jungen zu veranlassen. Die Jungenliebe der Thiere steht also auch im Verhältnisse zur Intensität des Fortpflanzungstriebes [1].

Wer anders als der Affentheoretiker darf sich erlauben, diese Jungenliebe mit der Liebe einer menschlichen Mutter zu vergleichen? mit einer Liebe, welche die ganze Zukunft des Kindes umfaßt, beständig fürchtet und hofft, das liebende Herz mit Bitterkeit erfüllt oder in Freude und

[1] Vgl. über die Jungenliebe: Altum, der Vogel und sein Leben.

Glück versenkt, welche den Tod des geliebten Sohnes überdauert und seine Seele in's Jenseits begleitet, bis auch aus diesem Herzen das Leben gewichen ist?

3. Wenden wir uns mit Darwin den „intellektuelleren Fähigkeiten" zu, so erfahren wir, daß dieselben „von großer Bedeutung sind, da sie die Grundlage zur Entwicklung der höhern geistigen Kräfte bilden."

„Die Thiere," so werden wir belehrt, „freuen sich offenbar der Anregung und leiden unter der Langweile, wie man bei Hunden und nach Rengger bei Affen sehen kann. Alle Thiere empfinden Verwunderung und viele zeigen Neugierde ... Das Princip der Nachahmung ist beim Menschen sehr stark, und besonders beim Menschen in einem barbarischen Zustande. Desor hat bemerkt, daß kein Thier eine vom Menschen willkürlich verrichtete Handlung nachahmt, bis wir, in der Stufenleiter aufsteigend, zu den Affen kommen, von denen ja bekannt ist, daß sie in lächerlicher Weise nachahmen. Thiere ahmen aber zuweilen ihre Handlungen unter einander nach ... Kaum irgend eine Fähigkeit ist für den intellektuellen Fortschritt des Menschen von größerer Bedeutung, als die Fähigkeit der Aufmerksamkeit; Thiere zeigen diese Fähigkeit offenbar; so, wenn eine Katze vor einer Höhle wartet und sich vorbereitet, auf ihre Beute zu springen ... Es ist fast überflüssig, noch zu erwähnen, daß Thiere ein ausgezeichnetes Gedächtniß für Personen und Orte haben ... Die Einbildungskraft ist eine der höchsten (!!) Prärogativen (!) des Menschen ... Da Hunde, Katzen, Pferde und wahrscheinlich alle höhern Thiere, selbst Vögel, wie nach gewichtigen Auktoritäten angeführt wird, lebhafte Träume haben, und sich dieß durch ihre Bewegungen und ihre Stimme zeigt, so müssen wir auch zugeben, daß sie eine gewisse Einbildungskraft haben."

„Unter allen Fähigkeiten des menschlichen Geistes steht, wie wohl allgemein zugegeben wird, der Verstand obenan. Es bestreiten nun wohl wenige Personen noch, daß die Thiere eine gewisse Fähigkeit des Nachdenkens haben. Fortwährend kann man sehen, daß Thiere zuwarten, überlegen und sich entschließen. Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß, je mehr die Lebensweise eines besondern Thieres von einem Naturforscher beobachtet wird, dieser ihm desto mehr Verstand und desto weniger die Handlungen nicht gelernten Instinkten zuschreibt .... Es sind so viele Fälle angeführt worden, welche zeigen, wie Thiere einen gewissen Grad von Verstand besitzen, daß ich hier nur zwei oder drei von Rengger gewährleistete Beispiele anführen will. Er gibt an, daß, als er seinen Affen zuerst Eier gab, sie dieselben zerbrachen und daher viel von ihrem Inhalt verloren. Später (ob er ihnen unterdessen die Operation einigemal vorgemacht, erzählt Herr Rengger nicht) schlugen sie vorsichtig das eine Ende an einen harten Körper und nahmen die Schalenstückchen mit ihren Fingern heraus. Hatten sie sich einmal mit irgend einem scharfen Werkzeug geschnitten, so wollten sie es nicht mehr berühren, oder es nur mit der größten Vorsicht behandeln. Stücke Zuckers

wurden ihnen oft in Papier eingewickelt gegeben, und Rengger that zuweilen eine lebendige Wespe in das Papier, so daß sie beim heftigen Entfalten gestochen wurden. War dieß einmal der Fall gewesen, so hielten sie stets das Päckchen zuerst an die Ohren, um irgend eine Bewegung im Innern zu entdecken. Wer durch Thatsachen, wie die vorliegenden, und durch das, was er bei seinen eigenen Hunden beobachten kann, nicht überzeugt wird, daß Thiere überlegen können, der wird durch nichts, was ich noch hinzufügen könnte, überzeugt werden. Nichtsdestoweniger will ich in Bezug auf Hunde einen Fall erwähnen, der von zwei verschiedenen Beobachtern bezeugt wird und kaum von der Modifikation irgend eines Instinktes abhängen kann. — Mr. Colquhoun schoß zwei wilde Enten flügellahm, welche auf das jenseitige Ufer eines Flusses fielen. Sein Wasserhund suchte beide auf einmal herüberzubringen, es gelang ihm aber nicht. Trotzdem man wußte, daß er nie vorher einem Vogel auch nur eine Feder gekrümmt hätte, biß er die eine Ente todt, brachte die andere herüber und ging nun zu dem todten Vogel zurück. Oberst Hutchinson erzählt, daß zwei Rebhühner auf einmal geschossen wurden, das eine wurde getödtet, das andere verwundet. Das letztere rannte fort und wurde vom Hunde gefangen, welcher auf dem Rückwege bei dem todten Vogel vorbeikam. Er blieb stehen, offenbar sehr in Verlegenheit, und nach ein- oder zweimaligen Versuchen, wobei er fand, daß er es nicht mitnehmen konnte, ohne das flügellahm geschossene entwischen zu lassen, überlegte er einen Augenblick, biß dann dieses mit einem kräftigen Ruck absichtlich todt und brachte beide Vögel auf einmal. Es war dieß das einzige bekannte Beispiel, daß er je mit Absicht irgend ein Wildpret verletzt hätte. Hier haben wir Verstand, wenn auch nicht durchaus vollkommenen. Denn der Hund hätte den verwundeten Vogel zuerst bringen und dann nach dem todten zurückkehren können, wie es in dem Falle mit den zwei Enten geschah." (I. S. 35—40.)

Holen wir unter dieser neuen Last von „Beweisen" einmal Athem. Über die erste Reihe von Thatsachen dürften wir stillschweigend hinweggehen, da Jeder sofort erkennt, daß sie willkürlich von den früher erwähnten „intellektuellen Fähigkeiten" getrennt wurden und von ihnen dasselbe gilt, was wir von diesen sagten. Darwin zeige uns, daß das Thier etwas Anderes wahrnimmt, als was es in dem betreffenden Momente sinnlich erfährt, daß es sich an etwas Anderes erinnern kann, als was es einmal erfahren hat, daß es, wie der Mensch, über vergangene und gegenwärtige Empfindungen nachdenkt, sie combinirt, sich in seiner Phantasie neue Objekte bildet und dieselben äußerlich zu verwirklichen sucht; — dann und nur dann wird er angefangen haben, den Weg eines *Beweises* gegen den fundamentalen Unterschied zwischen Menschen und Thieren zu betreten.

Hat er sich bei seiner Erörterung über den „Verstand" der Thiere diesem Wege genähert? Wir wollen sehen. Zunächst möchte es fast

scheinen, als ob er eine doppelte Verstandesäußerung beim Menschen entdeckt habe: die eine, welche er an der angeführten Stelle auch bei den Thieren wiederfindet, und eine andere, welche er auf Seite 52 unter der Rubrik „der höheren Fähigkeiten: Selbstbewußtsein, Individualität, Abstraktion, allgemeine Ideen u. s. w." aufführt; denn es ist doch offenbar unser Verstand, welcher durch Abstraktion zu allgemeinen Ideen gelangt. An und für sich hätten wir gegen diese Eintheilung nichts einzuwenden, wenn wir es auch für sehr mißlich halten, daß durchaus von einander verschiedene Fähigkeiten mit demselben Namen bezeichnet werden. Aber Darwin ist es um nichts weniger, denn um eine scharfe Trennung zu thun; deßhalb legt er in der Deutung seiner Anekdoten den Thieren dieselbe Abstraktionsthätigkeit bei, die er auf Seite 52 bei denselben nicht finden zu können eingesteht.

Nehmen wir nämlich die beiden Jägergeschichtchen ganz so hin, wie uns dieselben von Darwin schwarz auf weiß vorgelegt werden, so haben wir es gewiß mit gescheidten Hunden zu thun. Denn man beachte nur, welche lange logische Schlußreihe der Hund des Mr. Colquhoun machen mußte, um zu seiner Exekution zu gelangen. Er hätte folgendermaßen schließen und folgenden Monolog halten müssen: „Da hat mein Herr zwei Enten auf einmal getroffen, aber sie unglücklicherweise nur flügellahm geschossen; beide zugleich kann ich unmöglich lebend hinüberbringen, denn will ich die eine fassen, so entwischt mir die andere. Gehe ich mit derjenigen, die ich da im Maule habe, zuerst zu meinem Herrn, so wird die andere unterdessen das Weite suchen und wer weiß, ob ich ihrer jemals wieder habhaft werde. Aber wenn sie entkommt, — o, das würde eine Tracht Prügel absetzen! Schon die Erinnerung an das, was mir in jungen Tagen in solchen Fällen zu Theil wurde, macht mich schaudern. Also, einem Entkommen muß ich vorbeugen; aber wie? Wenn ich den beiden Enten den Garaus machte? Doch wehe! Da tritt die fühlbare Münze vor meine Seele, welche mir ausgezahlt wurde, so oft ich in jugendlichem Übermuthe auch nur die Feder eines Vogels verletzte. Also Prügel, wenn ich nur eine bringe und die andere sich aus dem Staube macht, und Prügel, wenn ich dem mir abgepeitschten Raubthiertriebe in dieser Verlegenheit freien Lauf lasse. Was also thun? Halt, wenn ich nur die eine, welche mir da im Maule so herumzappelt, aus dem Leben befördere, und sie apportire, nachdem ich die andere lebendig hinüberbrachte? Vielleicht, daß mein Herr ein Einsehen hat, und mir in Anbetracht der schwierigen Lage, in welche mich sein

Schuß brachte, die Hiebe schenkt. Zudem hätte ich dann noch die Genugthuung, wieder einmal ungestraft dem von meinen unkultivirten Vorvordern ererbten Triebe nachgegeben und ordentlich zugebissen zu haben." — Gedacht, gethan; was er im Maule hat, beißt er todt, legt's sanft hin, ergreift die noch lebende Ente und trägt sie zu Mr. Colquhoun. Der Hund hatte sich nicht verrechnet, sein Herr war wirklich so vernünftig, einzusehen, daß dieses das Beste war, was sein Hund in dem gegebenen Falle thun konnte.

Das war nun allerdings ein sehr gescheidter Hund, dieser Hund des Mr. Colquhoun, der eine so lange Schlußfolgerung machen und einen so schönen Monolog halten kann! Schade, daß die Affen nicht so gescheidt sind, sonst könnten wir es Darwin fast kaum mehr verargen, daß er mit so großer Vorliebe seinen Stammbaum gerade auf sie zurückführen möchte. Schade auch, daß wir nur den einen Hund des Mr. Colquhoun kennen, der einen solchen Grad geistiger Entwicklung erlangt hat, und sie nicht einmal seinen Nachkommen zu erhalten wußte. Denn, was den Hund des Mr. Hutchinson anlangt, so begreifen wir gar nicht, wie der Oberst seinem Hunde deßhalb die Prügel schenken konnte, weil derselbe ihn trotz der Entfernung in seiner Seele hatte lesen lassen, daß „er einen Augenblick überlegte". Denn dieser hatte doch ohne jedwede Nothwendigkeit sich von dem ererbten Mordtriebe seiner Vorfahren hinreißen lassen, hatte so leichtsinnig die eindringlichen Lehren seiner Jugenderziehung hintangesetzt, daß er schon verdient hätte, an dieselben wieder in wirksamer Weise erinnert zu werden.

Und dieses führt uns auf den Gedanken, daß auch der Hund des Mr. Colquhoun nicht gerade von jedem Jäger das Lob erfahren dürfte, welches ihm sein Herr und Mr. Darwin spenden. An einen guten Vorstehhund stellt nämlich Diezel unter Andern folgende Anforderungen:

„Ein ebenso schwieriger und fast noch schwierigerer Punkt (bei der Dressur) ist die tief in des Hundes Natur liegende Begierde, jeden ihm in's Gesicht kommenden Hasen zu verfolgen. Hier hat er einen um so schwereren Kampf zu bestehen, als es ja unstreitig die Bestimmung des Hundes ist, das Wild zu verfolgen und zu fangen. Es muß augenscheinlich der Hund hier seine Natur verleugnen, und er verleugnet sie auch wirklich (d. h. diese „Verleugnung" seiner Natur wird ihm wirklich angeprügelt). Denn nachdem er eine Viertelstunde lang vor dem Lager des Hasen gestanden hat, darf er, wenn dieser aufsteht und entflieht, ihm dennoch keinen Schritt nachfolgen, viel weniger noch im Lager selbst, oder im Augenblick des Entweichens ihn ergreifen oder tödten. Er darf es sogar dann nicht thun, wenn ein in voller Flucht be-

findlicher Hase sich seinen Zähnen gleichsam freiwillig darbietet und sozusagen in den Rachen hineinlaufen würde."

Da meinen wir, der Wunderhund des Mr. Colquhoun dürfte am Ende noch als ein schlechter Jagdhund befunden werden. Dieser hat nämlich, wie uns Diezel sagt, zwei Triebe: den natürlichen der Raubthiere, der ihn treibt, seine Beute zu fangen und zu tödten, und einen angezüchteten, der ihn das Wild fangen, aber nicht tödten, sondern lebend apportiren lehrt. Der merkwürdige Hund, von welchem wir reden, hatte, wie er es durch die Prügel seiner jungen Tage gelernt, die eine Ente gefangen, um sie lebendig seinem Herrn zu bringen. Mit derselben im Maule sieht er die zweite Ente, welche durch ihre Bewegung seinen Fangtrieb stärker reizt, als die, welche er bereits gefangen hat. Was geschieht? Ganz dasselbe, was wir bei einem Hunde beobachten, der einen Knochen im Maule hat, und plötzlich die Aussicht auf Acquisition eines leckern Stückes Fleisch gewinnt; er läßt den Knochen fallen und reißt das Fleisch an sich. Aber der Hund ist ein Raubthier, und sein Raubthiertrieb drängt ihn, zu tödten, was er einmal gefaßt hat, wenn ihn nicht ein stärkerer Eindruck (d. h. die durch reichliche Prügel angezüchtete Gewohnheit) daran hindert. Dieser Eindruck war nun beim Hunde des Mr. Colquhoun nicht so stark, daß er auch in einem so schwierigen Falle, wie der erzählte, seine „Natur verleugnet" hätte; deßhalb sagten wir, daß derselbe ein schlechter Jagdhund war.

Vollends nun der Rengger'sche Affe, welcher Darwin so sehr von der überlegenden d. h. ratiocinirenden Fähigkeit des Thieres überzeugt, überlegte genau so viel, wie ein Hund, dem einigemal auf den Ruf seines Herrn zum Danke für seine Folgsamkeit ein spanisches Rohr applizirt wurde. Wird derselbe nach einigen bittern Erfahrungen wieder gerufen, so sieht er zuerst nach den Händen seines gestrengen Meisters, ob dieselben wieder mit dem Dinge bewaffnet sind, das in eine so unangenehme Berührung mit ihm gekommen; je nach dem Eindrucke, den seine Augen erhalten, wird sich das Benehmen des Thieres so oder anders gestalten. Was hier der Hund, dasselbe that dort der Affe; nur daß dieser mit dem Gehörsinne auf das summende Wesen achtete, welches früher nach dem Öffnen eines solchen Päckchens die Befreiung aus seinem Gefängnisse ihn so empfindlich hatte fühlen lassen.

Die Illustration dieser Verstandesäußerungen der Thiere wird genügen, um den interessantesten Schluß unseres Gelehrten zu charakterisiren. „Ich glaube," sagt derselbe, „es ist nun gezeigt worden, daß

der Mensch und die höhern Thiere, besonders die Primaten (d. h. Affen), einige wenige Instinkte gemeinsam haben. Alle haben dieselben Sinneseindrücke und Empfindungen, ähnliche Leidenschaften, Affekte und Erregungen, selbst die komplexern. Sie fühlen Verwunderung und Neugierde, sie besitzen dieselben Kräfte der Nachahmung, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Einbildung, des Verstandes, wenn auch in verschiedenen Graden" (I. S. 40).

Uns scheint diese Art „wissenschaftlicher" Beweisführung um so interessanter, als ihr Erfinder sofort mit Entrüstung fortfährt: „Nichtsdestoweniger haben viele Schriftsteller behauptet, daß der Mensch durch seine geistigen Fähigkeiten von allen niedern Thieren durch eine unüberschreitbare Schranke getrennt sei. Ich habe mir früher eine Sammlung von mehr als zwanzig solcher Aphorismen gemacht; es ist aber nicht der Mühe werth, sie zu geben, da ihre große Zahl und Verschiedenheit die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit des Versuches zeigen." (I. S. 41.)

Wir bedauern im Interesse des berühmten Trägers moderner „Wissenschaftlichkeit", nicht, daß er uns nicht alle seine Aphorismen mitgetheilt hat, sondern daß dieselben ihn nicht veranlaßt haben, die Natur des menschlichen Geistes einmal gründlich zu studiren. Dann würde, davon sind wir überzeugt, seine „Abstammung des Menschen" ganz anders ausgefallen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Heinr. Kemp S. J.

Ein Ausflug in das Land der Seen.

Im Hochland.

Oban. Da wären wir nun richtig im Hochland, und das Herz ist auch dabei. Ich sag' Ihnen nur: Das Lied ist nicht aus der Luft gegriffen. Prächtig ist's hier schon, und wer Freud und Leid der Natur mitzuempfinden weiß, der kann nach diesem Land schon Heimweh fühlen. Da nun auch die prosaische Gegenwart ihren Contrast hineingetragen hat, so müssen Sie sich nicht wundern, wenn ich dießmal lyrische und andere Sprünge mache, und mir Poesie und Prosa bunt durcheinander geht.

Ich habe ganz vergessen, Ihnen zu erzählen, daß mir nun auch die

schottische Nationaltracht ungekünstelt, natürlich, an Ort und Stelle zu Gesichte kam, wie sie sich, zu Land und Leuten passend, aus dem hochpoetischen Sinn dieses kräftigen Bergvolkes, seinem freien und kriegerischen Naturleben und den klimatischen Bedürfnissen entwickelt hat. Es war gestern ein echter Hochländer mit auf dem Schiff, den ganzen Tag — ein schöner, hochgewachsener Mann, fast etwas hager, aber mit seinem wallenden Vollbart und seiner herrlichen Kleidung eine prächtige, martialische Gestalt. Während der Fahrt auf dem Crinan-Kanal saß er vorn am Bugspriet, so daß ich ihn in voller Muße betrachten und ohne ihn zu belästigen mich recht herzlich an ihm freuen konnte. Unter der Gesellschaft nahm er sich freilich wie ein arger Anachronismus aus, aber zu der wilden Landschaft paßte er besser als Alle, oder richtiger gesagt, er paßte zu ihr allein. Was das für ein köstlicher Kamerad war! Diese feste, stämmige Gestalt, diese markigen Züge, dieses bräunliche, abgehärtete Gesicht mit dem dichten Vollbart und dem schwarzen Haar und die kecke Mütze darauf mit den leichten, fliegenden Bändern! Brust und Arm treten in dem knapp anliegenden Wamms kräftig hervor; der bunte, faltenreiche Leibrock verstattet leichte Bewegung; der nachlässig über die Schulter geworfene Plaid mit seinen buntfarbigen Würfeln bildet als Clanabzeichen eine ebenso malerische wie historisch interessante Decoration. Die breite Pelztasche am Gürtel, das unbedeckte Knie und die sandalenartig umbänderten Strümpfe geben den Beigeschmack wilden, urwüchsigen Jägerlebens, während die Stickereien auf Weste und Wamms diesen Eindruck wieder in angenehmer Weise mildern. Die Farben sind nicht grell, aber doch lebendig und stechen frisch aus den Tönen der Landschaft heraus. In jeder Stellung und Bewegung sah der Mann malerisch drein. Ich bevölkerte mir die Gegend gleich mit einem ganzen Clan solcher Leute. Die nahmen sich viel besser neben ihm aus, als die Söhne der Neuzeit mit ihren katzengrauen und krötenbraunen Säcken: auf der einen Seite freie Söhne der Berge, Hirten, Jäger, Krieger, auf der anderen blasse, langweilige Figuren, im Dienste des Geldes, der Maschine und der Druckerschwärze abgehärmt. Mir kommt es überhaupt vor, als ob unsere Civilisation alles Urwüchsige, Schöne, Poetische, echt Nationale aus dem Lichte der Sonne hinwegräumen wollte. Abends ladet sie dann Alles in's Theater ein, zündet Gaslicht an und führt uns die zerstörten Herrlichkeiten als Komödie um Geld unter die Augen. Es kommt so wahrscheinlich mehr Profit heraus, man kann auch Alles besser registriren und regieren! — Als der Mann in Oban

ausstieg, warteten seiner vier muntere, lebensfrische Buben, alle im gleichen Hochländercostüm, empfingen ihn mit freudigem Halloh und tanzten und sprangen um den Vater herum, wie es nur die herzlichste Liebe so unverdorbenen Naturkindern eingibt. Er liebkoste sie väterlich und um die ernsten, abgehärteten Züge spielte ein Ausdruck der liebevollsten Herzlichkeit und Güte. Das sah so schön und malerisch aus und trug so sehr das Gepräge gesunden und biedern Familienlebens, daß ich unwillkürlich der freundlichen Gruppe in einiger Entfernung nachlief, während links und rechts die Gesandten der Hotels sich um die Passagiere zankten und die Touristen mühsam zwischen Schaaren dienstbeflissener Geister sich ihren Pfad erkämpften. Ich war richtig schon tief in's Städtchen hinein und noch tiefer in die Vergangenheit gerathen, als mich der Abend endlich mahnte, auch an ein Logis zu denken und mit der Prosa unserer Tage, die schon auch ihre Vortheile bietet, vorlieb zu nehmen.

Da hatt' ich nun alles nur wünschbare Glück. Weil sich während der Reisesaison in Oban immer eine Anzahl Katholiken findet, wird für Gottesdienst von Glasgow aus gesorgt und der Priester bleibt oft die ganze Woche über hier. So fand ich denn nicht nur Aufnahme bei einem freundlichen Collegen, sondern auch eine kleine Gesellschaft katholischer Herren und, was mich noch mehr freute, das Sanctissimum in einer einfachen, halb improvisirten, aber doch recht netten Hauskapelle. So ist denn der sacramentale Christus auch hier wieder aus Ägypten heimgekommen. Es wiederholen sich ja stets die Schicksale seiner irdischen Pilgerfahrt. Er verbirgt sich, flieht, geht in die Verbannung, aber er überlebt seine Gegner und ihre Verbannungsedicte, gibt seine Eroberungen nicht auf und kehrt, wenn auch oft erst nach Jahrhunderten, an die Stätten zurück, die er einmal durch seine Gegenwart geheiligt hat. Sie können sich denken, wie ich mich freute, ihn hier zu treffen und hier das hl. Meßopfer zu feiern, wo die ersten Apostel Schottlands es schon vor dreizehn Jahrhunderten darbrachten und mit ihm das große Werk wahrer Civilisation begannen.

Oban wird Ihnen wohl ein unbekannter Name sein, hier ist er in Aller Munde, die große Parole von tausend Plakaten, ein Stern des Wanderers und der Knotenpunkt seiner Wanderschaft. Wenn Sie von der historischen Bedeutsamkeit absehen, die sich hier auf einige Punkte der Umgegend vertheilt, ist es ungefähr, was Luzern für die Mittelschweiz. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts ein unbedeutendes Dörflein, ist

es jetzt zu einer Stadt herangewachsen mit ein paar Tausend Einwohnern, großen Hotels, eigenen Banken, Zeitungen, Telegraph — und die Eisenbahn wird wohl gelegentlich auch noch kommen. Sie hat sich schon nah genug durch die Glens des Hochlands hereingewunden, und es ist hier kein Gotthard zu durchbrechen, um ihren Raupengang bis an diese Küste fortzusetzen. Inzwischen ist der Ort schon jetzt in raschem Aufblühen begriffen und während der Sommermonate von zahlreichen Touristen besucht, die entweder hier durchreisen oder von hier aus, als von ihrem Excursionsmittelpunkt, das Hochland nach allen Seiten durchstreifen. Dazu ist er nun auch in der That herrlich gelegen — gerade mitten am Archipel der Hebriden, an der großen Wasserstraße von Glasgow nach Inverneß, unweit der zwei höchsten schottischen Berge (Ben Nevis und Ben Cruachan), mit der Ostküste durch eine pittoreske Kette von Seen und Landgürteln verbunden, schließlich selbst ein überaus lieblicher Platz, ein anmuthiges Felsennest, aus dem man leicht ausfliegt und in das man gern zu Rast und Ruhe zurückkehrt. Die Bucht, an der Oban liegt, ist zwar kein goldenes Horn, aber ein wahres Horn des Friedens, ein träumerischer Halbmond stiller Wasser, dem unbewaffneten Auge völlig beherrschbar, gegen das Meer hin durch zwei Felsinseln, das langgestreckte Kerrera und die kleine Maideninsel, abgeschlossen, ein natürlicher Hafen von vorzüglicher Beschaffenheit und dabei aus jenen einfach-schönen Landschaftselementen auferbaut, die, unerschöpflich reich in ihrer Zeichnung, auf das Auge unendlich mild und wohlthuend wirken. Das Mittelalter hat auf dem nördlichen Horn der Bay eine gewaltige Burg zurückgelassen, die, schon mit natürlichem Fels verbarrikadirt, trotzig wie ein Titanenschloß in die Salzfluth hinausstarrt. Am südlichen Horn hat die Neuzeit ein paar kleine Feenpaläste und Villen hingepflanzt, die behaglich aus dunkelgrünem Tannengehölz hervorschauen. Die großen, modischen Hotels und die vier oder fünf Kirchen, welche die Vielheit der Bekenntnisse geschaffen hat, geben inmitten der kleinstädtischen Häuserreihen und ärmlichen Überreste älterer Zeit dem Orte ein stattliches Ansehen. Der viele Verkehr hat den Strand mit Fahrzeugen aller Art und Größe bevölkert, und als Gegenstück zu dem freundlich weißen Segler, der mövengleich über die blaue Fluth dahinschwebt, starrt drüben am Inselstrand ein altes, dunkles Wrack, das trümmerhafte Denkmal einer Nordpolerpedition, an diesem Eiland, um das einst Dänen und Pikten, Normannen und Sachsen miteinander stritten. Von den Wasserstraßen, die in's Meer hinausführen, verschwindet die eine

bald als malerische Schlucht zwischen Felsen und Wald, während die andere, durch einen niedrigen Felsenwall beschützt und halb verdeckt, wenigstens stellenweis den offenen Blick in's Meer hinaus und an fernere Inseln gestattet. Ob das schön ist? Ein einfacher Gang am Meeresufer bietet da einen köstlichen Genuß und einen effektvollen Scenenwechsel, der um so angenehmer ist, als nichts Gemachtes daran ist, Alles Natur — große und zugleich liebliche Natur.

Aber nicht umsonst trug der alte Hochländer seinen Plaid und nicht umsonst hat der Mann des 19. Jahrhunderts sich dieses toga-ähnliche Kleidungsstück angeeignet. Nach einem trüben Morgen, der übrigens der Landschaft wenig von ihrer Schönheit nahm, regnet es wieder zur Abwechslung und ich muß auf den Genuß verzichten, die Gegend ringsum zu durchstreifen. Ich nütze die Zeit, um einige Kleinigkeiten zu notiren, die Sie als Zubehör zum Landschaftlichen vielleicht auch interessiren.

Was zunächst die Sprachen betrifft, die man hier zu hören bekommt, so herrscht das Englische natürlich vor. Bei Leuten aus dem Volke wird es aber so stark modificirt, daß ein völliger Dialekt entsteht, der sich der steifen Salonsprache gegenüber ungefähr wie Schwäbisch oder Schweizerisch gegenüber dem Hochdeutschen ausnimmt. Da ich nun nichts weniger leiden kann als eine Académie française oder eine Accademia della Crusca, Schnürstiefel und sprachreinliche Gewissensscrupel, so können Sie sich schon denken, wie fröhlich mich das anmuthete, und ich gab mir alle Mühe, diese lebensfrische Opposition gegen das reine Englisch in ihrer Eigenthümlichkeit und Fülle aufzufassen. Da muß man nun schon das Ohr spitzen. Denn es wimmelt von Elisionen, Vokalveränderungen und selbst die Consonanten kommen nicht ungeschoren durch. Dazu treten dann noch die specifisch eigenthümlichen Wörter und Wendungen, die oft viel schärfer, concreter, präciser und poetischer sind als die der Schriftsprache. Dem silbenstechenden Sprachbaumeister muß das allerdings als eine Karrikatur, als eine spöttische Auflehnung gegen die flache moderne Auffassung der Nationalität erscheinen. Aber im Grund ist es weder Karrikatur noch Auflehnung, sondern eine naturgemäße Entfaltung jenes Gesetzes der Mannigfaltigkeit, das sich aller künstlichen Centralisation entgegen im Menschlichen wie in der übrigen Schöpfung geltend macht. Walter Scott hat diesen schottischen Dialekt vollständig treu und lebendig in seinen Romanen verewigt. Übersetzen kann man ihn nicht. Das Gemüthliche, Ländliche, Kräftige, Drollige, das darin

liegt, geht beim Lesen auch großentheils verloren. Man muß das in natura hören. Damit Sie aber wenigstens einen Anflug davon bekommen, schreibe ich Ihnen ein altes jakobitisches Lied her, das noch jetzt im Volksmunde lebt und das mir ein Schotte mit größter Begeisterung zum Klavier gesungen hat.

Bonnie Prince Charlie. (Herzlieber Prinz Karli.)

1. Cam' ye [1] by Athol [2], lad [3] with the philabeg [4],
Down by the Tummel [5] or banks of the Garry [6]?
Saw ye the lads wi' their bonnets and white cockades
Leaving their mountains to follow Prince Charlie?

Follow thee, follow thee,
Wha [7] wad [8] not follow thee?
Lang [9] hast thou loved and
Trusted us fairly.

Charlie, Charlie!
Wha wad not follow thee?
King of the Highland hearts
Bonnie Prince Charlie! [10]

2. I hae [11] but ane [12] son, my gallant young Donald [13],
But if I had ten, they should follow Glengarry [14]
Health to Macdonald [15] and gallant clan Ronald [15]
These are the men that will die for their Charlie.

Follow thee etc.

3. I'll [16] to Lochiel and Appin and kneel to them
Down by Lord Murray and Roy o' Kildarlie.
Brave Mac' Intosh, he shall fly to the field wi' them,
These are the lads I can trust wi' [17] my Charlie.

Follow thee etc.

---

[1] ye anstatt you, auch im Altenglischen (in der Bibel). [2] Athol, Ortsname. [3] lad = Junge (lass ist das Femin. = Mädel). [4] philabeg, auch phillibeg oder kilt heißt der wollene Leibrock des Hochländers. [5] Tummel, Name eines Lochs und Glens. [6] Garry, ebenso. [7] Wha statt who — das „a" waltet überhaupt vor und wird recht breit gesprochen. [8] wad für would. [9] Lang für Long. [10] Charlie = Tscharli, die erste Silbe sehr gedehnt, der Affekt ruht auf ihr mit großer Emphase. [11] hae statt have. [12] ane statt one. [13] Donald, Eigenname. [14] Glengarry, Name eines wilden Thales am caledonischen Kanal und eines Clans. [15] Macdonald und Clan Ronald, Name zweier mächtiger Clans. [16] I'll, die gewöhnliche englische Abkürzung für I will. Lochiel, Appin, Lord Murray etc., Eigennamen. [17] wi', Abkürzung von with.

4. Down thro'[1] the Lowlands, down wi' the Whigamore[2]
Loyal true Highlanders down wi' them rarely,
Ronald and Donald on wi' the braid[3] claymore[4]
Over the necks o'[5] the foes o' Prince Charlie.

Follow thee etc.

Ueberſetzung:

1. Kamſt Du durch Athol, Junge mit dem Philabeg,
Herab am Tummel(ſee) oder die Ufer des Garry?
Sahſt Du die Jungens mit ihren Mützen und weißen Cocarden
Verlaſſen ihre Berge, um zu folgen Prinz Karl?

Dir folgen, Dir folgen, wer wollte Dir nicht folgen?
Lange haſt Du treulich uns geliebt und uns vertraut.
Karl, Karl! Wer wollte Dir nicht folgen?
König der Hochländer Herzen, herzlieber Prinz Karl!

2. Ich hab' nur einen Sohn, meinen tapf'rn jungen Donald,
Aber hätt' ich zehn, ſie ſollten folgen Glengarry,
Heil dem Macdonald und dem tapfern Clan Ronald,
Das ſind die Leut', die ſterben werden für ihren Karl.

Dir folgen ꝛc.

3. Ich will zu Lochiel und Appin und vor ihnen knieen,
Hinab zum Lord Murray und Roy von Kildarlin,
Der wackre Mac' Intoſh, er wird auf's Feld mit ihnen fliegen.
Das ſind die Jungens, auf die ich mich verlaſſen kann mit meinem Karl.

Dir folgen ꝛc.

4. Hinab durch's Niederland, nieder mit den Perrückenmännern!
Treue, brave Hochländer (fallen) nieder mit ihnen ſelten.
Ronald und Donald, drauf los mit dem breiten Schlachtſchwert
Über den Nacken der Feinde des Prinzen Karl!

Dir folgen ꝛc.

Das iſt das Kampflied, mit welchem die Jakobiten zum letzten Mal aus dem Hochland hinabſtürmten, um einen Stuart auf den Thron zu ſetzen. Es iſt ſo wahr und einfach, ungekünſtelt und warm, wie ein echtes altes Volkslied. Alles iſt concret und die vielen Eigennamen zaubern in einigen vielſagenden Worten die Herrlichkeiten einſamer Seen,

---

[1] thro' — der O-Laut ſtatt des u. [2] Whigamore, breite Form für whig (Perrücke), Spottname der engliſchen Partei. [3] braid (bräd) ſtatt broad. [4] claymore, das ſchottiſche Schlachtſchwert. [5] o' Abkürzung für of.

wilder Thäler und mächtiger, altehrwürdiger Stammfamilien vor die Seele. Die innige Liebe zum Heimathland und zur heimathlichen Unabhängigkeit wird noch concreter und lebendiger, indem sie sich fast mit der Zärtlichkeit der Kindesliebe um den Repräsentanten des alten, nationalen Königshauses schlingt. Man sieht und fühlt aus jedem Wort heraus, wie sie ihn lieb haben, den Bonnie prince Charlie. Die Melodie ist etwas hüpfend, fast budelnd, und klang mir das erste Mal viel zu unruhig. Aber da muß man auch das berühmte Nationalinstrument mit in Rechnung ziehen, das ich bereits in seiner Heimath liebgewonnen habe. Schon die zweite Strophe führte mich besser in die Schönheit der Sangesweise hinein. Aus der Unruhe des kriegerischen Aufgebots, des Sammelns, Grüßens, Fragens geht sie rasch in den kräftigen Ruf zur Waffenfolge über und ruht mit unvergleichlicher Innigkeit in dem Namen des königlichen Führers. Hätte ich mir nur eine Anzahl Dudelsackpfeifer und Hochländer zusammentrommeln können, wie Papa Göthe die Gondoliere auf den Kanälen der Lagunenstadt! So ein echt nationales Concert muß sich prächtig ausnehmen in der wildschönen Natur und mit dieser romantischen Tracht! Ich mußte mich aber begnügen, dieß und andere Volkslieder am Klavier zu hören und mir das Übrige mit der Phantasie zu ergänzen. Der gemüthliche Dialekt lebt übrigens nicht bloß im Volksmunde und in den alten Liedern fort, er hat auch zahlreiche neuere Dichter gefunden, die sich seiner bedienen. Alten Volksweisen angepaßt, sind manche solcher neuerer Gedichte schon wieder zu Volksliedern geworden und nähren und behüten den alten reichen Quell der Poesie, den Schottland, auch mitten in der prosaischen Gegenwart, mehr als andere Völker bewahrt hat.

Das andere fremdartige Element, auf welches das Ohr hier stößt, ist das Gälische, jene merkwürdige Sprache der Celten, die sich hier sowohl als in Irland und Wales (natürlich nur auf dem Lande) lebend erhalten hat, und von deren ältern schriftlichen Denkmalen Irland einen noch bedeutenderen Schatz besitzt. Ich führte eine kleine Grammatik mit mir, die für irische Bauernkinder auf Regierungskosten gedruckt ist. Die Schriftzeichen lernen sich leicht. Aber die Stämme! Da ist fast so viel Neues oder wenigstens Verschiedenes wie an einer semitischen Sprache und es geht mir schlimmer als den irischen Bauernkindern, die es bloß schreiben zu lernen brauchen. Ich habe es jetzt schon oft gehört, ließ mir auch gestern von einem jungen Irländer ein Gedicht vordeklamiren und ein Lied vorsingen. Aber es gelang mir kaum, eines

oder das andere Wort aufzufischen und ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß die Sprache recht voll und rauh tönt und ganz ausgezeichnet zu den alten Bardengesängen paßt, die uns darin erhalten sind. Von den Eigennamen hier an der Westküste sind gar viele celtischen Ursprungs, meistens gar anschaulich und bezeichnend, und wenn man die Namen eines ganzen Umkreises zusammensetzt, so erhält man fast ein Stück Beschreibung, indem sich die wunderlichen Namen in sehr gewöhnliche Landschaftsbezeichnungen auflösen, wie Schwarzer Berg, Schöne Bucht, Dunkler See, Großer Garten, Großes Thor u. dergl. Das Schöne und Interessante, was in diesen Namen liegt, durch officielle Übersetzung in's Englische zu vertilgen, wie man anderswo die polnischen Namen germanisirt, dazu ist man hier viel zu freisinnig, poetisch und vernünftig, und der Staat leidet gar keinen Schaden dabei. Diese celtischen Hochländer entrichten ihren Zinsgroschen so gut wie der englische Farmer, und sie fechten die englischen Schlachten mit, so treu und wacker wie Erins Söhne und die tapfern Schaaren Albions.

Die Nationaltracht stirbt noch rascher aus als die Sprache, oder besser gesagt, sie ist schon ziemlich ausgestorben und kommt nur noch in vereinzelten Reliquien vor. So sehr das zu bedauern ist, so natürlich ist es doch, da sich die Verhältnisse, aus denen sie entsprang, ganz geändert haben. Die Bewohner dieser Berge und Thäler mögen, tapfer und kräftig wie sie sind, noch immer tüchtige Soldaten abgeben; aber das alte Jäger- und Kriegerleben hat den friedlicheren Beschäftigungen Platz gemacht. Die Clanverfassung ist längst entschwunden, mit ihr die markirte Eigenthümlichkeit, welche das Hochland nicht nur von andern Völkern, sondern auch von den übrigen Schotten unterschied. Jeden Tag bringt gewissermassen die Neuzeit mehr vom Süden gegen den Norden und von den Hauptstraßen in die Nebenthäler vor und verwischt mehr und mehr die Überreste alter Gebräuche, Sitte und socialer Verhältnisse, die sich dort noch etwa erhalten haben mögen. Da verliert natürlich auch die eigene Nationaltracht an Halt, Sinn und Bedeutung.

Das Auffallendste an der alten Tracht ist wohl ihr Sanskülottismus, der bei dem vielen Regen, der Kälte und den fürchterlichen Winterstürmen des schottischen Klima's die Abhärtung eines echten Nimrodsohnes voraussetzt und von selbst auf ein rauhes Jäger- und Kriegerleben hinweist. Die Beinkleider wurden durch den Kilt oder Phillibeg ersetzt, einen wollenen, faltigen Leibrock, der bis auf die Kniee reichte

und die Zeichnung und Farbe des Clans trug. Über diesem hing der Sporan herab, eine breite Tasche aus Thierfellen, die Haare nach außen gekehrt. Die Strümpfe reichten bis an das Knie und hatten wiederum Farbe und Zeichnung des Clans. Die Schuhe, Brogues, waren sandalenartig, aus dichtem Leder, aber durchbrochen und ließen Wasser ein und aus. Brust und Arme waren mit einer Weste und einer eng anliegenden Jacke bekleidet, die mit silbernen Knöpfen, oft auch mit Stickerei geschmückt, oben offen war, so daß das leinene Hemd hervorkam, dessen Kragen über die Jacke geschlagen wurde. Der Plaid, eine Wolldecke mit Fransen, ebenfalls für jeden Clan von besonderer Zeichnung und Farbe, wurde nach Art der römischen Toga von der linken Schulter unter dem rechten Arm durch über den Rücken geworfen und an der linken Schulter mit einer goldenen oder silbernen Broche befestigt. Diese Broche war meistens mit einem großen Cairngorm, einem Krystall von der Farbe des Topas, geschmückt, der im Kampf als edelste Siegesbeute galt und deßhalb in Geschichte, Lied und Sage seine Rolle spielt. Die Mütze war verschiedener Gestalt, immer leicht, klein, vorn mit einer Rosette, hinten mit langen Bändern geschmückt. Am gebräuchlichsten war die von Glengarry, die sich als Soldatenmütze bei der britischen Armee im Gebrauch erhalten hat. Alle trugen darauf das Abzeichen des Clans in Silber, der Häuptling überdieß eine Adlerfeder. Die Waffen bestanden aus einem langen, geraden, zweischneidigen Schwert, dem vielbesungenen Broadsword und dem Dirk, einem zweischneidigen Dolch, in dessen Gehäng zugleich Gabel und Messer getragen wurden. Der Target, ein runder Schild, am linken Arm getragen, diente im Handgemenge zur Vertheidigung gegen Lanze und Pfeil, später gegen das Bajonnet. Diesen ältern Waffen gesellten sich später auch Feuerwaffen, Flinte und Pistolen bei. Der Stoff der Kleidung war meist Wolle, bei festlichen Gelegenheiten aber trug man Jacke und Weste aus Sammet, Leibrock und Strümpfe aus Seide. Das Ganze war offenbar eine kriegerische Kleidung und war um so interessanter, als sie in der Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Farbe das große politische Patriarchalsystem der Verfassung zu unmittelbarer Anschauung brachte. Jede der großen Stammfamilien war ein abgeschlossenes Ganze, schon durch die Kleidung unterschieden, aber durch Verschwägerung und nationale Einheit mit den Andern verbunden, und auch diese Einheit sprach sich wieder in dem übereinstimmenden Schnitt der Kleidung aus. Das war jedenfalls kurzweiliger und anziehender,

als die Eintheilung der Menschheit in Fräcke und Blousen, Cylinder und Kappen, steife Uniformen und eintönige Civilkleider, wobei nur atomisirte Individuen und kolossale künstliche Menschenaggregate zum Vorschein kommen.

Wie alles Schöne, Poetische, Originelle boten auch diese Eigenthümlichkeiten der Hochländer der komischen Auffassung eine leichte Handhabe. Es sind mir alte englische Brochüren und Spottlieder aus der Zeit der jakobitischen Kämpfe in die Hände gefallen, in welchen die Hochländer gar übel wegkamen, „arme Teufel, die nicht einmal Hosen und Schuh vermögen, Hungerleider, die außer Hafer nie ein Brod noch Gebäck zu Gesichte bekommen, Dudelsackpfeifer, die unermüdlich ihre alten Helden beheulen, bettelstolze Aufrührer, die immerdar auf ihre Vorfahren pochen, Vagabunden, denen ihr Plaid als Zelt und Obdach dient, halbe Wilde, welche ihre Jagdbeute in Thierhäuten sieden oder roh verzehren, nichts als Wasser oder schlechte Suppe trinken und mit einer Zwiebel in der Tasche ganze Tage im Land herumstrolchen, kindische Menschen, die an Farben ihr Plaisir haben und mit Purpurlappen und nackten Knieen zugleich in der Welt umherstolziren, halbe Barbaren und Menschenfresser, die bis jetzt zu ihrem und Anderer Unheil der Civilisation entgangen sind." Das ist ungefähr die Karrikatur. Man kann das wahre Bild so ziemlich daraus erkennen: die schönen Züge eines rauhen, kräftigen Naturvolks, in welchem die ursprünglichste und ehrwürdigste Form der Staatenbildung, das patriarchale Stammsystem — der Staat aus der Familie herausgewachsen — mit der naturgemäßen Entwickelung des privaten und öffentlichen Rechts zu Tage tritt. Diese Stämme, die von den Zeiten der Römer an nicht als Nomaden, sondern an feste Wohnsitze, meist ein bestimmtes Thal gefesselt, bis in's letzte Jahrhundert hinein sich in voller Lebenskraft erhalten haben, sind ethisch und politisch eine überaus interessante Erscheinung, eine ungemein anschauliche historische Widerlegung der sogenannten historischen Rechtsschule, die alles Recht aus dem großen Rechts-Pleroma, das man Staat nennt, ableiten will. Der größere, feudale und monarchische Rechtsverband, in den diese Stämme im Mittelalter geriethen, war für sie nur der weitere Ausbau schon rechtlich bestehender und aus der Familie herausgewachsener Organisation, in welcher man keineswegs den verrückten Naturstand Rousseau's, noch das bellum omnium contra omnes des Hobbes, wohl aber alle Umrisse des Naturrechts verkörpert findet. Die Aufnahme in den schottischen und schottisch-englischen Staatsverband

schuf nicht erst geordnete Rechtsverhältnisse und gesicherten Rechtsschutz, sondern bewahrte das schon vorhandene Recht, gab ihm mehr Kraft nach Innen und größere Energie nach Außen.

Als die Chiefs (Häupter) der großen Stammfamilien im Mittelalter zu Feudalherrn und zum hohen Adel des Landes wurden, gab das patriarchale Element dem Feudalen eine überaus schöne Modification. Der Feudalherr war nicht das Haupt fremder Vasallen und Hörigen, sondern das Haupt seiner Familie, einer vielverzweigten Descendenz, welche, wenn auch abgestuft und vielleicht theilweise verarmt, doch durch die Bande des Bluts unter sich und mit ihm vereint war. Die Autorität des Adels ward durch die väterliche Beziehung nach unten gemildert, nach oben mächtig verstärkt. Der Häuptling war seinen Untergebenen durch das innigste Band der Angehörigkeit und des eigenen Interesses verknüpft, der Untergebene ehrte in seinem Oberhaupt sein eigen Blut, seine eigene Ehre, seine eigene Familie. In Zeiten des Friedens konnte er auf dem Schloß des Führers auf gastliche Aufnahme rechnen, in Kriegszeiten sammelte sich da der ganze Clan.

Das Jagd- und Kriegerleben fand dadurch eine Milderung, daß die Hochschotten darauf angewiesen waren, sich selbst durch Ackerbau und Viehzucht das Nöthige zum Lebensbedarf zu erwerben. Da hierin jede Familie für sich selbst sorgte, blieb dabei ein gut Theil Unabhängigkeit bestehen, während das Zusammenwohnen in Dörfern oder Weilern (Clachans) ein gemüthliches sociales Leben herbeiführte. Ihr Ahnenstolz und die Verehrung ihrer alten Helden ist bei dem historisch-conservativen Gepräge eines solchen socialen Lebens ganz natürlich. Jede Familie hing an den Traditionen ihrer Altvordern, ihren ruhmreichen Thaten, Abenteuern und Errungenschaften. Hierin wie in den Herrlichkeiten des Landes selbst, seinen Seen, Buchten, Bergen, Felsen und Wasserfällen lag eine unerschöpfliche Quelle und stete Anregung echter Volkspoesie. Eine solche hat hier von den ältesten Zeiten an gesprudelt und des Schönen so viel erzeugt, daß die moderne schottische Poesie von selbst darauf zurückgriff, um sich mit lebenskräftigen, nationalen, romantischen Motiven zu versehen. Daß bei einem so poesie- und phantasiereichen Volke eine Vorliebe für das Wunderbare und Sagenhafte, auch für das Abergläubische hervortrat, dürfte kaum befremden. Der Hauptsache nach scheint das religiöse Element sich kräftig entwickelt zu haben. Nur langsam und spät drang die Reformation in diesen Theil von Schottland ein, und zwei oder drei Clans sind bis in's letzte Jahr-

hundert hinein dem katholischen Glauben treu geblieben, ohne daß sie darob von den andern Clans eine Verfolgung zu erdulden gehabt hätten.

Umgegend von Oban. Sobald der Regen aufhörte, machte ich mich gleich auf, um die Landschaft nach allen Seiten hin zu genießen, denn das ist hier die Hauptsache. Die eigenthümliche Physiognomie der Bevölkerung hat sich so ziemlich verwischt, und meinem Begleiter, einem jungen katholischen Herrn, der mit den Verhältnissen in Schottland sehr gut bekannt war, kam es ganz drollig vor, daß ich mich, anstatt mich an's Guidebook zu halten, nach allen Einzelheiten einer verschwundenen Welt erkundigte. Zu meinem Troste zeigte er mir eine Wiese, wo jeden Herbst ein Highland gathering, eine hochländische Versammlung mit Volksspielen, gehalten wird. Leider war ich um mehrere Wochen zu früh gekommen, um das Schauspiel selbst zu erleben. Ein Hauptspaß dabei soll eine Wurfübung sein mit dem schweren und leichten Hammer und mit dem schweren und leichten Tau, wobei es darauf ankömmt, das Instrument möglichst weit zu schleudern, so daß es unterwegs einige Purzelbäume schlägt. Noch specifisch schottischer ist aber eine Wett-Produktion von Dudelsackpfeifern, welche in großer Anzahl versammelt sowohl alle Kampfesweisen (Pibrochs) als auch Trauermärsche (Dirges) und Tänze (Reels, Struthspeys) zum Besten geben. Dann finden auch Wett-Tänze statt. Der schönste und interessanteste soll der Schwerttanz sein (Gillis Callum), bei welchem die Tanzenden die schwierigsten Wendungen zwischen zwei entblößten Broadswords auszuführen haben. Die Tänze sind überhaupt complicirt, großer Abwechslung fähig und erheischen einen großen Spielraum zu ihrer vollen, malerischen Entfaltung. Sehr berühmt ist auch der „Reel of Tullochgorum". Reel heißt Haspel, der Name also deutet schon die Lebhaftigkeit des Tanzes an. John Skimmer hat denselben in einem Lied gefeiert, das also anhebt:

„Kommt, gebt uns ein Lied!" Montgomery schreit,
„Und leget bei Seit' euern Hader und Streit!
Was macht ihr mit solchem Gezänk euch breit
Über alte, verrostete Dinge?
Kommt Whigs und Tories all' überein,
Whigs und Tories, Whigs und Tories,
Kommt Whigs und Tories all' überein,
Zu lassen das Whig-mig-morum,
Kommt Whigs und Tories all' überein,
Zu tanzen die Nacht den fröhlichen Reih'n
Und lustig zu jauchzen und singen darein
Den Haspel von Tullochgorum."

Da merkt man ja ordentlich, wie das im Kreis herumwirbelt, und wenn sich nun gar die politischen Parteien dabei versöhnen, so muß das eine ganz vortreffliche Einrichtung sein. Wie ich übrigens höre, sind diese hochländischen Volkstage nicht gar verschieden von einem County-Ball, wie er durch ganz England und Schottland üblich war, aber jetzt im Abnehmen begriffen ist, weil Alles jetzt seine Erlustigungen im großen London sucht. Ein großes Highland gathering wird aber auch noch alljährlich in Inverneß gehalten, und bisweilen durch die Gegenwart der Königin geehrt und verherrlicht.

Von dem übrigen Spaziergang ist nichts weiter zu vermelden, als daß hier fast bei jedem Schritt und Tritt neue Meeransichten hervortraten und ich also in meinem Lieblingsgenre von Landschaft wahrhaft schwelgte. Da Oban wieder die Spitze einer Landzunge bildet, welche zwei tief in's Land hineinreichende Lochs erzeugen (Loch Etive und Loch Jeochan), so braucht man nur auf die Höhen zu steigen, um sich die reichste Abwechslung zu verschaffen. Prächtig ist vorerst die Ruine des Schlosses Dunolly, das die Bucht beherrscht und hart am Meer auf steilem Felsenabhang emporragt. Ein mächtiger viereckiger Thurm ist noch erhalten, wahrscheinlich das Burgverließ. Aber die weitläufigen anliegenden Ruinen, mit dem schönsten Epheu überschüttet, weisen darauf hin, daß es eine sehr große und bedeutende Meeresfeste gewesen sein muß. Auch ohne das Meer wäre das Bild schon hochromantisch, aber nun denken Sie sich das dunkle Meer noch dazu, das seine gewaltigen Wogen unaufhörlich diesem Felsenstrande zuwälzt, sich zürnend an den Klippen aufbäumt, und darüber den grauen, sturmbrütenden Himmel mit riesigen Wolkenbergen, aus denen das an sich dunkle Gemäuer mit seinen verwetterten Linien hell hervorsticht — und Sie haben einen Hintergrund für nordische Balladen, Könige und Helden, wie ich mir keinen schönern vorzustellen vermag. Zwischen der Felsenfeste und der Stadt ragt ein Pfeiler von wildgerissenem und wogengepeitschtem Felsconglomerat in die Scene hinein, den die Alten den Hundsstein nannten — clach-a-coin — weil Fingal bei seinem Besuch allhier seinen Hund Bran an denselben gebunden haben soll. Die Sage paßt völlig zur Scenerie; es ist ein herrlicher Platz für einen Cerberus, Alles wie gemacht für Ossian's Helden. Ich begreife nicht, wie man am Alter dieser Dichtungen zweifeln kann, wo Natur und Tradition so laut darauf hinweisen. Im Mittelalter gehörte Dunolly Castle den Edeln von Lorn, einem der mächtigsten Geschlechter des Nordens, das fähig war,

dem Unternehmen Bruce's einen langen, wirksamen Widerstand zu leisten. Bruce ward bei Tyndrum von John von Lorn, dem Haupte der M'Dougalls, geschlagen, und verlor bei diesem Kampf seine Broche, welche die Familie des Siegers als Trophäe aufbewahrte und welcher Scott in dem Lord of the Isles einen eigenen Gesang gewidmet hat. An der einen Burg hätte ich für mehr als einen Tag zu schauen, zu zeichnen, zu studiren und zu dichten gefunden. Denn da sitzt ein ganzes Bergwerk alter Geschichte und Poesie; allein Sie sind schon ungeduldig und wollen wieder weiter.

Ein anderer etwas längerer Spaziergang führte mich auf das Landgut eines schottischen Laird, d. h. eines Adeligen zweiten Ranges. Wir hatten zuerst wieder eine schöne Aussicht auf die Stadt und die Küste, dann ging es in vielen Windungen um kleine Hügel herum in's Land hinein. Stellenweis trafen wir zwar schöne Wiesen, bebautes Land und angenehme Baumpartien; aber wenn Sie dabei gewesen wären, würden Sie unzweifelhaft über die vielen und langweiligen Schafweiden geschmäht haben. In der That, auf weiten Strecken erblickte man kaum ein Häuschen oder ein vereinzeltes Gehöft, das mit Garten und Ackerland umgeben gewesen wäre — im Thale sind allerdings freundliche Wiesen, aber über alle Hügelwellen hin nur kümmerliches Weideland. Mir gefällt das nicht übel; ich nenne es die träumerische Haide; wäre es anders, so verlöre die Gegend viel von ihrem wilden, romantischen Charakter, obgleich etwas mehr Wald allerdings nicht schaden würde. Übrigens fehlte es nicht an Überraschungen. Ein Loch — fast wie Loch Eck — trat in die Scene und verwandelte dieselbe plötzlich in eine einsame Seegegend. Der See tritt zurück und wir sind in einem grünen Alpenthal mit angenehmem Wiesengrund. In der Ferne wird das Meer sichtbar; dann verengt sich Alles wieder und wir sind in einem schmalen Glen, zwischen waldigen Hügeln. Und nun der schönste, herrlichste Park, ein freundliches Jagdschloß, und mitten in der romantischen Einöde sitzen wir plötzlich in einem eleganten, modernen Salon und trinken ein Glas Sherry. Das Schlößchen ist im schottischen Stil gebaut, d. h. das große viereckige Hauptgebäude ist mit runden Eckthürmen versehen, die in kurze Dachspitzen auslaufen. Die Fenster an den Thürmen stehen nicht untereinander, sondern laufen in einer Spirale hinauf. Eine prachtvolle Gartenavenue führt an die Hauptpforte im Thurm. Die Eingangshalle, groß und stattlich, mit Hirschgeweihen, Waffen und Ritterschmuck decorirt, sieht fast aus, wie ein Rittersaal aus alter Zeit; der

Salon dagegen war vollkommen modern, so daß wir aus alt-schottischer Ritterlichkeit in den glänzenden Comfort von London traten. Auch im Jagdcostüme, das der Laird trug, verbanden sich hochländische Reminiscenzen mit moderner Eleganz. Der Herr war eine stattliche, soldatische Erscheinung. Er nahm uns sehr freundlich auf und bewilligte uns alsbald unser Gesuch, auf seinem Gebiete zu fischen; denn diese Langweile gehört hier auch zur Touristenkurzweil. Was bei der Fischerei herausgekommen ist, weiß ich nicht. Denn ich überließ dieß Vergnügen den andern Herren, um ohne solche Geduldproben und unbehinderter umherzustreifen.

Der historisch merkwürdigste Punkt der Gegend ist unstreitig Dunstaffnage-Castle, etwa eine Stunde nördlich von Oban. Das ist die Königsburg, auf welcher die schottischen Könige vor Kenneth-Mac-Alpin (843) hausten, und welche, freilich nicht in ihrer gegenwärtigen Form, in die Anfänge der Pictischen Monarchie hinaufreicht. Die Lage ist wirklich königlich; die mächtige Ruine steht auf einer Landzunge und beherrscht nach Südwest, West und Nordwest das großartige offene Meer, nach Norden eine weite Bucht, nach Osten die Seelandschaft des Loch Etive. In der Ferne wird dieser weite Horizont von den dunkeln Bergen der Insel Mull und der Halbinsel Morven, nach Norden und Westen von einem reichen Hügelkranz eingefaßt, hinter welchem weit im Norden der König der schottischen Berge, Ben Nevis, westlich der ganz nahe Berg Cruachan hervorragt, ein Theater von Meer und Bergen, das Alles, was ich bis jetzt gesehen, an Majestät und Großartigkeit übertraf. Die Burg oder besser die Feste ist ein großes Viereck mit drei runden Eckthürmen und bietet noch jetzt in ihren Trümmern einen imposanten Anblick dar. Was am meisten die Landschaft begünstigt, ist, daß sie gerade da steht, wo Loch Etive, ein schmaler See, der sich von West nach Ost in's Land hinein verläuft, in den Sund der Hebriden ausmündet. Südlich ist der See von malerischen Hügeln begrenzt, nördlich erhebt sich Ben Cruachan unmittelbar vom Meeresniveau zu einer Höhe von 3693 Fuß, auf breitem, waldigen Unterbau ein scharfer, felsiger Pic, der um so gewaltiger erscheint, je weniger er durch einen nahen Concurrenten herabgedrückt wird. Die Ufer des Sees, wie die Abhänge des Berges sind einsam, — meilenweit erblickt man kein Haus und keine Hütte. Dunkler Wald zieht sich am Strande hin zum Paß und See Awe. Näher bei Dunstaffnage wird der See etwas freundlicher, die Ufer nähern sich in Connel Ferry auf einen Katzensprung, gehen dann wieder etwas auseinander und zwei Inselchen bilden ein malerisches Thor in

den Meeressund, welcher das Festland von der Insel Mull trennt. Das reiche Grün der Inselchen im blauen See, dieser selbst von Busch und Wald, Fels und Haide umkränzt, der düstere Wald am jenseitigen Ufer, der einsame Bergesriese darüber mit seinem Haupte in den Wolken — das ist wieder ein Bild von unvergleichlicher Schönheit. Da mocht' es einem König schon stolz zu Muthe werden, wenn er all' die Herrlichkeit erschaute, über die er das Scepter führte. Aber das war nur der kleinste Theil dieser königlichen Rundschau — weit und groß dehnte sich westlich und nördlich das Meer aus mit seinen Inseln und Inselbergen, mit seinen Felsenhorsten und Buchten, mit seinen weiten Straßen und engen Kanälen, mit seinem Wartthurm, dem Ben Nevis, der selbst wie ein König über den ganzen Norden Schottlands thront. Von Oban und seinen lieblichen Scenen sehen Sie hier nichts; ein Spaziergang von einer Stunde hat Sie in eine ganz neue Welt versetzt. Das ist der Zauber dieser schottischen Küste, daß sie Ihnen jeden Augenblick ein neues Panorama bietet.

Nördlich von dem Schloß wird die alte Hauptstadt der Picten, Brigonium oder Perigonium, gesucht, aber bis jetzt vergeblich. Die besten Quellenforscher haben noch keinen Anhaltspunkt gefunden, wiewohl die Nähe des alten Königsschlosses an und für sich schon die alte Hauptstadt hier herum erwarten läßt. Die älteste Geschichte Schottlands ist überhaupt, wie die Irlands, noch in vielfaches Dunkel gehüllt, beide aber sind auf's Innigste verbunden. Die älteste schottische Dynastie der christlichen Ära, die Könige der Dalriaden, werden in den halb mythenhaften Genealogien auf Irland zurückgeführt, und erlangen dort in den alten Bardengesängen einen Stammbaum, der bis zur Sündfluth hinaufsteigt. Die Sage selbst übrigens, die gemeinsame Sprache und der lebhafte, freundschaftliche Verkehr, der nachmals dem Christenthume nicht wenig Vorschub leistete, weisen darauf hin, daß die Westküste Schottlands in den ersten christlichen Zeiten von Irland aus bevölkert wurde. Die dalriadischen Herrscher treten schon aus dem Sagenhaften in die eigentliche Geschichte hinein, und nicht ihre Existenz, sondern bloß das Datum ihrer Einwanderung ist noch strittig. Der heilige Columba, der erste Apostel Schottlands, traf neben der irischen Dynastie aber auch noch pictische Herrscher und Könige. Die Insel Hy (Iona), die durch ihn die Pflanzschule des Christenthums für Schottland wurde, erhielt er nicht von Conall, dem damaligen (sechsten) Herrscher der Dalriaden, sondern von Brude, dem König der Picten, den er auf seiner Burg

Craig Phadric bei Inverneß besuchte (563). Hiernach ist es wahrscheinlich, daß Dunstaffnage noch um diese Zeit eine Königsburg der Picten war. Wann sie in die Hände der Dalriaden gekommen, davon konnte ich hier nichts erfahren. Alle Welt spricht nur davon, daß hier bis zum Jahre 843 der älteste schottische Königsstuhl, der sogenannte Stein des Schicksals, aufbewahrt worden, und daß einige Könige dieser Dynastie hier, die meisten aber auf der Insel Hy begraben seien. Das sind zwei so allgemeine, alte und auch mit geschichtlichen Anhaltspunkten versehene Traditionen, daß die Geschichte nicht daran vorbeikommen kann. Die Sage hat sie natürlich weiter ausgeschmückt.

Der sogenannte Stein des Schicksals ist ein fester Sandsteinblock, der gegenwärtig in der Westminsterabtei in London aufbewahrt wird, wo ich ihn am Grabe Eduard' des Bekenners nebst anderen ehrwürdigen Reliquien der britischen Monarchie gesehen. Gelehrte Forscher haben seinen Stoff mit den Felsen von Dunstaffnage verglichen und aus der Identität des Materials geschlossen, daß er aus dieser Gegend herrühre. Die Sage leitet den Block aber aus Palästina ab. Es soll derselbe Block sein, auf welchem der Patriarch Jacob auf der Ebene von Luz geschlafen. Die irischen Könige, deren Genealogie ja bis in die Periode der ältesten Noachiden hinaufreicht, nahmen ihn mit nach Irland. Von dort brachte ihn Fergus der Große (nach dem Chronisten Tighernach Feargus Mor vom Stamm Earca), der Führer der dalriadischen Einwanderung, herüber auf die Insel Jona. Dann kam er nach dem nahen Dunstaffnage, wo er verblieb, bis Kenneth-Mac-Alpin, nach Vereinigung der Picten und Scoten, ihn in die Abtei Scone hinübernahm, wo fortan die schottischen Könige auf ihm gekrönt wurden. Unter Baliol wurde er nach London entführt. Eduard II. wollte ihn dem König Bruce zurückgeben, ward aber durch das Volk von London daran gehindert. So blieb denn der jedenfalls uralte Thron in der Königsstadt an der Themse, und auf ihm werden noch jetzt die großbritischen Herrscher als Könige von Schottland inthronisirt.

Ni fallat fatum, Scoti, quocumque locatum
Invenient lapidem, regnare tenentur ibidem.

So soll die alte Inschrift gelautet haben, die aber abhanden gekommen ist. Genug, schon mit Fergus tritt die Sage so ziemlich in's Gebiet der Geschichte ein, Dunstaffnage reicht jedenfalls über die Zeiten Karls des Großen hinauf, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß der

berühmte Stein von hier aus seine merkwürdige Laufbahn in die Westminster-Abtei angetreten hat. So sind wir denn hier, wie ich Ihnen gesagt, gewissermaßen am Ausgangspunkt der schottischen Geschichte, und das trug nicht wenig bei, den Genuß der herrlichen Landschaft noch um ein Bedeutendes zu vermehren.

Von der alten Königsburg streifte ich dann weiter dem Loch Etive entlang, dessen melancholische Einsamkeit mich mächtig anzog. Denken Sie sich einen recht wilden Graubündner Berg, felsig, grau und öde, ohne Alpen und freundliche Abhänge, mit waldigem Fuß in ein haideartiges Thal versetzt und lassen Sie dann das Meer durch eine enge Furth mit recht lebhafter Fluth als See in dieses Thal hineinwogen, dann haben Sie ungefähr die Scene. Und nun diese Trümmer längst entschwundener Dynastien, — diese Felsenwelt, die weit über alle geschichtlichen Erinnerungen hinausragt, — dieses weite Meer, das noch immer unbezähmt und unbesiegt der Kraft des Menschen trotzt, — da fühlt man sich im Hochlande. Es waltet da etwas wie Freiheitsodem, und es wundert mich nicht, daß dieses Land so viele Lieder und Klänge der Freiheit erweckt hat.

„Du Heimath der Felsen, des Sturms und der Wolken,
Des Meeres, des Sturzbachs, des wogenden See's,
Du Heimath der Tanne, der ragenden Eiche,
Des stattlichen Hirsches, des flüchtigen Reh's!
Rauh sind Deine Klippen und wild Deine Thäler,
Öd starren die Inseln zum Meere heraus;
Doch kühn sind die Schaaren, und freundlich die Herzen,
Die dort auf den dunkelnden Bergen zu Haus.

„Nicht Feinde von Außen, nicht Zwingherrn von Innen
Vermochten zu zähmen Dein Freiheitsgefühl.
Des herrischen Römers gepanzerte Schaaren
Bekämpften umsonst Dich im Schlachtengewühl.
Du Stammsitz des Glaubens, der Mannheit und Treue,
Kühnstrebenden Geistes, unbändiger Kraft!
Es haben die Musen aus südlichen Auen
Zu Dir sich, zu Dir sich, mein Schottland, entrafft.

„Du Land voller Buchten, sich windender Tiefen,
Wo der Abend die lieblichsten Träume sich webt,
Wo ein Himmel voll Frieden mit seligen Gluthen
Die tiefen, die bläulichen Wasser umschwebt!
Du Land voll der Thäler, der Hügel und Moore,
Umfluthet vom Meere, umbrauset vom Sturm,
Du Land meiner Liebe, Du Grab meiner Väter,
Der Freiheit geheiligter, ewiger Thurm!"

Da haben Sie in einer Probe neuerer schottischer Lyrik (das Gedicht ist von James Hogg, dem sog. Schäfer von Ettrik, einem Freund und Nachbarn Walter Scott's) so ziemlich alle Elemente der Hochlands-Scenerie zu einem Bild zusammengestellt. Und dies Bild ist recht treffend und wahr, auch der Eindruck der Landschaft völlig wiedergegeben. Der Freiheitssinn und das Unabhängigkeitsbewußtsein wurden hier durch die große Natur im Herzen der Bevölkerung wachgerufen und haben sich in Lied und Sage und Geschichte verkörpert, während die Erinnerungen selbst die Landschaft hinwiederum belebten und verschönerten. In ihren einfach-großen und majestätischen Erscheinungen aber tritt Gott gewissermaßen selbst größer und näher an die Seele heran, hebt sie über den Dunst der Materie und ihre eigene Kleinheit hinaus und hält ihr eine Predigt von der „Freiheit der Kinder Gottes".

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Das Buch Job, übersetzt und erklärt von **Dr. Hermann Zschokke**, k. k. Hofkaplan und Professor der Theologie an der k. k. Universität in Wien. Mit oberhirtlicher Genehmigung. Wien 1875. Wilhelm Braumüller. gr. 8°. XXVI u. 334 S. Preis: *M.* 7.—

Wir schicken der Besprechung eine Bemerkung voraus, die sich uns, wie bei manchen katholischen Commentaren der Neuzeit, so auch bei dem vorliegenden, aufdrängte. Man findet hier eine Reihe von Erklärungen angegeben, die aus protestantischen Quellen geschöpft sind; sehr häufig werden uns Protestanten als Urheber oder Gewährsmänner, kurz als Auktoritäten für das Verständniß der heiligen Schrift vorgeführt. Das erscheint uns befremdend und überflüssig.

Niemand wird verkennen, daß allerdings die Exegese der Neuzeit in manchen Punkten sich vortheilhaft vor der in früheren Zeiten oft gebräuchlichen Manier unterscheide. Von sprachlichen und historischen Hilfsmitteln unterstützt, die vormals gebrachen, hat sie sich mit besonderem Eifer und noch bewährten Grundsätzen der Forschung auf die Ermittlung und Klarstellung des grammatisch-logisch-historischen Sinnes verlegt. Manches unnütze Beiwerk, manche Ausschreitung und Willkür der Auslegung ist durch eine festere Methode und einen geläuterteren Geschmack in Wegfall gekommen. Allein man wäre in arger Täuschung befangen, wollte man glauben, daß jetzt das Studium der katholischen Exegeten der Vorzeit und namentlich auch der heiligen Väter vernachlässigt werden dürfe, oder an zweiter Stelle höchstens nach dem der modernen Protestanten zu betreiben sei. Die heiligen Väter und die älteren Exegeten kannten ganz gut die Anforderungen an einen Erklärer der heiligen Schrift, sie ließen die Ermittelung des Literalsinnes und des Zusammenhanges durchaus nicht links liegen, und wer sollte glauben oder uns glauben machen wollen, daß es ihnen am Verständniß der heiligen Schrift gefehlt habe, oder daß zur Erklärung der heiligen Bücher philologische, archäologische und geschichtliche Kenntnisse hinreichten und die Katholiken erst durch die protestantische Wissenschaft in's volle und tiefe Verständniß eingeführt würden? Der Wissenschaftsdünkel des Protestantismus spricht freilich der ganzen christlichen Vergangenheit dieses Verständniß ab; „in der patristischen und mittelalterlichen Zeit lichtete sich das Alte Testament nur erst an einzelnen Punk-

ten," sagt Delitzsch; erst „in der reformatorischen Zeit verbreitet sich über das ganze Alte Testament das Licht des angebrochenen Tages." Aber der katholische Exeget denkt anders. Und darum wird er seine Erklärungen lieber bei den heiligen Vätern und den katholischen Auslegern holen und dabei oft die Entdeckung machen, daß diese Vieles besser und gediegener erklärten und begründeten, als die vielbelobten Koryphäen der protestantischen Wissenschaft, und daß Manches, was als deren Errungenschaft und Verdienst angestaunt wird, bereits längst im Besitze der katholischen Exegese gewesen.

Sehen wir uns nach dieser allgemeinen Bemerkung, die ein nicht aufzugebendes Princip der katholischen Exegese betonen will, den Commentar näher an. In wie weit auch er in Benützung der Protestanten ein Übriges gethan, wird sich aus der anzustellenden Erörterung ergeben.

Obige Erklärung des Buches Job verdankt ihr Entstehen dem im Jahre 1870 von Professor Rohling im Verein mit katholischen Fachgenossen begonnenen Unternehmen der Abfassung eines Gesammtcommentares zu den heiligen Schriften des Alten Testaments und tritt, obgleich in einem anderen Verlage erschienen, doch in die Reihe der bereits erschienenen Bände des Gesammtwerkes. Plan, Zweck und Anlage des Buches bestimmen sich daher nach den für das Gesammtunternehmen angenommenen Grundsätzen, die in der Vorrede zu Rohling's Psalmen (Münster 1871) erörtert sind; die Erklärung will den Ansprüchen der Theologen ebensowohl wie der gebildeten Laien Rechnung tragen und in einfacher und bündiger Form alle in's Verständniß des heiligen Textes einführen; die Übersetzung schließt sich an den Urtext an, die Abweichungen des Vulgatatextes werden gelegentlich in der Erklärung berücksichtigt[1]. Vorausgeschickt ist eine Einleitung zur Behandlung der vorläufigen Fragen über Inhalt, Zweck, Form, Zeit, Verfasser u. s. f. des Buches. Als Zweck erscheint die Lösung der Frage, wie sich die Leiden der Gerechten zur Gerechtigkeit Gottes verhalten. „Die richtige Antwort gibt unser Buch, in welchem die Wahrheit zum siegenden Durchbruche gelangt: daß Leiden nicht bloß Strafen der Sünde und somit Ausfluß des göttlichen Zornes seien, sondern, daß es auch Leiden gibt, die in der göttlichen Liebe ihren Beweggrund haben, um Gerechte von den ihnen noch anklebenden Makeln zu läutern und zu reinigen, also Züchtigungs- und Läuterungsmittel sind, oder zur Erprobung und Bewährung ihrer Gerechtigkeit dienen, Prüfungs- und Verklärungsmittel sind." Die Abfassung wird in die Blüthezeit der hebräischen Poesie, in das salomonische Zeitalter verlegt und als Verfasser einer von den frommen und begabten Weisen vermuthet, deren Sammelplatz der Hof des Weisesten der Könige, Salomons, war. Der heilige Schriftsteller habe den durch die Überlieferung überkommenen Stoff als Grundlage benützt, um im echt künstlerischen und dichterischen Geiste auf demselben das kühne Gebäude seines dogmatisch-ethischen Problems aufzuführen. Zu jener Grundlage gehört das Wesentliche der Geschichte Jobs: dessen Frömmigkeit und Glücksumstände, ein

[1] Ob nicht Gründe vorlägen, Übersetzung (und Erklärung) zunächst nach der Vulgata zu geben, soll hier nicht erörtert werden.

plötzliches, unerklärliches Leidensgeschick, die Art seiner Krankheit, der Besuch der Freunde, ihr Gespräch mit Job über den Zweck der Leiden (aber in Prosa), sein gottesfürchtiges Ausharren im Leiden, die wunderbare Rettung und sein späterer Glückszustand.

Der heilige Text wird in größeren oder kleineren Abschnitten, wie es gerade der Zusammenhang und die innere Gedankenverkettung zu erheischen schien, vorgelegt und ist von der Erklärung umrahmt. Diese gibt die Gliederung des Inhaltes, entwickelt die Verbindung und den Fortschritt der Gedanken und faßt am Ende größerer Abschnitte den gewonnenen Stoff in einem dessen Gehalt und Bedeutung erörternden Rückblick zusammen. Es ist vor Allem an der Erklärung lobend hervorzuheben, daß sie sich in klarer und maßvoller Methode eng und streng an den heiligen Text anschließt und durch Hervorhebung und scharfe Umgrenzung der Tragweite des einzelnen Ausdruckes und der logischen Gedankenfolge oder Ideenverknüpfung wirklich in Sinn und Verständniß des zu Erklärenden einführt. Ist sie an manchen Stellen fast nur eine erläuternde Paraphrase mit Einschiebung der den inneren Gedankengang auch äußerlich darstellenden Partikeln und Redewendungen, so erweitert sie sich gleichwohl an den schwierigeren und besonders bedeutsamen Stellen zu einer umfassenden Darlegung und Begründung. Als eine der besten Partien des Buches erschien uns die treffliche Entwickelung der Stelle 19, 25—27: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Durchgängig ist die feste und sichere Methode, welche unnützen Ballast, auch alles Prunken mit der Schaustellung eines weitschichtigen wissenschaftlichen Apparates verschmäht, sodann die Durchsichtigkeit des Stiles und das Bestreben erkenntlich, durch eine liebevolle Hingabe an das Studium der innersten Gedankenwerkstätte des heiligen Dichters und durch die sorgfältigste Betrachtung des scheinbar Kleinsten und Unbedeutendsten den Reichthum der niedergelegten Anschauungen zu gewinnen und das großartige Schriftwerk in seinen Details dem Verständnisse und der Bewunderung des Lesers zugänglich zu machen.

Zur Beurtheilung eines Commentars des Buches Job ist es von durchschlagender Bedeutung, wie der Charakter Jobs gefaßt, wie seine Reden und Klagen gedeutet werden. Und hier tritt uns in obiger Erklärung eine Schroffheit und herbe Strenge der Auslegung entgegen, die den Charakter Job's, seinen Glauben und seine Tugend in mehr als zweifelhaftem Lichte erscheinen läßt. Nach unserem Commentator scheut sich Job nicht, Gott als seinen erbittertsten Feind hinzustellen, ja den Gedanken an Gottes Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit in sich aufkommen zu lassen (S. 50) und die Heimsuchung für die größte Grausamkeit Gottes zu halten (S. 49). Er klagt, so hören wir weiter, Gott der Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit an (S. 51); er kann Angesichts seines Leidens nicht schweigen zu der Härte und Willkür der göttlichen unbeschränkten Allgewalt, er betrachtet sein Schicksal als Ungerechtigkeit Gottes und kämpft an gegen Gottes erbarmungslose Härte (S. 56). Schrecklich ist es, so will Job unserem Ausleger zufolge sagen, daß der Mensch der göttlichen allgewaltigen Willkür so hilf- und rechtlos gegenübersteht (S. 58); sein gegenwärtiges Leiden ist ihm ein handgreiflicher Beweis,

daß Gott zwar der Allmächtige, aber nicht der Gerechte ist, und das Bewußtsein seiner Unschuld drängt ihn, Gott als ungerechten Richter anzuklagen (S. 60), und es auszusprechen, daß Gott, wenn er gerecht wäre, ihm durch Glück lohnen müßte (S. 62), daß er aber nun im Gegentheile nach Gottes willkürlichem Rathschlusse als Schuldiger und Frevler gelten müsse (S. 62). Trotzdem schwingt sich zwar Job zur betenden Betrachtung der Güte und Weisheit Gottes (Kap. 10) auf; aber der Erklärer belehrt uns alsbald, daß er dieses kaum gethan, als plötzlich der Gedanke des ihn ungerecht verfolgenden Gottes die Oberhand erhält (S. 66), denn selbst die Beweise der Liebe Gottes, die Job früher erhielt, waren eben nur die Hülle, unter welcher er nach der jetzigen Auffassung Jobs seinen geheimen Plan, ihn auf's Äußerste zu quälen, verbarg (S. 66). Jobs Seelenstimmung wird weiterhin nach der Auffassung unseres Commentars durch das Wahngebilde des nach Willkür und absolut herrschenden Gottes von Neuem getrübt (S. 75); der Gedanke, ob es vielleicht auch im Hades oder nach dem Tode ein Glück für ihn gäbe, fährt zwar wie ein Wetterleuchten durch die Seele, hält aber noch nicht Stand (S. 75); auch späterhin noch fängt der lichte Strahl der einstigen Umwandlung beim Aufflackern schon wieder zu erlöschen an (S. 91), da ja Gott des Menschen Hoffnung durch den Tod vernichtet, ohne Aussicht auf Neubelebung (S. 91). Im 16. Kapitel endlich tritt nach der Darstellung unseres Commentars in der Gottesidee Jobs ein Scheidungsprozeß ein; vom Gott der Gegenwart verlassen, wendet er sich an den Gott der Zukunft; denn da er von dem Gott der absoluten Gerechtigkeit und Willkür, wie er ihn in der Gegenwart sich denkt, Nichts erwarten kann, so greift er den Gedanken vom Gott der Zukunft auf (S. 93. 102. 103); fällt aber gleichwohl nach so herrlichen Äußerungen wieder in gänzliche Hoffnungslosigkeit zurück (S. 113); kein Wunder, erscheint ja Gott selbst als sein feindlicher Verfolger und dadurch wird seine Lage vollends trost- und hoffnungslos, zumal er weiß, daß er rettungslos verloren ist (S. 193).

Das ist also nach den Ausführungen des obigen Commentars der Charakter, das Bild, die Gesinnung und Stimmung des leidenden Job. Wir können nicht umhin, gegen eine solche Zeichnung und Auslegung sehr schwere und ernste Bedenken zu hegen. Auf eine ausführliche Begründung derselben müssen wir bei dieser Besprechung verzichten; nur einige Andeutungen können wir uns gönnen. In den zwei einleitenden Kapiteln wird der Leser des Buches Job mit dem Zweck der Leiden des Dulders bekannt gemacht; es ist ein Prüfungs- und ein Bewährungsleiden. Gott spricht zu Satan: „Achtetest du auf meinen Diener Job? Denn nicht ist gleich ihm auf Erden ein Mann, schlicht und recht und gottesfürchtig und fern vom Bösen." Und Satan erwiedert: „Strecke aus deine Hand und taste an sein Gebein und sein Fleisch, und dann wirst du sehen, daß er in's Angesicht dich verwünscht." Das ist die Situation, zu deren Höhe der Leser alsbald emporgeführt wird. Er sieht, menschlich gesprochen, den Wettstreit zwischen Gott und Satan; Gott rühmt Jobs Tugend; der Satan meint, diese Tugend habe eine höchst eigensüchtige Grundlage; entschwinde diese, dann sei es mit Jobs Treue am Ende, er werde Gott

in's Angesicht den Abschied geben. So beginnt Jobs Prüfung. Wie bewährt sich Job? Wer hat im Voraus richtig über Job geurtheilt, Gott oder Satan? Offenbar hofft und erwartet Satan, daß es zu einer Verwünschung Gottes schließlich doch noch komme. Wenn nun Job thatsächlich, wie unser Commentator wenigstens in Übereinstimmung mit älteren und neueren Protestanten erklärt, Gott der Ungerechtigkeit, der Willkür, der erbarmungslosen Härte anklagt, wenn er in seinem Leiden den handgreiflichen Beweis erblickt, daß Gott zwar der Allmächtige, aber nicht der Gerechte sei und er deßhalb Gott als ungerechten Richter, als ungerechten Verfolger, als Gott der absoluten Willkür anklagt und selbst in den früher empfangenen Liebesbeweisen nur die Hülle sieht, unter der Gott seinen geheimen Plan, ihn auf's Äußerste zu quälen, verborgen habe — dann ist wohl die Frage gerechtfertigt, ob diese Schmähungen und Lästerungen gegen Gott nicht einem in faciem benedicere gleich kommen? Sind das wirklich die Gesinnungen und Reden Jobs, dann ist es ferner unerklärlich, wie Gott am Schlusse sagen kann zu Eliphas, dem Themaniter: „Entbrannt ist mein Zorn gegen dich und deine beiden Freunde; denn ihr habt von mir nicht Richtiges geredet, wie mein Knecht Job . . . . gehe zu meinem Knechte Job und Job mein Knecht bete für euch. Nur auf ihn werde ich Rücksicht nehmen, daß ich euch die Thorheit nicht entgelten lasse, denn ihr habt über mich nicht Richtiges geredet, wie mein Knecht Job" (42, 7—9).

Der Irrthum der Freunde Jobs bestand aber darin, daß sie jedes Leiden als Strafleiden für geheime oder offenbare Sünden erklärten und somit hartnäckig im Unglücke Jobs den Beweis seiner Sündhaftigkeit und Gottlosigkeit sehen wollten. Sie hatten also allerdings einen unrichtigen Begriff von Gottes Vorsehung, Weltregierung und Vergeltung; aber waren sie etwa deßwegen schuldbarer als Job? Sie behaupten, Gott schickt die Leiden nur als Strafe für Sünden; Job hingegen wirft Gott Ungerechtigkeit, Willkür, erbarmungslose Härte vor, und als Abschluß des ganzen Wortstreites ergeht Gottes Tadel an die Freunde, über die sein Zorn entbrannt ist, weil sie von ihm nicht Richtiges geredet, wie sein Diener Job. Herr Dr. Zschokke fühlte zweifelsohne das Gewicht dieser abschließenden Gottesrede. Denn er schreibt dazu: „Job hat im Wesentlichen nur die Wahrheit behauptet, nämlich, daß er von Sünden frei sei, und war überhaupt, selbst in der größten Anfechtung, Gott nicht untreu geworden" (S. 270) — eine Erklärung, die wir wenigstens mit den früher abgegebenen schlechterdings nicht in Einklang zu setzen wissen (vgl. S. XV). Wenn Job das wirklich gefühlt und gesprochen, was ihn der Commentator denken und sagen läßt, dann begreifen wir nicht, wie da im Wesentlichen die Wahrheit und die Treue gegen Gott Bestand haben konnte.

Doch Erklärung und Verständniß der heiligen Schrift ist nach katholischen Grundsätzen ja nicht von gestern und heute — sehen wir darum zu, wie denn die katholische Schriftauslegung der Vergangenheit den Charakter Jobs auffaßte und die Worte seiner Schmerzensklage deutete. Auch hier müssen wir uns mit einigen Hinweisungen begnügen.

Drei Punkte verdienen besonders hervorgehoben zu werden, die uns in die ältere katholische Erklärung des Buches Job Einblick gewähren. 1. Die Beschuldigungen, daß Job der Verzweiflung, dem Zorne und dem Unmuthe gegen Gott sich hingebe, daß er Gott der Ungerechtigkeit, der Grausamkeit und erbarmungsloser Verfolgung anklage, werden als Verläumdungen der haeretici und schismatici zurückgewiesen, mit denen diese nur die Geltung des Buches anzufechten sich bemühten (vgl. praefatio in Job, Migne, Script. s. cursus completus — disquisit. bibl. auctore Frassenio). 2. Die einzelnen Ausdrücke der Schmerzensklagen selbst werden in der Weise interpretirt, daß sie einerseits ein erschütterndes Bild der namenlosen Leiden und des herbsten und bittersten Schmerzes geben, daß sie aber doch andererseits trotz der Heftigkeit und des Ungestüms in den durch Gottesfurcht gezogenen Schranken sich halten und keine Unwahrheiten oder Unbilden gegen Gott aussprechen. Wir werden alsbald zum Belege dafür die Interpretationsmethode der scheinbar schwierigsten und anstößigsten Stellen vorführen. 3. Die Selbstanklage Jobs am Schlusse: ideo insipientur locutus sum wird theils darauf bezogen, daß er in vorwitziger Weise Gottes Rathschlüsse ergrübeln, aus Mangel an demüthiger Ergebung Gott zur Rechenschaftsablage herausfordern, seine Schuldlosigkeit zu sehr in den Vordergrund drängen wollte, theils auch auf das zu große Ungestüm der Klagen selbst. Nur Cajetanus, der es in vielen Stücken der Schriftauslegung liebte, neue und eigene Wege zu gehen, findet Jobi verba scandalosa; entgeht aber dafür dem Tadel gewiegter Ausleger nicht, z. B. eines Pineda[1].

Es ist überhaupt wohl zu bemerken, daß die heiligen Väter sowohl wie die katholischen Ausleger der Vorzeit mit Emsigkeit darauf bedacht waren, den Charakter Jobs und seiner Klagen gegen Tadel und Vorwurf in Schutz zu nehmen und nachzuweisen, seine Tugend habe die schwersten Prüfungen wirklich bestanden. Man vergleiche z. B. Pineda zu Kap. 3: qua ratione sanctissimus Job liberari possit a maledicentia et irati animi nota explicandum est, praesertim cum maledictis virum sanctissimum lacessant Brentius et Anabaptistae — und sect. VI. stimmt er dafür, daß in den

[1] Gerade zu 42, 3 bemerkt Pineda: Non aliud vitium locutionis Job impingendum quam quod ipse agnoscit et Deus reprehendit; quod involverit Dei consilium imperitis sermonibus et oblitus divinarum cogitationum meliorisque finis suarum calamitatum ad suam potius innocentiam et ad aerumnarum acerbitatem oculos deflexerit. Vavassor: Ego rudis et imperitus rerum divinarum, qui non satis explico, quo quidque consilio fiat a Deo. Gordonus gibt die Erklärung: Errasse fatetur in importunis aerumnarum quaerimoniis, ubi non tam suam innocentiam, sed judicii divini aequitatem in omnibus spectare debuit. Corderius umschreibt Jobs Selbstanklage: In quaerimoniis justitiaeque propriae assertionem linguam solvens debueram extemplo animadvertere sat esse a te calamitatem inferri, ut continuo mirarer arcana consilia tua. Der hl. Thomas äußert sich: In modo loquendi excesserat in tantum, quod malorum cordibus exinde scandalum proveniret, dum putabant eum Deo debitam reverentiam non exhibere.

Klagen eben nur das Gefühl des sinnlichen Theiles und die Größe des Schmerzes zum Ausdruck komme. Er sowohl als Tirinus berufen sich für die Richtigkeit dieser Auffassung auf den Vorgang der heiligen Väter (Origenes, Chrysostomus, Niketas, Olympiador, Severianus, Gregorius, Ambrosius, Hilarius u. A.). Und wie weit waren sie erst entfernt, dem Job Klagen über Gottes Ungerechtigkeit in den Mund zu legen? Fassen wir da besonders die Erläuterungen zu Kapitel 9 in's Auge, aus dem ja die schwersten Vorwürfe gegen Job hergeleitet werden.

Pineda gibt den Inhalt so an: Um die Einwürfe zu lösen, antwortet Job, daß es mit Gottes Gerechtigkeit, Weisheit und Macht wohl vereinbar sei, wenn ein Unschuldiger von Leiden betroffen würde; er aber habe durchaus nicht den richtenden Gott gereizt, vor dem Niemand sich seiner Gerechtigkeit rühmen könne. Die Bemerkung Vatablus' zu v. 16 esse verba diffidentis de Dei bonitate nennt er Iudaicum commentum et Jobis sanctitate indignissimum, und Vavassor gibt aus der in heftigen Gemüthsbewegungen gewöhnlichen Redeweise die befriedigendste Erklärung, ohne daß Job die Klage der Ungerechtigkeit auf Gott häuft, und Corderius findet in denselben Worten einen Beweis seiner demüthigen Gesinnung. Ebensowenig erkennen diese Interpreten den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen Gott in Jobs Ausdrucke: der meine Wunden ohne Ursache vermehrt. Der hl. Thomas erläutert: sine causa sc. manifesta et ab homine afflicto perceptibili; besser paßt in den Zusammenhang und Zweck der Rede, was Dionysius Carthusianus sagt: sine causa tali pro quali dumtaxat amici sui putabant hominem flagellari (cf. in libr. Job epilogatio art. 18). Und wer sollte nicht dem hl. Thomas beistimmen, wenn er sagt: dadurch, daß Job seine Unschuld betheuerte, wollte er durchaus nicht dem Gerichte Gottes eine Ungerechtigkeit zur Last legen, wie die Freunde ihn mißverstehen, sondern er beabsichtigte bloß zu beweisen, daß er nicht zur Bestrafung seiner Sünden so hart heimgesucht werde. Zu V. 22 bemerkt Pineda, daß zwar Isidorius Clarius durch die Schwierigkeit der Stelle, die ihm eine Gottlosigkeit zu enthalten schien, kopfscheu geworden sei; daß aber in dem Sätzchen nichts Schwieriges oder Gottloses liege: Job wiederholt nur den Kern seiner Behauptung, daß Gott Schuldige und Schuldlose mit Unglück heimsuche (daß also, was er gegen seine Freunde eben aufrecht halten will, das Unglück noch nicht auf vorhergegangene Schuld schließen lasse). Wie diese, so glaubten auch die übrigen katholischen Ausleger den Job interpretiren zu können und zu müssen.

Ferner bedauern wir am vorliegenden Commentar auch sonst noch eine zu große Abhängigkeit von protestantischen Erklärern. Wollte Dr. Zschokke — wie bemerkt — bei den katholischen Auslegern sich umsehen, er würde gar manche treffende Bemerkung schon längst angegeben finden, die er jetzt aus protestantischen Commentaren ausschreibt. S. XXIII wird der eigentliche Inhalt des Buches Job aus Delitzsch angeführt (aus dem überhaupt sehr Vieles mit und noch häufiger ohne Nennung des Namens in den vorliegenden Commentar herübergewandert ist). War das in der That nothwendig? Hat etwa die katholische Kirche bis auf Delitzsch warten müssen, um den

dogmatisch-ethischen Lehrinhalt des Buches Job zu erfassen? Der Commentator konnte denselben Gedanken bei Pineda praef. cap. 6, bei Corderius und Tirinus u. s. f. finden; auch daß Job eine Weissagung auf das Kreuz Golgatha's ist, brauchte nicht aus Delitzsch entlehnt zu werden; schon Pineda führt aus dem hl. Gregor an: Job passum esse, ut Christi patientis figuram exprimeret, und auch die übrigen katholischen Exegeten verfehlen nicht, darauf hinzuweisen und die hl. Väter dafür zu citiren. Die Erklärung zu 5, 6 brauchte nicht aus Hengstenberg geschöpft zu werden; der hl. Gregor bringt denselben Gedanken. Zöckler wird zu 9, 34 gelobt, weil er da das Postulat eines wahren Mittlers zwischen Gott und der sündigen Menschheit ausgesprochen findet — eine Auslegung, die längst vor dem theol.-hom. Bibelwerk von den katholischen Exegeten Pineda, Corderius, Gordonus[1] u. A. geboten war. In gleicher Weise hätte zu 13, 2 statt der Bemerkung aus Hengstenberg richtiger auf Corderius verwiesen werden können. Sogar die Angabe, daß „Fleischfressen" bildlicher Ausdruck für verläumden ist, wofür Schultens angeführt ist, findet sich schon in der Erklärung des hl. Thomas, und Pineda sagt: ad detractionem pertinere eleganter docent multi ex patribus. Ebenso wenig war es nöthig, sich für 31, 33 bei Delitzsch Raths zu erholen, daß hiebei an Adam „als den Prototypus der für alle Folgezeit hervorgetretenen Lichtscheu des Sünders" zu denken sei; Pineda gibt die Erklärung: mirum enim humani ingenii post peccatum exemplum praebuit primus homo sese abscondens et peccatum omni via excusans. Unter Anderm konnte für die Bemerkung, daß Eliu die Frage von der Vergeltungs-Gerechtigkeit nicht empirisch, sondern aus der Idee der Gottheit löse, statt Delitzsch auch der hl. Thomas mit ebensoviel Recht angeführt werden, da er Eliu's Beweisgang in die Worte fasst: contra divinitatem ejus esset, si impietati faveret. Auch die Bemerkung aus Andreä (S. 265) war schon längst vom hl. Thomas (lectio 2. ad cap. 40) vorweggenommen und wir hätten in diesen und sehr vielen anderen Fällen viel lieber die katholischen Ausleger als Rathgeber und Gewährsmänner angeführt gesehen.

J. Knabenbauer S. J.

The Internal Mission of the Holy Ghost, by Henry Edward Manning, Archbishop of Westminster. (Die innere Sendung des heiligen Geistes von Dr. H. E. Manning, Erzbischof von Westminster.) London, Burns and Oates. 1875. 8°. 494 S.

Vor nahezu zehn Jahren hat der nunmehrige Cardinal-Erzbischof Manning das Walten des hl. Geistes in der Kirche Gottes als des Urhebers und Grundes ihrer Unvergänglichkeit und Unfehlbarkeit in seiner populär gehaltenen

[1] Aliquem requirit, qui rem totam ut arbiter componat. En tacitam de Christo prophetiam. Pineda: Prophetare hoc loco videtur mediatorem Dei et hominum Jesum Christum.

Schrift: „Die zeitliche Sendung des hl. Geistes" zur Darstellung gebracht. Zu diesem Werke wird hier ein ergänzendes Seitenstück geliefert, indem die innere Sendung des hl. Geistes, d. h. das Walten des hl. Geistes als des Heiligers und Gnadenspenders in der einzelnen Menschenseele gezeichnet wird. In dem vorliegenden Bande haben wir somit ein großes und bedeutsames Stück dogmatischer Theologie, mit eingehender Rücksicht auf die Verhältnisse und die Bedürfnisse der Gegenwart, zur Belehrung wie Erbauung, in schönster Form und Sprache; wir haben in ihm ein geistliches Buch, ein Erbauungsbuch, wenn man so will, voll praktischer Winke für das geistliche Leben, aber zugleich auferbaut aus den Schätzen einer reichen dogmatischen Erudition; wir haben in ihm eine überaus lehrreiche Katechese und zugleich das bedeutsame Hirtenwort eines hervorragenden Kirchenfürsten, der, hoch auf die Warte seiner Zeit gestellt, ihre Schäden und Gefahren scharfen Auges durchdringt, sie mit apostolischer Kraft und Liebe zu heilen sucht und, mitten in der Hochfluth des kirchenpolitischen Kampfes, das innere Reich Gottes in den Herzen der Gläubigen aufzuerbauen bestrebt ist.

Anregung zu religiösem Studium und Unterricht, Förderung der Theologie und Verwerthung derselben auf der Kanzel und im täglichen Leben, Förderung des geistlichen Lebens und vor Allem Förderung der so schönen, altehrwürdigen Andacht zum hl. Geist — das sind die Zwecke, welche sich der hohe Autor stellt. „Ich bin des Glaubens," sagt er, „daß sich dieser Gegenstand ganz besonders für das neunzehnte Jahrhundert eignet. Er ist das directe Gegengift gegen den häretischen Geist, welcher draußen waltet und gegen die ungeistliche und weltliche Gesinnung so vieler Christen." (Dedicat. IX.) „Von allen Wissenschaften des 19. Jahrhunderts wird diese geistliche Wissenschaft am wenigsten von den Menschen gepflegt" (S. 483). Indem aber der Kirchenfürst diese Wissenschaft zu Ehren bringt und uns aus den Strömungen menschlichen und dämonischen Geistes in die des heiligen Geistes hineinführt, hat er zugleich ein Trostbüchlein geschaffen, das jedem katholischen Herzen bei der gegenwärtigen Lage der Dinge willkommen sein wird. Ist doch schon das bloße Sehnen und Verlangen nach dem hl. Geiste, wie es sich in den Hymnen der Kirche ausspricht, eine Quelle des Trostes, der hl. Geist selber der Tröster im eminentesten Sinn. Und ein Trost ist es fürwahr auch, aus dem endlosen Kampf menschlicher Leidenschaften gegen die sichtbaren Anstalten der Gnade hineinzublicken in das Walten dieser Gnade selbst, in diesen unerschöpflichen Reichthum von Gnaden, der ein einzelnes Menschenleben umspinnt, in diese lichte Hierarchie übernatürlicher Anlagen, Fähigkeiten, Geschenke und Thätigkeiten, die sich in einer einzelnen Menschenseele auferbaut, in diese Weltordnung der Gnade, wie sie, riesenhaft erweitert, den Gottmenschen und die Menschheit umspannend, aus einem persönlichen Princip, der ewigen, persönlichen Liebe, dem hl. Geist, sich über die Welt ergießt!

Der äußern Form nach zerfällt das Buch in 17 Kapitel, welche, einen Text an der Spitze, klar und durchsichtig disponirt, in praktische Anwendungen auslaufend, je einzeln wieder für sich ein kleines Ganze bilden, — ebenso

viele wohlgegliederte Katechesen. Dem Inhalte nach unterscheiden wir drei Haupttheile, von denen der erste (Kap. 1—6) die wesentlichen Grundlagen des übernatürlichen Gnadenlebens, die wirkliche und heiligmachende Gnade, die drei göttlichen Tugenden und die Rechtfertigung auseinandersetzt, der zweite (Kap. 7—14) die sieben Gaben des hl. Geistes, der dritte die Früchte des hl. Geistes, die acht Seligkeiten und die Hauptbeweggründe der besondern Andacht zum hl. Geist (Kap. 15—17) zum Gegenstande hat.

I. Im ersten Theile sind die wichtigsten Momente der theologischen Tractate über die ursprüngliche Gerechtigkeit, die Gnade, die Tugenden und die Rechtfertigung in gedrängter, nervigter Kürze behandelt, jedem gebildeten Leser durch die Mittel populärer Katechetik zugänglich gemacht, durch den so alten und so neuen, so tief bedeutsamen und Alles erleuchtenden Einheitspunkt der bewirkenden Ursache verbunden. Die in ihrem Sinn und in ihrer Wirkung so mannigfaltigen Gnadengeschenke erscheinen als ein Werk des Einen hl. Geistes, als die Ausführung eines großen, einheitlichen Planes. Vor Allem wird der Zustand der ursprünglichen Gerechtigkeit, die erste Gnadenschöpfung des hl. Geistes in der Menschheit, vollständig und scharf vor unsern Augen entrollt (S. 4—6). Der Sündenfall durchkreuzt den ursprünglichen Heilsplan und derselbe nimmt eine andere Gestaltung (S. 7). Aber auch jetzt erschließt sich allen Menschen der Segensstrom des übernatürlichen Lebens; Alle erhalten die hinreichende Gnade und sie ist hier gezeichnet als das große, unendlich kostbare Geschenk, das sie in sich selbst ist, als der Heilswille und die Heilsthätigkeit Gottes in jener umfassenden Allgemeinheit, die nur durch den Mißbrauch der menschlichen Freiheit vom Menschen selbst (consequenter) beschränkt wird (S. 7—10). Reicher fließt der Gnadenstrom in den Heilsanstalten der beiden Testamente, und obwohl auch im Neuen Bund der paradiesische Zustand nicht in Bezug auf alle Gaben wiederkehrt (die sogen. dona praeternaturalia fehlen auch im Neuen Bunde), so ist die Wiederherstellung durch Christus doch eine wesentlich vollkommene. Wir gelangen durch die heiligmachende Gnade in einen Zustand, der sich dem des Paradieses nähert, in der Fülle seiner Heilsmittel den Alten Bund weit übertrifft, durch die Annahme an Kindesstatt der persönlichen Vereinigung so nahe wie nur möglich gerückt ist (S. 10—20).

Nachdem so die heiligmachende Gnade in ihrem Verhältnisse zum ganzen Heilsplan zur Darstellung gekommen, erklärt Kap. 2 ihre Erwerbung, Vermehrung und Bethätigung mittelst der wirklichen Gnade. Als Eintheilungsgrund für die Ausführung ist die Eintheilung der Gnade in die zuvorkommende, unterstützende und vollendende genommen, allerdings nicht im strict theologischen, sondern in einem etwas weiteren Sinn, wie denn ja auch thatsächlich die zuvorkommende Gnade am charakteristischsten im Beginn des Rechtfertigungsprocesses, die unterstützende gewissermaßen in der gewöhnlichen übernatürlichen Thätigkeit des Gerechtfertigten, die vollendende am auffassendsten und großartigsten in der endlichen Beharrlichkeit zu Tage tritt. Nach diesem Sinn der Eintheilung wird denn zunächst die Erwerbung der heiligmachenden Gnade geschildert, am Kinde und beim Erwachsenen, in der Taufe und im

hl. Sacrament der Buße, dann das harmonische Walten göttlichen Beistandes und menschlicher Freiheit in den übernatürlichen Handlungen des Gerechtfertigten, endlich die Vollendung des Heiles durch die Gnade der endlichen Beharrlichkeit, indem der hl. Geist einerseits den Gerechtfertigten mit den innern Lebenskräften und äußern Hilfsmitteln übernatürlicher Thätigkeit beständig ausstattet, unterstützt, zum Beharren befähigt, andererseits durch äußern Schutz, specielle Führung und gnadenreiche Fügung bis zum letzten Augenblick in der Gnade erhält (S. 35—49). So ist denn von Gottes Seite Alles gethan. Er hat eine goldene Kette von Gnaden durch unser Leben gezogen.

Es folgt nun eine eingehende Darstellung der drei göttlichen Tugenden, welche der innewohnende hl. Geist der so zu sagen vergöttlichten Seele bei der Rechtfertigung mitbringt und welche dann als übernatürliche Hauptkräfte allem übernatürlichem Handeln zu Grunde liegen. Die Natur, der Gegenstand und der Beweggrund des Glaubens (S. 68—88), die Natur, die Früchte und Hindernisse der Hoffnung (S. 98—112), die Natur der Liebe, sowie ihre Bethätigung als Gottesliebe, Selbstliebe und Nächstenliebe (S. 125—134), ihr Wachsthum und ihre Gefahren (S. 135—139), ihre Übernatürlichkeit (S. 140—142) werden uns dargelegt. Im Gegensatz zu der falschen Theorie der Rechtfertigung (S. 150—152) wird endlich kurz die katholische Lehre dargelegt und auf den hl. Geist zurückgeführt (S. 153—158).

Hiermit ist das Werk der Heiligung in seinen wesentlichen Momenten dargestellt. Aber der hl. Geist ist nicht bloß der Begründer, er ist auch der unendlich freigebige Vervollkommner und Vollender der Heiligkeit, er schmückt die Seele mit einer ganzen Reihe neuer Anlagen und Kräfte, deren er sich ganz besonders bedient, er bringt die schönsten Resultate der Gerechtigkeit, *seine* Früchte in ihr zur Reife, er setzt diesen Früchten hinwiederum im Heroismus der acht Seligkeiten die Krone auf. Diesem Werke weiterer Vollendung ist der übrige, weit längere Theil des Buches gewidmet (S. 170—495).

II. *Die Gaben des hl. Geistes.* Den Ausgangspunkt bildet der klassische Text Is. 11, 1—3, der zunächst buchstäblich von dem persönlichen Christus gilt, dann aber auch auf den mystischen Christus, die Kirche und auf den einzelnen Gläubigen seine Anwendung findet. Mit Zugrundelegung der Lehre Dionysius' des Karthäusers (de donis Spiritus Sancti), welchem der hohe Verfasser auch in der Bestimmung der einzelnen Gaben gefolgt ist, wird die Natur der „Gaben" erklärt und durch eine Reihe von Vergleichen weiter erläutert. Sie sind Hilfskräfte der gerechtfertigten und mit der reichen Zier der Tugenden geschmückten Seele, eingegossene habituelle Vollkommenheiten, vermöge welcher sie mit größerer Beweglichkeit und Leichtigkeit der Anregung des hl. Geistes folgt, gewissermaßen seiner Thätigkeit unterstellt wird [1].

[1] Donum Spiritus Sancti aliud prorsus non est, nisi habitualis ac supernaturalis perfectio mentis creatae a Divina Bonitate immediate per creationem infusa, in adjutorium expeditionemque virtutum concessa: per quam redditur

Sie erhöhen das Vermögen Gott zu erkennen und ihm mit Süßigkeit zu folgen, sie stimmen habituell die Seelenharfe für den göttlichen Künstler, der sich ihrer bedient, sie fördern gleich Segeln den Lauf des Schiffleins auf seiner Fahrt in die Ewigkeit, welche der günstige Hauch des hl. Geistes beflügelt, während das gewöhnliche tugendliche Handeln mehr mühevollem Ruderdienste gleicht. Die Thätigkeit des hl. Geistes hierbei wird durch Vergleich mit gewöhnlicher Lehrthätigkeit, insofern sie bei Mittheilung des Wissens stets darauf ausgeht, den Schüler zur Aufnahme des Lehrstoffes vorzubereiten, die Vervollkommnung der natürlichen Kräfte und übernatürlichen Tugenden durch Vergleich mit natürlichen Kunstanlagen, welche ja habituell zu einer höhern Sinnesthätigkeit befähigen, recht anschaulich erläutert (S. 172—183).

Von diesen Gaben nun vervollkommnen drei den Willen (Furcht, Frömmigkeit und Stärke), die andern den Verstand (Wissenschaft, Rath, Verstand, Weisheit). Der Verfasser skizzirt die einzelnen folgenderm aßen:

Die Gabe der Furcht. Wie eine gewisse Furcht in der Rechtfertigung der Liebe vorangeht, sich aber allmählich zur kindlichen Furcht verklärt, so begleitet diese kindliche Furcht dann den Gerechtfertigten auf Schritt und Tritt. Im göttlichen Herzen Jesu selbst, dem hehren Vorbild aller Gerechtigkeit, dem Sündelosen und Unsündlichen, finden wir sie dargestellt in seiner tiefen, demüthigen Anbetung, in seiner grenzenlosen Demuth, in seiner völligen Unterwürfigkeit unter den göttlichen Willen. Diese Furcht bewirkt jene tiefe Erkenntniß des eigenen Nichts, jene demüthige Anerkennung der eigenen Sündhaftigkeit, welche wir in den Heiligen wahrnehmen, jenes heilige Entsetzen, welches vor der Sünde als vor dem größten Übel wie vor einem Aussatz, wie vor der gräßlichsten Störung unserer innern Harmonie bis in's Tiefinnerste zurückbebt; sie erweckt beim geringsten Fehltritt das sofortige Bedürfniß nach Aussöhnung, im täglichen Wandel stete Wachsamkeit und treue Behutsamkeit nach Außen, wie nach Innen (S. 201 ff.).

Die Gabe der Frömmigkeit ist eine erhabene, geläuterte und vollkommenere Entwicklung der eingegossenen Liebe, ein Abstrahl der Pietät des göttlichen Herzens Jesu gegen den himmlischen Vater und die Menschheit. Sie umfaßt als Gegenstand ihrer zärtlichen, innigen Zuneigung vor Allem Gott (Gott selbst in sich, Gottes Dienst im weitesten Umfang und Gottes Wort und Offenbarung), dann die Person des Gottmenschen (sein Leben und Leiden, seine sacramentale Gegenwart unter uns und seinen mystischen Leib, die Kirche), die Person der Gottesmutter, die ganze Gottesfamilie der streitenden, leidenden und triumphirenden Kirche, endlich jedes Geschöpf als Werk und Offenbarung Gottes. Auch Familienliebe und Vaterlandsliebe wird durch diese Gabe, welche als übernatürliche Pietät allerdings viel höher und weiter greift, geadelt und verklärt (S. 229 ff.).

Die Gabe der Stärke, als eine Steigerung der Cardinaltugend der Starkmuth, befähigt dazu, Großes für Gott zu unternehmen und nament-

---

mens creata a supernaturali rectore seu Spiritu Sancto faciliter mobilis. Dion. Carth. De Donis tract. 1, a. 16.

lich zu leiden. Sie bewährt sich insbesondere in der Versuchung, in dem harten Werk beständiger christlicher Selbstverläugnung, im Ertragen der Verfolgung, im Opfer auch des Liebsten und Berechtigtsten, wo es Gottes Ehre gilt, endlich im Martyrium und zwar sowohl in dem blutigen Opfer des Lebens als in der unblutigen lebenslangen, mühevollen Hinopferung seiner selbst (S. 263 ff.).

Die Gabe der Wissenschaft vervollkommnet und erweitert den bereits mit den Tugenden des Glaubens und der Klugheit ausgestatteten, praktischen Verstand, um das göttliche Gesetz leicht und mit Süßigkeit zu durchdringen. Sie heilt die moralische Schiefheit, Flauheit und Verschrobenheit des Urtheils in Erfassung alles dessen, was als Gesetz den Kreis unserer Freiheit beschränkt. Sie ist gewissermaßen der gesunde Sinn, der praktische Hausmannsverstand für alles Übernatürliche, instinktmäßig das Richtige ergreifend und darnach handelnd (S. 295 ff.).

Die Gabe des Rathes geht noch weiter. Über das Gebotene hinaus ergreift sie das Vollkommenere, die Räthe des Evangeliums, die Blüthe der christlichen Vollkommenheit. Durch diese Gabe dringt der Christ nicht nur über den Bereich natürlicher Klugheit, sondern weit vor über die Grenzen der Prudentia Christiana in jenes erhabene, nur dem geistigen Menschen verständliche System göttlicher Ordnung und Vollkommenheit, wie es der hl. Geist im Leben und in der Lehre Jesu Christi zur Darstellung gebracht hat. Mit der Unmittelbarkeit dieser praktischen Erkenntniß gibt sich dann auch die taktvolle Sicherheit, nicht nur richtig, sondern auch vollkommen zu handeln und zwar gerade da, wo die Umstände raschen Entscheid erheischen. In Vorgesetzten und insbesondere in Seelenführern äußert sich diese Gabe als Gabe der Unterscheidung, des raschen, richtigen und praktischen Urtheils nach dem Maßstabe und den Ideen des Gekreuzigten (S. 322 ff.).

Die Gabe des Verstandes vervollkommnet die speculative Vernunft und erhöht das Licht des Glaubens, um die ersten Grundsätze des christlichen Wissens richtig aufzufassen und die Offenbarung vollkommener und tiefer zu durchdringen. Sie verleiht Klarheit ohne langes Forschen, tiefe Erkenntniß ohne mühsame Kritik, Übersicht ohne langen Vergleich, Festigkeit der Überzeugung ohne wissenschaftliche Prüfung. Wie sie dem einfachsten Gläubigen eine richtige Auffassung der Dinge, vor Allem aber der Offenbarung und der göttlichen Weltregierung erschließt, so befähigt sie die Hirten und Lehrer der Kirche, ihr Amt als Zeugen und Verkünder der Offenbarung, als Lehrer und Richter auszuüben, sie erhebt das menschliche, natürliche Wissen zu höherer innerer Harmonie und zum erhabenen Dienste in der übernatürlichen Ordnung des Heils (S. 351 ff.).

Die Gabe der Weisheit endlich, die schönste Blüthe der vom Glauben erleuchteten Vernunft, erfaßt und umfängt mit Leichtigkeit und Süßigkeit Gott selbst, die wahre und eigentliche Weisheit. Während der Glaube die Fähigkeit verleiht, den Offenbarungsinhalt auf die Autorität Gottes hin mit übernatürlicher Festigkeit zu umfangen, gewährt diese Gabe die Fertigkeit, Gott selbst in dem Geoffenbarten zu erfassen, zu verkosten, seiner inne zu werden.

Gustate et videte, quoniam suavis est Dominus. Sie ist so recht die Krone und der Höhepunkt der übrigen Gaben, leitet und lenkt die Ausübung der übrigen Tugenden, behütet sie vor Ausschreitungen, vereint die Seele durch inneres Gebet und Acte der Liebe mit Gott und gibt so schon auf Erden einen Vorgeschmack der künftigen Seligkeit (S. 383 ff.).

III. An diese ausführliche Darstellung der sieben Gaben reiht sich im 15. Kapitel eine kürzere der zwölf Früchte des hl. Geistes. Die Früchte unterscheiden sich von den Gaben wie Handlungen von ihrem Princip, von den gewöhnlichen übernatürlichen Tugendacten aber durch die besondere Leichtigkeit und Süßigkeit, mit der sie unter dem speciellen Einfluß des hl. Geistes zu Stande kommen[1]. Sie bekunden in ihrer Mannigfaltigkeit die große Fruchtbarkeit der sie erzeugenden Principien, sie zeichnen in ihrer überreichen Lebensfülle die Heiligkeit der Kirche und des sie beherrschenden Geistes. Wo sie sich einmal zu entfalten begonnen, da ist stets Wachsthum der Tugend, weil sich die Liebe und das übernatürliche Leben in ihnen stärkt, dem übernatürlichen Handeln stets größere Leichtigkeit und Süßigkeit beimischt und jene Fülle guter Gedanken hervorruft, welche als eine Kette von Gnaden das Tagewerk des Gerechten durchwebt und es ihm leicht macht, übernatürlich zu handeln (S. 411 ff.).

Die acht Seligkeiten, so leuchtend dargestellt im Leben und Leiden unseres Erlösers, sind unter den Tugendakten die vorzüglichsten. Sie bieten in ihrer Gesammtheit das Ideal der christlichen Vollkommenheit, welche, nach Maßgabe seines Standes und seiner Kräfte, jeder Christ anzustreben hat, welche in höherem Maße jedoch im Stande des Priesters, des Religiosen, des Bischofs gefordert wird. Die einzelnen Bestandtheile dieser Vollkommenheit sind Geschenke Gottes, die als solche für Jeden unter den Gegenstand christlicher Hoffnung fallen. Sie sind aber auch, die erste Gnade abgerechnet, Gegenstand des eigenen Verdienstes und Ringens, und stellen an uns die Forderung, die goldene Gnadenkette nicht durch unsere Saumseligkeit zu unterbrechen, sondern durch treue Mitwirkung zu festigen, und so gemäß unsern Verhältnissen den Berg der acht Seligkeiten hinanzustreben (S. 431 ff.).

Das ist ungefähr der dogmatische Faden des Buches. Daß es mit einer Aufforderung zum Gebet und speciell zu einer besondern Andacht zum hl. Geiste endigt, ergibt sich aus der Natur des Gegenstandes von selbst. Gnadengeschenke wollen erfleht sein, und der hl. Geist ist ihr Spender. Seine Person, sein Amt und seine beständige Bethätigung für unser Heil verlangen einen innigeren Cult, als ihm gewöhnlich zu Theil wird, und dieser Cult ist das beste Mittel, sich seiner Gnadenschätze theilhaftig zu machen (S. 461 ff.).

Der geistlichen Belehrung und des Schönen überhaupt ist so viel in dem Buche aufgespeichert, daß es unmöglich ist, es in kurze Übersicht zu drängen. Daß die Anwendungen sich nicht im Allgemeinen halten, sondern

---

[1] Fructus Spiritus non est delectatio seu dulcedo in actu virtutis consistens, sed ipsa actio virtuosa, jucunda, ex gratia Spiritus Sancti procedens, et ex spiritu rationali elicita et producta. Dion. Carth. Elem. Theol. prop. 156.

zu den Verhältnissen und Bedürfnissen, Einflüssen und Gefahren unserer modernen Welt herabsteigen, ist gewiß ein unschätzbarer Vorzug. Die Herrlichkeiten der Gnade werden dadurch in die Nähe gerückt; die Bahn wird geebnet, der Weg gezeigt, auf dem sie sich fort und fort verwirklichen können und sollen, wenn der Zeitgeist auch noch so laut gegen alles Übernatürliche und Unsichtbare, Innere und Geistliche aufschreit. Lange bevor das Wort „Fortschritt" auf den Fittigen der Dampfkraft als Losungswort materiellen Treibens durch die Welt flog, war dieses Wort schon die Parole der nun verachteten und verschollenen Mystiker. Freilich in einem ganz andern Sinn, aber in dem wahren, hehren, unendlich erhabenen Sinne des Wortes.

„Wir hören viel von Fortschritt," sagt Cardinal Manning (S. 373), „intellektuellen Errungenschaften, Männern der Cultur u. dgl. Nun frage ich: Hat der civilisatorische Fortschritt in Ethik, Politik und socialer Cultur den Umfang einer einzigen geoffenbarten Wahrheit widerlegt, überflüssig gemacht oder verändert? Bleibt das Christenthum nicht auch in diesem Augenblick unvergänglich und unwandelbar? Es besteht aus diesen drei Urelementen: dem reinsten und vollkommensten Gottesbegriff, den je ein Mensch erkannte, dem reinsten und vollkommensten Begriff des Menschen, den, in der Incarnation geoffenbart, die Welt je erschaute, der reinsten und vollkommensten Moralität, d. h. Beziehung zwischen Gott und Mensch, und Mensch und Mensch. Nun frage ich: Ist das Christenthum, das diese drei großen, aufbauenden Elemente (constructive elements) in sich schließt, in irgend einem Sinn durch den intellektuellen oder moralischen oder politischen oder socialen Fortschritt der Menschheit bei Seite gesetzt oder erschüttert worden? Hat letzterer die christlichen Begriffe von Gott, Mensch oder Moral gehoben oder verbessert? Ich behaupte, das ist nicht der Fall. Wie die Arche, über den Wassern emporragend, um so höher stieg, je tiefer diese wurden, so ruht das Christenthum in diesem Augenblicke in voller Ruhe und Majestät über der Hochfluth menschlicher Wissenschaft in ihrer höchsten Entwickelung."

In ähnlicher Weise fallen auch auf andere Ideen, Schlagworte und Seiten der Gegenwart bedeutsame Streiflichter aus den Höhen einer tiefreligiösen übernatürlichen Weltanschauung. Die gewaltigen Gegensätze christlicher Frömmigkeit und starren, frostigen Unglaubens, religiöser Klarheit und irreligiöser Ideenverwirrung, christlicher Vernunft und leichtgläubigen Gnosticismus, der großen katholischen Weltidee und des engherzigen Nationalismus, des heiligen Emporstrebens zum Göttlichen und des thierischen Verkommens in der Materie, intellektueller Entwicklung durch den Glauben und intellektueller Verkrüppelung durch Unglauben, der hehren christlichen Charitas und des utilitarischen Egoismus, der Gottesliebe bis zum vollkommensten Opfer seiner selbst und des Gotteshasses bis zum verzweifelnden Selbstmord, endlich der durch Gott beseligten Menschheit und der ohne Gott unglücklichen Menschheit treten wie wohlthuende Lichter und tiefe Schatten in ihrer erschütternden Wirklichkeit vor die Seele, nicht um sie im Wirrwarr der kämpfenden Heerlager zu zerstreuen, sondern inniger und tiefer zu sich selbst und zu Gott zurückzuführen, den Glauben zu stärken, die Hoffnung zu beleben und die Liebe mächtiger zu entfachen. Noch eine Probe zum Schluß; aus ihr möge der Leser noch die Art der Behandlung ersehen, und darnach selbst

beurtheilen, mit welchem Rechte wir diese Schrift des berühmten Cardinals empfehlen.

„Die Gabe des Verstandes hat schließlich eine besondere Beziehung zu der göttlichen Souveränetät und der göttlichen Thätigkeit in der Welt. Ich will ein Beispiel bringen, welches, der Wolken- und Feuersäule in der Wüste gleich, denjenigen nur Nacht und Dunkel ist, die diese Gabe nicht besitzen, Licht und Klarheit denen, die sie haben. Wenn etwas in der Geschichte verzeichnet steht, so ist es das: daß die Kirche immer verfolgt worden und daß die Welt immer glücklich gewesen ist: und doch werden wir aufgefordert zu glauben, daß Gott der Oberherr der Welt und der Kirche ist. Nichtsdestoweniger sehen wir den Glauben stets im Leiden und den Unglauben stets im Glück. Die Männer der Welt verspotten uns hiemit. „Seht," sagen sie immer, „diese Länder, welche den katholischen Glauben verworfen haben, wie sie gedeihen; seht ihren materiellen Fortschritt in allen Dingen, ihre Errungenschaften, ihre Solidität, ihren Wohlstand, ihren Handel, ihre Unternehmungen! Schaut dagegen auf eure Kirche! Warum ist ihr Oberhaupt im eigenen Hause eingeschlossen? alle Nationen der Welt verwerfen ihn, die eine nach der anderen; sie haben aufgehört, an ihn zu glauben, und ihr sagt uns: Das ist das Reich Gottes!" Habt ihr irgend eine Schwierigkeit, dieß Paradoxon zu verstehen? Als das göttliche Haupt der Kirche auf Erden war, wurde er nicht verworfen, stand er nicht vereinsamt, verweigerten ihm nicht die Menschen den Glauben, ward er nicht verfolgt, ward er nicht gekreuzigt? Und ist er nicht der König der Könige, der Herr der Herren, und hat er nicht alle Macht im Himmel und auf Erden? Der Welt, die für einen Tag glücklich ist, sind ihre Stunden gezählt und ihre Verurtheilung ist sicher. Der Psalmist, wenn er das Glück der Gottlosen schaute, fühlte sich niedergeschmettert und verwunderte sich, bis er in das Heiligthum Gottes kam und dann verstand er das Ende dieser Leute. Gerade das Licht dieser Gabe des Verstandes ist es, welches uns im gegenwärtigen Augenblick zu erkennen gibt, daß aller Erfolge unerachtet der Feldzug der Welt gegen die Kirche nie gelingen kann, daß aller Verluste und Niederlagen unerachtet die Kirche immerdar Siegerin sein muß. Deßhalb sitzt Pius IX. noch auf dem Throne Petri und Petrus wird herrschen bis zum Ende. Was immer kommen mag, Eins kann nicht kommen: Die Welt wird niemals die Kirche Gottes ihrem Willen unterwerfen!"

A. Baumgartner S. J.

Charlotte von Stein, Göthe's Freundin. Von **H. Düntzer.** Ein Lebensbild, mit Benutzung der Familienpapiere entworfen. Stuttgart. 1874. 2 Bde. Mit 3 Abbildungen und einem Facsimile, 386 u. 536 S. Preis: *M.* 16.—

Die Besprechung des vorliegenden Werkes ist eine in jeder Hinsicht schwierige Aufgabe. Zunächst kostet es große Mühe, sich durch die beiden Bände durchzuarbeiten; die tagebuchartige Darstellung stört den Gesammteindruck, und die Masse der unbedeutenden Einzelheiten läßt es nicht zu, die Hauptzüge zu einem klaren abgerundeten Bilde zu vereinigen. Mit breitspuriger Weitläufigkeit werden uns von dem Verfasser Dinge vorerzählt, welche auch nicht das geringste Interesse darbieten. Wen mögen heute noch, um einen Ausdruck Charlottens zu gebrauchen, die unzähligen „Visit-, Spiel- und Klatscheristenzen" des damaligen Weimarer Hofes interessiren? Welchen

allgemeinen Werth haben minutiöse Mittheilungen über das, was an diesem oder jenem Tage auf der Redoute vor sich ging, bei den Hofbällen, im Theatersaal oder bei den literarischen Thee's, wenn die „weiblichen Genialitäten" das Räderwerk der Intrigue und der Eifersucht, der Verkleinerung und der Beschimpfung in Bewegung setzen? Höchstens lernen wir daraus auf's Neue, was wir schon anderweitig genugsam wissen, daß der Tummelplatz, auf dem sich unsere literarischen Größen bewegten, für eine ernste Thätigkeit nur wenig Raum darbot. Alles haschte nach Vergnügungen, rauschenden Lustbarkeiten und „Abenteuern"; dem Scheine nach sehen wir nur Holdseligkeit, Anstand und feine Sitte, aber die unerquickliche Kehrseite der Wirklichkeit enthält nichts als Corruption, niedrigen Klatsch und gegenseitige Herabwürdigung „wie auf der Gasse". Der Verfasser hätte das Lebensbild seiner Heldin, unbeschadet der Vollständigkeit, füglich in gedrängterer Kürze entwerfen können. Damit sei nicht geläugnet, daß vielleicht gerade diese Einzelheiten der Weimarer Chronik für gewisse Kreise die schmackhafteste Zugabe des Werkes bilden.

Übrigens sucht der Verfasser im Vorworte seine Darstellungsweise zu begründen, und wir wollen daher nicht weiter darüber rechten. Uns kommt es zudem nur darauf an, ob Frau von Stein wirklich „eine der ersten Stellen im Herzen des deutschen Volkes verdient", ob sie „in dem Andenken der Nachwelt unter den edlen Seelen glänzen" darf. Unbefangen und mit genauer Sorge haben wir die beiden Bände durchgelesen, um diese Meinung des Verfassers bestätigt zu finden, aber wir haben nur den entgegengesetzten Eindruck gewonnen. Inhalt und Tendenz des vorliegenden Werkes veranlassen uns, eingehender dieses schroffe Urtheil zu begründen.

Der Liberalismus, oder, wenn man lieber will, der moderne materialistische und rationalistische Unglaube — seitdem selbst gläubig gesinnte Protestanten sich öffentlich wehren, mit dem Liberalismus in einen Topf geworfen zu werden, ist diese Gleichstellung wohl erlaubt — hat auf dem Gebiete des Rechtes wie der Sitte alle Scham verloren. So werden schon seit einer Reihe von Jahren Publicationen veranstaltet, welche sich meistens auf die Zeit der sogenannten „deutschen Geistesgröße" beziehen und einen ganzen Abgrund von Schmach und Schande enthüllen. Sittliche Verirrungen werden in diesen Werken und in Literaturblättern gleicher Richtung als „edle Manifestationen" gepriesen, als „eine blühende Welt, deren Duft jetzt zum ersten Mal auch unsern, der Nachlebenden Sinn berührt". Frivole Herzensergießungen werden mit „sittlicher Theilnahme" verfolgt und sogar als „Brevier für edle Frauen" empfohlen[1]. Es wäre schlimm, wenn diese Geistesströmung in Deutschland herrschend würde.

Das Leben der Frau von Stein ist nicht von dieser schlimmsten Art, beruht aber auf der gleichen Richtung. Wir brauchen nur an dasselbe den

[1] Vgl. das soeben erschienene Werk von J. Janssen: „Zeit- und Lebensbilder". Freiburg, Herder, 1875. [Wir werden auf dieses interessante Werk zurückkommen, machen aber schon jetzt unsere Leser auf dasselbe aufmerksam. A. d. R.]

Maßstab des christlichen Sittengesetzes zu legen, um dieses zu beweisen. Einen anderen Maßstab kennen wir überhaupt nicht. Auch glauben wir, daß einstweilen noch nur diejenige Persönlichkeit „eine Stelle im Herzen des deutschen Volkes verdient", deren Leben mit dieser Norm übereinstimmt.

Charlotte Albertine Ernestine von Stein ward am 25. December 1742 zu Weimar geboren. Ihr Vater war der Hofmarschall Johann Christian Wilhelm von Schardt; ihre Mutter stammte aus dem schottischen Geschlechte der Irving of Drum[1]. Frau von Schardt, die uns als eine ernste, streng-gläubige Protestantin geschildert wird, gab ihren Kindern eine dieser Richtung entsprechende Erziehung. Als indessen Charlotte um das Jahr 1757 Hofdame der Herzogin wurde und in Berührung mit den tausenderlei Vergnügungen des Hofes und der dort herrschenden Aufklärung kam, warf sie nach und nach den Glauben über Bord und bildete sich eine Religion nach eigener Façon. In der Biographie ist davon freilich selten die Rede, aber die wenigen bezüglichen Stellen sind charakteristisch für Charlottens Glaubensbekenntniß. So sagt der Biograph an einer Stelle: „Obgleich frommgläubige Protestantin, nahm sie an der freieren Überzeugung des Dichters (Göthe's) so wenig Anstoß wie Herder" (Bd. 1, S. 153). Die freiere Überzeugung Göthe's bestand darin, daß er ihr mittheilen durfte, „die Geschichte des guten Jesus habe er nun so satt, daß er sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte." Und wieder: „Das Wohnen der Kirche gegenüber, wo sie am frühesten Morgen läuten, sei eine schreckliche Situation für Einen, der weder auf diesem noch auf jenem Berge bete, noch vorgeschriebene Stunden habe, Gott zu ehren" (Bd. 1, S. 175). Als Göthe beim Menschen den „Zwischenknochen" entdeckt, dessen Fehlen man bisher als unterscheidendes Kennzeichen des Menschen betrachtet hatte, ist sie ganz glückselig über diesen anatomischen Fund. Das entsprach vollkommen Herders „Ideen", von denen sie schreibt: „Herders neue Schrift mache wahrscheinlich, daß die Menschen erst Pflanzen und Thiere gewesen; was die Natur weiter aus uns stampfen werde, werde uns wohl unbekannt bleiben" (Bd. 1, S. 211). Im Jahre 1806 äußert sie sich in einem Briefe an ihren Sohn Fritz: „Ich gehe selten in die Komödie, in die Kirche gar nicht; die geistlichen und weltlichen Illusionen sind leider bei mir alle vorüber (Bd. 2, S. 226). In einem folgenden Briefe lesen wir: „Vor einiger Zeit hatte mir Göthe geschrieben: „Alles, was ist, könnte nicht sein, wenn es nicht unendlich wäre! Wer weiß, unter welcher Gestalt Du mir schon vor Zeiten ein Andenken gestiftet hast" (Bd. 2, S. 235). Mit dieser Äußerung stimmt überein, „daß sie, wie ihr Freund Göthe, auf ein diesem irdischen Leben folgendes, höheres, geistiges (!) Dasein in einer anderen Gestalt hoffte. Gerne dachte sie sich ein solches in einem der unendlichen

[1] Der Vater des Hofmarschalls von Schardt stammte aus Schlesien und war katholisch. — Frau von Schardt aber war in einer Seitenlinie mit den Ogilvie's verwandt, welche Schottland in einem ihrer Glieder, dem Jesuiten John Ogilvie, am 28. Febr. 1615 einen Martyrer gaben.

Himmelskörper, die ihre Seele von frühester Jugend ahnungsvoll angezogen hatten“ [1] (Bd. 2, S. 528). Oder besser, sie wußte nicht, wie sie es denken sollte, denn an einem anderen Orte stellte sie sich das künftige Dasein „als ein unendliches Nichts“ vor (Bd. 2, S. 435). „Frommgläubige“ Protestantin war Charlotte nur dann, wenn sie dem Katholizismus entgegentrat, „gegen den sie einen starken Widerwillen hatte“ (Bd. 2, S. 446). So war es ihr gar nicht nach Wunsch, als ihr Sohn Fritz einen katholischen Hofmeister annahm (Bd. 2, S. 412). Am schärfsten aber äußerte sich die „Frommgläubigkeit“, als ihre Schwägerin Sophie von Schardt, geb. Gräfin Bernstorff, zu Ostern des Jahres 1817 in den Schooß der katholischen Kirche zurücktrat. Neununddreißig Jahre des freundschaftlichsten Zusammenlebens, in denen Sophie Freud und Leid mit Charlotte getheilt hatte, vermochten nicht völlig den Unwillen der Letzteren zu unterdrücken. Auf Sophiens Brief, der die Nachricht des Übertrittes enthielt, erwiederte Frau von Stein [2]: „Liebe Schwester! . . . . . Was meine Ansicht betrifft, so gönne ich Dir, wo Du kannst, am glücklichsten zu sein, und wäre es ja selbst türkischer Glaube. Unsere äußerlichen Religionsgebräuche sind ja nur Zeichen des Göttlichen in uns und Gott in jedem reinen Herzen willkommen, unter was für einer Form sein Geschöpf es ihm auch darbringt . . . . .“ (Bd. 2, S. 446). Der Biograph fügt bei: „Es war ihr unmöglich, sich schonender auszusprechen, da sie ihren eigenen Glauben nicht preisgeben konnte.“ Wie der Verfasser mit diesen Worten folgende Thatsache und folgende Zeilen reimen kann, verstehen wir nicht: „An der glänzenden Feier des Reformationsfestes nahm sie (Charlotte) innigen Antheil, da sie den Segen dieser Befreiung aus den Banden eines die Menschheit immer tiefer niederdrückenden Aberglaubens in tiefer Seele erkannte [3]; freilich war sie selbst keineswegs von der Wahrheit des Christenthums durchdrungen, wenn sie auch den religiösen Gebräuchen desselben mit andächtiger Erbauung (!) folgte [4],

---

[1] So schrieb Charlotte 1809 ihrem Sohne Fritz: „Ich habe manchmal eine unaussprechliche Sehnsucht nach einem anderen Planeten; es wäre erschrecklich, wenn es in keinem besser als hier wäre, und wir armen Geschöpfe einen ewigen Kreislauf vom Guten zum Bösen, vom Bösen zum Guten machen müßten“ (Bd. 2, 309).

[2] In einem ähnlichen Falle hatte sie sich früher einmal geäußert: „Wie Frau von Richthof zur katholischen Religion übergetreten, von der ich gehört, daß sie eine vernünftige und verständige Frau sei, ist mir unbegreiflich“ (Bd. 2, 373).

[3] Dr. Düntzer ist geborener Katholik, hat aber glücklicher Weise, wenn wir nicht irren, neuerdings im „Alikatholicismus“ „den Segen der Befreiung aus den Banden eines die Menschheit immer tiefer niederdrückenden Aberglaubens“ gefunden. Obige Worte zeigen, wie viel oder wie wenig die katholische Kirche an ihm und seines Gleichen verloren hat.

[4] Es scheint überhaupt damals Sitte gewesen zu sein, „den religiösen Gebräuchen mit andächtiger Erbauung zu folgen“, während man doch allen wirklichen Glauben als „Unverstand“ verwarf. Der Anstand ließ es eben nicht zu, völlig als gottlos aufzutreten. Es ist bekannt, wie Schiller über seine Trauung durch einen Kant'schen Theologen als einen sehr kurzweiligen Auftritt spottete. Ebenso ließ Göthe 1806,

indem sie die äußeren Formen mit ihrer frommen Hingabe an die waltende göttliche Macht belebte" (Bd. 2, S. 454)[1].

Was dem Familienleben inneren Halt und Würde verleiht und über dessen Last und Schwere emporträgt: ist einzig und allein gläubiges Christenthum. Charlotte besaß diesen Halt nicht, und es ist daher nicht auffallend, wenn wir von unserem Standpunkt ihr selbst als Gattin keinen Beifall zu zollen vermögen.

Im Jahre 1764 hatte sie den weimar'schen Oberstallmeister, Freiherrn von Stein-Kochberg geheirathet. Die Ehe war von ihr nur als eine „erfreuliche Versorgung" betrachtet worden, die aber „ihr Herz nicht erfüllte". Denn „der gewandte Hofmann mit seinem anziehenden Äußern, der biedere, immer lustige, dabei aber fast ängstlich fromme Lebemann war eine durchaus nüchterne Natur, die keine innige zarte Liebe zu empfinden, noch dem Drange

---

während die Franzosen in Jena hausten und Alles drunter und drüber ging, Christiane Vulpius durch die kirchliche Trauung, die „Ceremonie" vor den Augen der Welt zu seiner Gattin erheben, oder wie er sich in einem Billete an den Stadtpfarrer Günther ausdrückt, „seine kleine Freundin . . . . . völlig und bürgerlich anerkennen als die Seine". Auch unser Biograph meint, daß „Göthe eben nur die Verletzung bürgerlicher Sitte sühnte" (Bd. 2, 247). — Ähnlich klingt die Taufe der Tochter der Erbprinzessin von Weimar, über die Charlotte berichtet, das junge Prinzeßchen sei „so etwas wie getauft worden". „Die Gevattern standen da," schreibt sie, „das Kind wurde mit einer unendlichen Schleppe, einem Hermelinmantel, Kammerherren zu Kopf und zu Füßen, der Herzogin von Gotha in die Arme gelegt. Aber da war kein Geistlicher zur Taufe da; er war eine halbe Stunde zu spät bestellt. Die arme kleine Herzogin von Gotha konnte das vor Prunk schwere Kind kaum mehr halten, das noch dazu immer schrie. Ich kriegte Herzklopfen und so viele Andere, die drum herum standen. Endlich kam der Superintendent, sprach nur wenige Worte, nannte die Namen, und damit machte ihm der Herzog ein Kompliment. Der gute Mann nahm es als ein Zeichen zum Schweigen und sprach weder Segen noch Vaterunser" (Bd. 2, 281 ff.). — Die Taufformel unterblieb also und damit die Taufe selbst. Aber was that das zur Sache? Es war ja nur „Ceremonie".

[1] Frau von Schardt schrieb kurz nach ihrer Conversion an ihren Neffen Fritz bezüglich Göthe's: „Ich habe . . . . . das Avantage, zuweilen Bücher aus Göthe's Vorrath zu erhalten. Ich bin mit dieser Tierce-Verbindung sehr zufrieden; denn ihm selbst nahe stehen möchte ich nicht. Dieß bleibt ganz unter uns. Sein großer Geist übt immer einen Einfluß aus. Dabei ist's einem etwas Quälendes und Zerreißendes, den Adler, statt in der Sonnennähe, wo ihn sein Flug oft hintrug, in der Erde wühlen und sich dort brüsten zu sehen. Ja, ich wollt's ihm unter gewissen Veranlassungen und Modificationen selbst sagen, daß es mir, und wohl nicht mir allein so ist. Was ist alle Größe ohne Erhabenheit? Wie kann diese da sein ohne Demuth? Der Mensch, der zur Demuth sich nicht erheben kann und beim Stolze bleibt, ist der arme Beschränkte, der nicht das wohlthätige Gefühl der Bewunderung haben kann — und bei ihm (Göthe) möchte man es doch fühlen. Ich habe in diesem Sinne ganz mit ihm abgeschlossen und den Strich gezogen. Mehrere alte Freunde haben dasselbe gethan" (Bd. 2, S. 452). — In dem ganzen Werke findet sich kein Urtheil über Göthe, das so wahr und richtig wäre, wie diese Äußerung der Convertitin.

einer gemüthvollen, nach höherer Auffassung der Welt und feinerer Geistesbildung strebenden Seele zu genügen wußte" (S. 15). Charlotte hatte keine Begriffe von dem Wesen des von Gott gewollten und geheiligten Standes der Ehe. Kein Wunder, daß sie auf andere Art „die volle Befriedigung des Herzens", die „ihr fehlte", die „ideale Liebe und Freundschaft einer mit ihr ganz einstimmenden Seele", die sie „nicht gefunden", suchte. Auf dieses Bedürfniß gründet sich die Anknüpfung des Freundschaftsbundes mit Göthe (1775). Die Entwickelung dieses Verhältnisses bildet den Hauptinhalt und den merkwürdigsten Theil der vorliegenden Biographie. Der Verfasser schildert diese Freundschaft, über die in früheren Jahren nach seiner Meinung manches „frivole Urtheil" gefällt worden ist, als eine durchaus „ideale", doppelt gerechtfertigte für Göthe durch die Nothwendigkeit, „das große Kunstwerk seines Lebens" klar zu gestalten. Und ein verehrter Recensent in einer noch sehr jungen katholischen Zeitschrift glaubt nach allseitiger Erwägung sich gleichfalls entscheiden zu müssen, „daß die Sache wohl so liegen dürfte, wie Düntzer sie darstellt." Wir sind auch in diesem Punkte durchaus entgegengesetzter Ansicht. Anfangs hegten wir den Plan, in einer Reihe von Aufsätzen an der Hand des Biographen unsere Ansicht zu belegen; wir mußten indessen davon abstehen, weil wir Stellen aus der bei Düntzer abgedruckten Correspondenz Göthe's und Charlottens hätten ausschreiben müssen, welche die Leser der Stimmen nur verletzt und ihr sittliches Gefühl auf's Tiefste beleidigt hätten. Es genüge daher nur eine kurze Bemerkung.

Von allen Seiten klagt man, zumal im protestantischen Norden, über den Verfall der Ehe. Man hat die festen Schranken der Einheit und Unauflösbarkeit niedergerissen und der Sinnlichkeit die Zügel frei gelassen. Die „Wahlverwandtschaften" sind zum praktischen Dogma erhoben, und die Civilehe, welche auf dem Ruin des ehelichen Lebens fußt, hat ja das Bestreben, die schamlosesten Verbindungen und die Treulosigkeit öffentlich zu legitimiren. Und doch ist die Ehe und die eheliche Treue so heilig und so zart, daß selbst ein Blick ihre Reinheit trübt. Statt daher die Schranken niederzureißen, sollte man sie stärker befestigen. Für einen der gefährlichsten Angriffe auf das Sittlichkeitsgefühl aber halten wir es, wenn Verhältnisse, die das Christenthum nicht rechtfertigen kann, als „Ideale" gefeiert und als „menschenwürdiger Platonismus" verherrlicht werden. Was unsere Klassiker in dieser Hinsicht als bösen Samen in ihre Schriften streuten, hat reiche Früchte getragen und trägt sie noch immerfort. Das ist des Schlimmen schon übergenug; man sollte daher nicht auch noch die persönlichen Ausschreitungen unserer Koryphäen mit einer Ehrenkrone umgeben.

Die Darstellung der Freundschaft zwischen Göthe und Charlotte, wie sie Düntzer in dem vorliegenden Werke entwirft, hat aber leider diese Tendenz. Ohne an der Richtigkeit der Darstellung zu deuteln oder „Willkürliches unterzulegen", müssen wir das Verhältniß, auch in dieser Gestalt und nach den „urkundlichen Mittheilungen" unbedingt verurtheilen.

Der Biograph sagt in dem Schlußworte: „Einen Gradmesser der persönlichen Bedeutung der Menschen bietet uns die Einwirkung, welche sie auf

andere durch Geist und Tüchtigkeit hervorragende Personen ausüben" (Bd. 2 S. 522). Dieser Satz ist wohl nicht durchweg richtig. Wenn Personen auf hervorragende Menschen einzuwirken verstehen, so setzt dieß freilich in ihnen eine gewisse geistige Bedeutung voraus, die aber nicht immer mit jenem höheren, einzig wahren Seelenadel identisch ist, der allein im Andenken der Menschen fortzuleben verdient. Wir geben zu, daß Frau von Stein eine Dame von „klarem Verstand", „feiner Bildung", „seelenvollem Wesen" genannt werden kann; aber daraus, daß „sie unserem großen Dichter zu einer Muse wurde", können wir nach dem Gesagten ihr nicht das Anrecht „auf eine der ersten Stellen im Herzen des deutschen Volkes" vindiciren.

Übrigens offenbart dieses Freundschaftsverhältniß noch eine andere Kehrseite im Charakter der „idealen, seltenen und edlen, zarten und sanften Frau." Als Göthe nach der Rückkehr aus Italien (1788) sich mit Christiane Vulpius in jener scandalösen Weise verband und das bereits erkaltete Verhältniß zur Stein vollständig zum Bruche kam, äußerte Charlotte nicht etwa bloß die wirklich gerechtfertigte Entrüstung über die Selbstherabwürdigung des Dichters, sondern sie offenbarte zugleich in leidenschaftlich häßlichen Ausbrüchen die widerlichste Eifersucht. Noch im Jahre 1794 schrieb sie eine Tragödie „Dido", in welcher sie mit Hilfe von Stellen aus dem vertrauten Briefwechsel Göthe's von dem Dichter geradezu eine Carricatur entwirft. Und sie ging ernstlich mit dem Gedanken einer Drucklegung dieses Drama's um (Bd. 2, 18 ff.).

So haben wir vergebens nach Lichtpunkten der „hohen Weiblichkeit" in Charlottens Leben gesucht. Ihre Freundschaft zur Herzogin, zu Knebel und vor Allem zu Schillers Gattin, welche der Biograph bis in die Einzelnheiten verfolgt, ihre mütterliche Sorge für ihren Lieblingssohn Fritz — das sind ja alles schöne, aber im Grunde selbstverständliche Erscheinungen, ohne außergewöhnliche Bedeutung.

Bevor wir unsere Besprechung schließen, müssen wir noch auf einige Punkte aufmerksam machen, die uns beim Lesen der Biographie näher berührt haben. Da ist es vorerst possierlich, zu sehen, wie manche der „großen Geister", z. B. Knebel und Schiller für die französische Revolution schwärmten. An sich ist die Sache nicht merkwürdig und auch zur Genüge bekannt. Aber eigenthümlich bleibt, wie man für Leute dieser Sorte höchstens ein verschämtes Kopfschütteln hat, während man andere Männer wegen solcher Irrungen fortwährend mit Koth bewirft. Es ist nicht lange her, als wir zufällig Immermanns „Münchhausen" aufschlugen; wir lasen den Namen „Görres" und das veranlaßte uns, genauer zuzusehen. In wahrhaft frivoler und schlüpfriger Weise werden dort die von Görres in der „Mystik" mitgetheilten Erscheinungen an der hl. Katharina von Siena, St. Lutgardis, Christina Mirabilis u. a. m. lächerlich gemacht und schließlich gipfelt das Ganze in einem Angriffe gegen Görres wegen seiner revolutionären Schwärmerei Anno 1793. Immermann sucht sogar den Charakter des großen Vorkämpfers für wahre deutsche Größe und für die heilige Kirche zu verdächtigen. Dieß ist übrigens nicht die einzige Stelle des Romans, in welchem die heiligsten Institutionen unseres Glaubens mit Füßen getreten

werden. Halten wir daneben, wie katholische Literaturgeschichten dieses Werk Immermanns beurtheilen, so müssen wir uns wundern über unsere eigene Duldsamkeit. Uns Katholiken fehlt es leider zu sehr an offener Freimüthigkeit, und unterdessen arbeitet der Spott wacker darauf los und bahnt sich seinen Weg.

Ähnlich wie der Revolutionsschwindel der deutschen Größen ist deren Kriecherei vor Napoleon beachtenswerth. Das Kapitel der Biographie: „Unter dem Rheinbunde von Napoleonsgnaden. 1807—1813" (Bd. 2. S. 256—403) bietet in dieser Hinsicht manche interressante Reflexion. Mit Ausnahme Charlottens und der Herzogin, die, zu ihrer Ehre sei es gesagt, niemals Napoleon leiden konnten, söhnten sich die andern Hofherren und Hofdamen bald mit dem Eroberer aus. Als Bonaparte mit Alexander von Rußland auf dem Fürstentag zu Erfurt zusammenkam, wurden ihm die größten Auszeichnungen dargebracht. Man fand sogar, daß er „etwas Gütiges" hatte, und die Damen, mit denen er einige Worte sprach, „waren bis in den dritten Himmel entzückt". Göthe und Wieland erhielten den Orden der Ehrenlegion und waren „sehr befriedigt" über ihre Audienz. Am widerlichsten berührt uns, daß der „Theaterspektakel", die „Plaisirs ohne Ende" ununterbrochen weiterrauschten, selbst in den Tagen der größten Noth und Erniedrigung. Kaum daß der Kanonendonner, die Transporte der Verwundeten, der Durchmarsch der Heere den Kreislauf der eiteln Vergnügen unterbrach. Als 1813 sämmtliche Kassen des Weimarer Landes durch Contributionen erschöpft waren, hatte nur die Theaterkasse noch ihren Reichthum. Der Napoleonstag wurde natürlich mit Pracht alljährlich gefeiert: Freiball, Beleuchtung des Marktes mit dem großen kaiserlichen N., und Göthe verherrlichte den Eroberer durch Verse, in welchen er Napoleon als denjenigen, „der Alles könne", pries[1]. Widerwillig wird dieser Unpatriotismus der „größten Deutschen" eingestanden und immer wieder vergessen, wenn es gilt, Andere als Reichsfeinde zu brandmarken. Aber diese modernen „Reichsfeinde" haben niemals, weder den ersten noch den dritten Napoleon um Orden angebettelt, noch ihnen Liebesdienste angeboten und ihr Vaterland verrathen.

Und so können wir von dem Buche Abschied nehmen. Wir mußten dasselbe als ein schädliches kennzeichnen. Werth hat es einzig und allein für den Literarhistoriker und zwar vorzüglich aus einem Grunde. Wir halten es für nützlich, das Leben unserer Dichterkoryphäen eingehend zu studiren, denn aus deren Persönlichkeit erklären sich am besten ihre Schriften. Für Göthe's

---

[1] Zur nämlichen Zeit, als Görres sich in voller feuriger Rüstung erhob und mit seinem „Rheinischen Merkur" durch eine bisher noch nicht erhörte Gewalt der Gesinnung und Sprache ganz Deutschland erschütterte, an die alte Freiheit mahnte und zur Abschüttelung des Joches fremder Knechtschaft aufforderte, schrieb Göthe an seinen „Wahlverwandtschaften" und an „Dichtung und Wahrheit". Und des „Epimenides Erwachen" kommt uns vor wie halberzwungener Anstand, um doch nicht gar zu unpatriotisch zu erscheinen. Seinem Sohne gestattete Göthe bekanntlich nicht, sich an den Freiheitskriegen zu betheiligen, während alle übrigen Jünglinge von Stand aus Weimar zu den deutschen Fahnen zogen.

Leben enthält das vorliegende Werk manche Beiträge, leider zumeist in unerquicklicher Hinsicht. Charlotte von Stein läßt in ihrer „Dido" den Dichter Ogon-Göthe sagen: „Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber ächte menschliche Natur ist schlangenartig; eine alte Haut muß sie nach Jahren einmal wieder abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter" (Bd. 2, 20). Für diese „schlangenartige Natur" Göthe's finden wir in der Biographie Charlottens mehr als einen Beweis. Auch läßt sich lernen, aus welchem Schlamme die gefeierten Blüthen der neudeutschen Literatur hervorwuchsen. Für die schlüpferigen Scenen und Situationen, die Göthe in seinen Dichtungen mit Vorliebe und mit einem Zauber der Sprache darstellt, als habe er die Feder in flüssiges Gold getaucht, bot ihm das Weimarer Leben Muster und Vorlage.

Man darf es uns daher nicht verübeln, wenn wir mit einer gewissen Scheu zu den Meisterwerken unserer Klassiker herantreten. Gift bleibt immer Gift, selbst wenn es in geschliffener Krystallphiole entgegenfunkelt. Wir anerkennen Schönheit und Vollendung, wo wir sie finden, sei es in den altheidnischen, sei es in den modernen Klassikern. Leider hatten die ersteren mehr Sinn für Reinheit und überhaupt für Moralität, als die getauften neuheidnischen Poeten. Dazu kommt, daß die zersetzenden Ideen, welche heutzutage im Kampfe gegen die Kirche und gegen jeglichen positiven Glauben ihre volle Verwerthung und praktische Ausführung gefunden haben, theils im Keime, theils in ausgeprägter Entwickelung schon in den Werken der deutschen Klassiker, zumal der beiden Dichterkönige, enthalten sind. Die Blüthepeiode unserer Literatur hat einen tiefgreifenderen Einfluß auf die Geistesströmung des neunzehnten Jahrhunderts ausgeübt, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Und wie viele Seelen durch die Lectüre der klassischen Werke um Glauben und Sitte gekommen sind, wird wohl ein Tag noch offenbaren. Clemens Brentano sagt an einem Orte: „Es sind schon sehr viele Leser aus Pietät gegen den großen Schiller um ihre Pietät gegen die Kirche gekommen, und somit um den Glauben an die Aussprüche des heiligen Geistes, der die Kirche durch den Mund des hl. Paulus eine Säule und Grundveste der Wahrheit nennt. Wenn die Jünglinge erst fest in der Religion gegründet und durch tägliches Gebet und den Gebrauch der heiligen Sacramente gegen böse Einflüsse geschützt, wenigstens bewaffnet sind, können sie solcher Lectüre gefahrloser begegnen, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß man sie zu derselben entschieden veranlassen sollte, indem sie in jedem Falle durch dieselbe könnten in Versuchung geführt werden . . . ." Und wir unsererseits erinnern uns noch recht wohl der Äußerung eines in Deutschland hochberühmten und verehrten Priesters und Kanzelredners. Er sagte einst in einem vertraulichen Kreise, als von diesen Dingen die Rede war: „Ich zählte siebenundzwanzig Jahre, als ich zum ersten Male Göthe's „Faust" las. Den Glauben habe ich dabei nicht verloren, aber die warme Innigkeit desselben habe ich durch diese Lectüre eingebüßt. Ich möchte sagen: der zarte Duft der Glaubensblume schwand, und ich hatte alle Mühe, den giftigen Mehlthau wieder abzuschütteln."

Trotz dieser Nachtheile wünschen und verlangen wir das Studium der deutschen Klassiker. Aber es ist auch nothwendig, die ganze Verwerflichkeit der Anschauungen und Ideen zu brandmarken, welche vielfach in ihren Meisterwerken niedergelegt sind. Es muß gewissermaßen ein Wegweiser durch das Labyrinth mitgegeben werden, der vor den Irrpfaden warnt. Selbst unsere katholischen Literaturgeschichten sollten dieses Moment mehr berücksichtigen; von anderer Seite wird doch genug Weihrauch gestreut. Nicht mit Unrecht sagt Eichendorff, daß der „durchgreifende Gesichtspunkt zur Beurtheilung der deutschen Literatur der religiöse sein müsse. Nur dann, wenn auf diese Weise unsere Klassiker studirt, gelesen und erklärt werden, ist es möglich, Nutzen aus ihnen zu ziehen und bei den wirklichen Schönheiten das wohlthätige Gefühl der Bewunderung zu haben." Und bei Manchen, zumal bei Göthe möchte man, wie Frau von Schardt sagt, „dieß doch so gerne fühlen."

J. B. Diel S. J.

Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle: „Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich", von Rupert Ebner S. J. Linz, Ebenhöch. 1874—75. 1.—4. Heft. 8°. Zusammen 480 S. Preis: *M.* 8.—

Die Gesellschaft Jesu verfolgt ihrem innersten Wesen nach einen apostolischen Zweck: Ausbreitung, Vertheidigung und Befestigung des katholischen Glaubens. Ein Hauptmittel, um diesem ihrem Berufe in wirksamster Weise zu entsprechen, erblickte sie sofort von den ersten Zeiten ihres Bestehens an in dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend. Deßhalb zeichnen auch schon die Constitutionen des hl. Ignatius genau den wissenschaftlichen Bildungsgang vor, der die jungen Ordensmitglieder für dieses spezielle Apostolat der Jugend befähigen soll. Kaum waren einige Decennien seit der Gründung der Gesellschaft Jesu verflossen, und schon erhoben sich überall blühende Lehranstalten, Gymnasien und Universitäten, an welchen die Jesuiten die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung der ihnen anvertrauten Jugend leiteten. Ihr Erfolg war der Art, daß sie immer mehr das Vertrauen der katholischen Fürsten gewannen. So kam es, daß in vielen katholischen Ländern zwei Jahrhunderte hindurch der Unterricht und die Erziehung der Jugend fast ausschließlich in ihre Hände gelegt war. Der Sturm, der in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gegen den Jesuiten-Orden losbrach, und die endliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu machten auch dieser gesegneten Lehrthätigkeit ein Ende.

Daß die Jesuiten in wissenschaftlicher Beziehung den Anforderungen ihrer Zeit durchaus entsprachen, ja in manchen Zweigen der Wissenschaft Großes geleistet haben, ist das allgemeine Zeugniß unparteiischer Geschichtsforscher von katholischer und protestantischer Seite. Um nur an eines dieser Zeugnisse wieder zu erinnern, so sagt der berühmte protestantische Philosoph Baco: „Was die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Gründlicheres sagen, als: man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn von Allem, was jetzt eingeführt wurde, ist nichts so gut, wie dieses. Ich kann den Fleiß und die Arbeitsamkeit dieser Männer, welche die Jugend sowohl in den Wissenschaften bilden,

als auch in der Sittenlehre unterrichten, nicht ansehen, ohne mich der Worte des Agesilaus an Pharnabazes zu erinnern: Weil Du so bist, o daß Du zu den Unsrigen gehörtest!"

Die neu erstandene Gesellschaft Jesu hat seit den sechzig Jahren ihres Bestehens überall, wo ihr staatlicher Seits kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, soweit es nur ihre jungen Kräfte gestatteten, die alte Thätigkeit in Unterricht und Erziehung wieder aufgenommen, und wenn sie einerseits festzuhalten sucht an den Fundamentalprinzipien ihrer bewährten Unterrichtsmethode, so hat sie doch auch andererseits ein offenes Auge für die Würdigung der wahren Errungenschaften auf den verschiedenen Gebieten des Wissens. Daß sie nicht einem starren Formalismus huldigt und in unbeugsamer Hartköpfigkeit das nun einmal veraltete Unvollkommene dem wahrhaft Vollkommenen, wie es sich im Verlaufe der Zeiten unter den gegebenen Bedingungen entwickelt hat, aufrecht zu halten sucht, beweist sowohl die Revision der ratio studiorum, wie sie unter dem letzt verstorbenen General P. Roothan gerade mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und Forderungen der Neuzeit vorgenommen wurde, als auch die faktische Anwendung jener Lehrmittel, welche die ältern und jetzt relativ unvollkommnern mit allem Recht zu ersetzen befugt sind. Deßhalb vermitteln auch die jesuitischen Lehranstalten von heute überall jenen Grad wissenschaftlicher Bildung, den man, allerdings verschieden für die verschiedenen Länder, an die studirende Jugend zu stellen beliebt. Wenn die Schulen der Jesuiten in ihrer jetzigen oder frühern Gestalt Angriffen ausgesetzt werden, so ist das treibende Motiv gewöhnlich ein ganz anderes als etwa ihr Mangel an Erfolg; die wissenschaftliche Unfähigkeit zum Lehrfach, die den Jesuiten zum Vorwurf gemacht wird, muß nur als Sturmbock und Deckmantel tiefer gehender Absichten herhalten; nicht selten ist es der Neid, welcher aus den Angriffen spricht, noch häufiger aber der allgemeine Haß gegen das Christenthum. Man bekämpft die Jesuitenschulen, weil man keine wahrhaft christliche, keine specifisch katholische Erziehung der Jugend will.

Diese Gesichtspunkte dürften nun auch den psychologischen Grund abgeben für die Genesis jener Schrift, mit deren Widerlegung sich das von uns zu besprechende Werkchen befaßt. Wie so mancher andere sogenannte Gelehrte fühlte sich auch ein gewisser Dr. Kelle, wenn wir nicht irren, Professor des Mittelhochdeutschen an der Prager Universität, berufen, eine Lanze gegen die Jesuiten und ihre Lehrthätigkeit einzulegen. Er veröffentlichte demgemäß eine Broschüre unter dem Titel: „Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich", welche angeblich eine Geschichte der Wirksamkeit der Jesuiten an den österreichischen Gymnasien seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart sein soll. Indessen war es dem mittelhochdeutschen Professor um nichts weniger als um eine Geschichte der Jesuiten-Gymnasien zu thun; ein flüchtiger Blick in das Buch genügt, um es als tendenziöses Machwerk zu erkennen, das von Verdächtigungen, Entstellungen, Einseitigkeiten und Unwahrheiten strotzt.

Um dem Resultate seiner geschichtlichen Studie, die Jesuiten hätten niemals den Anforderungen einer wissenschaftlichen Gymnasialbildung, weder in Österreich noch irgendwo auf dem Erdenrunde, entsprochen, seien überhaupt schon

ex natura rei ganz unfähig zum Lehren, eine recht solide Grundlage zu sichern, unterwirft der Prager Professor vor Allem den moralischen und wissenschaftlichen Bildungsgang der jungen Jesuiten einer, wie er meint, vernichtenden Kritik; denn wie der gelehrte Herr gerne glauben machen will, wagte er diesen entscheidenden Schlag gegen die Jesuiten erst, nachdem er durch ein zwölfjähriges Specialstudium seinen Köcher mit den todbringenden Pfeilen gespickt hatte. Es kommen denn auch der Reihe nach zur Sprache die Candidatur, das Noviziat, die humanistischen und philosophischen Studien, und da Dr. Kelle in diesen langen Jahren der Vorbereitung Nichts findet, was den jungen Jesuiten für die Ertheilung des Gymnasialunterrichts befähigen, Vieles, sehr Vieles hingegen, was ihn hierzu positiv untauglich machen muß, ergeben sich für ihn in der Besprechung des Magisteriums die saubern Früchte ganz von selbst. Um sich aber ja den Schein eines kritischen und wahrheitsliebenden Forschers zu sichern, ist Kelle unermüdlich in Aufbringung von Citaten aus dem Examen generale, den Constitutionen, der ratio studiorum ꝛc.; allerdings nimmt er sich dabei nach Art aller Jesuitengegner die Freiheit, die Citate je nach Bedürfniß entweder ungenau anzuführen, oder sie zu verstümmeln, oder selbst auch sie zu verfälschen. Daß die alten Hirngespinnste von Cadavergehorsam, Elternhaß, ascetischer Verdummung und wie all' die andern Ungeheuerlichkeiten heißen, ebenfalls in dem Resultate seines zwölfjährigen Specialstudiums fungiren, ist selbstverständlich — das verlangt ja der Zweck. An den Gymnasien findet Herr Kelle sodann vor Allem die Lehrmittel vollständig unzulänglich; die alten Schulbücher sind ihm wahre Mißgeburten literarisch unreifer Geister. Auch wir wissen es und geben es zu, daß bei dem heutigen Stand der Philologie die in früheren Jahrhunderten gebräuchlichen Grammatiken und Lehrbücher als veraltet betrachtet werden müssen, so gut wie Bröder's und Buttmann's einst gepriesene Werke bereits veraltet sind; aber eben so wahr ist auch, daß sie zu ihrer Zeit auch von Fachmännern, die nicht zu den Jesuitenfreunden zählten, als sehr brauchbare Schulbücher geschätzt und benützt wurden. In gleich gerechter Weise wird über alles Übrige abgeurtheilt. Das nun einmal fixirte Endresultat ist und bleibt: Die Jesuiten waren und sind auch heutzutage noch für Ertheilung des Gymnasialunterrichts total unfähig. Αὐτὸς ἔφα.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als heiße es einem solchen Gegner doch zu viel Ehre anthun, wenn man seine Schmähschrift einer besondern, eingehenden Widerlegung würdigte; denn einerseits hat die Geschichte über die Lehrthätigkeit der Jesuiten, wie sie sich in fast allen katholischen Ländern während der vorigen Jahrhunderte entfaltete, bereits ihr definitives Urtheil gesprochen und wahrlich nicht zum Nachtheile der Jesuiten, andererseits aber scheint die Kelle'sche Schrift es nur auf solche Leser abgesehen zu haben, welche, von vornherein von Parteigeist und jesuitischer Antipathie erfüllt, kein Bedürfniß in sich fühlen, den wahren Sachverhalt zu untersuchen, Gründe und Gegengründe genau abzuwägen, selbstständig unter Erwägung aller Umstände die Dinge zu betrachten, sondern in seligem Glaubensdusel antijesuitischer Befangenheit schmähsüchtigen Erörterungen in hohlem Phrasengeklingel andächtig ihr Ohr leihen.

Trotzdem wollte P. Ebner, sowohl um der Wahrheit Zeugniß zu geben als auch um die beliebte Kampfweise der Jesuitenfeinde an einem neuesten Beispiele zu beleuchten, die Prager Schrift einer eingehenden Kritik unterwerfen. Er that es in der oben angeführten „Beleuchtung ꝛc.", von welcher bis jetzt drei Hefte erschienen sind, und zwar in so ausführlicher Weise, daß er aus der Schrift des Dr. Kelle keine Behauptung, ja nicht einmal eine Anmerkung von irgend welcher Bedeutung übergehen wollte, ohne sie zu erörtern und in's gehörige Licht zu setzen; es wird Seite für Seite, Satz für Satz aus dem Buche des Herrn Dr. Kelle citirt, so daß der Leser, wenn er auch nicht im Besitze desselben ist, dennoch eine vollständige und klare Übersicht von dem Inhalte der Kelle'schen Schrift gewinnen und sich leicht über die angeregten, streitigen Fragen orientiren kann.

Wenn nun auf diesem Wege der „Beleuchtung" einige Mängel erwachsen, wie sie sich ganz besonders in einer gewissen Breite der sprachlichen und sachlichen Darstellung und in ermüdenden Wiederholungen äußern, so behält doch auch dieser Weg wieder seine eigenthümlichen Vorzüge; denn zunächst deckt die „Beleuchtung" so auf die klarste — allerdings auch schonungsloseste — Weise die grenzenlose Unehrlichkeit des Gegners auf; beinahe auf jeder Seite wird bis zur Evidenz nachgewiesen, wie der den Jesuiten zur Last gelegte Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" von den Gegnern des Ordens, in specie vom Prager Professor des Mittelhochdeutschen, in schamlosester Weise gehandhabt wird; dann aber verschafft sie ebenfalls dem Leser einen Einblick sowohl in das Unterrichtssystem, wie es schon vom hl. Ignatius in seinen Constitutionen gezeichnet und in der Folgezeit auf der gegebenen Grundlage weiter entwickelt wurde, als auch in die Lehrthätigkeit und in die wissenschaftlichen Leistungen der Gesellschaft Jesu in und außer Österreich.

Natürlich ist es uns nicht möglich, den Inhalt der „Beleuchtung", die ihrer Natur nach aus einer Zusammenstellung vieler Einzelheiten bestehen muß, übersichtlich hier anzudeuten; wir machen nur alle jene, die sich über irgend einen Punkt der Lehrthätigkeit der Jesuiten näher unterrichten wollen, darauf aufmerksam, daß sie ihn in der vorliegenden Schrift schwerlich vergebens suchen werden. Mit wahrem Bienenfleiße hat der gelehrte Verfasser sein Material gesammelt und mit demselben seinen Gegner förmlich zermalmt; nur will uns bedünken, daß P. Ebner dem größern Publikum mehr genützt haben würde, wenn er das so fleißig gesammelte Material zu einer selbstständigen Darstellung der Lehrmethode und zu einer Geschichte der Lehrthätigkeit des Ordens in Österreich verarbeitet[1] hätte. An Kelle denkt, sogar in Prag, über's Jahr kein Mensch mehr, und leicht könnte es geschehen, daß mit der Kelle'schen Schrift auch ihre „Beleuchtung" vergessen würde, während sie doch eines bessern Looses würdig ist.

Fr. Miller S. J.

[1] Es sei uns gestattet, an P. Ebner die Bitte zu richten, der fünften Lieferung seines Werkes ein ausführliches Sachregister beizufügen, damit die von ihm mit so großem Fleiß zusammengestellten Materialien leichter benutzt werden können. A. d. R.

Miscellen.

Ein amerikanischer „Heiliger" in Berlin. Im Jahre 1852 hat man amtlich in Preußen die Jesuitenmissionen gelobt und ihren heilsamen Einfluß auf das Volk freudig und dankbar anerkannt; im Jahre 1872 hat man die katholischen Volksmissionen verboten. Dieselben haben seitdem aufgehört, sie sind eben gesetzlich unterdrückt — dafür erleb'en wir in den verflossenen Monaten in Berlin den methodistischen Erweckungsschwindel in schönster Form. Wir entnehmen einen Bericht darüber der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" (Nr. 14, 15 dieses Jahres). Wer war der Missionär und welches Aussehen und welchen Inhalt hatte diese neue protestantische Volksmission, der man in Berlin von gar hoher Stelle aus sogar die Garnisonkirche entgegenkommend und freundlichst bewilligte, während anderswo ein katholischer Weihbischof wegen der Weihe der heiligen Öle zu neunmonatlichem Gefängniß verurtheilt wurde?

Der Missionär war der Amerikaner Pearsall Smith, ein Quäker, der „sein eigenes inneres Leben erzählt, wie er allmählich zu dem Glauben an die völlige Heiligung durchgedrungen und seitdem zu einem Werkzeuge Gottes an den Seelen geworden sei; er verheißt auch für Deutschland neue Geistesströme, neue Stärkung, neue Erleuchtung über die Schrift und berichtet seine Geistestaufe". Die „Neue Evangel. K.-Z." theilt den Bericht über diese Geistestaufe mit, der uns weiter Nichts schildert als eine methodistische Erweckungsscene, wie sie in Amerika schockweise um billigsten Preis zu haben sind. Der Missionär erzählte hierüber von sich: „Unseren Seelen und nicht unseren Sinnen offenbarte sich der Herr durch den Geist. Mein ganzes Wesen war unaussprechlich erfüllt von dem Gott, an den ich schon lange geglaubt hatte. Ich verstand die übersinnlichen Gesichte des Isaias, Hesekiel und Paulus. Kein Geschöpf war jetzt meiner Seele so reell als der Schöpfer selbst. Ich verlor keinen Theil meiner Sinne, aber sie alle waren von der göttlichen Offenbarung umhüllt. Ich erinnere mich nicht, damals irgend Jemand etwas davon gesagt zu haben; als ich aber mehrere Tage nachher zu meiner Frau zurückkehrte, brach sie, ehe wir ein Wort gesprochen hatten, in Thränen aus, so groß war die Veränderung in meinem Aussehen" (sic). Und vor diesem „fremden Propheten" sinkt die „Neue Evangelische", die Trompete des Berliner Oberkirchenraths, bewundernd und fast anbetend in's Knie. „Die Stelle ist wundervoll," fährt sie fort, „aber sie enthält die Erfahrung eines Visionärs. Wir zweifeln nicht

einen Augenblick an der Wahrheit des Erlebten (sic), aber solche Offenbarung muß dem, der sie empfangen hat, mit Naturnothwendigkeit einen besonderen Geist einflößen. Aus diesem Geiste stammt das Geistesleben des theuern Mannes, dieser Geist durchzieht seine Worte, in diesem Geiste schwingt er sich über die Sünde und Angst in die Gegenwart Christi." Das war also der Mann, dem Consistorialrath Hegel in einer Versammlung von Pastoren dankte, „daß er zu uns gekommen sei, um uns in unserer Ermüdung zu stärken". Warum auch nicht? war er ja nach Versicherung der „Neuen Evangelischen" „ein liebenswürdiges Gotteskind, dem das Siegel des Geistes auf die Stirne geprägt ist und dessen inneres Leben aus seinen klaren Augen herausleuchtet". Auch redete er obendrein „mit kindlicher Unbefangenheit von seinen Erfahrungen".

Die Versammlungen selbst trugen auch, freilich etwas verschämt und verhüllt, den methodistischen Charakter, nur setzten die oft zahlreich anwesenden Pastores einen Dämpfer auf, wenn es zu toll wurde und der „Geistesdurchbruch" sich in widerlicher Form äußerte. Smith forderte gern in der Versammlung auf, daß Männer und Frauen aufträten, ihre Geisteserfahrungen und Erleuchtungen mittheilten und dem bewegten Herzen Ausdruck gäben. „Da traten," berichtet die „Kreuzzeitung", „Frauen auf, unter anderen leider auch solche, welche den dem deutschen nüchternen Gemüthe schon so widerstrebenden Vorgang geradezu abstoßend machen mußten." Vorsichtig gleitet die „Neue Evangelische" über dergleichen hinweg, indem sie sagt: „Nachdem einiges salzlose Gerede von Männern und Frauen geschehen war, beschränkte man die Aussagen auf Bibelsprüche, welche dann vielfach hergesagt wurden. Aber dieß Ganze war ein vorübergehender Schatten, der Manchen peinlich gewesen ist, aber doch das gesammte Lichtbild kaum trübt." Smith kehrte dabei ächt methodistisch den überspanntesten Subjektivismus hervor. Auch hier ist die „Neue Evangelische" nur Verehrung. Dasselbe Blatt, das vor nicht langer Zeit die katholische Herz-Jesu-Andacht als „Aberglauben" höhnte, heißt „diese amerikanische Laienmystik zur Weckung und Anregung der europäischen Kirchen willkommen" und glorifizirt Smith mit dem Heiligenschein. „Smith zeigt an seinen eigenen geistlichen Erfahrungen, wie durch Glauben und Gebet die volle Gemeinschaft Christi, der hohe Grad der Heiligung, die gänzliche Überwindung der Welt erreicht wird. Seine inneren Erlebnisse sind seine Beweise für die Verheißungen des göttlichen Wortes; jenen Christusbildern gleich, die das brennende Herz auswendig zeigen, offenbart er seine ganze Seele und diese Seele ist brennend." Trotzdem kann auch dieses Blatt ein leises Bedenken nicht unterdrücken. „Es ist nicht ungefährlich," schreibt es nämlich, „weder für ihn, so demüthig er auch ist, noch für die Hörer, denen dieses ganz individuelle, eigenthümlich gefärbte Glaubensleben abgebildet wird; aber es ist meist anziehend und erbaulich" — also nur meistens — und was dann, wenn es nicht anziehend und erbaulich ist? Pearsall Smith stellte seine geistige Verwandtschaft mit den exaltirten methodistischen Erweckern durchaus nicht in Abrede — er wies vielmehr auf deren segensreiche Versammlungen hin, schilderte ausführlich den Schwindel, den Moody und Sankey in London zum Besten geben, wobei er nur vergaß, anzumerken, daß manche Melodien der gepriesenen und zur protestantischen „Er-

weckung" stimmenden Sankey'schen Hymnen deutschen Studentenliedern entnommen sind. Von sich selbst rühmte er, „es gehöre zu den schönsten Stunden seines Lebens, als er vor Kurzem in London unter eine Volksmenge zum Predigen gegangen sei: vor ihm sei ein vornehmer Mann, der bisher in Hofgunst gestanden, aber dieselbe von sich geworfen habe, um Christo zu dienen, mit einer Glocke hergegangen und habe geläutet; er selber habe ein großes Plakat mit einem Bibelspruch in mächtigen Lettern vor sich hergetragen und dann über denselben gepredigt."

Welches war der Lehrinhalt dieser patentirten Volksmission, die sich unbeschadet der Maigesetze abspielen durfte? Ein solcher, daß die Pastores stutzig werden. Hofprediger Baur hatte sich zwar berufen gefühlt, eine Versammlung mit der Erklärung einzuleiten, daß Smith kein neues Evangelium bringe; Pastor Knack aber meinte, daß in dessen Lehre mehr die Rechtfertigung durch Christi Opfer hervorgehoben werden müßte; Generalsuperintendent Büchsel stimmte ihm bei, ohne jedoch Smith zu verurtheilen. Aber noch andere Sachen traten hervor. Die „Neue Evangelische" selbst gesteht, bei seiner Lehre sei „Gefahr, daß unvermerkt die Rechtfertigung aus dem Mittelpunkt verdrängt, daß Kirche und Amt übersehen, das Sakrament in seiner göttlichen Einsetzung vernachlässigt werde". Und in merkwürdigem Widerspruche zu der Verehrung für Smith und für seine Manier bricht sie bei Besprechung der Geistestaufe, die Smith für jeden Gläubigen verlangt, in die Worte aus: „Aber wir sind gewiß, daß eine Volkskirche nicht mitgehen kann, daß deutsche Theologie und Kirche von diesem Lichte nicht erleuchtet werden können." Und doch versichert sie uns mit pietistischer Augenverdrehung, „daß Segen von Pearsall Smith ausgegangen sei, dessen Hauch sie selber verspürt habe, und daß Viele in den Tagen Segen empfangen hätten".

Doch schließen wir. Das Bemerkenswerthe und zugleich Komische an der Sache ist, daß um einen Mann, der seinen Methodismus deutlichst zur Schau trug, der seinen Zusammenhang mit den Erweckungsschwindeleien der Methodisten Moody und Sankey in London noch hervorhob, sich in der Intelligenzstadt nicht bloß Hunderte und Tausende von Männern und Frauen herandrängten und seine Geistesoffenbarungen und exaltirten Hirngespinnste anstaunten, sondern daß an einem Tage gegen fünfzig evangelische Geistliche sich um ihn in einer Spezialconferenz versammelten, sich von ihm in der Schrift unterweisen ließen und von der „beherzigenswerthen" Lehre, die er hinterlassen, eine Erneuerung und Verbesserung ihrer kirchlichen Zustände hofften. Prosit!

Kinderhandel in Amerika. Jüngst machte in öffentlichen Blättern die Kunde großes Aufsehen, daß zahlreiche Kinder durch gewissenlose Unterhändler aus Italien nach Amerika geschleppt würden, um dort zu nichtsnutzigen Zwecken verschachert zu werden. Auch in dieser Beziehung bestätigt es sich, daß der Mensch in dem Grade, als er sich vom Christenthume abwendet, an seiner eigenen Natur, an der „menschlichen Würde" tausendfachen Frevel begeht. Zum weitern Belege dafür erinnern wir an eine ähnliche anglo-amerikanische Unsitte,

welche in letzterer Zeit auch in Deutschland in Aufnahme zu kommen scheint, wir meinen den Kinderverkauf.

Ein New-Yorker Journal gab sich einmal die Mühe nachzuzählen, wie viele neugeborene Kinder in einer gewissen Zeit in dem meistverbreiteten englischen Morgenblatte zur „Adoption" ausgeboten wurden, und fand, daß ihre Zahl wöchentlich durchschnittlich 43 beträgt. Adoption heißt nun aber soviel als Ankauf. Mütter pflegen sich auf diese Weise von ihren Kindern auf Nimmerwiedersehen (full surrender, wie es in den Annoncen heißt) zu trennen. Geld erhalten die Mütter nur in den seltensten Fällen; es fließt in die Taschen der „weiblichen Ärzte", die als Zwischenhändler in dem Adoptionsgeschäfte fungiren. Die lebendige Waare wird gleich mit Angabe der gesuchten Eigenschaften annoncirt und ausgeboten. So liest man: „Ein hübsches, dralles Mädchen von vier Monaten, mit blauen Augen und blondem Haar, von gesunden Eltern stammend, ist sofort zu adoptiren." — „Eine süße, kleine Blondine von sieben Monaten, mit pechschwarzen Augen und einem reizenden Muttermale auf der linken Backe, wird an anständige Leute zum Adoptiren weggegeben." — „Ein acht Monate altes Mädchen, Haare schwarz, Augen braun, das schon sieben Zähne hat und allein sitzt, ist zu adoptiren" u. s. w. Am meisten gesucht sind Blondinen, jedenfalls eine Nachwirkung des Blondinencultus in unsern Theatern. Blauäugige Kinder sind gleichfalls sehr begehrt, besonders wenn sie brünett sind; es sollen für solche „Exemplare" bisweilen bis zu 500 Dollars bezahlt werden. — Gibt es wohl eine unwürdigere Auffassung der Bedeutung des Menschen? Kinderhandel und unter tausendartigen Gestalten ausgeübter Kindesmord, das ist eine der Errungenschaften der modernen Kultur.

In Bezug auf den Cäcilienverein ist eine kurze Bemerkung über Kirchenmusik in einer Recension des vorigen Bandes (VIII. S. 457) von einigen Lesern mißverstanden worden, als sei dieselbe gegen die Bestrebungen des Vereines gerichtet. Dem gegenüber sehen wir uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß, wie dem Verfasser jener Recension jede prinzipielle Opposition gegen die Tendenzen des Cäcilienvereins fern lag, so die „Stimmen" selbst in ihren ex professo über Kirchenmusik handelnden Aufsätzen schon längst und deutlich genug gezeigt haben, wie sehr sie mit dessen Bestrebungen übereinstimmen.

Die Redaction.

Die religiösen Orden und ihre Bedeutung.

Eine Zeitschrift, die im Kampfe gegen Religion und Kirche das Banner der modernen sogenannten Civilisation hoch hält, entwarf neulich in folgenden Worten ein Bild der Zeitlage und des augenblicklich wogenden Kampfes: „In Preußen wird der Kampf gegen die Kirche bis auf's Messer fortgesetzt. Die Defensive wird mit der Offensive vertauscht und immer wuchtiger fallen die Schläge... Das Klostergesetz ist der wuchtigste. Es handelt sich um die Revolution gegenüber der Kirche und in demselben hat der Culturkampf wohl seinen Höhepunkt erreicht. Der Grundsatz der Toleranz (jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen) ist im Feuer eines unerbittlichen Kampfes aufgegeben worden und Preußen greift zu den Lieblingswaffen, mit welchen im vorigen Jahrhundert ein aufgeklärter Despotismus und die durchgreifende Energie der französischen Revolution sich ihrer kirchlichen Feinde erwehrte.“ [1] Diese Schilderung enthält manches Beachtenswerthe. Nicht mit Unrecht wird das Klostergesetz gewissermaßen als Gradmesser hingestellt, um erkennen zu lassen, bis zu welcher Stufe die Entwickelung des Angriffes die Angreifer bereits vorgedrängt habe, und was noch bedeutsamer ist, es werden klar und unumwunden die Muster und Vorbilder gezeigt, denen dieser wuchtigste Schlag der Offensive abgeborgt ist: der aufgeklärte Despotismus und die durchgreifende Energie der französischen Revolution. Man braucht statt der zweideutig schillernden Worte „aufgeklärt“ und „durchgreifende Energie“ nur die Bezeichnungen zu setzen, welche die Geschichte selbst in blu-

[1] Unsere Zeit, 1. Juni 1875. Echt militärisch-drastisch sagt auch die Protestantische Kirchenzeitung (Nr. 31): „Im Kampfe gegen die katholische Hierarchie steht das gewaltige Preußen im Vordertreffen und holt aus dem riesigen Zeughaus seiner staatlichen Mittel die schwersten Geschütze auf die Schanze.“

tigen Zügen in ihre Jahrbücher eingetragen hat[1], und man wird die volle Wahrheit haben — die Grundsätze, zu denen eine unerbittliche Folgerichtigkeit hintreibt, sind in abschreckender und greifbarer Häßlichkeit bloßgelegt, ebenso der Grund und Boden, auf dem sie dereinst wuchsen und üppig gediehen. Hat man in der That die bezeichnete Bahn betreten? Um sich diese Frage zu beantworten, ist es nothwendig, all' die Interessen zu erwägen, die durch das Klostergesetz eine harte Schädigung erleiden, und die Grundlagen desselben vom Standpunkte des Glaubens und der Geschichte aus zu prüfen. Nehmen wir dazu noch als den von selbst gegebenen Hintergrund die Bedürfnisse und Verhältnisse der Zeitlage, so wird es nicht schwer sein, aus dieser Umgebung die Bedeutung der Ordensgelübde scharf und klar hervortreten zu lassen. Wir werden dieses am einfachsten und übersichtlichsten bewerkstelligen, wenn wir die Bedeutung der Orden für die Kirche, für den Einzelnen, für die menschliche Gesellschaft überhaupt in's Auge fassen; damit erledigt sich von selbst die Frage nach den Interessen, die durch Unterdrückung der Orden beeinträchtigt werden, und ebenso wird die principielle Erörterung über die Grundlagen der Ordensgelübde in der Darlegung ihrer Bedeutung die angemessene Stelle finden.

I.

In den Motiven zum Klostergesetz wird unter Anderem die Unterdrückung der Orden und Congregationen damit gerechtfertigt, daß diese keine nothwendigen Organisationen der katholischen Kirche bildeten, und keine absolut wesentlichen Institutionen derselben seien, ohne welche sie nicht bestehen und ihren eigentlichen Beruf nicht erfüllen könnte. Wir lassen die Richtigkeit und den Werth dieses Grundes einstweilen auf sich beruhen und wollen nur auf die Gesinnung hinweisen, die dieser Be-

[1] Auch obige Zeitschrift beschreibt späterhin, worin diese „durchgreifende Energie" bestanden habe, wenn es heißt: „Dieß goldene Zeitalter (einer älteren Toleranz nämlich), welche auch den Mönchen und Nonnen gestattete, auf ihre Façon selig zu werden) hat überhaupt stets dem eisernen weichen müssen, auch in der französischen Revolution, in welcher anfangs das Evangelium der Menschen- und Bürgerrechte auch den Priestern zugute kommen sollte; nachdem sie ihrer Privilegien beraubt waren, entbrannte bald ein „Culturkampf", der mit der Guillotine, den Septembermorden, den Metzeleien in der Vendée den Krieg zwischen dem Priester- und Bürgerthum führte" (a. a. O. S. 879) — freilich sonderbare „Kriegführung zwischen Priester- und Bürgerthum", wobei ersteres wehrlos hingeschlachtet wird und letzteres nur Henkersdienste übt.

weisführung zu Grunde liegt und die Jeden, falls er nur seiner Kirche und seinem Vaterlande in Liebe zugethan ist, mit Schmerz erfüllen muß. Also die katholische Kirche, die Erzieherin und Wohlthäterin der Völker seit nahezu zweitausend Jahren, welche insbesondere Cultur und Bildung nach Deutschland verpflanzt hat und alle Dynastien an Ehrwürdigkeit des Alters sowohl als an Größe der Verdienste unvergleichlich überragt, soll auf das Unentbehrlichste und Nothdürftigste eingeschränkt werden, und man will haarscharf zusehen, daß sie eben nur die absolut wesentlichen Lebensäußerungen bethätige. Das ist ein großartiges Mißtrauensvotum gegen die Kirche; sie soll wie eine gemeinschädliche Einrichtung, der man noch nicht völlig los werden kann, eingeschränkt und möglichst eingedämmt werden! Der Katholik aber, der die göttliche Stiftung der Kirche zum Heile der Menschen kennt, alle die Lebenskräfte derselben zur Durchdringung und Verklärung der menschlichen Verhältnisse zu schätzen weiß, und den Segen ihrer ungehinderten Entfaltung würdigt, kann es nur mit blutendem Herzen gewahren, wie einerseits die berechtigtste Gottesanstalt in ihrer innersten und lebensvollsten Entwickelung gehemmt und andererseits die menschliche Gesellschaft selbst eben dadurch einer ganzen Reihe von Gütern verlustig geht. Weiß er ja doch, daß die Kirche stets das wahre Völkerwohl beförderte und dieses um so allseitiger sich darstellte, je mehr Freiheit die Kirche hatte, die in ihr niedergelegten Keime und Kräfte zum vollen Leben auszugestalten. Und jetzt soll ihr Organismus zugestutzt und nur das absolut Wesentliche gelassen werden! Doch muß nicht der eingenommene Standpunkt folgerichtig weiter führen? Die Motive geben zu, daß die Orden nicht bloß auf dem Boden der katholischen Kirche erwachsen seien, sondern daß sie auch mit ihr in einer organischen Vereinigung ständen und einen in die Verfassung derselben eingefügten Bestandtheil bildeten. Sind nun die Orden das, wofür die Motive sie dem Staate gegenüber halten, sind sie staatsschädlich und staatsgefährdend, so ist folgerichtig auch staatsschädlich und staatsgefährdend der Boden, aus dem sie erwachsen sind und aus dem sie ihren ganzen Lebensinhalt beziehen. Dieser Boden aber ist kein anderer, denn, wie die Motive selbst besagen, die katholische Kirche; nimmt ferner die Kirche zu einer organischen Vereinigung mit sich ein staatsschädliches Element auf, so ist es nach den Gesetzen des Denkens und Lebens eine unabweisbare Folgerung, daß der ganze Organismus der Kirche, ihr innerstes Lebensprincip, ihre treibende Grundkraft staatsschädlich angelegt sein muß; fügt sich sodann

in ihre Verfassung ein staatsschädlicher Bestandtheil ein, und dieses, wie natürlich, nicht gewaltsam und im Widerstreit mit derselben, sondern in harmonischer und dem Grundwesen entsprechender Weise, so ist das ein unwiderleglicher Beweis von dem staatsschädlichen Geiste der ganzen Verfassung. Daher sagten wir vorhin, daß die in den Motiven ausgesprochene Ansicht mit Nothwendigkeit weiter führt — sie enthält die Verurtheilung und Verwerfung der katholischen Kirche, ihre Unvereinbarkeit mit dem modernen Staate; der Katholicismus selbst ist in seinem Princip als staatsgefährdend erklärt. Wird die Logik der Thatsachen ausdrücklich diese Folgerung ziehen? Die Eingangs erwähnte Zeitschrift weist darauf hin, daß sie in der That von der französischen Revolution gezogen worden sei; dem Klostersturm folgte das Verbot der Religion.

Das Klostergesetz trennt also die Orden von der Kirche, und schneidet sie als nicht absolut wesentliche Institutionen und Lebensbedingungen derselben ab. Zum Verständniß der Tragweite dieser Maßregel müssen wir uns klar sein über den Lebensverband, der zwischen Kirche und Orden besteht. Ueber ihn aber kann uns eine geschichtliche und dogmatische Betrachtung aufklären. Sehen wir demnach, wie die Kirche sich allzeit und überall ihr Leben ausgestaltete, und untersuchen wir alsdann, in welchem Zusammenhange mit ihr diese immerwährenden Begleiter, die Orden, stehen.

Der Geburtstag der Kirche ist der Pfingsttag mit seiner Ausgießung des hl. Geistes. Und dieses Wehen des Geistes Gottes rief allsogleich eine Einrichtung in's Leben, die einen wesentlichen Bestandtheil dessen bildete, was man später unter dem Namen Ordensleben zusammenfaßte, und die sich nur in den Orden erhalten hat. Das ist der Verzicht auf das eigene Vermögen und das gemeinschaftliche Leben. „Alle aber, welche glaubten, waren beisammen und hatten Alles gemeinschaftlich. Die Besitzungen und das Eigenthum verkauften sie und vertheilten selbe an Alle, so wie Jeglicher es nothwendig hatte... Nicht ein Einziger nannte von dem, was er besaß, etwas sein eigen, sondern ihnen war Alles gemeinsam." (Apostelg. 2, 44; 4, 32.) Das Bild und die Gestalt der ersten Christengemeinde trägt somit bereits einen Grundzug des Ordenslebens; dieses selbst ist in einer seiner Grundeinrichtungen zugleich mit der Kirche geboren. In gleicher Weise treffen wir die zweite Bedingung des Ordenslebens, die Ehelosigkeit, an der Wiege der Kirche. Mehrere Apostel üben sie; Paulus wünscht, daß Alle so seien, wie er; er

empfiehlt sie als zum Dienste Gottes besser geeignet — kein Wunder also, daß die ältesten Martyreracten uns schon Jungfrauen zeigen, die entschlossen sind, den Stand der Ehelosigkeit als einen gottesdienstlichen zu bewahren, daß die älteste Kirchengeschichte uns Bischöfe aufweist, die die Liebe zu diesem Stande lehren. Schon der hl. Ignatius († 106) ermahnt dazu, und Athenagoras gibt in seiner Apologie (aus dem Jahre 177) Aufschluß über die Verbreitung und Pflege dieses Standes. „Bei uns sind Viele beiderlei Geschlechtes zu finden," sagt er, „die im ehelosen Stand altern, voll der Hoffnung, daß sie auf diese Weise enger mit Gott verbunden würden." Was so mit der Grundlegung der Kirche keimartig gegeben war, das trat mit deren Wachsthum in voller Ausgestaltung zu Tage. Die Asceten, Anachoreten oder Einsiedler des 2. und 3. Jahrhunderts sind die erste Verkörperung und Darstellung des Ordensgeistes. Jene lebten in freiwilliger Armuth, in Enthaltsamkeit und strenger Bußübung in den Städten und Gemeinden, während diese in völliger Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt Gott und ihrem Seelenheile dienten. Die Verfolgungen der Kirche unter Decius und Diocletian vermehrten ihre Zahl beträchtlich. Mit welcher Ehrfurcht die älteste Kirche auf die Anachoreten als die Blüthe des Christenthums hinschaute, beweist unter Anderem der Glanz und Ruhm, der die Namen eines Paulus des Eremiten und Antonius des Großen, des Patriarchen der Mönche, umgab. Ägypten und Syrien, Pontus und Thracien zählte Schaaren von Einsiedlern, und bald entwickelten sich aus dem Anachoretenleben im strengen Sinne größere Vereinigungen, klösterliche Gemeinschaften. Es entstanden die sogenannten Lauren, jene Verbindungen von Einsiedlern, die nahe bei einander in einzelnen kleinen Zellen unter einem gemeinsamen Vorsteher (Abte, Archimandrit) lebten. Der hl. Charito gründete dergleichen Lauren am todten Meere (Pharan), bei Jericho und in der Wüste Thecue. Ammonius, Zeitgenosse und Freund des hl. Antonius, stiftete dergleichen Niederlassungen in Nitrien, einer Landschaft Unter-Ägyptens, und die Zahl der Mönche in denselben war gegen Ende des 4. Jahrhunderts bereits auf 5000 gestiegen. In der Wüste zwischen Gaza und Ägypten leitete Hilarion, ein Schüler des hl. Antonius, an 2000 Mönche, und die sketische Wüste in Ägypten bevölkerte sich unter Makarius dem Älteren mit Einsiedlern.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde der hl. Pachomius der Stifter des Cönobitenthums, des gemeinschaftlichen Lebens der Mönche.

Er gründete auf der Nilinsel Tabennä ein Kloster und ordnete durch bestimmte Regeln die Aufnahme, Lebensweise und die Beschäftigungen der Mönche. Der Zudrang zum Klosterleben war so groß, daß er bald noch 7 weitere Klöster bauen mußte und daß bei seinem Tode (348) die Zahl der Mönche sich auf 7000 belaufen haben soll. Mit welcher Triebkraft diese klösterlichen Niederlassungen aus dem Boden der jugendlichen Kirche emporsproßten, wie sehr sie also gerade durch den ersten christlichen Geist gehegt und gepflegt wurden, davon gibt ihre rasche Ausbreitung, ihre Zahl[1] und Dauer ein unwiderlegliches Zeugniß. „Die Vervielfältigung der Klöster ist mit reißender Schnelligkeit erfolgt; der ganze Orient, Kleinasien, Palästina und Syrien wurde mit Lauren und Klöstern besetzt, deren Bewohner seit der Mitte des 4. Jahrhunderts zu vielen Tausenden anwuchsen." So charakterisirt ein Organ des Protestantismus[2] die ältesten Zeiten des Ordenslebens. Und in der That verbreiteten sich die Klöster von Ägypten aus nach Palästina, Syrien, Mesopotamien, Persien, Armenien, Kleinasien und Nordafrika. Im Occident finden wir sie in Mailand und Rom, auf den Küsteninseln von Italien und Dalmatien und in Südgallien. Wie innig und unzertrennlich muß also das Ordenswesen zum Geist des Christenthums gehören, da es in den ersten 4 Jahrhunderten sich bereits in solcher Ausdehnung und Fruchtbarkeit entfaltet! Dazu tritt noch ein Umstand, der aller Beachtung werth und geeignet ist, über die wahre Bedeutung desselben aufzuklären. Es sind nämlich gerade die glänzendsten und gefeiertsten Namen des christlichen Alterthums in der Einführung, Beförderung und Anpreisung des Klosterlebens thätig. Der große hl. Basilius, der Patriarch der orientalischen Mönche, sah und bewunderte die Lebensweise der Mönche in Ägypten, Palästina, Syrien und Mesopotamien und führte sie selbst in Pontus und Kappadocien ein; seine Predigten weckten die Liebe zum Gekreuzig-

[1] Die Zahlangaben der Alten bezeugen jedenfalls, mögen sie übertrieben sein oder nicht, das rasche Emporblühen des klösterlichen Lebens. Nach dem hl. Hieronymus fanden sich bei der jährlichen Versammlung an 50,000 Mönche ein, die nach der Regel des hl. Pachomius lebten. Nahe bei Arsinoë hatte der Abt Serapion allein 10,000 Mönche unter sich. Um 356 zählte die Stadt Oxyrynchus allein 10,000 Mönche und 20,000 gottgeweihte Jungfrauen; vgl. Montalembert, Les moines de l'Occident l. II. Hieronymus schreibt an Läta, daß aus Indien, Persien und Äthiopien täglich Schaaren von Mönchen nach Jerusalem wallfahrten.

[2] Herzog, Realencyclopädie der protest. Theologie; s. v. Klöster, Mönchthum.

ten und die Verachtung der hinfälligen Welt; die Folge davon war, daß sich zahlreiche Klöster erhoben, nicht bloß für Männer, sondern auch für Frauen, denen Basilius seine Regel schrieb. Die Satzungen des hl. Basilius enthalten das gesammte Ordenswesen mit seiner Armuth, Eheloſigkeit und seinem Gehorsam, mit seiner Arbeitsamkeit und Bußgesinnung bereits in völliger Ausbildung und fanden schon zu Lebzeiten des Heiligen eine außerordentlich rasche Verbreitung, so daß bei seinem Tode (379) ihnen über 80,000 Mönche anhingen [1]. Sie sind auch heutzutage noch die Grundlage für die orientalischen Klöster. Groß und allgemein war die Bewunderung, die man dem Ordenswesen entgegenbrachte. Gregor von Nazianz und der hl. Chrysostomus sind voll des Lobes über den Werth und unvergleichlichen Ehrenvorzug des mönchischen Lebens. Dieser schrieb zur Vertheidigung des Klosterlebens ein eigenes Buch (adversus oppugnatores vitae monasticae); jener nennt die Mönche die „Überweltlichen, die außerhalb des Fleisches und doch im Fleische Lebenden"; dem hl. Basilius selbst ist das Mönchsleben das „wahrhaft apostolische, engelgleiche Leben", „die Philosophie Christi, wünschenswerth für Alle, welche, von den Banden der Welt befreit, deren Sorgen und Leidenschaften hinter sich lassen und die himmlischen Dinge mit ungetrübtem Auge anschauen wollen". Theodoret spricht mit Begeisterung von jenen „Athleten, die den Wandel im Himmel nachahmen". Im Abendlande rief besonders der hl. Athanasius, als er auf seiner Flucht in Rom weilte, durch seine begeisterten Erzählungen über die ägyptischen Mönche die Neigung zum Mönchsleben wach und, nach Gallien verwiesen, erregte er auch hier das Verlangen nach dieser großmüthigen Hingabe an Gott. Seine Lebensbeschreibung des hl. Antonius trug nicht wenig dazu bei. Ferner waren die Leuchten der abendländischen Kirche: Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Fulgentius, ebenso eifrige Beförderer des Mönchslebens, als dessen beredte Verehrer, Lobredner und Vertheidiger. Der hl. Hieronymus spricht von mehreren Nonnenklöstern und einer großen Anzahl Mönche in Rom; zu Vercelli hatte schon Bischof Eusebius die strenge Lebensweise der orientalischen Mönche durch Wort und Beispiel eingeführt. In Gallien stiftete Martinus von Tours das erste Kloster, und bei seinem Leichen-

[1] Wetzer und Welte, s. v. Basilianer. — Vgl. auch für das Folgende die betreffenden Artikel, denen wir viele Angaben entlehnen.

begängnisse fanden sich bereits 2000 Mönche zusammen. Der hl. Augustin hatte bereits als Priester ein Kloster zu Hippo gegründet, als Bischof wandelte er seine bischöfliche Wohnung in ein Kloster um [1]. Päpste und Synoden nahmen sich gleichfalls der Klöster an und empfahlen diese als Pflanzstätten für die höhere und niedere Geistlichkeit, und wie oft gingen gerade die Zierden der alten Kirchen aus den Klöstern hervor? Zur dauernden Begründung des Christenthums führte der hl. Niketas das Klosterleben in Dacien ein, indem er daselbst um 400 ein Kloster erbaute; um die Mitte des 5. Jahrhunderts erhoben sich durch die Anstrengungen des hl. Severin längs der Donau in Österreich und Bayern einige Klöster.

Um 410 erstand das gefeierte Kloster Lerin; bald darauf (414) gründete Johannes Cassianus, der in Palästina und Ägypten das Klosterleben kennen und üben gelernt hatte, zwei zu Marseille, die für viele andere in Gallien und Spanien die Stammklöster geworden sind. In seinen 12 Büchern de institutis coenobiorum beschreibt er die Einrichtung und Lebensweise der Mönchsvereine und behandelt die Tugendmittel; den letzteren und dem inneren Leben der Mönche überhaupt sind seine collationes patrum gewidmet. Was Cassian in schriftstellerischer Beziehung für das Mönchswesen des Abendlandes wurde, das war für den Orient der hl. Nilus und Johannes Klimakus. Der hl. Patricius, Apostel Irlands, der selbst in der Abtei des hl. Martinus von Tours einige Zeit zugebracht, verpflanzte das Ordenswesen nach Irland, wo gegen Ende des 5. Jahrhunderts bereits zahlreiche Klöster sowohl eine Pflanzschule der Missionäre als eine Pflegestätte der Wissenschaften bildeten. Begründer vieler und blühender Klöster in Schottland, Irland und England war nach dem hl. David der hl. Columba. Von dem Umfange mancher Abtei wird Außerordentliches berichtet. So zählte die von Bangor (Grafschaft Down in Irland), gegründet um 555, noch vor dem Tode ihres Stifters, des hl. Comgal, 4000 Mönche; Chonored (Irland) 3000. Zu Bangor in Wales waren 8 Abtheilungen, jede von 300 Mönchen. Ueberall finden wir somit bestätigt, daß mit der Saat des Christenthums zugleich das Ordensleben ersteht und gedeiht.

Mit den Mönchen der ersten Jahrhunderte wetteiferten in der Pflege des echten Ordensgeistes auch die gottgeweihten Jung-

[1] Vgl. Lehrbuch der Kirchengesch. von Döllinger I. S. 253.

frauen. Schon zu Tertullians Zeiten (der um 240 starb) bildeten sie einen eigenen Stand, der sich mancher Auszeichnungen von Seiten der Kirche erfreute. Sie legten öffentlich in der Kirche vor dem Bischof das Gelübde der Keuschheit ab, und empfingen dann aus seinen Händen das dunkelfarbene Gewand, die Tunika nebst Gürtel und Mantel und den geweihten Schleier. Der Act wurde als ein so hochfeierlicher angesehen, daß die zwei gegen Ende des 4. Jahrhunderts (390 und 397) zu Carthago gehaltenen Concilien einem Priester nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Bischofes die Vornahme der Consecration gestatten. Sehr frühe entstanden auch eigentliche Nonnenklöster. Schon die Schwestern der hl. Antonius und Pachomius, der ersten Klosterbegründer, leiteten Jungfrauen-Vereine und für solche schrieb auch Pachomius seine Regel. Noch ehe der hl. Basilius sich in die Einöde der Provinz Pontus zurückzog, stand seine Schwester Makrina einem von ihr gegründeten Kloster vor. Das Beispiel und die feurige Beredsamkeit des Heiligen rief bald eine beträchtliche Anzahl anderer in's Leben. In Ägypten fand der Presbyter Rufinus gegen Ende des 4. Jahrhunderts fast eben so zahlreiche Nonnenvereine als Mönchsklöster. Zu Theodorets Zeiten beherbergten manche Klöster an 250 Nonnen. Wie der Orient, so hatte auch das christliche Abendland seine Nonnenklöster. Der hl. Ambrosius errichtete selbst eines in Mailand; die Schwester des hl. Augustin, der selbst eine Regel für Nonnen entwarf, stand an der Spitze eines Klosters; in gleicher Weise sind uns Nachrichten von solchen Niederlassungen in Italien, Spanien und Gallien überliefert. In letzterem Lande erwarb sich Cäsarius, Bischof von Arles, besondere Verdienste um sie; er gründete ein Kloster in Arles, das bald 200 Nonnen zählte; er schrieb eine Regel für sie, die er in Rom approbiren ließ und die bald vielen andern gallischen Nonnenklöstern zur Richtschnur diente, während wieder andere den von Cassian und Gregor dem Großen entworfenen Vorschriften nachlebten. Zur Zeit des Letztgenannten sah Rom einmal 3000 Nonnen innerhalb seiner Mauern vereinigt. Die Mutter der Frauenklöster Irlands ist die hl. Brigitta von Irland, die, von dem hl. Mel, einem Neffen und Schüler des hl. Patricius, im klösterlichen Leben unterrichtet, selbst Viele zur Übung desselben anleitete. Die Kirchengeschichte Englands hat die Namen vieler hochadeliger Frauen als der Stifterinnen und Vorsteherinnen von Klöstern aufbewahrt, unter denen besonders die beiden Äbtissinnen aus königlichem Geblüte, Hilda und Älfleda, berühmt sind. Diese wenigen Andeutungen

bekunden hinlänglich, daß es der Kirche zu keiner Zeit, mochten auch die äußeren Formen sich verschieden gestalten, an heldenmüthigen und glaubensstarken Jungfrauen gebrach, die es sich zur Aufgabe machten, hier auf Erden schon „dem Lamme zu folgen, wohin es immer geht".

So großartig und tiefgreifend war also bereits in den frühesten Jahrhunderten des Christenthums das Ordensleben. Es wurde in seinen Grundbedingungen mit der Kirche geboren, es wuchs und erstarkte mit ihr, und wo immer die Kirche auftrat, da war das Ordensleben in ihrem Gefolge; es ist die Blüthe, die überall da erstand und herrlich gedieh, wo die Blume des Glaubens gepflegt und nicht gewaltsam erstickt und getödtet wurde. Wenn sich die „Motive" des Klostergesetzes daher auf die Thatsache berufen, daß die Orden erst im Laufe der kirchlichen Entwicklung entstanden seien, so ist diese Darstellung im höchsten Grade schief und zweideutig. Die einzelnen Orden, z. B. der Benedictiner, Dominicaner u. s. f., treten im Laufe der kirchlichen Entwicklung auf; aber das Ordensleben als solches, das Klosterwesen an und für sich entsteht schon, auch nach rein geschichtlicher Betrachtung, mit dem Anfang der Kirche, es ist mit der Kirche selbst in seinen Grundbedingungen gesetzt und verwirklicht sich auch alsbald; freilich fallen die einzelnen Gestaltungen und concreten Erscheinungen desselben dem fortschreitenden Gange der Geschichte, oder besser gesagt, dem Lebensprocesse der Kirche anheim und treten deßhalb an verschiedenen Punkten und in mannigfaltiger Form in's Dasein. Aber für jede Zeit gilt der Satz: keine Kirche, kein Christenthum ohne Ordensleben, in dem Sinne, daß nie und nirgends die Kirche existirte, ohne daß sie aus sich heraus die eine oder andere Form des Ordenslebens erzeugte. Das lehrt schon die geschichtliche Erforschung der Anfänge des Christenthums. Was aber die Kirche schon in ihrem Beginn mit solcher Consequenz aus sich erzeugte, was sie überall zugleich mit ihrem Leben und Wirken in's Dasein rief, soll das nicht mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit mit ihr verwachsen sein und nach den Gesetzen ihres organischen Lebens zu Tage treten müssen? Genauer und tiefer wird uns die dogmatische Erwägung die Antwort geben; aber so viel ist aus der Urgeschichte der Kirche bereits klar, daß die gewaltsame Unterdrückung des Ordenslebens tief in das Lebendige der Kirche einschneidet, daß sie eine Störung und Hemmung ihres naturgemäßen Lebensprocesses, eine Verkrüppelung ihres Wachsthums, ein naturwidriges Niederhalten und Ertödten lebensfähiger Keime und Entwickelungen in sich begreift.

Ist diese Wahrheit schon durch die Geschichte der ersten Jahrhunderte klar bezeugt, so lassen die folgenden sie erst recht im gewaltigen Relief hervortreten und schreiben mit Fracturschrift in die Jahrbücher der Menschheit den Satz: keine Kirche, kein Christenthum ohne Ordensleben.

Den großartigsten und nachhaltigsten Aufschwung nahm das Ordensleben mit dem hl. Benedict, der in Wahrheit der Patriarch der Mönche im Abendlande genannt wird, und dessen Regel nach und nach in Italien, Gallien, Spanien, England, Deutschland Eingang fand und die von Cassian, Cäsarius, Columba, Isidorus verdrängte. Wie innig es in dieser und der folgenden Periode mit dem Leben und Streben der Kirche verschwistert war, soll ein protestantisches Zeugniß aussprechen. „Im 6. Jahrhundert gab die Gründung von Monte Cassino einen neuen, den Verhältnissen des Abendlandes angepaßten und daher durchgreifenden Anstoß, welcher in allen westlichen Ländern die zahlreichste Nachahmung fand. Von nun an schlägt die Ausbreitung der Klosterstiftungen einen doppelten Weg ein: sie folgt erstens den Fortschritten der christlichen Missionsthätigkeit und Cultur, und sie dient zweitens den unaufhörlich sich erneuernden Bestrebungen des Mönchsgeistes im Innern der Christenheit. Klöster bezeichnen daher ebenso nach Außen hin die Grenzen und den Umfang der Kirche, indem sie z. B. in England, Irland, Deutschland und im Orient gleich Festungen das Eroberte beschützen und gleich Pflanzstätten den gewonnenen Boden anbauen und pflegen, wie sie andererseits im Innern dem mönchischen Triebe Befriedigung geben und eine eigenthümliche, religiöse und kirchliche Aufgabe übernehmen. Sie haben nach beiden Richtungen Großes geleistet.“ [1]

Gallien erhielt im 6. Jahrhundert über 240 Klöster. Der hl. Maurus verpflanzte den Geist des hl. Benedict dahin. Deutschlands Kirche insbesondere verdankt irländischen und angelsächsischen Klöstern ihre Stiftung und Begründung. Was Columban und Gallus bei den Alemannen und Helvetiern, Kilian bei den Thüringern, Wilfried, Egbert, Willibrord u. A. bei den Friesen und Sachsen begonnen und angestrebt, das vollendete Bonifacius; aber zugleich mit dem Evangelium verpflanzte er auch das Ordensleben nach Deutschland. Ohrdruf, Fritzlar, Amöneburg und vor Allem das berühmte Fuldaer Kloster sprechen laut und vernehmlich genug, abgesehen davon, daß auch seine

[1] Herzog, Realencyclopädie ꝛc. VII. 751.

Vorgänger bereits auf Errichtung von Klöstern bedacht gewesen. Auf seine Einladung kamen Klosterfrauen aus England, z. B. Chunihilt, Chunidrut, Thecla, Lioba, Walpurgis, und zu den bereits bestehenden Frauenklöstern gesellten sich noch die von Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim. Doch wir dürfen uns nicht in Einzelheiten verlieren, sondern müssen uns begnügen, in großen Zügen ein Bild von der Mannigfaltigkeit und Triebkraft des Ordenswesens zu entwerfen. Zur Zeit Ludwig des Frommen war für Ausbreitung und stete Regenerirung des klösterlichen Geistes Benedict von Aniane thätig, der seine Reform auf viele Klöster in Gallien und Aquitanien ausdehnte. Ein Jahrhundert später knüpfen sich an die Congregation von Clugny die erhebendsten Erscheinungen des Ordenslebens. Unter den Äbten Berno, Odo, Majolus, Odilo u. s. f. genossen die Cluniacenser wohlverdientes Ansehen; Fürsten und Bischöfe wetteiferten, ihre Klöster unter Clugny zu stellen; unter Abt Hugo im 11. Jahrhundert zählte die Congregation an 10,000 Mönche und im folgenden Jahrhundert gehörten mehr als 2000 Klöster zu ihr. England sah im 10. Jahrhundert in seinem großen Primas, dem hl. Dunstan, den eifrigsten Beförderer des Klosterlebens; die durch die Einfälle der heidnischen Dänen zerstörten Klöster wurden hergestellt, die vertriebenen Mönche zurückgeführt und viele neue Klostergemeinden gegründet. In der Hebung und Ausbreitung des Ordenslebens sah er das geeignetste Mittel zur Heilung der Wunden, aus denen Englands Kirche blutete. In Lothringen und Flandern wirkte zur selben Zeit der hl. Gerhard neuschaffend und belebend, indem er durch Einführung der Benedictiner verlassene oder herabgekommene Klöster zu neuem Glanze erhob. Deutschland aber sah im 9. und 10. Jahrhundert viele berühmte Klosterstiftungen, so Corvey, das über Deutschlands Gauen hinaus segensreich wirkte und Dänemark, Schweden und Norwegen eifrige Apostel gab; sodann Hirschau, Lindau, Gandersheim, Quedlinburg, Einsiedeln in der Schweiz u. s. f.

Die Lebenskraft der Kirche erschöpft sich nie. Sie macht in jedem Jahrhundert ihre geistigen Eroberungen, und bringt neue Beweise und Früchte des ihr innewohnenden göttlichen Segens. Die gleiche Erscheinung drängt sich uns auf, wenn wir die Orden betrachten, die fortwährend auf dem Boden der Kirche aufsprießen und gedeihen. Das 11. und 12. Jahrhundert ist reich an solchen Beispielen. Der hl. Romuald stiftete den Orden der Camaldulenser; der hl. Gualbert

die Congregation von Vallombrosa; der hl. Bruno den Carthäuserorden, der trotz seiner Strenge sich doch derart verbreitete, daß er um 1360 über 200 Mönchs- und Nonnenklöster zählte. Ferner blühte ein neuer Zweig des Benedictinerordens, die Cistercienser, mächtig auf, deren Gründer der hl. Robert, und deren mächtiger Beförderer der hl. Bernhard war. Fünfzig Jahre nach Gründung des ersten Klosters von Citeaux konnte der junge Orden schon 500 Abteien die seinigen nennen, und hundert Jahre später rechneten zu ihm 1800 Abteien. Der hl. Bernhard allein hatte 60 in's Leben gerufen und mit Mönchen aus Clairvaux versehen. Schweden und Norwegen, Irland, Schottland und Griechenland besaßen Cistercienserklöster. Der hl. Norbert, später Erzbischof von Magdeburg, errichtete 1120 die erste Stiftung des Ordens der Prämonstratenser (Norbertiner) und nach 20 Jahren bestanden schon 100 Klöster des neuen Ordens, der selbst in Palästina und Syrien Eingang fand. Der Karmeliterorden verbreitete sich im 13. Jahrhundert in Italien, Frankreich, England, Schottland, Irland und Deutschland. Derselben Zeit gehören die Cölestiner an, die besonders im 14. Jahrhundert in Italien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden sich einheimisch machten; ferner die Humiliaten, Serviten, welche letztere nach 100 Jahren ihres Bestehens bereits auf zehntausend Mitglieder angewachsen sein sollen; sodann mehrere Eremitencongregationen, die bald zu einem Orden der Eremiten des heiligen Augustinus vereinigt wurden, und der Orden von Grandmont.

Widmeten sich diese zahlreichen Genossenschaften dem Gebete und der Beschauung und neben beiden der Seelsorge, der Pflege der Wissenschaft, der Bodencultur, so erblühten auch Orden, die sich den heldenmüthigsten und segensreichsten Werken der Nächstenliebe hingaben. So die Antoniter, Hospitaliter, der Orden von Fontévraud (besonders in Frankreich), die Guilbertiner (besonders in England), deren Zahl sich beim Tode ihres Stifters, des hl. Guilbert (1189), auf 2200 Männer und mehrere Tausend Ordensfrauen belief, und vorzüglich die Trinitarier, die sich die Loskaufung der in die Gefangenschaft der Saracenen Gerathenen angelegen sein ließen, und sich rasch in allen Ländern Europa's ausbreiteten, dann der Orden Mariä de Mercede.

Gewiß ein reiches, vielgestaltiges Ordensleben! Und doch haben wir die beiden Orden, die so mächtig in ihre Zeit eingriffen und in

der ganzen katholischen Welt einen unermeßlichen Einfluß übten, noch nicht genannt. Das sind die Dominicaner und Franziscaner, die Gott erweckte, um seine durch Irrthümer und Sittenlosigkeit bedrohte Kirche mit neuem Glanze zu umgeben und das Licht des Glaubens vielen Völkern aufgehen zu lassen. Unverkennbar waren sie Gottes Werk. Im Jahre 1217 hatte Dominicus erst 16 Gefährten um sich; fünf Jahre später bereits 60 Klöster. In 45 Provinzen und 12 besonderen Congregationen umspannte er zur Zeit seiner höchsten Blüthe die gesammte katholische Welt. Dem hl. Franziscus hatten sich 1210 nur 11 Gefährten angeschlossen; neun Jahre später betrug in einer Versammlung die Zahl der minderen Brüder über 5000 und 500 baten um die Aufnahme, und nach weiteren 45 Jahren geben die Verzeichnisse 33 Provinzen mit mehr als 8000 Klöstern an, zu denen wohl an 200,000 Ordensmitglieder gehörten. Die mannigfaltigen Verzweigungen, die sich aus dem einen Ordensstamme im Laufe der Zeit entwickelten, bekunden seine Lebenskraft und Bedeutsamkeit, sowie den vielfältigen Segen, den dessen ersprießliche Thätigkeit in allen Rangstufen der Kirche hervorrief; so die Observanten, Barfüßer, Reformirten, Recollecten, Conventualen, Kapuziner. Wie bereits angedeutet, entstanden neben diesen Orden zahlreiche und weitverbreitete Nonnenstiftungen, indem nach fast allen Ordensregeln auch Frauenklöster gegründet wurden. Die katholische Kirche sah so entstehen und gedeihen die Benedictinerinnen, nach der Regel des hl. Benedict in mannigfachen Verästelungen, die Camaldulenserinnen, Bernhardinerinnen, die Regular-Canonissen nach der Regel des hl. Augustin, die Karmelitessen, Humiliaten, Dominicanerinnen, die Clarissinnen, Prämonstratenserinnen, die Mantellaten, Brigittinerinnen u. s. f.

Wie mächtig und tief im christlichen Bewußtsein die Idee des Ordenslebens Wurzel gefaßt, wie in ihm die Verkörperung des über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Gottesdienstes erschaut und eine besondere Weihe an Gott erstrebt wurde, davon legen die Ritterorden das anschaulichste Zeugniß ab. Ist es noch nöthig zur Durchführung unseres Satzes, daß die katholische Kirche immer und überall mit einem zahlreichen Gefolge von Ordensniederlassungen auftritt, an der Hand der Geschichte die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit herabzusteigen? Sie glich und gleicht auch in Hinsicht der Orden der königlichen Braut, die der Psalmist zur Seite des Messiaskönigs stehen sieht in golddurchwirktem Gewande, umgeben von mannigfaltiger

Pracht. Die Kirche hatte ihre Lebenskraft nicht erschöpft; die alten Orden dauerten fort, und neue entstanden, eben weil nach dem Gedanken der Heiligen die Braut Christi ihrem Bräutigam immer neue Beweise und Unterpfänder ihrer Liebe entgegenbringen, sich selbst mit neuen Kleinodien schmücken sollte.

Dahin rechnen im 14. und 15. Jahrhundert der Orden von Monte Oliveto, die vier Congregationen der Hieronymiten, dann die der Krankenpflege gewidmeten Jesuaten und Alexianer, die Minimen. Und als die sogenannte Reformation das Losungswort zum Bruche der Ordensgelübde und zum Kampf gegen dieselben ausgab, da legte die katholische Kirche durch eine neue und kräftige Entfaltung des Ordensgeistes einen energischen Protest ein gegen die Profanationen der Apostaten und die Frivolitäten ihrer Lehren. Es trat eine Reihe geistlicher Orden auf den von der Irrlehre bedrohten Kampfplatz, welche durch die Vereinigung des contemplativen ascetischen Lebens mit reger Thätigkeit in Seelsorge, Lehre und Unterricht und Pflege der Kranken einerseits die unversiegliche Lebenskraft der Kirche neu bethätigten, und andererseits diese selbst vertheidigten und ausbreiteten. Da entstanden die Somasker, die barmherzigen Brüder, Theatiner, Barnabiten, die Ursulinerinnen. Wie mächtig und allseitig die Jesuiten den Zeitbedürfnissen Rechnung trugen, können wir füglich übergehen, da Freund und Feind darüber im Reinen sind. Nur als Beispiel, wie kräftig der Ordensgeist in der katholischen Kirche stets emporwächst, möge deren rasche Verbreitung und weite Ausdehnung dienen. Als der Stifter starb (1555), zählte der Orden schon über 1000 Mitglieder, die in 12 Ordensprovinzen fast über die ganze Erde verbreitet waren. Bei der Aufhebung (1773) umfaßte er mehr als 20,000 Ordensgenossen.

Doch die Bildungskraft der Kirche in Hervorbringung neuer ordensähnlicher Vereinigungen erstarb nicht. Neben und nach den Jesuiten entstanden die Väter der christlichen Lehre in Frankreich und Italien, die Oratorianer, Piaristen, Lazaristen, Redemptoristen; die altehrwürdigen Orden erhielten vielfach durch Congregationen, die sich reformirend in ihrem Schooße bildeten, eine wohlthätige und weitgehende Neubelebung; dahin zählen für den Karmeliterorden die durch die hl. Theresia eingeführten Reformen, die italienischen und spanischen Congregationen der Karmeliter, die sich außerhalb Europa's auch in Indien, Persien, in der Mongolei, in Mala-

bar u. s. f. niederließen; für die Benedictiner außer manchen älteren, z. B. der von St. Vannes, besonders die der Mauriner; für die Cistercienser die des hl. Bernhard, die Congregationen von Aragonien, Rom, Calabrien, und namentlich die der Fulienser oder Feuillanten und die Trappisten.

Ferner entstanden für die verschiedenen Bedürfnisse und geistigen und leiblichen Nöthen noch andere ordensähnliche Congregationen; z. B. die der Väter des guten Todes zum Dienste armer Kranken, die clerici regulares minores zum Unterricht, die Schulbrüder von de la Salle, die vom hl. Joseph, Schulschwestern, Englische Fräulein, die Töchter der hl. Genovefa, die Congregation der Eudisten u. s. f. Von weiblichen Orden seien noch insbesondere der von der Heimsuchung und die barmherzigen Schwestern genannt.

Somit sind wir an den Thoren der Neuzeit angelangt. Bei aller Wandelung des Zeitgeistes ist sich die katholische Kirche treu geblieben. Sie entwickelt aus sich den Ordensgeist; sie verlangt, daß dieser auch überall zur ungestörten Entfaltung und Darstellung komme. Die französische Revolution verfügte die Aufhebung der Orden und Congregationen; im Bunde mit ihr erfand der Zeitgeist des Unglaubens die Säcularisation. Als aber nach erschütternden Katastrophen die Völker und ihre Regierungen die Nothwendigkeit einer Ordnung der religiösen Angelegenheiten einsahen und daher mit dem Oberhaupte der Kirche in Verbindung und Unterhandlung traten, da bewahrheitete sich der widerstrebenden Neuzeit gegenüber wiederholt der Satz, daß da, wo die katholische Kirche einheimisch ist, auch die Orden ihre naturgemäße Stellung haben und haben müssen. Die Geschichte der mit den einzelnen Mächten und Reichen abgeschlossenen Concordate und der Inhalt dieser spricht hiefür laut und vernehmlich. Das Oberhaupt der Kirche forderte überall die Zulassung und Errichtung von Klöstern, und die Machthaber anerkannten, indem sie sich der unvermeidlichen Forderung, freilich oft widerstrebend und wenn auch nur mit Einschränkungen, beugten, daß das Ordenswesen nicht bloß zufällig und wie von Außen kommend zur Kirche gehöre, sondern daß es mit Nothwendigkeit aus ihrem Wesen emporwachse und, soll das Dasein kein verkrüppeltes und verkümmertes sein, eben sich zu dieser Blüthe und Frucht entfalten werde und müsse.

In wie weit die neuere Zeit auch die andere Seite, die unversiegliche Fruchtbarkeit der Kirche in Weckung des Ordensgeistes, darstellt,

brauchen wir um so weniger zu erörtern, als ja gerade der Umfang dieser Bethätigung des kirchlichen Geistes Gegenstand der heftigen Klagen und — der Ausnahmsgesetze ist.

Sogar die schismatischen Kirchen des Orients haben — das sei noch mit einem Worte berührt — das von der katholischen Kirche überkommene Ordenswesen treu bewahrt. Die Basilianermönche sind bei Griechen, Syrern, Kopten, Russen u. s. f. noch immer vorhanden, und was in der schismatischen Kirche noch von christlichem Leben und christlicher Wissenschaft übrig geblieben ist, das verdankt sie dem Mönchthum. Sie hat hievon selbst ein klares Bewußtsein, welches sich unter Anderem auch darin ausspricht, daß die höheren kirchlichen Würdenträger dem Mönchstande entnommen werden.

Wie in der älteren Zeit das Werk der Glaubensverbreitung besonders von den Mönchen des hl. Benediktus gefördert wurde, wie sodann die Bettelorden den Bulgaren, Griechen, Armeniern, Persern, Tataren, Indiern, Äthiopiern, Irländern, Schotten, Dänen, Schweden, Polen, Preußen und Russen das Wort Gottes verkündigten, so sind es auch in der neuen Zeit die verschiedenen Orden und Congregationen, die unablässig daran arbeiten, die Kirche räumlich und zeitlich zur katholischen, zur allgemeinen im vollen Wortsinne zu machen. Mit den Entdeckern und Eroberern der neuen Welttheile sind auch die alten und neuen Orden in die neue Welt eingezogen und haben daselbst festen Fuß gefaßt und weite Verbreitung gefunden. Neben und mit ihnen sind heutzutage zahlreiche ordensähnliche Congregationen auf dem Gebiete der auswärtigen Missionen mit dem lohnendsten Erfolge thätig und durch sie hauptsächlich löst das Christenthum seine weltgeschichtliche Aufgabe, überallhin die geistige und materielle Cultur zu tragen, und seinen gottgegebenen Beruf, Allen, die im Schatten des Todes sitzen, die Leuchte der Wahrheit zu bringen und den Weg des Heiles zu zeigen.

Halten wir jetzt Rückschau. Das ist also die Lehre der Geschichte über das Wechselverhältniß zwischen Kirche und Orden und ihre Zusammengehörigkeit. Der flüchtige Gang durch die Jahrhunderte hat uns auf's Handgreiflichste die Wahrheit bewiesen, daß, wie Blüthe und Frucht, Stamm und Wurzel zu einander gehören und eine gesunde Pflanze Blüthe und Frucht aus sich herausbildet, so die katholische Kirche immer und überall die Orden und das Ordensleben aus sich erzeugt und in unerschöpflicher Fülle gehegt und gepflegt hat. Wenn

das katholisch ist, was immer, was überall bestand in der katholischen Kirche, dann ist das Ordensleben etwas eminent Katholisches; wenn aus der Beständigkeit der Wirkungen, die immer und überall gleichmäßig in die Erscheinung treten, auf eine aus der Natur der bewirkenden Ursache mit Nothwendigkeit entspringende Thätigkeit geschlossen werden darf oder muß, muß dann nicht das Ordensleben als etwas nicht bloß organisch, sondern nothwendig mit der katholischen Kirche Zusammenhängendes und Gegebenes betrachtet werden? Die Kirche tritt in ihrer geschichtlichen Erscheinung und Darstellung nie und nirgends auf ohne das Ordensleben (sei es in dieser oder jener Gestalt); je mehr es ihr ermöglicht ist, das ihr eigenthümliche Leben, das kirchliche Leben zu entfalten, desto umfassender gestaltet sich auch das Ordensleben — wer hat Angesichts dieser beständig auftretenden Thatsachen das Recht, von einer Zufälligkeit, von einer Entbehrlichkeit des Ordenslebens, von nicht wesentlichen, nicht nothwendigen Institutionen zu sprechen? Nicht wesentlich! Soll etwa an einem Organismus nur jener Theil als wesentlich gelten, dessen Zerstörung das Leben augenblicklich tödtet, oder sollen dem Menschen Arme und Beine abgehackt werden, weil er auch ohne sie ein sinnlich-vernünftiges Wesen ist, sie also nicht absolut wesentlich für ihn sind? Sonderbare Logik — und doch, wie oft hat man versucht, sie auf die Kirche zu übertragen!

Zwei Bemerkungen drängen sich nach dieser kurzen geschichtlichen Betrachtung von selbst auf. Die Motive betonen, daß die Orden die wirthschaftlichen Fundamente der Staatsexistenz negiren, ja den Staat selbst in Gefahr bringen. Die katholische Kirche leibt und lebt voll und ganz mit ihren Orden seit achtzehn Jahrhunderten; neben ihr und in ihr entstanden und bestanden Kaiserreiche und Königreiche, herrschgewaltige Völker und Dynastien tauchten auf, gingen unter, andere traten an ihre Stelle, um selbst wieder an Nachfolger die Palme zu übertragen: aber durch die Kirche und ihre Orden ist kein Staat untergegangen, ist keine Staatsform gesprengt worden, sondern durch den Geist, der mit Kirche und Orden im Gegensatze steht — den Geist der Revolution. Seit achtzehn Jahrhunderten bestehen Kirche und Orden, Reiche und Staaten, eine göttliche und menschliche Ordnung. Beide widerstreben sich nicht, sie fördern und unterstützen sich — aber wenn letztere gegen erstere ankämpft, kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Ferner legen die Motive besonderes Gewicht darauf, daß durch die Orden die geistige Persönlichkeit der Mitglie-

der vernichtet werde. Was ist geistige Persönlichkeit? Die Philosophen nennen Person „eine mit Intelligenz und Willen verknüpfte Individualität" und legen den ethischen Begriff der Persönlichkeit in die Beurtheilungsfähigkeit der eigenen Handlungen und der dadurch bedingten sittlichen Verantwortlichkeit. Wir gehen deßhalb sicher nicht fehl, wenn wir die geistige Persönlichkeit, deren Würde und Werth an den von den Individuen gesetzten Akten des Verstandes und des Willens messen. Was weiß die Geschichte uns vom Verstand und Willen, von Kopf und Herz der Ordensleute zu berichten? Die Wissenschaften und Künste verdanken den Klöstern ihre Erhaltung, Pflege und Ausbreitung; unter ihren gefeiertsten Namen und Vertretern glänzen Ordensleute; und wo glühte mehr Gottes- und Menschenliebe, wo mehr Opfersinn und Heldenmuth, mehr Festigkeit und Ausdauer in Übung der beschwerlichsten Tugendwerke, wo mehr Willensgröße und Edelmuth des Herzens, als eben in den zum Wohle der Menschheit thätigen Orden? Wenn das Vernichtung der geistigen Persönlichkeit ist und heißt, wo in aller Welt ist dann deren Bethätigung?

Wir haben Kirche und Orden bisher rein äußerlich betrachtet, wie sie sich in der geschichtlichen Erscheinung darstellen und in ihrem geschichtlichen Dasein und Leben ineinander verzweigen; ihr stetes Zusammensein ließ uns schon auf eine innige und tiefgreifende Zusammengehörigkeit schließen. Es ist Zeit, diese selbst von dogmatischem Gesichtspunkte aus, d. h. aus dem innersten Wesen und Zweck der Kirche, aus ihrem Glaubensinhalt und ihrer gottgegebenen Bestimmung in's Auge zu fassen.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Knabenbauer S. J.

P. Karl Antoniewicz.

Ein Lebensbild.

Als dieses Frühjahr im preußischen Landtage das Klostergesetz verhandelt wurde, haben die liberalen Stimmführer in der Presse bis zum Überdrusse die alten Anklagen wiederholt, mit denen Haß und Unwissenheit das katholische Ordensleben zu einem wahren Schreckbilde verzerren.

Da mußte der Ordensmann zum Menschenfeind gestempelt werden und seine von widernatürlicher Ascese eingeschnürte Brust durfte keines edeln Gefühles mehr fähig sein; der Ordensberuf mußte die Individualität des Menschen vernichten und sein Herz gleichgültig machen gegen alle, mit denen es durch die Bande des Blutes auf das Innigste verknüpft ist; es mußte durch den Gehorsam ein willenloses Werkzeug blinden Fanatismus' werden, das die Grundlagen der Gesellschaft und des Staates bedroht, die Ruhe und den Frieden der Völker zerstört. So grauenhaft und noch schrecklicher waren die Farben, mit denen man uns die Ordensleute schilderte!

Halten wir dieser Phantasiezeichnung zur Berichtigung ein dem Leben und der Wirklichkeit entnommenes Bild gegenüber, nicht als ob es unsere Absicht wäre, die eben erwähnten Beschuldigungen ernstlich zu widerlegen — dessen sind sie ja in der That nicht werth — sondern um uns an dem Bilde selbst zu erfreuen und zu erbauen. Es führt uns den berühmten polnischen Missionär Karl Antoniewicz aus der Gesellschaft Jesu vor Augen, wie ihn Dr. Ferdinand Speil in einem kürzlich erschienenen Buche zumeist aus seinen zahlreichen Briefen, Tagebuchblättern und auch aus seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften uns schildert. Das Leben des als Dichter, Volksschriftsteller und seeleneifriger Prediger von seinen Landsleuten hochverehrten Mannes bietet gerade für unsere traurige Zeit des Trostreichen und Belehrenden viel; seine Jugend zeigt uns, wie ein edler Charakter an der Hand der Vorsehung auf dem Wege des Kreuzes seinem Berufe zugeführt wird; dann tritt der Priester, „im Herzen das Kreuz, in der Hand den Ölzweig des Friedens", den blutberauschten Rotten des polnischen Bauernaufstandes entgegen, und kaum ist es ihm mit Hinopferung seiner Gesundheit gelungen, die empörten Wogen einzudämmen, so wird er, der so glühend an seiner Heimath hängt, krank und gebrochen des Vaterlandes verwiesen. Unstät irrt er von Ort zu Ort, auch in der Verbannung nur darauf bedacht, zum wahren Wohle seines Volkes zu wirken und zu leiden, bis es ihm endlich verstattet ist, ein Grab im heimathlichen Boden zu finden.

Die kurzen Züge, die wir aus dem Werke Dr. Speils zu einem Lebensbilde zusammenstellen, werden unsern Lesern angenehmer sein, als eine Recension, welche natürlich nur günstig lauten könnte[1].

---

[1] Der Güte des hochw. P. Merkel verdanken wir noch einige Züge, die wir als Ergänzung dem Lebensbild eingefügt haben.

1.

Karl Antoniewicz wurde den 6. November 1807 in Lemberg von armenischen Eltern geboren, denen er, außer der Erbschaft eines geachteten Namens und großen Vermögens, das unschätzbare Glück einer echt christkatholischen Erziehung verdankte. Leider verlor er schon als Knabe von elf Jahren seinen Vater Joseph Antoniewicz, einen gelehrten und hochgeachteten Rechtsanwalt, und die Mutter, welche der Ritterfamilie Nikorowicz entstammte, hatte die weitere Ausbildung des hoffnungsvollen Sohnes und seines einzigen Schwesterchens zu leiten.

Karl zeigte frühe die glücklichsten Anlagen, namentlich ein bedeutendes Sprachtalent und Lust und Liebe zu Musik und Dichtkunst. Treu wachte die Mutter über der unerfahrenen Jugend des Knaben, ernst bemüht, das Verderben von seinem Herzen ferne zu halten und den Samen christlichen Glaubens und christlicher Liebe in seinen empfänglichen Grund zu senken. Ihre Sorgen sollten reichlich belohnt werden.

Als ein Jüngling von tadellosem Charakter bezog er 1824 die Universität seiner Vaterstadt. Ein schöner Zug seines mitleidigen Herzens ist uns aus dieser Zeit aufgezeichnet. An einem Wintertage besuchte er die Trümmer der alten Königsburg auf dem Franz Josephsberge und siehe, in einer Höhle findet er einen Knaben, der halbnackt und ausgehungert dem Tode entgegensah. Voll Erbarmen hüllte er das verlassene Waisenkind in seinen Mantel, trägt es nach Hause, speist es und kleidet es und ist ihm fürderhin Vater und Bruder. Kein Wunder, wenn der arme Knabe seinem Lebensretter mit solcher Liebe zugethan war, daß er ihn auf Schritt und Tritt begleitete.

Während seiner Universitätsstudien veröffentlichte er auch seine ersten Gedichte, worunter einige in deutscher Sprache. Seine polnischen Lieder können wir keiner eingehenderen Besprechung unterziehen, weil sie uns im Original nicht zugänglich sind und die von Dr. Speil mitgetheilten Bruchstücke kein allgemein gültiges Urtheil begründen können. Fromm und rein, soviel ist sicher, erklang sein jugendliches Saitenspiel, und wenn auch alle die Lieder ein eigenthümlicher Ton von Ernst und Trauer durchzieht, so ist er doch weit entfernt von jenem sentimentalen Weltschmerz, der einer von Sünde und Leidenschaft zerrissenen und entweihten Brust entstammt. Die Erde mit ihrer vergänglichen Schönheit und Lust vermochte sein Herz, das groß und edel war, nicht auszufüllen, und doch stand sie wieder so reizend und verführerisch vor den Augen des Jünglings —

dieses Gefühl und dieser Kampf der Entsagung verlieh seinen Liedern einen elegischen Klang. Aber Gott und die Mutter erfüllten sein glaubendes und liebendes Herz mit Trost und Zuversicht. „Auch wenn des Sturmes Wuth harte Felsen zertrümmert und verrätherisch der Wirbel dich faßt: das Auge Gottes, der Wind und Wellen Ruhe gebieten kann, wacht über dir.“ Und wenn so die Woge mit der Barke des Jünglings spielt, so ist es „die Mutter, die geliebte Mutter, die harrend und betend vom schroffen Uferfelsen ausschaut, ob das Schifflein wohl dem Sturme entfliehe.“

In der That so wachte die fromme Mutter über dem Lebenslaufe ihres Sohnes. Antoniewicz nennt sie in der Folge seine „Monika“, die ihren „Augustinus“ mit Gebet und Thränen der Welt abrang. Denn wenn die Lockungen der Erde seinem Glauben und seiner Unschuld auch keine tödtlichen Wunden zu schlagen vermochten, so gelang es ihnen doch, die Gluth seiner kindlichen Andacht in bedenkliche Lauigkeit zu verwandeln. Der Jüngling, dem Reichthum, Ansehen, Talent und ein einnehmendes Äußere eine glänzende Zukunft versprachen, sah eben den Pfad der Weltkinder zu reizend mit Blumen bestreut und er konnte sich noch nicht entschließen, den rauhen Weg der Vollkommenheit zu betreten, wozu ihn wohl damals schon eine leise Stimme in seinem Innern aufforderte. Doch lag es in dem Plane der Vorsehung, ihn einstweilen in der Welt zu lassen; wenn er seiner Aufgabe gewachsen sein wird, werden die gewöhnlichen Boten Gottes, Kreuz und Leiden, ihn aufsuchen und dem Posten zuführen, für den der Allbarmherzige ihn vorherbestimmt hat.

Antoniewicz vollendete 1827 mit Auszeichnung seine Universitätsstudien. Gleichwohl zog er es vor, statt ein gelehrtes Fach zu ergreifen, sich auf sein Landgut Skwarzawa zurückzuziehen, um daselbst der Landwirthschaft und nebenbei schriftstellerischer Thätigkeit zu leben. In dieser Zeit ging er mit dem Plane um, eine Geschichte der Armenier zu schreiben, und unternahm zu diesem Zwecke eine Reise nach der Moldau. Dr. Speil theilt uns ein Bruchstück seines Tagebuches mit, und wir können es uns nicht versagen, einige Sätze als Probe der drastischen Schilderungen mitzutheilen:

„Es war ein regnerischer und trüber Tag, ein Herbsttag mit grauen Wolken, mit gelbem Laub in den Wäldern, mit melancholischem Rauschen schmutziger Regenbäche, mit bangem und klagendem Sausen der Winde, welche die vertrockneten Farrenkräuter und die welken Blumenstengel wiegten ... Soldaten unter Waffen bewachten die Grenze und am

Fuße des Hügels brauste der Fluß Suczawa, der die Bukowina von der Moldau trennt. Mit gehemmtem Rade fuhren wir gerade in den Fluß hinein, mitten darin ließ ich halten und warf noch einen Blick auf die fruchtbaren Gefilde der Bukowina, welche ein den Nebel durchdringender Sonnenstrahl segnete. Vor mir wälzten sich schwarze Wolkenknäuel. So lacht uns, wenn wir in die Vergangenheit des Lebens blicken, das Bild unserer Jugend, erleuchtet vom hellen Strahl eines unschuldigen Herzens, trotz Thränen und Nebel so klar entgegen, aber die Zukunft ist mit drohenden Wolken umdüstert, aus welchen so mancher darin verborgene Blitz unser Herz treffen kann."

Ein schönes Bild des Seelenzustandes von Antoniewicz: die Jugend liegt hell und unschuldig hinter ihm, aber vor der Zukunft, die gewitterschwanger emporzieht, bangt seiner ahnenden Seele.

„Ich fuhr dahin, unermeßliche Felder und Weideplätze vor Augen; die Feldgrille ließ in den hohen Stoppeln ihre Klagetöne hören und hier und da flog ein aufgescheuchter Vogel aus wildem Rosengebüsch empor. In der Ferne sah man weidende Pferde und Rinder- und Schafheerden, und der melancholische Gesang der Hirten erscholl in der Luft. Bisweilen hielt ein einsamer Reiter in rothwollenem Mantel, mit Verwunderung uns betrachtend, das Pferd an, das scharfe Auge blitzte und er jagte weiter."

So schildert uns der junge Dichter die Gegenden, die er durchreiste, und ebenso farbenfrisch sind die übrigen Zeichnungen, die das kurze Fragment uns bietet. Das beabsichtigte Geschichtswerk wurde übrigens nicht vollendet. Das folgende Jahr führte ihn in die Karpathen und als Frucht dieses Ausfluges erschien ein deutscher „Liederkranz" und das polnische Gedicht „Bielany". Bielany ist ein einsam gelegenes Camaldulenserkloster. Ob die Ruhe und der heilige Friede dieses Ortes, den Antoniewicz so begeistert besingt, damals schon in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem stillen Hafen des Ordensstandes wach riefen? Die nächste Zukunft brachte ihm statt dessen Waffenlärm und Kriegsgetümmel.

Bereits der Tod des Fürsten Alexander Ypsilanti, der sein Schwert dem Befreiungskampfe der Griechen weihte, hatte Antoniewicz zu einer größeren elegischen Dichtung begeistert, welche Zeugniß ablegt, wie glühend sein Herz die Ideen von Freiheit und Nationalität umfaßte. Freilich pflegt die Jugend nur zu oft das gediegene Gold, das diesen Begriffen zu Grunde liegt, mit dem falschen Glimmer zu ver-

wechseln, den die Leidenschaft einer selbstsüchtigen Partei unter diesen schönen Namen herauszuputzen versteht, um edle Menschen zu Handlangern ihrer Pläne zu machen. So ging es auch Antoniewicz bei dem Polenaufstande, welcher gegen das Ende des Jahres 1830 den Versuch machte, mit gewaffneter Hand das russische Joch abzuschütteln. Mit vielen Andern griff auch er zum Schwerte und schloß sich dem Dwernicki'schen Reitercorps an, welches den Aufstand nach Podolien verpflanzen wollte. Beinahe hätte er in diesem Feldzuge sein Leben eingebüßt. Auf einem Streifzuge hatte er sich mit vier anderen Reitern, der Gegend unkundig, Nachts verirrt und zwei Bauern führten die Arglosen verrätherisch, statt zu den Polen, in das russische Lager. Sofort wurden sie umringt und erschossen. Nur Antoniewicz war wie durch ein Wunder diesem Schicksale entronnen. Vor Ermüdung war er auf seinem Pferde eingeschlafen, und da das müde Thier den Zügel des Reiters nicht mehr fühlte, hatte es, hinter den Andern zurückbleibend, einen Seitenweg eingeschlagen und den Schläfer wohlbehalten in das Lager der Polen zurückgebracht. So schützt Gott diejenigen, die er in seinem Rathschlusse zum Werkzeuge seiner Gnaden ausersehen hat. Der Zug nach Podolien mißglückte, wie der ganze Aufstand; Dwernicki mußte den 2. Mai 1831 über die österreichische Grenze gehen, wo sein Corps entwaffnet wurde.

Antoniewicz kehrte nun auf sein Landgut zurück und vermählte sich im Laufe des folgenden Jahres nach Einholung päpstlicher Dispense mit Sophie Nikorowicz, einer Nichte seiner Mutter. Diese Ehe wurde für ihn zu einer Schule der Vollkommenheit. Vier Kinder, die Sophie ihrem Manne schenkte, vertauschten alle nur zu rasch mit der Wiege das Grab, und diese Jahr um Jahr sich wiederholenden Schläge waren ein schweres Kreuz für die jungen Eltern. Allein gerade diese Heimsuchungen sollten nach Gottes weiser Führung das Herz des jungen Mannes von der Welt ablösen.

Hören wir, wie Antoniewicz in späteren Jahren von dieser Schule der Leiden redet: „Du, o mein Gott," heißt es in seinen Aufzeichnungen, „hast Kreuze und Trübsal aller Art über mich geschickt, ich warf mich hin und her, ich schmollte, ich murrte wie ein unverständig Kind, aber du achtetest nicht darauf und hattest keine Nachsicht mit mir, bis deine Barmherzigkeit den Sieg über mein Widerstreben und meine Bosheit errang! O heute preise ich dich für alle diese Kreuze und Trübsale; ich danke dir für alle Thränen, die du meinem Herzen ausgepreßt

hast, denn unter diesen Thränen habe ich mich verloren und dich gefunden."

Im Gebete und in Werken der Barmherzigkeit suchte der schwer Geprüfte seinen Trost; das Haus in Skwarzawa verwandelte er in ein Hospital, in dem er mit seiner eben so frommen Gattin die Kranken des Ortes voll Hingebung pflegte. Wie freute sich die fromme Mutter ob des Tugendeifers ihres Sohnes! Ihr Wunsch begann sich nun zu erfüllen; sein edles Herz entrang sich immer mehr den Armen der Welt und schritt auf dem Pfade des Kreuzes der Vollkommenheit zu. Nun konnte sie getrost ihr Haus bestellen und sich, ihrem Herzenswunsche folgend, in das armenische Kloster von Lemberg zurückziehen, um daselbst den Abend ihres Lebens einzig und allein dem Gebete zu weihen.

Als Antoniewicz das vierte Kind begraben hatte, siedelte er nach Lemberg über, als wollte er dem Todesengel entfliehen; aber auch die fünfte Knospe wurde für den Himmel gebrochen. Was sein Herz fühlte, beweist ein Brief, den er nach zehn Jahren noch schrieb: „Denkst du daran, wie mir das letzte Kind in Lemberg starb? Wir waren damals so allein in dem Stübchen, du warst mein Trost! Sophien genügte Gott allein, sie bedurfte keines menschlichen Trostes, denn du weißt, wie sie gerade dann am besten zu trösten verstand, wenn sie selbst am meisten litt; aber ich war so schwach, so elend, so armselig und Gott schickte dich mir, damit ich in der Bitterkeit des Schmerzes nicht sündige."

Und immer mehr suchten die schwer Geprüften ihren Trost in den Werken christlicher Liebe und wie zum Lohne dafür weckte Gott eine immer mächtigere Sehnsucht nach dem sicheren Hafen des Ordenslebens in ihrer Brust. „Wie glücklich sind die Bewohner dieses Hauses!" mußte Antoniewicz, wie er uns in seinen „Erinnerungen an das Ordensleben" mittheilt, damals oft ausrufen, wenn er an Klostermauern vorüberging. „Wie eine friedliche Insel mitten in dem von Wogen schäumenden Meere, so ist dieses Klösterchen mitten in der in Leidenschaften tobenden Welt! O wie glücklich wäre ich, da hinein zu kommen! Dort ist Friede, ... dort ist Ruhe und Freude, die mit ewiger Ruhe und Freude enden wird. — Und diese Wahrheit habe ich geahnt und darum sehnte ich mich unwillkürlich nach dem Ordensleben. Wenn ich ein Klosterglöckchen hörte, dann erklangen in meinem Herzen so deutlich die Worte: Verkaufe Alles was du hast und folge mir nach! ... Ich begriff das Glück des Klosterlebens, aber ich begriff das nicht, daß die-

ses Glück die Frucht eines langen, schweren und nicht selten sehr schmerzlichen Kampfes ist. Denn es ist leicht, Alles zu verlassen, was wir besitzen, aber sich selbst verlassen, das ist die schwerste Aufgabe... der innere Friede ist der Lohn des inneren Kampfes."

Auch seine Gattin Sophie wandte sich immer mehr dem Ordensleben zu; der schöne Beruf einer barmherzigen Schwester, den sie thatsächlich schon länger geübt, schien ihr von Gott zugetheilt. Tage lang weilte sie pflegend und tröstend in dem Kloster der Schwestern zu Lemberg. Und welche Wirkung brachte dieser Zug zum Ordensleben in den Herzen der Gatten hervor? Trennte er dieselben und machte er sie fühllos, zerriß er die zartesten Bande, wie man dessen den Klosterberuf so gerne beschuldiget? Man lese die schönen Worte, die Antoniewicz in der Erinnerung an jene Tage niederschrieb. „So arbeitete sich allmählich in meinem Herzen dieser Gedanke heraus; die Welt wurde mir von Tag zu Tag gleichgültiger, die Einsamkeit hatte immer mehr Reiz für mich, ich suchte Trost im Gebete und Gott gab ihn mir. Ich verstand das Leben in der Welt, aber nicht nach dem Geiste der Welt. Ich liebte die Menschen, aber diese Liebe nahm eine andere Richtung; ich liebte die Menschen nicht um meinetwillen, sondern um ihretwillen; ich suchte sie im Leiden, mied sie im Vergnügen. Gott genügte mir! Ein und dasselbe Gefühl entwickelte sich auch in dem Herzen Sophiens, und erst von diesem Augenblick an konnten wir uns in Allem und gänzlich verstehen; da erst erkannte ich, wie zwei Herzen Ein Herz, zwei Sinne Ein Sinn werden können."

Und dann bricht er in die begeisterten Worte aus: „O Gott, du allein kannst dieses Wunder thun, denn es ist ein Wunder deiner Liebe; die Welt trennt immer, Gott verbindet immer. Wie du keine Veränderung in dir hast, so unterliegt auch die Liebe, welche dir entsproßt, keinem Wechsel. Die Welt ändert sich jeden Augenblick, und wenn das Herz in ihr und sie im Herzen ist, dann wandelt sich auch das Herz mit ihr und darum wundern wir uns so ob dieser Veränderungen in den Gefühlen der Menschen und können ihren Ursprung nicht begreifen. In dir, o Gott! sind alle Schätze, — in der Welt Armuth und Elend, und gleichwohl freuen wir uns dieses Elendes, jagen nach dieser Armuth und nennen das Elend Ehre und die Armuth Reichthum! O Herr, wann werden wir die Wahrheit erkennen? wann aufhören, uns selbst zu täuschen? O gib uns die Gnade, daß diese Erkenntniß der Zeit unseres Hinganges in die Ewigkeit vorangehe, denn diese Erkenntniß

wird in der Zeit zur Hoffnung, nach der Zeit aber für ewig zur Verzweiflung."

Der Augenblick war gekommen, wo die Vorsehung Antoniewicz in die Schaar seiner besonderen Nachfolger berief; der letzte Anlaß dazu war wiederum ein herbes Leid, das der göttliche Seelenarzt wie eine bittere Arznei ihm reichte.

Sophie, seine treue, seelenstarke Gattin, verfiel in eine abzehrende Krankheit, die rasch einen höchst gefährlichen Charakter annahm. Ihre Leiden waren groß, aber noch größer war der Adel ihrer Gesinnung, mit dem sie ihre Leiden trug, und den das schöne Wort kennzeichnet, welches sie zu ihrem trauernden Manne sprach: „Man muß laut danken und still leiden." Mit Gutheißung ihres Beichtvaters machten die beiden Gatten das Gelübde, in den Ordensstand einzutreten, wenn es Gott gefiele, Sophien die Gesundheit zu schenken. Allein der himmlische Vater fand diese edle Frucht reif für den Himmel; am 31. Juli 1839, also am Feste des hl. Ignatius von Lojola, nahm er ihre Seele zu sich.

So hatte der hl. Ignatius das letzte Band gelöst, das Antoniewicz an diese Welt fesselte, und da er den schon Jahre lang auf dem Pfade des Kreuzes Wandelnden vorbereitet fand, berief ihn der Heilige unter die Zahl seiner Söhne, die unter der Fahne Jesu kämpfend für das ewige Heil der Seelen zu Leid und Arbeit berufen sind. Kaum hatte der tiefbetrübte Mann die Leiche seiner Gemahlin im Grabe beigesetzt, als er unverzüglich dem Rufe Gottes folgend seine Abreise in das Noviziat vorbereitete. Daß sich ein gewaltiger Sturm gegen diesen Entschluß erhob, und daß alle seine Bekannten bemüht waren, ihn abwendig zu machen, versteht sich von selbst. Die Welt kennt nun einmal nur, was von der Welt ist. Du magst welchen Stand immer erwählen, sie beglückwünscht dich oder nimmt es wenigstens mit Ruhe hin. Aber wenn du den Entschluß fassest, dich ganz und gar dem Dienste deines Schöpfers zu weihen, dann ist sie entrüstet und bietet Alles auf, diesen Gedanken, der, wie sie wähnt, nur ein Erzeugniß des Fanatismus sein kann, dir zu benehmen. Was hilft es da, sie auf die lange und ernste Berufsprüfung hinzuweisen, welche die Aspiranten des Ordensstandes im Noviziate zu bestehen haben? Was nützt es, ihr das Glück und den Frieden vor Augen zu führen, den echte Ordensleute in weit größerem Maße als die Kinder dieser Welt in ihrem Berufe finden? Und wenn man ihr auch mit Zahlen den Segen nachweist, den der

Ordensberuf in reichen Strömen über Volk und Vaterland ausgießt: die Welt glaubt es nicht und will es nicht glauben. Sie hat einen anderen Maßstab und den legt sie an: Reichthum und den Rausch der Sinnenlust nennt sie Glück, und ewig wird sich das Wort des göttlichen Heilandes bestätigen, daß es nicht allen gegeben ist, die evangelischen Räthe zu verstehen, daß aber jene glücklich sind, denen diese Gnade himmlischer Erleuchtung zu Theil wird.

Antoniewicz hat uns in seinen „Erinnerungen an das Ordensleben" seinen Abschied von der Welt beschrieben. Daß er seinem gefühlvollen Herzen schwer wurde, geht deutlich aus diesen von warmer Empfindung getragenen Zeilen hervor, die wir etwas abgekürzt wiedergeben: „Es war ein Augustabend, der letzte, den ich in meinem Hause (auf dem Gute Skwarzawa) zubrachte. Ich schritt durch die Gänge des Gartens und nahm von jedem Baume und jedem Strauche Abschied, denn hier war jeder Baum, jeder Strauch von der Hand der Mutter gepflanzt und mit mir zugleich herangewachsen: sie wachte über ihnen und über mir. Der Wind sauste in den dichten Wipfeln, als spräche er zum Abschiede: Willst auch du uns verlassen und wer wird Sorge um uns tragen? Ein fremder Mensch wird uns nicht lieben, denn er liebte auch deine Mutter nicht; für ihn werden wir nur todtes Holz sein ohne Erinnerung, ohne Andenken. — Hier unter dieser alten Buche pflegte an schönen Morgen mein Vater zu sitzen, hier hörte ich nicht selten zu seinen Füßen spielend seine guten Rathschläge und Mahnungen. Seine Worte sind im Herzen geblieben, aber er, wo ist er? Dort, wo man in das Dorf einfährt, steht eine Kirche, beschattet von alten Tannen; vor der Thüre der Kirche erhebt sich mitten unter Grabhügeln, die ein hölzernes Kreuz bezeichnet, ein schönes Monument; unter diesem Steine ruht sein Leib. Die ewige Ruhe gib, o Herr, der Seele Josephs und das ewige Licht leuchte ihm in alle Ewigkeit. Amen!"

So nimmt er von all' den trauten Stellen seiner Freuden und Leiden Abschied, von dem „einsamen Gange zwischen Liguster und Berberitzen", wo er so oft mit Sophie lustwandelte, „noch in der Täuschung und Hoffnung einer glücklichen, behaglichen Zukunft"; von dem Tannenwäldchen, wo seine Mutter in stiller Abgeschiedenheit zu beten pflegte; von dem Mutter-Gottes-Bilde an der vom Blitze getroffenen uralten Tanne und von den steinernen Stufen davor, wo seine Gattin so oftmals gekniet hatte. „Hier weinte sie vor der Schmerzensmutter und bat um Befreiung vom Kreuze und dankte für das Kreuz, und litt und liebte und

betete." Auch der von Epheu und Winden umrankten Laube sagt er Lebewohl, aus der ihn einst Kinderstimmen mit dem trauten Vaternamen begrüßten. „Dieser Name," schreibt Antoniewicz, „war das einzige Wort, das ich aus dem Munde meiner Kinder gehört habe, als wenn sie nur dazu auf die Welt gekommen wären, um mich im Namen Gottes mit diesem Worte zu begrüßen, mit diesem Worte mir Lebewohl zu sagen. Gott, du weißt, daß wir diese Kinder nur für dich erziehen wollten, daß wir sie immer als dein Eigenthum betrachtet haben. Wir dankten dir, als du sie uns anvertrautest, wir klagten nicht, als du sie uns nahmst; wir freuten uns an ihrer Wiege, wir weinten an ihrem Grabe, aber diese Thränen, diese Freuden waren niemals eine Beleidigung für dich."

„Und der Mond leuchtete über den Bergen" — fährt Antoniewicz in der Beschreibung seines letzten Abends in Skwarzawa fort — „und ein Stern nach dem anderen, wie Himmelsfackeln von unsichtbarer Hand entzündet, begann zu flimmern und sie schauten auf mich wie mit Augen der Liebe vom Firmamente herab... Das Licht im Hause blinkte durch die Scheiben. Es war schon spät, als ich zurückkam, und in diesem Hause sah ich, durch die lange Reihe der Zimmer schreitend, die ganze Vergangenheit, meine ganze Jugend wie in Zauberbildern vor mir ausgebreitet. Ich betete vor dem Bilde des gekreuzigten Jesus in der Hauskapelle und es wurde mir leichter um's Herz, und noch lange in die Nacht hinein saß ich allein im Stübchen der Mutter."

Und wie schwer mußte ihm erst der Abschied von dieser so heiß geliebten Mutter werden! Man lese die Zeilen, in denen er zehn Jahre später noch diese bittere Stunde schildert, und urtheile, ob es wahr sei, daß der Ordensgeist die Bande des Blutes zerreiße, oder ob er vielmehr diesen Banden neue Kraft und Weihe verleiht.

„Es war ein düsterer Abend am 6. August 1839, als ich zum letztenmale meine Mutter verließ, die Mutter, die ich mit der ganzen Kraft eines Herzens liebte, das zwar in manchem Schmerz geblutet, aber nie in niedriger Leidenschaft erkaltet war. Ich liebte sie mehr als das Leben, denn ich schuldete ihr mehr als das Leben dieses Augenblickes; sie gab mir das Leben, das über die Welt hinaus in's Jenseits reicht, das Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Sie hat mich Gott nahe gebracht, ohne den unser Leben auf Erden nur eine beständige Unordnung, ein hartnäckiger Kampf, eine vergebliche Anstrengung, eine nutzlose Arbeit, ein Streiten ohne Sieg, ein Schmerz

ohne Verdienst ist. Heut' ruht diese Mutter schon im Grabe. .... O meine Mutter! Einst hast du auf diesen Ruf, der sich unwillkürlich in Augenblicken der Trauer dem Herzen entwand, mit einem Worte des Trostes geantwortet, heute antwortest du mit deinem Gebete an den Stufen des Thrones Gottes."

Dann erzählt Antoniewicz, wie er an jenem Abende seine Mutter in ihrer Klosterzelle besuchte, die, ärmlich ausgestattet, nur Ruhe und Frieden athmete. „Am Fenster, auf welchem Blumentöpfe standen, die sie immer in besonderer Weise geliebt und gepflegt hatte, war ein Tischchen, an welchem sie für die Kirche stickte und Briefe an ihre Kinder schrieb.... O wenn doch Alle, welche schreien, daß die Andacht den Menschen herb, langweilig, lieblos, scharf im Urtheile über Andere macht, sich hier überzeugt hätten, wie falsch ihre Ansicht ist! Nein, der nur ist andächtig, der Gott liebt und die Liebe bringt uns ihm nahe, in ihm aber gibt es nichts Herbes, nichts Hartes, sondern nur Liebe, Sanftmuth, Geduld und Erbarmen! Niemand war so freundlich, so zärtlich, so demüthig gegen Alle, wie sie.... In seliger Unterredung verflossen die Augenblicke jenes bis zum Tode mir denkwürdigen Abendes. So oft ich die Beschreibung jenes Abendes lese, wo die hl. Monika und Augustinus am Meeresufer den letzten Abschied nahmen, steht mir das Bild meiner Mutter vor Augen. Sie wurde für mich eine Monika; warum kann ich für sie nicht Augustinus werden, nicht durch Weisheit, sondern durch Buße für meine Sünden? Und immer dunkler wurde es in der armen Zelle, die Strahlen der Sonne fielen durch die Zweige der alten Linde, welche die Hälfte des Fensters beschattete, gerade auf das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes; und ein armes Vögelchen, glücklich, daß es mitten in diesem Walde von Mauern einen grünen Zweig gefunden, zwitscherte ein Abendlied. O auch diese Sonne und diese Linde und dieser Gesang des Vogels, wie lebhaft steht das vor den Augen meiner Seele!" Endlich mahnte eine Nonne, daß es Zeit zum Scheiden sei. „Ich faßte die Hand meiner theuern Mutter, drückte sie an Herz und Lippen, zum letztenmale verließ ich sie in diesem weltlichen Kleide; *aber diese Anhänglichkeit, diese Liebe zu ihr hat sich nie verändert, und seit ich das Ordenskleid angezogen, um wie viel beglückender, heiliger, inniger liebte ich sie!* Alle jene, welche meinen, daß man nur in der Welt lieben könne, daß, wenn man in die Klostermauern eingetreten sei, alles Gefühl ersterbe, wie weit sind sie von der Wahrheit entfernt! Nirgends

fand ich so viel Liebe als in den Klostermauern, nirgends so heiß schlagende Herzen als unter dem Ordenskleide, d. h. bei denen, die nicht dem Namen nach, sondern in Wahrheit Ordensleute sind. Aber im Kloster wird dieses Gefühl der Liebe durch die Liebe Gottes geheiligt, in der Welt nur gar zu oft durch Eigenliebe entweiht."

Das schwerste Opfer war gebracht, und Antoniewicz, der Alles verlassen hatte, um Christus dem Herrn nachzufolgen, eilte leichteren Herzens nach Starawies, dem Noviziatshause der galizischen Ordensprovinz. „Der Tag war so klar, so heiter, und so klar und heiter war es in meinem Herzen, der Kampf verstummte und ein wundersamer Friede umfing die träumende Seele.... Da ich von dem hohen, klustenreichen Domarad hinabfuhr, erblickte ich bei der Biegung der Straße unverhofft im Lichte der untergehenden Sonne zwei hohe Kirchthürme, die kaum erschienen schon den Augen entschwanden. „Was sind das für Thürme?" fragte ich den Postillon. „Das sind die Thürme der Kirche von Starawies," antwortete er mit gleichgültigem Tone. Unwillkürlich erbebte mein Herz. Also nur noch ein so kleiner Raum trennt mich von dem Orte, an welchem ein neues Leben für mich beginnen soll!... Ich schaute in die untergehende Sonne, die ich morgen schon in den Klostermauern begrüßen werde. Unter lautem Lachen und Singen kehrte das Volk nach der Arbeit des Tages in seine Häuser zurück; ich selbst wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, aber du wußtest, o Gott, wie ruhig mein Herz war und dir fortwährend Dank sagte, wie es auch heute thut und thun wird, so lange es in dieser Brust zu schlagen nicht aufhört. In schnellem Laufe rollte der Wagen von Hügel zu Hügel und das Horn des Postillons weckte in der einsamen Gegend fröhliche Echos.... Die Abendglocke ertönte zum Engel des Herrn, der durchdringende, schöne Klang verbreitete sich nach rechts und links, nach allen Richtungen, und das Volk, das sich auf den Wegen tummelte, fiel auf die Kniee und betete. Es brachte Preis und Ehre der Königin des Himmels und der Erde, der Herrin und Mutter von Starawies, deren Bild durch so viele Gnaden und Wunder im ganzen Lande und im benachbarten Ungarn berühmt ist. Der Wagen hielt an der Seitenpforte des Klosters... Ich stand an der Thüre... Die Hand zitterte, das Herz schlug stärker: „„O Herr, nimm das Opfer meines Lebens an!"" Ich zog an der Schnur, wie eine Stimme aus der andern Welt ertönte mit gedämpftem Schall die Glocke.... Die Thüre öffnete sich und der alte Pförtner, ein ausgedienter Wachtmeister Kosciusko's mit gewaltiger

Kopfnarbe, begrüßte den Eintretenden mit klösterlicher Demuth und Herzlichkeit, und indem er in der Hand den Rosenkranz hielt, bei dessen Gebet er gestört worden war, führte er mich mit vertraulichem und ehrerbietigem Lächeln den stillen, gewölbten Corridor zum ersten Stock hinauf, in das geräumige, aber ärmliche Zimmer des Rectors. Dieser nahm mich mit der ganzen Herzlichkeit eines Vaters und der Würde eines Ordensmannes auf, drückte mich mit solchem Ausdruck aufrichtiger Freude an sein Herz, wie ihn nur ein Herz, das Gott liebt, geben und verstehen kann, und diese Aufnahme verscheuchte aus meiner Seele das letzte Wölkchen; selige Freude und Vertrauen kehrte in sie ein, und von diesem ersten Augenblicke an liebte ich unsern Orden, als wäre ich in ihm geboren worden, mit der Liebe, die immer währt und mit Gottes Hülfe niemals aufhören wird. . . ."

„Mein erster Eintritt in das Ordensleben war so voll Zauber, Heiligkeit und Frieden! Als ich auf der Klosterschwelle stand, schien es mir, daß ich in's Elternhaus trete." Vor Allen war es die Person des P. Rector selbst, zu dem er sich wie ein Sohn zu seinem Vater hingezogen fühlte. Er setzte ihm in folgenden Zeilen ein ehrendes Denkmal: „P. Morelowski war ein Mann voll Gemüth und Verstand, freundlich, sanft, geliebt in der ganzen Gegend. . . . Er leitete das Haus, wie ein Vater seine Kinder, alle liebten, ehrten ihn; das ganze Haus verwandelte er in eine Familie. . . . Auf dem Friedhofe von Starawies ruhen seine Gebeine. . . . Er ist glücklich, daß er mitten unter seinen Brüdern seine Pilgerschaft vollenden konnte, daß er den schmerzlichen Augenblick der Zerstreuung (Antoniewicz schreibt diese Zeilen nach 1848 in der Verbannung) nicht sah, nicht in der Welt unstät umherirren mußte. Könnte ich wenigstens noch einmal auf seinem Grabe beten!"

Die Oberen der Gesellschaft Jesu müssen ihren Untergebenen das furchtbare Joch des „blinden" Gehorsams, von dessen Unerträglichkeit mit so viel sittlicher Entrüstung gesprochen wird, doch süß und leicht zu machen wissen, wenn ein Mann von einem so fühlenden Herzen wie Antoniewicz mit solcher Liebe an seinem ersten Oberen hängt, der dieses Joch dem noch an keinen Druck gewohnten Nacken auflegen mußte! Aber die liberalen Schreier, die mit solchem Eifer die Ordensleute des von diesen selbst gewählten Joches entledigen und dafür das Joch des Weltdienstes aufladen möchten, kennen das Geheimniß nicht, durch welches der Gehorsam Freiheit wird; sie kennen nur den Willen der Leidenschaft, von der Vereinigung mit dem Willen Gottes haben sie keinen Begriff.

Antoniewicz fand recht bald den Schlüssel dieses Räthsels; hören wir, was er beim Anblicke seiner neuen Mitbrüder fühlte und wie er das wunderbare Band des Gehorsams beurtheilt, das aller Willen zu Einem Willen verbindet.

„Indem ich auf die so verschiedenen Gesichter blickte, wollte ich in die Herzen schauen; aber in einem jeden war nur Ein Gedanke, Ein Gefühl: Gott und das Seelenheil. Verschiedene Nationen gesellten sich zusammen, wie zu einer einzigen Nation; ich sah Franzosen, Italiener, Polen, Slowaken, Ungarn, Deutsche. Wer ist der Alte mit dem weißen Kopfe? fragte ich. Das ist ein alter Missionär, der dreißig Jahre in Sibirien arbeitete. Ein anderer war in China; dieser da arbeitete zu Odessa im Weinberge des Herrn, jener schmachtete um des Glaubens willen in den Gefängnissen zu Lissabon. Und diese Alle hat Gott in dieses eine Haus versammelt, in diese eine Bruderschaar.... Solche Verschiedenheit kann nur Gott zur Einheit verbinden, nur er kann so viele Willen zu einem einzigen vereinigen, nicht zu einem menschlichen, sondern zu einem göttlichen Willen. Niemals kann das die Welt begreifen, daß eine solche Einigung der Willen erreichbar ist, ohne die individuelle Freiheit zu verletzen, daß es im strengsten Gehorsam möglich ist, frei zu leben, denn die Welt meint, man müsse sich, um frei zu sein, dem Willen Gottes entwinden. Hier arbeitet im Gegentheil Jeder daran, daß er seinen Willen dem göttlichen unterwerfe, und da der Wille Gottes Einer ist, so werden auch alle diese Willen Eins. Die individuelle Charakterentwicklung leidet dabei nicht; hier hindert man nur die Neigungen, sich zum Schlechten zu entfalten, ihre Entfaltung zum Guten aber fördert man auf das Entschiedenste. Und diese Einheit und Mannigfaltigkeit miteinander verbunden macht das Klosterleben so unaussprechlich angenehm."

Für die verdorbene Natur des Menschen bleibt indessen das Ordensleben stets ein Leben des Opfers und der Entsagung; da seufzt die Seele dann wohl mit dem Herrn: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Tritt dann auch die Welt noch hinzu mit ihren Freuden und Lockungen, von der Erinnerung und Einbildung in die reizendsten Farben gekleidet, dann kann der Kampf zuweilen hart werden. Diese Erfahrung wurde auch dem angehenden Novizen nicht erspart. Es ist rührend, mit welcher Demuth Antoniewicz seiner Stärke, wie seiner Schwäche gedenkt. „O Gott, du allein bist der Zeuge dieser Kämpfe dieser Thränen, dieser Schmerzen ... du allein warst der Zeuge, wie

meiner Siege, so meiner Niederlagen. Ich wollte dich lieben, ich wollte dich über Alles lieben, und doch gab es Augenblicke, in welchen die Weltliebe sich gewaltsam erhob, in meinem Herzen wieder auflebte. ... In solchen Augenblicken schien es mir, als wärest du, o Gott, von mir gewichen; ich litt, aber ich verstand nicht, woher das Leiden kam; trocken waren die Augen, der Geist, das Herz. Ich wollte denken und konnte nicht denken, ich wollte weinen und konnte nicht weinen, ich wollte lieben und konnte nicht lieben, und die gequälte Seele wollte beten, aber immer wiederholte sie die Worte: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod! — Dann warf ich mich vor dem Crucifix nieder und flehte um dein Erbarmen und bat um Verzeihung für meine Untreue, und du hast mich getröstet, der Friede kehrte in's Herz zurück, und wie aus schwerem Traume erwacht, erkannte ich mein ganzes Glück und pries dich dafür. O Gott, wenn ich heute daran denke, habe ich keine Worte, um meinen Dank für diese Augenblicke des Kampfes und Schmerzes auszudrücken, für diese goldenen Augenblicke meines Lebens im Orden. Sie brachten mich dir nahe, sie machten mich stark, denn sie ließen mich meine Schwäche erkennen und die Erkenntniß unserer Schwäche ist unsere Kraft; sie befestigten mich in meinem Berufe, weckten die Liebe zu meinem Orden und lehrten mich Vertrauen zu dir, o mein Herr und Gott! Ich litt in deinem Hause, aber ich litt in Demuth und Liebe; die Leiden im Ordensleben sind süßer als alle Freuden im Weltleben."

Aber auch an geselligen Freuden waren die Noviziatsjahre nicht leer; der Lebensbeschreiber weiß sogar von scherzhaften Gedichten zu erzählen, die Antoniewicz bei solchen Anlässen improvisirte. Überhaupt setzten die Oberen seiner ferneren Beschäftigung mit Musik und Poesie kein Hinderniß; er dichtete fromme Lieder, componirte sie und begleitete sie auf dem Fortepiano, das er mit Erlaubniß der Oberen nach Starawies hatte bringen lassen.

Am 15. September 1841 legte Antoniewicz zum Schlusse des Noviziates die hl. Gelübde ab und begann sofort zu Neu-Sandec das Studium der Theologie, indem ihm, weil er bereits im Alter vorgeschritten war und die Universität schon absolvirt hatte, die längeren vorbereitenden Studien erlassen werden konnten. Drei Jahre später erhielt er, am 10. September 1844, die heilige Priesterweihe. Seiner Mutter war es leider nicht mehr vergönnt, diesen Freudentag ihres Sohnes zu erleben; im Februar dieses nämlichen Jahres war sie in die bessere Heimath hinübergegangen.

So war Antoniewicz zum Kampfe für die größere Ehre Gottes ausgerüstet; die Vorsehung hatte ihn, wie er sich selbst ausdrückt, „durch eine gute Schule geführt," durch die Schule der Leiden. Es war nun die Stunde gekommen, wo er seinen Muth und seine Opferwilligkeit, seine Talente und seine Tugend erproben mußte. Der Aufstand des Jahres 1846, der blutig in der Geschichte Polens verzeichnet ist, gab ihm Gelegenheit, für Gott und das Seelenheil seiner Brüder in die Schranken zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Die Abstammung des Menschen nach Darwin und Haeckel.

(Fortsetzung.)

III. Die „geistigen Fähigkeiten" der Thiere. (Schluß.)

4. Bei dem Nachweise, daß die „höhern Fähigkeiten: Selbstbewußtsein, Individualität, Abstraktion, allgemeine Ideen u. s. w." keinen fundamentalen Unterschied zwischen Menschen und Thieren begründen, faßt sich Darwin außerordentlich kurz. „Der Versuch wäre nutzlos, diese höhern Fähigkeiten selbst hier zu erörtern, welche nach der Ansicht mehrerer neueren Schriftsteller den Unterschied zwischen den Menschen und den Thieren einzig und allein ausmachen; denn kaum zwei Schriftsteller stimmen in ihren Definitionen überein." (I. S. 52.)

Hätte der englische Gelehrte es überall „nutzlos" gefunden, Dinge zu erörtern, in deren „Definitionen kaum zwei Schriftsteller übereinstimmen", so dürfte wohl der größere Theil seiner Werke ungeschrieben geblieben sein. Aber hier kommt es uns vor, als ob derselbe sich gar nicht die Mühe gegeben, nachzusehen, was denn die Schriftsteller überhaupt über diese „höheren Fähigkeiten" denken und sagen. Und doch, wäre es Darwin um ernstliche Erforschung und Begründung der Wahrheit zu thun, so hätte er auf diese höheren Fähigkeiten in ganz besonderer Weise sein Augenmerk richten müssen. Denn da dieselben „nach der Ansicht mehrerer neueren

Schriftsteller den Unterschied zwischen Menschen und Thieren ganz allein ausmachen", so mußte es sich gerade hier zeigen, ob Mensch und Thier in ihren geistigen Eigenschaften wirklich fundamental verschieden sind oder nicht. Aber statt einer solchen Untersuchung hören wir nichts als eitle Salbadereien, welche wir, da sie nicht einmal eine Seite füllen, hier wörtlich anführen, um unsern Lesern ein eigenes Urtheil zu ermöglichen.

„Derartige Fähigkeiten haben sich beim Menschen nicht eher ausbilden können, als bis seine geistigen Kräfte bis zu einem hohen Punkte entwickelt waren, und dieß schließt wieder den Gebrauch einer vollkommenen Sprache ein. Niemand nimmt an, daß eines der niedern Thiere darüber Betrachtungen anstellt, woher es selbst komme und wohin es selbst gehe, was Tod und was Leben sei u. s. w. Können wir aber sicher sein, daß ein alter Hund mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse und etwas Einbildungskraft, wie sie sich durch seine Träume zeigt, niemals über die Freuden Betrachtungen anstellt, welche er früher auf der Jagd hatte? Dieß wäre aber eine Form des Selbstbewußtseins. Wie aber andererseits Büchner bemerkt: Wie wenig kann das abgearbeitete Weib eines heruntergekommenen australischen Wilden, welches kaum irgend welche abstracte Worte gebraucht, und nicht über vier zählen kann, wie wenig kann ein solches Weib sein Selbstbewußtsein bethätigen oder über die Natur ihres Daseins reflektiren?

Daß Thiere ihre geistige Individualität beibehalten, ist durchaus nicht fraglich. Als meine Stimme eine Reihe Associationen in der Seele des obengenannten Hundes erweckte[1], muß er seine geistige Individualität behalten haben, obschon jedes Atom seines Gehirns wahrscheinlich mehr als einmal während des Verlaufes von fünf Jahren gewechselt hatte. Dieser Hund hätte das vor Kurzem in der Absicht, alle Evolutionisten niederzuschlagen, angezogene Argument vorbringen und sagen können: ich verbleibe inmitten aller geistigen Stimmungen und aller materiellen Veränderungen derselbe . . . Die Lehre, daß Atome die empfangenen Eindrücke den andern an ihre Stelle rückenden Atomen als Erbschaften überlassen, widerspricht der Äußerung des Bewußtseins und ist daher falsch; aber dieses ist auch die Lehre, welche die Theorie der Entwicklung nothwendig macht und demzufolge ist diese Hypothese eine falsche." (I. S. 53.)

Wie jene geistige Individualität, deren Beibehaltung Darwin durch

---

[1] Diese Hundegeschichte erzählt Darwin in folgender Weise: „Ich hatte einen Hund, welcher wild und unwirsch gegen alle Fremden war, und versuchte absichtlich sein Gedächtniß nach einer Abwesenheit von fünf Jahren und zwei Tagen. Ich ging zu dem Stall, wo er war, und rief ihn an in meiner alten Weise; er zeigte keine Freude, aber folgte mir augenblicklich, kam heraus und gehorchte mir so genau, als wenn ich ihn erst vor einer halben Stunde verlassen hätte. Ein Strom alter Ideenverbindungen (!!), welcher fünf Jahre lang geschlummert hatte, war hiedurch in seiner Seele augenblicklich erweckt worden." (I. S. 38.)

seine Hundegeschichte beweist, unter die „höheren Fähigkeiten" der Abstraktion u. s. w. kommt, begreifen wir nicht. Denn sein Hund, ein armseliges Seitenstück zu „Argos, dem Hunde des herrlichen Dulders Odysseus", beweist, abgesehen von dem „geistreichen" Monolog, den Darwin's Phantasie an seiner Stelle hält, doch weiter nichts, als daß Thiere ein Gedächtniß für sinnliche Eindrücke haben, welches mehrere Jahre überdauert. Was aber hat das Gedächtniß für materielle Empfindungen mit den höheren Fähigkeiten des Selbstbewußtseins, der Abstraktion und den allgemeinen Ideen zu thun?

Sodann beachte man die geniale Frage, welche zu „einer Form des Selbstbewußtseins" beim Hunde führt! Wer hätte wohl jemals so wenig über das „Geistesleben" der Thiere nachgedacht, um nicht „sicher" zu sein, daß jener alte Hund nicht im Entferntesten Betrachtungen anzustellen vermag? Es sei denn, daß Darwin unter „Betrachtungen" wieder denselben „Strom alter Ideenverbindungen" versteht, der für gewöhnliche Leute das Gedächtniß für materielle Eindrücke ist.

Das Weib des Kraft- und Stoff-Gelehrten aber, welches derselbe jedenfalls niemals gesehen hat, würde selbst dann jenem „alten Hunde" weit überlegen sein, wenn es nur einen einzigen abstrakten Begriff zu fassen, ja, sich nur zu dem einen Gedanken zu erschwingen vermöchte: „Heute lebe ich recht elend, wie wird es morgen oder übermorgen um mich stehen?"

Von der Fähigkeit der Thiere, abstrahiren und allgemeine Begriffe bilden zu können, erfahren wir kein Wort, und statt des Beweises, *daß* sich diese Fähigkeiten beim werdenden Menschen ausgebildet haben, hören wir, *wann* sie wohl entstanden sein mögen.

Was ist endlich leichter, als der Beweis, daß der Gebrauch einer „vollkommenen Sprache" naturnothwendig eine hohe Entwicklung der geistigen Fähigkeiten voraussetzt? Wenn nun nach Darwin die „hohe Entwicklung der geistigen Fähigkeiten den Gebrauch einer vollkommenen Sprache voraussetzt", konnte dann der werdende Ahnherr Darwin's überhaupt die höheren Fähigkeiten sowohl, als den Gebrauch der Sprachen erhalten?

5. Obgleich Darwin, wie wir oben hörten, es nicht der Mühe werth hält, „die Aphorismen, die er sich aus verschiedenen Schriftstellern über die unüberschreitbare Schranke zwischen Mensch und Thier gemacht hat", mitzutheilen, so hat er sich dennoch herbeigelassen, wenigstens „über die wichtigeren und interessanteren Punkte ein paar Bemerkungen zu machen".

Die Art und Weise, wie er sich dieser Einwürfe entledigt, entbehrt nicht eines gewissen Interesses.

Da habe der (hochkirchliche) Erzbischof Sumner früher behauptet, nur der Mensch sei einer fortschreitenden Vervollkommnung fähig. Das sei aber offenbar ein Irrthum.

„Wisse doch Jeder, daß junge Thiere viel leichter gefangen werden als alte, und daß selbst von den alten sich nicht viele an derselben Stelle durch die gleiche Art von Fallen oder Giften erlegen ließen; die müßten also durch das Schicksal ihrer Genossen Vorsicht gelernt haben. So sei ja auch der fast unglaubliche Grad von Scharfsinn, Vorsicht und List bekannt, welche die nordamerikanischen Pelzthiere in Folge der langen Verfolgung erlangt hätten. Auch sei es keinem Zweifel unterworfen, daß Vögel und andere Thiere in Bezug auf den Menschen und andere Feinde allmählich Vorsicht sowohl erlangten als verlören. Trotzdem ferner unsere domestizirten Hunde, die von Wölfen und Schakalen abstammten, an Verschlagenheit nicht gewannen, und an Bedachtsamkeit und ängstlicher Vorsicht verloren haben möchten, so hätten sie doch in gewissen moralischen (!!) Eigenschaften, wie Zuneigung, Zuverlässigkeit, Temperament und wahrscheinlich in allgemeiner Intelligenz Fortschritte gemacht. Die gemeine Ratte habe mehrere andere Spezies durch ganz Europa, in Theilen von Nordamerika, durch Neuseeland und neuerdings in Formosa, ebenso wie auf dem Festlande von China besiegt und zurückgetrieben. Mr. Swinshoe aber, welcher die letztern Fälle mittheile, schreibe den Sieg der gemeinen Ratte über die größere Mus coninga ihrer überlegenen List zu, und diese letztere Eigenschaft lasse sich wohl der beständigen Anstrengung aller ihrer Fähigkeiten zuschreiben, die sie der Verfolgung und Zerstreuung durch den Menschen entgegengesetzt, ebenso wie dem Umstande, daß fast alle weniger schlauen und schwachköpfigen (!) Ratten mit Erfolg vom Menschen vertilgt worden seien." (I. S. 41 u. 42.)

Sagte uns Darwin nicht selbst, er wolle durch solche Sachen beweisen, daß das Thier ebenso der fortschreitenden Vervollkommnung fähig sei wie der Mensch, so würden wir es kaum glauben. Denn was hat die von den jagdbaren Thieren erlangte Vorsicht, was der Fortschritt der Hunde in ihren „moralischen" Fähigkeiten, was die Ansicht Darwin's über die Genesis der Rattenlist, was überhaupt die nach Umständen stärker oder schwächer hervortretende Ausbildung von Fähigkeiten oder Instinkten, welche im Thiere schlummern, mit der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen anders gemein als den von Darwin mißbrauchten Namen? — Doch, glauben wir nicht, der englische Forscher erkenne nicht selbst die Wurmstichigkeit seiner Phantasien; preßt ihm doch diese Erkenntniß (bewußt oder unbewußt) die Bemerkung ab, „behaupten wollen, daß kein Thier im Verlaufe der Zeit in Bezug auf

den Intellekt oder andere geistige Fähigkeiten fortgeschritten sei, heiße die Frage von der Entwicklung der Arten überhaupt verneinen." (I. S. 42.) So etwas mag für einen „wissenschaftlichen" Verstand entscheidend sein, für gewöhnliche Leute ist es eine einfache petitio principii.

Es berichtet uns auch Darwin von Beispielen, denen gemäß Thiere Werkzeuge gebraucht hätten. Lassen wir diejenigen Beispiele unberücksichtigt, welche auf eine Dressur ausdrücklich hinweisen, so hören wir zunächst, daß der Schimpanse einen Stein zum Aufknacken nußartiger Früchte anwende. Wir wissen nicht, in wie weit diese Erzählung zu den unzähligen Geschichten zu rechnen ist, welche in Bezug auf diese Affen eben so oft aufgetischt als widerlegt wurden; wir wissen auch nicht, ob dieselbe nicht zu derselben Kategorie gehört wie jene von den Keulen, Nüssen, Steinen u. s. w., welche sie zu ihrer Vertheidigung benützen sollen, und die selbst ein Brehm in die Rubrik der Märchen zählt. Ist sie wahr, so handelt es sich nur noch um die Kleinigkeit, zu zeigen, daß diese Affen den Gebrauch des Steines *selbst erfunden* haben, und ihre Kenntniß nicht aus derselben Quelle herzuleiten ist, aus welcher diejenige unseres kleinen Würgers stammt, den man gewöhnlich Dornbreher nennt, weil er die Brauchbarkeit der Dornen zum Aufspießen von Insekten kennt.

Außer auf diese Steinwerkzeuge des Schimpanse weist man uns noch darauf hin, daß Paviane Abyssiniens und weibliche Orangs sich der Wurfgeschosse bedient hätten, was uns allerdings wieder lebhaft an die „Keulen u. s. w." des Schimpanse erinnert. „Als nämlich Brehm den Herzog von Coburg Gotha begleitete, wohnte er einem Angriffe mit Feuerwaffen auf einen Trupp von Pavianen an dem Passe von Mensa in Abyssinien bei. Die Paviane wälzten ihrerseits so viele Steine, einige so groß wie ein Menschenkopf, den Berg herab, daß die Angreifer sich schnell zurückziehen mußten, und der Paß war thatsächlich eine Zeit lang für die Karawane geschlossen. Mr. Wallace andererseits sah bei drei Gelegenheiten weibliche Orangs in Begleitung ihrer Jungen Zweige und die großen dornigen Früchte der Durianbäume mit allen Zeichen der Wuth abbrechen und einen großen Schauer von Geschossen herabwerfen, wodurch es ihnen gelang, zu verhindern, daß er sich dem Baume zu sehr näherte." (I. S. 43.) Wir erfahren leider weder bei den Pavianen, noch bei den weiblichen Orangs, ob dieselben ihre „Werkzeuge" auch gegen ihre Angreifer dirigirten. Denn so kühn sonst auch die Erzählungen Brehms zu sein pflegen, so kann er bezüglich dieser Affäre doch nur sagen, „daß die ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere jeden Stein aufgriffen, welchen sie auf ihrem Wege

liegen sahen, und ihn in die Tiefe hinabrollten." Daß er selbst ein einziges dieser Thiere gesehen habe, welches einen Stein gegen die Angreifer richtete, erzählt er uns nicht, wohl aber, daß „der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Steine unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe geschleudert habe." Dieses merkwürdige Thier ist nur allein vom Büchsenspanner beobachtet worden und selbst Darwin schenkt dem Büchsenspanner nicht Glauben genug, um dieses interessanteste aller Beispiele in seine Kollektaneen aufzunehmen. Die Orangs aber „werfen ihre Geschosse vom Baume herab", ohne weder Wallace noch einen seiner Gefährten zu treffen; sie verhinderten nur, „daß sich dieselben dem Baume zu sehr näherten". Nun denn, wenn die Bürger einer belagerten Stadt unter dem Kugelregen ihrer Feinde sich mit aller Emsigkeit abmühten, Steine von den Wällen hinab in die Wallgräben zu werfen, ohne aber diese gegen die Angreifer zu richten und ohne auch nur auf die Angreifer dabei zu achten, könnte man dann von diesen sagen, daß sie Werkzeuge gebrauchten? Ganz so aber verhielten sich die Paviane Brehms und, wie es scheint, auch die weiblichen Orangs von Wallace.

Außerdem aber müssen auch jene Affen des Thales Mensa ganz außerordentliche Paviane gewesen sein. Denn „die erste Pavian-Gesellschaft, welche Brehm sah, klebte bei der Verfolgung an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felswand, und wogte auf den Knall des ersten Schusses mit einer Sicherheit dahin, als ob sich die Gesellschaft auf ebenem Boden fortbewege;" diese hat sich also eben so wenig derartiger Rollsteine bedient, wie unseres Wissens irgend ein anderes von andern Reisenden beobachtetes Pavianrudel.

Was endlich noch die „Geschosse" der weiblichen Orangs anlangt, so wissen wir leider nicht, wie der berühmte Reisende es verstanden wissen will, wenn er sagt, daß dieselben „Zweige und Früchte mit allen Zeichen der Wuth abbrachen". Uns kam unwillkürlich der Gedanke, daß wir da endlich das Benehmen jenes Orang verstehen lernten, welcher dem großen Cuvier so räthselhaft vorkam. Dieser Affe kam im Alter von zehn bis elf Monaten nach Paris und lebte dann noch fast ein halbes Jahr. An schönen Tagen ließ man ihn oft in einen Garten, in welchem er sofort die Bäume bestieg. „Wollte ihm Jemand nachsteigen, so schüttelte er aus allen Kräften die Äste, als wenn er seinen Verfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaß-

regeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder." — Sollten wir da nicht denselben „Gebrauch von Werkzeugen" haben wie bei den Affen, welche Wallace beobachtete? Sollte nicht der einzige Unterschied darin bestehen, daß letztere an fruchtbaren Bäumen verwahrloster Wälder, der Pariser Orang aber an einem unfruchtbaren Kulturbaume schüttelte? Wenn wir uns aber in dieser Auffassung nicht täuschen, so hätten wir einen streng analogen Fall zu dem Benehmen anderer Thiere, z. B. unserer Haustauben; diese sieht man im Frühjahr nicht selten Nestmaterial herbeischleppen, ähnlich ihren wild lebenden Verwandten, ohne daß sie ein Nest zu bauen brauchen, oder auch wirklich bauen. Wie diese nutzlose Handlungsweise der gezähmten Vögel uns sagt, daß der wilden Feldtaube, von welcher sie abstammen, ganz das gleiche Verfahren nicht durch ihren Verstand eingegeben wurde, so dürfte das Verhalten des Pariser Orang uns darüber aufklären, daß seine wilden Verwandten den Gebrauch jener „Geschosse" nicht durch ihre Verstandesoperationen gelernt haben.

Von der Anwendung der Werkzeuge geht Darwin auf das „Formen von Werkzeugen zu einem speziellen Zwecke" über. „Der Herzog von Argyll bemerke," sagt er, „daß diese Fähigkeit dem Menschen absolut eigenthümlich sei und halte dieß für einen unermeßlichen Abstand zwischen ihm und den Thieren. Zwar liege hierin ohne Zweifel ein sehr bedeutender Unterschied, aber andererseits bemerke er auch viel Wahres in der Vermuthung des ehrenwerthen Sir J. Lubbock, daß nämlich, als die Urmenschen zuerst Werkzeuge zu irgend einem Zwecke benutzten, sie dieselben zufällig zerschlagen und die scharfen Bruchstücke benützt haben werden. Von diesem Standpunkte habe es dann nur eines kleinen Schrittes bedurft, um die Feuersteine absichtlich zu zerbrechen, und keines sehr großen Schrittes, um sie roh zu formen .... Beim Zerbrechen der Feuersteine werden, wie Sir J. Lubbock gleichfalls bemerke, Funken hervorgesprungen sein, und beim Schleifen derselben werde sich Wärme entwickelt haben; hierdurch könnten die beiden gewöhnlichen Methoden, Feuer zu erhalten, entstanden sein." (I. S. 44.) Es muß Jemand gewiß sehr ernst angelegt sein, wenn er über eine solche Schriftstellerei nicht zum Lachen gebracht werden soll; doch hat so etwas auch seine traurige Seite, denn derartige Träumereien „beweisen" für die heutige „Wissenschaftlichkeit", daß „ein fundamentaler Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht bestehe"!!

Endlich sieht unser Forscher noch darin, daß „sich die anthropomorphen Affen temporäre Hütten (!) auf Bäumen bauen, der Orang

sich des Nachts mit Pandanus-Blättern zudeckte, und einer von Brehms (Wunder-) Pavianen gegen die Sonnenwärme eine Strohmatte über den Kopf geworfen habe, wahrscheinlich die ersten Schritte zu einigen der einfacheren Künste, nämlich zu der rohen Architektur und Kleidung, wie sie unter den frühen Stammeltern der Menschen entstanden." (I. S. 44.)

Wir unsererseits können nicht recht verstehen, weßhalb der große Gelehrte nicht auch in der Baukunst unserer Singvögel, oder der Zwergmaus, des Maulwurfes u. s. w. solche Schritte zu einer rohen Architektur bemerkt; denn sie bauen sich jedenfalls viel kunstgerechtere „Hütten" als die anthropomorphen Affen, deren dachlose und jeder Bedeckung entbehrende Hütte nach der Beschreibung von James Brooke doch einem Adlerhorste oder Storchennester verzweifelt ähnlich sieht. Was dann „die ersten Schritte zu der einfachern Kunst der Kleiderfabrikation" anlangt, so möchten wir gerne wissen, wie sich die Pandang-Bedeckung des Orang von der Gewohnheit anderer Thiere unterscheidet, sich des Nachts in's Heu oder Stroh oder in Erdlöcher zu verkriechen, und diese noch zur Winterszeit durch schlechte Wärmeleiter zu verstopfen (z. B. beim Murmelthier). Betreffs des Pavians aber hat Brehm leider ebenso vergessen, uns zu sagen, ob derselbe sich im wilden Zustande auch Strohmatten verfertige, um dieselben als Sonnenschirm zu gebrauchen, wie er auch nicht auf den Gedanken gekommen ist, hinzuzufügen, ob sein Pavian den Dienst, welchen ihm die Strohmatte leisten könnte, selbst entdeckt habe. Auch begreifen wir nicht, wie es Darwin entgangen sein kann, daß etwas Ähnliches bei unserm Milchvieh, wenigstens auf dem Festlande, beobachtet werden kann, wo sich dasselbe ohne weitern Unterricht vor der Mittagssonne unter den Schatten der Bäume oder Dächer zurückzieht: „wahrscheinlich der erste Schritt zur einfachern Kunst roher Kleiderfabrikation."

Diese Versuche Darwins, den Thieren geistigen Fortschritt und Werkzeuge anzudichten, wollen wir mit den Worten des geistreichen Balmes[1] beschließen. Unsere Leser mögen beurtheilen, ob durch die neuesten Entdeckungen des englischen Gelehrten nur das Geringste an der Beschreibung des Unterschiedes zwischen Mensch und Thier geändert werden muß, welches uns der spanische Gelehrte so richtig als schön bietet:

„Das Thier," sagt er, „gehorcht einer fest bestimmten Ordnung, welche es

[1] Lehrbuch der Metaphysik. Aus dem Spanischen von Lorinser. 1852.

selbst für seinen Gebrauch nicht zu ändern vermag; der Mensch bezwingt, wenn er auch die Gesetze der Natur nicht ändern kann, die einen durch die andern, oder disponirt sie in einer Weise, daß sie sich gegenseitig unterstützen, je nach den Wirkungen, die er hervorzubringen beabsichtigt. Die Ameise häuft ihre kleinen Vorräthe auf; die Biene arbeitet ihre Honigwaben aus, der Biber baut seine Dämme und die Schwalbe ihr Nest, aber stets auf dieselbe Weise, ohne Fortschritt, ohne auch nur die kleinste Verbesserung. Tausendmal erleiden sie in ihren Werken dieselben Widerwärtigkeiten durch die Menschen und die Natur und ebenso oft setzen sie sich ihnen wieder aus. Was beweist dieß? Es beweist, daß sie ohne Verstand, ohne Wahl, aus bloßem Instinkt, nach einem nothwendigen Antriebe zu Werke gehen, dem sie nicht widerstehen können. Bewundern wir diesen Instinkt; die Bewunderung ist gerecht, denn sie richtet sich auf die Güte und Weisheit des Schöpfers; aber erkennen wir die Überlegenheit der Intelligenz, und seien wir nicht so thöricht, beim Anblicke einer Honigwabe oder eines Nestes ihre Werkmeister mit dem Menschengeschlechte zu verwechseln, mit dem Menschen, der die Pyramiden Ägyptens, die Amphitheater, das Escurial, die Peterskirche zu Rom und den Tunnel zu London erbauen lernte; der die Erde mit Häusern, Dörfern, Flecken und volkreichen Städten, wie Ninive, Babylon, Paris und London bedeckt hat, der die Enden der Erde durch Eisenbahnnetze verbunden, der über die Flüsse prächtige Brücken geschlagen, der dem Ackerbau und der Industrie das Wasser der Quellen und Seen und selbst die Eingeweide der Erde dienen läßt; der die Einöden in angenehme Wohnplätze, die Steppen in Fruchtgefilde, in reizende Thäler und grünende Wiesen verwandelt, der der Wuth der Elemente gebietet und sich ohne Schrecken auf die Mitte des Oceans begibt; der wunderbare Mechanismen zusammensetzt, welche, die Gestirne nachahmend, dazu dienen, die Zeit zu messen; der staunenswerthe Werkzeuge kombinirt, die für sich allein die wunderbarsten Kunstprodukte ausarbeiten; der es bereits versucht, auch die Lüfte zu beherrschen und sich kühn bis zu verwegener Höhe erhebt; der dahin gelangt ist, die Entfernungen zu vernichten, indem er die Elektrizität zur Mittheilung seiner Gedanken zu Hülfe ruft: verwechselt das Menschengeschlecht, das alle diese Wunder vollbracht hat und täglich in seinem Lauf mit Riesenschritten voraneilt, verwechselt es, ich bitte euch, nicht mit den Thieren; vergleicht nicht diese Werke mit dem Neste des Vogels, den Zellen der Biene und dem Damme des Bibers; denn solche Vergleiche sind unsinnig, sind ebenso lächerlich als gottlos. — Seit vielen Jahrhunderten befinden sich die Thiere auf der Erde; sie haben die menschliche Gesellschaft vor Augen; sie sind die Opfer derselben, dulden von ihr die größte Bedrückung, und sie denken nicht daran, Pläne zu ihrer Befreiung zu entwerfen. Man vergleiche sie mit jenen Negern, welche die menschliche Grausamkeit mißhandelt und demüthigt. Auch der arme Sklave duldet und wird oft den Thieren gleich geachtet, die ihn umgeben; sein Geist befindet sich in tiefer Unwissenheit, sein Wille ist verthiert; in seiner Haltung spiegelt sich die Entwürdigung ab, in der er dahinlebt; doch hütet euch, ihn mit dem Thiere zu verwechseln! In seinem Auge glänzt der Funken der Intelligenz und in seinem Herzen

brennt die Flamme des Stolzes; er weiß über sein Loos nachzudenken, er weiß sich zu vergleichen mit den Gefährten seines Mißgeschickes; er versteht es, an einem Tage endlich sich zu erheben, seinen Herrn zu ermorden, seine Unabhängigkeit und Freiheit zu proklamiren, und wenn das Geschick ihm ungünstig ist, seinen Tagen ein Ende zu machen durch Selbstmord. Dieß thut der Mensch auf seiner untersten Stufe; nichts von dem thut das Thier. Seit Jahrhunderten duldet das Pferd den Zügel und trägt der Esel und das Kameel seine Last, lassen die Heerden für die Nahrung des Menschen sich zur Schlachtbank führen und haben noch nie daran gedacht, sich wider ihn zu erheben, haben noch nie jene furchtbaren Anschläge gefaßt, von denen wir schreckliche Beispiele bei den alten und neuen Sklaven finden."

6. Unter den Einwürfen gegen die Affenabstammung des Menschen ist besonders noch die Thatsache zu erwähnen, daß die Menschen allein im Stande sind, durch die Sprache sich ihre Gedanken gegenseitig mitzutheilen. Darwin versichert uns, daß es nicht sowohl die bloße Fähigkeit der Artikulation sei (denn diese hätten auch die Papageien), als vielmehr „die große Fähigkeit, bestimmte Klänge mit bestimmten Ideen zu verbinden, welche den Menschen von andern Thieren unterscheide." (I. S. 46.) Wer sollte nun etwas anderes erwarten, als den Nachweis, daß sich wenigstens gewisse Anklänge an diese „große Fähigkeit" auch bei den Thieren finden, besonders da der neue Sprachforscher uns am Ende seines Traktates zumuthet, „gesehen zu haben, daß die Fähigkeit artikulirter Sprache an sich kein unübersteigliches Hinderniß für den Glauben darbiete, daß der Mensch sich aus irgend einer niedern Form entwickelt habe." (I. S. 52.) Aber weit gefehlt! Darwin bleibt sich konsequent und beseitigt die Sprachhindernisse genau ebenso „wissenschaftlich", wie er es mit andern Einwürfen gemacht hat. Hören wir ihn selbst.

„Was den Ursprung der artikulirten Sprache anlangt, so kann ich, nachdem ich einerseits die äußerst interessanten Werke von Mr. Hensleigh Wedgwood, F. Farrar und Professor Schleicher, und die berühmten Vorlesungen von Professor Max Müller auf der andern Seite gelesen habe, nicht daran zweifeln, daß die Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modifikationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimme anderer Thiere und der eigenen instinktiven Ausrufe des Menschen verdankt." (I. S. 47.) Diese Überzeugung wird dann auf zwei Seiten durch acht bis zehn „wahrscheinlich", „mögen", „können", „nicht unglaublich" u. s. w. unter nicht geringem Aufwand phantastischer Ideen näher erörtert. Unseren Lesern

können wir diese Radotage um so eher ersparen, als Jeder, der über den Ursprung der Sprache Belehrung sucht, dieselbe in den Aufsätzen des P. Knabenbauer Bd. 1 und 2 dieser Zeitschrift findet[1].

Wir möchten nur wissen, was der Ursprung der Sprache mit dem Nachweise zu thun hat, daß das Thier ebenfalls in gewissem Grade die „Fähigkeit besitzt, bestimmte Klänge mit bestimmten Ideen zu verbinden?"

Die einzigen Thatsachen, welche zu Gunsten dieses Beweises angeführt werden, erzählt uns Darwin folgendermaßen:

„Der Cebus Azarae (ein Affe) in Paraguay gibt, wenn er aufgeregt wird, wenigstens sechs verschiedene Laute von sich, welche bei andern Affen ähnliche Erregungen veranlassen. Die Bewegungen des Gesichtes und die Gesten von Affen können von uns verstanden werden, und sie verstehen zum Theile uns, wie Rengger und Andere erklären. Es ist eine noch merkwürdigere Thatsache, daß der Hund seit seiner Domestikation in wenigstens vier oder fünf verschiedenen Tönen zu bellen gelernt (?) hat. Da haben wir das Bellen des Eifers, das des Ärgers, das heulende Bellen der Verzweiflung, z. B. wenn sie eingeschlossen sind, das der Freude und das sehr bestimmte Bellen des Verlangens oder der Bitte." (I. S. 45.)

Aber sind denn jene Cadenzen des Cebus Azarae etwas anderes als die Töne, denen wir so gerne bei unsern Singvögeln lauschen? Und überhaupt, bildet denn die Fähigkeit, durch welche alle sensitiven Wesen, mit Einschluß des Menschen, ihren rein sinnlichen Empfindungen durch Töne und Geberden Ausdruck geben können, sofort schon „die große Fähigkeit, bestimmte Klänge mit bestimmten Ideen zu verbinden"? Seit wann sind denn rein sinnliche Empfindungen Ideen? Wenn ferner einander nahe stehende Wesen diese natürlichen Zeichen für Empfindungen, welche sie mit einander durchaus gemein haben, in gewisser Weise verstehen, wie darf dieses mit dem Gedankenaustausche der Menschen durch die willkürlichen Zeichen der Sprache verglichen werden? Darwin's Rechtfertigung dieses Vergleiches ist gewiß mehr als interessant. „Die artikulirte Sprache," sagt er, „ist dem Menschen eigenthümlich; aber er benutzt gemeinsam mit den niedern Thieren unartikulirte Ausrufe in Verbindung mit Gesten und Bewegungen seiner Gesichtsmuskeln, um seine Gedanken auszudrücken. Dieß gilt besonders für die einfachern und lebendigeren Gefühle, welche aber nur wenig mit unserer höhern Intelligenz im Zusammenhang stehen." „Die ein-

[1] Wie Max Müller sich zur neuesten Darwin'schen Sprachwissenschaft stellt, zeigt seine „Antwort an Herrn Darwin" in der Deutschen Rundschau (März 1875 S. 377—412), die dem englischen Gelehrten wohl wenig gefallen mag. (A. d. R.)

facheren und lebendigeren Gefühle also, welche nur wenig mit der höhern Intelligenz in Zusammenhang stehen", sind Darwin's „Gedanken", welche der Mensch ähnlich wie das Thier durch Ausrufe und Geberden ausdrückt! Und so hat Darwin „wissenschaftlich" bewiesen, daß, wie der (hochkirchliche) Erzbischof Whately anführt, „der Mensch nicht das einzige Thier ist, welches von der Sprache Gebrauch machen kann, um das auszudrücken, was in seinem Geiste vorgeht, und welches mehr oder weniger verstehen kann, was in dieser Weise von Anderen ausgedrückt wird." (I. S. 45.)

Welchen Leserkreis mag sich wohl Darwin bei Abfassung seines Werkes vorgestellt haben?

Auch den „Gottesglauben" und die „Religion" hat unser Affentheoretiker in den Bereich seiner Erörterungen gezogen, und wir wollen seinen Auslassungen hier bei den Einwürfen eine Stelle gönnen.

Natürlich stellt sich derselbe unter „Gottesglauben und Religion" wieder nicht das vor, was man gewöhnlich darunter versteht: die Anerkennung und Verehrung eines Schöpfers und Regierers des Weltalls, sondern vielmehr „den Glauben an unsichtbare und geistige Kräfte". Dadurch wird „es ihm nicht schwer, zu verstehen, wie die Religion entstanden ist".

„Wie nämlich Mr. Tylor klar entwickelt hat, ist es wahrscheinlich, daß Träume der Annahme solcher Geister zuerst Entstehung gegeben haben, denn Wilde unterscheiden nicht leicht zwischen subjektiven und objektiven Eindrücken... So lange aber die Fähigkeiten der Einbildung, Neugierde, des Verstandes u. s. w. nicht ziemlich gut in dem Geiste des Menschen entwickelt waren, werden ihn seine Träume nicht zu dem Glauben an Geister veranlaßt haben, ebensowenig wie einen Hund. Die Neigung der Wilden, sich einzubilden, daß natürliche Dinge und Kräfte durch geistige oder lebende Wesen belebt sind, wird vielleicht durch eine kleine Thatsache, welche ich früher einmal beobachtet habe, erläutert. Mein Hund, ein völlig erwachsenes und sehr aufmerksames Thier, lag an einem heißen und stillen Tage auf dem Rasen; aber nicht weit von ihm bewegte ein kleiner Luftzug gelegentlich einen offenen Sonnenschirm, welchen der Hund völlig unbeachtet gelassen haben würde, wenn Jemand dabei gestanden hätte. So aber knurrte und bellte der Hund jedesmal wüthend, wenn sich der Sonnenschirm leicht bewegte. Ich meine, er muß in einer schnellen und unbewußten Weise bei sich überlegt haben, daß Bewegung ohne irgendwelche offenbare Ursache die Gegenwart irgend einer fremdartigen lebendigen Kraft andeutet; und kein Fremder hatte das Recht, sich auf seinem Territorium zu befinden." (I. S. 55, 56.)

Aber hat denn der gelehrte Forscher niemals bemerkt, daß so ziemlich

alle Hunde einen Wagen wüthend anbellen, sobald sie sehen, daß sich derselbe in Bewegung setzt? Und bemerkt er denn gar nicht, daß er in seiner „Erklärungsmanie" hier einen offenbaren Unsinn „meint"? Denn nach dieser „Meinung" müßte sich sein Hund etwa in folgenden Gedanken ergangen haben: „Da fängt dieser Sonnenschirm auf einmal an, sich zu bewegen; aber sicher gehört derselbe nicht zu den lebenden Wesen, welche allein aus sich selbst eine Bewegung auszuführen vermögen; es muß aber Alles, was da geschieht, seine hinreichende Ursache haben; hier jedoch kann ich von einer solchen absolut nichts bemerken, da sich der Sonnenschirm nicht aus sich selbst bewegen kann, und auch kein sichtbares Wesen daneben steht, welches ihn bewegte; also muß er seine Bewegung einem unsichtbaren Wesen verdanken. Es hat aber Niemand das Recht, sich in meinem Territorium zu befinden; denn Achtung des Eigenthums ist eines der Grundprincipien der Moralität; also habe ich das Recht, den frechen Eindringling zu verdrängen." Das Resultat dieser „schnellen Überlegung" war dann das Knurren und Bellen, durch welches er sein Recht in Ausübung brachte!

„Das Gefühl religiöser Verehrung," sagt Darwin weiter, „ist ein in hohem Grade complicirtes, indem es aus Liebe, vollständiger Unterordnung unter ein erhabenes und mysteriöses Etwas, einem starken Gefühle der Abhängigkeit, Furcht, Verehrung, Dankbarkeit, Hoffnung in Bezug auf die Zukunft und vielleicht noch andern Elementen besteht. Kein Wesen hätte eine so complicirte Gemüthserregung an sich wahrnehmen können, bis nicht seine intellektuellen und moralischen Fähigkeiten zum mindesten bis auf einen mäßig hohen Standpunkt entwickelt wären. Nichtsdestoweniger sehen wir eine Art Annäherung an diesen Geisteszustand in der innigen Liebe eines Hundes an seinen Herrn, welche mit völliger Unterordnung, etwas Furcht und vielleicht noch andern Gefühlen vergesellschaftet ist. Das Benehmen eines Hundes, wenn er nach einer Abwesenheit zu seinem Herrn zurückkehrt, und, wie ich hinzufügen kann, eines Affen bei der Rückkehr zu seinem geliebten Wärter, ist sehr weit von dem verschieden, was diese Thiere gegen Ihresgleichen äußern. In letzterem Falle scheinen die Freudenbezeugungen etwas geringer zu sein, und das Gefühl der Gleichheit zeigt sich in jeder Handlung. Professor Braubach geht so weit, zu behaupten, daß ein Hund zu seinem Herrn wie zu einem Gotte aufblickt." (I. S. 57, 58.)

Diese Absurditäten theilen wir mit, nicht um darüber ein Wort zu verlieren, sondern um zu zeigen, welche Abgeschmacktheiten heutzutage als Resultat der „Wissenschaft" aufgetischt werden dürfen.

(Schluß folgt.)

Heinr. Kemp S. J.

Felibre und Felibrige.

Studien über die provenzalische Literatur der Gegenwart.

IV. Frederi Mistral. (Schluß.)

Wenn wir bei den sechs ersten Gesängen von Mistrals großem Epos einige Vorbehalte machen mußten und unser Lob hie und da nur ein bedingtes sein konnte, freut es uns, den sechs letzten fast überall ungetheilten Beifall spenden zu dürfen. Gleich der siebente Gesang sticht auf die vortheilhafteste Weise von der vorhergehenden Hexenscene ab und wird durch sie nicht wenig gehoben.

Überschrieben: Die Alten, führt uns derselbe zunächst zur Hütte des Korbflechters, vor welcher er selbst mit seinem Sohne mit ihrer täglichen Arbeit beschäftigt ist, während seine Tochter Vinceneta die Netze über das niedrige Gesträuch des Rhoneufers ausbreitet. Vincenz hatte dem Vater während der Arbeit das Geständniß seiner Liebe gemacht.

„Hirnloser Bub," rief ihm der Alte entgegen; „Du bist närrisch fürwahr, denn ich sehe, Du kannst Deine Zunge nicht mehr beherrschen."

„Aber was sagt Ihr, wenn Ihr erfahrt, daß sie zu mir gesagt hat: „„Vincenz, ich will Dich und keinen Anderen!""

„Reichthum und Armuth, Du Narr! Das werde ich Dir antworten."

„Vater, geht zum Zirgelhofe, und eilig; erzählt dort den Eltern Alles, wie es ist. Sagt ihnen, man soll die Tugend der Menschen achten, und nicht ihr Elend. Sagt ihnen, daß ich hacken und Weinstöcke schneiden, steinigtes Ackerland pflügen und Pferde führen kann, daß ich Greise zu ehren verstehe, und sagt ihnen, daß, wenn sie uns trennen, sie unsere Herzen schließen und uns bald begraben werden."

„Ach, Du bist jung, das seh' ich jetzt. Du bist arm, Du bist ein Elender!"

„Aber ich liebe sie, Vater, und muß sie haben oder sterben." Und Vincenz sprang auf, und lief wie wahnsinnig am Ufer des brausenden Stromes.

Vinceneta, welche das Gespräch der Beiden gehört hatte, trat nun weinend zum Vater: „Höret mich, Vater," sprach sie, „ehe Ihr Vincenz

so alle Hoffnung nehmet, höret meine Erzählung. In dem Hofe, wo ich diente, war ein Knecht, vernünftig, arbeitsam und geschickt in allen Dingen. Er liebte aber die Tochter des Meisters. Eines Tages, als wir zu Mittag gingen, rief mit zornigem Blick der Meister jenen Knecht: „„Verräther, hier ist Dein Lohn, nimm ihn und geh'.““ Der Knecht ging, wir wußten nicht warum. Drei Wochen lang sahen wir ihn durch das Brachfeld irren, blaß und verstört; durch die Nacht hörten wir sein Heulen und Klagen. Aber eines Morgens brannte der Fruchtschuppen an allen vier Ecken und aus dem Brunnen zogen sie einen Leichnam."

Hier erhob sich Meister Ambrosius. „Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen", sagte er unwillig brummend. Er trat in die Hütte, legte seine Sonntagskleider an und ging in die Crau hinaus.

Es war am St. Johannis-Abend. Die Felder standen goldflammend mit ihrem wogenden Ährenmeer. Braun und staubbedeckt stiegen von den Bergpfaden die Schaaren der Schnitter, die blinkende Sichel auf der Schulter. Ambrosius gesellte sich bald zu ihnen, und so gingen sie durch die gelben rauschenden Felder. Meister Ramon machte eben seinen Rundgang, um zu sehen, was schnittreif sei und was noch warten dürfe. „Meister", so rauschten ihm die Ähren zu, „sieh', wie der Wind uns biegt und entkörnet;" andere fügten hinzu: „Sieh', die Ameisen steigen zu uns hinauf und rauben die halbgoldenen Körner; kommen die Sicheln nicht bald?" Als Meister Ramon die Augen gegen die Bäume wandte, erblickte er den kommenden Schnitterhaufen und die freudig blinkenden Sicheln. Er eilte ihnen entgegen, hieß sie willkommen und war bald mit ihnen des Preises einig. Als Ramon den alten Ambrosius im Sonntagsstaat unter den Arbeitern sah, redete er ihn freundlich an und schlug mit ihm den Weg zum Zirgelhofe ein. „Eile Dich, Mireille, bereite das Abendbrod und zapfe frischen Wein!" rief er der Tochter schon von ferne zu. Die Männer nahmen an dem Steintisch unter den Bäumen Platz; bald war das Mahl bereitet, und Alle waren lustig und guter Dinge, als der frische, kühle Crauwein floß — man nannte das das Schnittermahl, oder „die Sichel wetzen".

Nach dem Dankgebet zogen die Schnitter nach dem alten Gebrauche hinaus auf die Haide, um Kraut und Holz zum Johannisfeuer zu schneiden. Am Tische blieben nur Meister Ramon und Ambrosius. Der Korbflechter nahm das Wort und sprach: „Meister Ramon, ich bin gekommen, mich Rathes zu erholen. Mir ist eine Widerwärtigkeit zuge-

stoßen, die mich vor der Zeit dorthin bringen wird, wo die Thränen wohnen, denn ich sehe nicht wie und nicht wann ich den unglücklichen Knoten lösen könne. Ich habe einen Sohn; er war brav wie Keiner, und vernünftig dazu, ich kann nicht anders sagen. Aber jeder Stein hat seine Wasserader, und die stillsten Wasser sind die tiefsten. Wißt Ihr, was er thut, dieser Träumer? Er hat sich ein Mädchen in den Kopf gesetzt, ein Kind reicher Eltern. Er will, ja er will sie haben, der Unselige! Und so unsäglich ist seine Verzweiflung, so groß seine Liebe, daß sie mir Furcht machen. Umsonst habe ich ihm seine Thorheit gezeigt. Geht zu den Eltern des Mädchens, hat er mir gesagt, geht und sagt ihnen, daß ich sie um jeden Preis will und haben muß, daß man mehr um des Menschen Tugend sorgen müsse, als um seine Armuth. — Jetzt, Meister Ramon, da Ihr seht, was es ist, sagt mir, soll ich mit meinen Lumpenkleidern um die Tochter werben gehen, oder meinen Sohn sterben lassen?"

„Bah," sagte Meister Ramon, „um diesen Wind kehr' kein Segel. Weder er noch sie werden davon sterben. Ich sag's Euch, Ambrosius, fürchtet nichts. An Eurer Stelle, Freund, würde ich nicht so viel vergebene Schritte thun. „Beginne, Kleiner, so würde ich zu meinem Jungen sagen, dich still, ruhig zu verhalten, sonst...! Ein Vater bleibt immer Vater, sein Wille muß immer geschehen. Heerde, die den Hirten führt, wird vom Wolf gefressen. Daß zu unserer Zeit ein Sohn seinem Vater widersprochen hätte, potz Blitz, ich glaub', der Alte hätte ihn erschlagen. Aber damals hatten wir auch Familien, die gediehen wie die Platanen!"

Bleich, fieberzitternd stand Mireille hinter ihrem Vater und sprach jetzt: „So willst Du mich tödten, Vater! Ich bin's, die Vincenz liebt, und vor Gott und unserer lieben Frau, keiner wird mein Herz haben als nur er."

Ein Schweigen des Todes herrschte für einen Augenblick. — Jeanne Marie, welche auch herzu gekommen und sich zu den Männern gesetzt hatte, erhob sich zuerst vom Stuhle: „Kind, Dein Wort ist eine Schmach und ein Dorn für unser Herz. Alari hast Du verschmäht, Veranet hast Du beleidigt, Ourrias verhöhnt, und nun genügt Dir dieser Hasenfuß, dieser Nichtsnutz! Geh' denn von Thür' zu Thür' mit ihm betteln, geh', Zigeunerin! Auf drei Steinen am Landweg koch' deine Suppe!"

Ramon ließ sie ausreden, aber sein Auge sprühte; „endlich zog er

die Schleußen seines Zornes auf" und in wildem Strome ergoß sich die Rede: „Recht hat Deine Mutter, ja geh'! aber nein, Du bleibst, und müßte ich Dich mit Ketten halten, einen Ring durch die Nase ziehen wie einem Maulochsen, sollte ich urplötzlich das Feuer vom Himmel fallen sehen. — So wahr als dieser Herdstein die Kohle trägt, so wahr dies eine Lampe ist! — Mireille, Mireille, hörst Du? Du wirst ihn nicht wiedersehen!" Und er schlug mit seiner nervigten Faust auf den Steintisch, daß es einen dumpfen Glockenton gab. Mireille zerfloß in Thränen.

„Wer versichert mich, Verdammung," rief Ramon stotternd vor Zorn, „daß Ihr, Meister Ambros, mit Eurem Lumpenbengel nicht diese schreckliche Entführung geplant habt?"

Da gab dem Korbflechter die Entrüstung mit einem Male wieder die alte Kraft zurück. „Gottes Fluch! Wenn unser Elend tief ist, so sollt Ihr aber heute wissen, daß wir das Herz hoch tragen. Daß ich wüßte, ist Armuth noch keine Schande! Ich habe vierzig Jahre gedient, gedient in der Armee der donnernden Kanonen, ich habe das Reich von Melinda gesehen, ich war in Indien mit Suffren, ich habe Tage gehabt, die bitterer waren als das Meer. Soldat in den großen Kriegen, hab' ich die ganze Welt durchzogen mit dem großen Feldherrn, der im Mittag aufstand, der mit dem Lärmen seiner Trommel die Welt erschüttert! Und nie, nicht zur See und zu Lande haben die Reichen mein Theil gethan. Ich aber, Kind der Armuth, das zu Haus keinen Fuß breit Landes hatte, habe für mein Vaterland vierzig Jahre mein Fleisch gequält. Aber darum kümmert sich Keiner . . .!"

„Was, suchst Du den St. Pilon gegen Mont-Vergue?" unterbrach Ramon den alten Soldaten. „Auch ich habe den Donner der Bomben gehört, habe die Brücke von Arcole fallen und die Sandwüsten Ägyptens vom Blut versumpfen sehen. Aber zurück aus den Kriegen habe ich mich daran gegeben, wie ein Mann, die Erde zu wenden, zu hacken und zu graben; man sagt, die Erde ist großmüthig, aber wie ein Nußbaum gibt sie nichts, wenn du nicht fleißig darauf losschlägst. Und wollte man Schuh um Schuh die Erdschollen zählen, die meine Arbeit erworben, so müßte man die Schweißtropfen meiner Stirne kennen. Heilige Anna von Apt, man muß schweigen! ich sollte mich so abgerackert haben, um dann meine Tochter einem Bettler zu geben? Behalte Du Deinen Hund, ich behalte mein Reh!"

So endete Meister Ramon seine allzuharte Rede. Der andere

Greis erhob sich vom Tische, nahm Stab und Mantel, und sagte nur noch zwei Worte:

„Lebt wohl, möget Ihr niemals bereuen, so gesprochen zu haben! Gott und seine Engel mögen die Barke und die Orangen führen."

Und so ging er von dannen im Abendschein. Von den Hügeln aber brannten fern und nah zu Hunderten die Johannisfeuer. Tamburin und Flöte begleiteten die frohen Schnittertänze, und die Funken sprühten und regneten, als fielen Sterne vom blauen Juni-Himmel herab.

Es ist wohl überflüssig, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Gesang zu den ergreifendsten Gedichten voll dramatischen Interesses und trefflichster Charakterzeichnung gehört. Die gegebene Analyse reicht vollständig hin, dieses Urtheil zu begründen. Leider mußten wir viele herrliche Nebenscenen, so die Schilderung der kommenden Schnitter, der Johannisfeuer u. s. w., ganz übergehen; ebenso durften wir nicht bei den agricultorischen Kenntnissen des Hofbauers verweilen, wie dieser sie in seinen Gesprächen auf wahrhaft poetische Weise entwickelt. Die dahin gehörigen Stellen lassen sich kühn mit dem Schönsten aus Vergil's Georgica vergleichen und haben zudem hier den Vortheil, als idyllische Ruhepunkte für die gewaltige Gemüthserregung der Hauptscene zu dienen.

Der achte Gesang: Die Crau, hat ebenfalls seine eigenthümliche Schönheit. Die etwas einförmige Handlung wird auf eine glückliche Weise mit den herrlichsten, im Stile Stifter's gehaltenen Landschaftsschilderungen umkleidet.

Vergebens hatte Mireille den Schlaf gesucht. „O Mutter Gottes," betet sie, „rathe mir, was zu thun ist." Und an ihrer Seele zogen Bilder der Vergangenheit vorüber. Plötzlich erinnert sie sich eines Rathes, den ihr Vincenz einmal gegeben. „Wenn das Unglück Dich heimsucht, schnell eile zu den Heiligen am Meere, bald wirst Du Trost finden." So sagte er ihr damals und heute hatte das Unglück sie betroffen. Mireille wollte dem Rathe folgen. Sie erhob sich, legte ihre Festkleider an, nahm ihre Schuhe in die Hand, und leise, leise geht sie die Treppe hinunter. Der schwere Riegel der Hausthüre öffnete sich behutsam, und fort ging's wie der Wind in die schaurig dunkle, große Nacht. In der Eile hatte sie vergessen, den breiträndrigen Strohhut zu nehmen, und der Nachtthau netzte ihre Haare. Aber nicht der Nachtthau sollte ihr Vergessen strafen, sondern die Sonne des kommenden Tages. Als das Mägdlein an das Ende des bebauten Landes zu den

Schafhürden kam, waren die Hirten ihres Vaters schon aufgestanden, die Heerden zu besorgen. Große weiße Hunde lagen schlummernd um die Einfriedigung in dem Thymian der Haide. Plötzlich stand Mireille wie eine Geistererscheinung vor den Hirten, die Hunde erwachten bei ihrem Nahen. Alles wollte zu ihr eilen. Mireille aber that, als habe sie Hast, und rief schon von Weitem: „Will Keiner von Euch mit mir zu den hl. Marien gehen?“ Aber ohne die Antwort abzuwarten, floh sie vorüber, ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren.

Oftmals schreckte ihr Schritt oder das Streifen ihres Kleides einen Kibitz aus dem Schlummer, oder eine Wachtel flog erschrocken und schlaftrunken aus dem niedrigen Gesträuch empor. Am Berge aber ward es allgemach heller, und im gelben Schimmer des Morgens tauchte vor den Augen der Pilgerin die unbebaute, wilde Crau mit ihren weiten, einsamen Steinfeldern und ihrer grauen Haidewüste in ihrer ganzen unabsehbaren Unermeßlichkeit auf. Kein Bauer, kein Haus, keine lebende Seele! Die Haide-Cicaden allein sangen ihr ewig einförmiges Lied. Der Tag aber stieg immer höher, die Junisonne goß ihren goldenen Strom der Flammenglut ihres Lichtes auf die schimmernden Steine der Ebene. Mireille eilte dahin wie eine Schwalbe über dem Wasser. Die wachsende Doppelgluth des Himmels und der rückstrahlenden Steine versengt sie, und von Durst verzehrt sinkt sie endlich auf die Kniee und ruft den hl. Gent, den Eremiten von Bausset, um Hülfe an. Kaum ist ihr Gebet vollendet, sieht sie's in der Ferne zwischen den Felsen blitzen, wie klares Quellwasser. Ermuthigt verdoppelt sie ihre Schritte und findet wirklich einen Brunnen, den die Hirten für die Herbstzeit gegraben, wenn sie die Herden von den Bergen treiben. An dem Brunnen saß schon Andreloun, der Schneckensammler, ein echtes, rechtes Haidekind von 12 Jahren. Nach kurzer Rast begleitet er Mireille und erzählt ihr unterwegs seine Kindergeschichten von Arles, der Stadt, die Legende von dem Grand-Clar (einem Teiche in der Crau) u. s. w. Gegen Sonnenuntergang kommen sie Beide in der Wohnung der Eltern Andrelouns am Rhoneufer an. Mireille muß den Bitten dieser braven Leute nachgeben und die Nacht in ihrem Hause zubringen, um des folgenden Tages über die Rhone zu setzen und ihren Weg zu vollenden.

Die Versammlung. „Die hohen Zirgelbäume weinten.“ Der alte Ramon und seine Gattin saßen im Hause und weinten. „O Wahnsinn, o Unglück! o schrecklicher, weh- und thränenreicher Fall der

Tugend! Unsere Mireille ist entführt, entführt von einem Zigeuner! Räuber, wohin hast Du sie geschleppt?" Da trat der Kellerknecht seiner Gewohnheit gemäß in die Stube: „Guten Morgen, Meister, ich komme, das Morgenbrod der Schnitter zu holen." — „Fort, zum Fluch!" schrie der Greis. „Doch nein, eile, was Du kannst, durch Feld und Wiese, Schnitter und Pflüger sollen Sichel und Furchen verlassen, die Hirten ihre Heerde. — Alle, sag's ihnen, Alle sollen zu mir kommen." Schnell und leicht wie ein Reh eilte der Kellner von dannen, schon weht ihm der Duft des frischgemähten Heues entgegen, schon sieht er die Schnitter und Binderinnen, die Knechte und Fuhrleute laden ihre Wagen; da schaut plötzlich der Meisterknecht auf und schreit den Übrigen mit lauter Stimme zu: „Schnitter, haltet ein, es ist etwas vorgefallen, ich sehe einen Mann im vollsten Laufe." Der Kellner kam schweißtriefend an und rief stoßweise: „Leute, höret, was der Meister sagt: Alle sollen zu mir kommen, die Schnitter und Pflüger sollen Sichel und Pflug verlassen u. s. w." — Von den Schnittern, die auf sein Wort Alles verlassen, eilte der Kellner fort zu den Maulthiertreibern und wiederholte die Worte des Meisters; dann geht es wiederum weiter zu den Schäfern. — In der Stube saßen düster und traurig die beiden Alten. „Meister, Ihr habt uns gerufen, hier sind wir!"

Ramon erhob das Haupt. „Zur Ernte immer große Gewitter! O, ohne mich weiter erklären zu müssen; Leute, ich bitte Euch, es sage mir ein Jeder, was er weiß und was er heute Morgen gesehen hat."

Nun treten der Reihe nach einzelne Schnitter vor. Der Eine hat sich zum ersten Male seit 30 Jahren mit der Sense verwundet; ein Anderer hat beim Mähen ein Nest mit Jungen gefunden, die von bösen Ameisen zur Hälfte verzehrt waren. So hatte Jeder ein Unglück, eine „Vorbedeutung". Da trat Antelme der Schäfer vor und erzählte, wie die Hirten am frühen Morgen, fast noch in der Nacht einen Geist gesehen, und wie Alle schwören, es sei Mireille gewesen. Auch haben sie eine bekannte Stimme gehört, die zu ihnen gesagt: „Will Keiner mit zu den heiligen Marien gehen?"

„Leute, führet mich zu den Marien," rief jetzt außer sich die Mutter; sie eilte hinaus und redete wie wahnsinnig von ihrem Kinde. „Fuhrmann," sprach nun Ramon, „schnell spanne den Schwarzen an, denn es ist schon spät, und wir haben heute einen weiten Weg."

Die Mutter und der Meister bestiegen das leichte Fuhrwerk, die

Peitsche knallte, und fort gings über Feld und Wiese zur steinigten Crau. Die Schnitter schauten der Staubwolke eine Weile nach, dann gingen sie wieder an ihre Arbeit. Im Zirgelhofe aber mußte es stille sein [1].

Die Camargue. Leicht wie ein Fisch durchschnitt der Kahn die Fluthen. Andreloun führte Mireille über die Rhone. Der Morgen glühte über dem weiten, ruhigen Flußspiegel, ein frischer Seewind blähte die Segel. Glücklich stieß am anderen Ufer die Barke an, und Mireille sprang behende an's Land. „Geh' voran, so weit Du einen Weg findest," sagte Andreloun; „die Heiligen werden Dich schnurgerade in ihre Kapelle führen." „Danke schön," erwiederte Mireille, und eilte voran in die neue weite Ebene, gleich jener, die sie gestern durchlaufen. Das war die Camargue, die sich unabsehbar von Arles bis zu den Mündungen der reisemüden Rhone ausdehnt. Unter den Strahlengüssen der steigenden Sonne ging Mireille voran und suchte vergebens mit dem Auge ein Zeichen der Kapelle. Vor ihr, so weit sie auch eilte und schaute, lag immer und immer wieder die provenzalische Savannah, ohne Ende und ohne Grenze; hie und da steht eine schlanke Tamarinde, oder niederes Weidengestrüpp — sonst ist Alles eine einzige grüne Salzweide, auf welcher die schwarzen Stiere und die weißen Pferde sich frei umhertreiben. Tiefblau und funkelnd wölbt sich die weite Himmelsglocke über dem weiten Moorgrund. Immer heißer und glühender steigt die Sonne, und eine dämmernde Luftschichte legt sich drückend über die einsame Ebene. Mireille ist müde und durstig, noch immer will die Kapelle sich nicht zeigen, und der Mittag brütet über der Camargue. Es wäre so selig, sich niederzulassen im Schatten einer Tamarinde, und den müden, sonneverbrannten Kopf etwas zu kühlen ... denn sengender und immer sengender strömen ohne Erbarmen die glühenden Strahlengüsse hernieder. Aber was ist das? — Liegt nicht vor dem entzückten Auge Mireilles

[1] Ein sehr schöner Gesang im Tone Homers. Die Beschreibung der reichen Besitzungen Ramons, welche uns der Dichter auf eine so geschickte Art im Laufe des Kellners gibt, erinnert in ihrer Anlage und Ausführung an Göthe's „Hermann und Dorothea", wo die Mutter den Sohn suchend den Garten durcheilt. Die Versammlung der Schnitter, Pflüger und Hirten und ihre Reden sind freilich etwas eigenthümlich herbeigeführt, zumal dürfte mancher Kritiker die langen Erzählungen über die Vorkommnisse des Morgens in einem so stürmischen Augenblick ziemlich unwahrscheinlich finden, da Ramon sie sicherlich unterbrochen, sobald sie nichts von Mireille sagten — aber der Leser denkt nicht daran, so sehr erfaßt ihn das Gesagte in seinem Stimmungszusammenhang mit der Haupthandlung.

plötzlich wie gezaubert der Silberspiegel eines See's? Schimmernd im Mittagssonnenschein tauchen die Thürme der Marienkirche aus dem weißen Meernebel empor. „Bald bin ich da!" sagte Mireille. Müdigkeit, Hitze und Durst waren vergessen, wie ein Windzug eilte sie über das Gras hin. Aber je näher sie kam, je undeutlicher wurde das schöne Bild, noch einige Schritte, und der ganze Traum war verschwunden mit der Luft und dem Sonnenstrahl, die ihn gebildet. Das arme Kind war durch eine Luftspiegelung getäuscht worden. Entmuthigt ging sie zwischen den nun auftauchenden Dünen, den glitzernden Salzschichten und dem hohen Sumpfrohr voran. Endlich, endlich, dieses Mal ist es keine Täuschung, sieht sie klar das goldene Kreuz auf den Thürmen blinken, sie grüßt es mit einem leisen Schrei — und sinkt zusammen. Ein Sonnenstich hatte sie getroffen. — O Crau, deine schönste Blume ist gefallen; klage um sie, du Jugend der Provence! Regungslos lag sie da im Sande. Die Sumpfmücken umschwirrten sie, setzten sich auf Antlitz und Hände, bis die Besinnungslose, durch diesen Schmerz geweckt, die Augen aufschlug.

Klagend und machtlos erhob sie sich endlich, und von Strauch zu Strauch sich schleppend, kam sie zur Kirche. Auf der Schwelle sank sie wieder zusammen, aber ihr Geist war licht und sie betete also zu den heiligen Marien:

O heilige Marien,
Ihr könnet die Thränen
Zu Blüthen verklären.
Schnell leihet Gehör mir
Und meinem Schmerz!

O würdet Ihr sehen
Mein Leiden und Sorgen,
Die bangen Gedanken,
Ihr würdet mitleidig
Zur Seite mir stehen.

O heilige Marien,
Ich komme von ferne,
Den Frieden zu suchen,
Mich hielt nicht die Haide,
Die Crau und Camargue auf, u. s. w.

Gegen Ende ihres langen Gebetes, in dem sie den Heiligen ihre Liebe, den Widerstand der Eltern, ihre Reise und ihre Krankheit erzählt, glaubt sie die Heiligen wirklich zu erblicken. Es sprengte sich der

Kuppel Bogen, es öffnete sich darüber der Himmel, und auf einem klaren Sternenpfade stiegen drei Frauen von himmlischer Schönheit hernieder. Weiß schimmernd nahte die Erste, an ihrer Brust trug sie das Alabastergefäß (Maria Magdalena); die Andere ließ ihre blonden Locken im Seewind spielen und nahte mit gesenktem Blicke, eine Palme in der Hand (Maria Jacobi); die Dritte verbarg zur Hälfte mit ihrem weißen Mantel ihr jugendliches Antlitz, aber ihr Auge leuchtete heller als ein Diamant (Maria Salome). Als sie bei der Kranken angelangt, sprachen sie mit milder Stimme: „Wir sind die heiligen Marien, die Patroninnen der Provence. Kind, Dein Glaube ist groß, aber unverständig Dein Gebet. Du willst trinken an dem Quell ewiger Liebe auf Erden, wo kein Glück rein und keine Liebe ewig ist! Wo hast Du je auf Erden das Glück gesehen? Nur im Leiden wohnt die Erdenliebe, und durch den Fels der Noth und des Jammers hindurch muß der Mensch seinen Weg bahnen, um zu der Quelle ewiger Freude zu bringen. Das große Wort, das der arme Mensch vergißt, heißt: Tod ist Leben, und selig die Sanftmüthigen, die Weinenden, und die einfältigen Sinnes sind. O sähest Du aus unseren lichten Höhen eure Welt und eure Liebe für den Stoff und das Greifbare, und eure Furcht vor dem Grabe! Bevor das Korn gold'ne Ähren treibt, muß es zergehen im Erdenschooße. Auch wir, die Freundinnen Christi, mußten leiden, ehe wir eingingen zur Herrlichkeit."

Der elfte Gesang: „Die Marien," erzählt nun das Leben und Leiden der hl. Marien in der Provence und bildet so nur eine Episode, die wir übergehen dürfen. Wir möchten hier nur eben hinweisen auf die Schürzung des Knotens im achten Gesang und auf dessen Lösung in diesem zehnten. Das Vergessen des Strohhutes und der daraus sich herleitende Sonnenstich sind doch wohl wenig geeignet, um auf sie die schreckliche Peripetie zu gründen. Wir haben hier wohl den Hauptfehler der ganzen Composition vor uns, und hätte es der Dichter nicht verstanden, ihn mit zaubervollen Schönheiten zu umkleiden, so wäre seine ganze Geschichte komisch geworden und Platen hätte vielleicht einen „verhängnißvollen Strohhut" schreiben können. Indessen kritisiren wir nicht zu viel; eilen wir lieber zum Schluß.

Der Tod. Nachdem, wie eben bemerkt, im elften Gesang die Heiligen zum Troste Mireille's ihre Verfolgung in Judäa, ihre Meerfahrt, ihr Leben und ihren Tod in der Provence erzählt haben, verschwinden sie. Mireille kniet in seliger Entzückung da, ein Schimmer

überirdischen Lichtes leuchtet um ihre kranke Stirne. Plötzlich erscheinen an der Kirchthüre die Eltern des Mägdleins; sie treten ein und gewahren mit Schrecken und Jubel zugleich ihr armes Kind. Sie nahen; Mireille öffnet erschrocken ihr Auge und starrt die Fremden an. „Was sucht ihr?“ rief sie verwirrt und sank zusammen. Die Mutter fing sie in ihren Armen auf. „Mireille, Mireille, ich bin's, Dein Vater; kennst Du mich nicht?“ sprach Ramon mit gebrochener Stimme. Die Nachricht von der Ankunft Mireille's und ihrer Krankheit hatte sich bald im Städtchen verbreitet; das Volk eilte in Masse herbei in die Kirche, um zu sehen und zu beten. „Bringt sie hinauf zu den hl. Reliquien!“ schrieen verschiedene Stimmen; „bei den hl. Schreinen wird sie Heilung finden.“ Einige Frauen fassen die Kranke unter den Armen und tragen sie in die obere Gallerie, zu den Kapellen der hl. Schreine. Ein Priester öffnet ihr die Thüren, das Volk erhebt seine Stimme und ruft im Vertrauen, daß sich auch dießmal die Reliquien so kraftvoll erzeigen, wie gewöhnlich, die Heiligen um ihre Hülfe an. Mireille berührt die Schreine — aber die Heiligen hatten ihr eine andere Hülfe versprochen. Sie sank von Neuem ohne Bewegung zusammen, und man trug sie auf die luftige Estrade, im Angesichte des weiten Meeres und der grünen, unabsehbaren Wüste der Camargue. Die armen Eltern knieten neben dem Kinde und vergingen in Klagen und Thränen. Über die Wiese lief es daher in stürmischer Eile; ein Mann war es, und gerade zu auf die Kapelle kam er. Es war Vincenz. Sein Vater hatte ihm vom Zirgelhofe Meister Ramon's Antwort gebracht. Da hatte sich der Knabe voll Verzweiflung aufgemacht; er wollte Mireille um Alles noch einmal sehen, und dann davonziehen, weit, weit, vielleicht für immer. Als er an den Zirgelhof kam, fand er die Verzweiflung und die dumpfe Trauer. In der Crau hörte er, daß Mireille zu den Heiligen gegangen sei. Und Rhone, Crau und Camargue lagen bald im Rücken des verzweifelt Dahinstürmenden. „Wo ist sie?“ schrie er in die Kirche hinein. Die Gläubigen machten ihm scheu Platz, er stieg hinauf neben die sterbende Mireille. Diese schlägt die Augen auf, erkennt ihn und sagt: „Vincenz, ich habe Deinen Rath befolgt; die Heiligen haben mich getröstet. Sie kommen, sie nahen schon, seht Ihr das goldene Schifflein nicht, das ohne Segel über dem Meer kommt?“ „Das ist die Abendsonne, Kind, das ist kein Schifflein.“ „Nein, nein, sie sind's.“ — Der Priester aber trat wiederum herzu, brachte der Sterbenden die Lossprechung und ihren Heiland. Dann salbte er sie nach dem hl. Brauche

der Kirche, und rief die Heiligen und Engel des Himmels an, die scheidende Seele zu empfangen, und Barmherzigkeit im Gerichte zu erflehen. Mireille nahm von Vater und Mutter und Vincenz Abschied. Nein, ich sterbe nicht; mit leichtem Fuß steige ich in den Nachen der Heiligen! Adieu! Schon sind wir im weiten Meer; das Meer ist der blaue, bittere Vorsaal des blauen himmlischen Paradieses! O, sind das Orgeltöne, die in meinen Ohren so süß nachhallen? ... Und die Sterbende seufzte, neigte ihre Stirn und schlummerte ein. „Sie ist todt," sagten die Umstehenden leise, und machten der Reihe nach ein Kreuzzeichen über den Leichnam, der wie lebend balag. Versteinert und gefühllos im Übermaß des Schmerzes knieten die Eltern stumm daneben und sahen zu, was geschah. Vincenz aber sprang auf: „Todt?" schrie er; „sie wäre todt?! Sagt mir Leute, die ihr schon Todte gesehen habt, ist der Tod so schön?" — Und außer sich warf der arme Korbflechter sich über den Leichnam. — Drunten in der Kirche aber klang feierlich das alte Lied an die heiligen Schutzpatroninnen:

„O Schützerinnen, milde Frauen
Der meerumrauschten bittern Auen,
Euch rief um reichen Fang umsonst der Fischer nie;
O weiße Blüthen uns'rer Haiden,
Laßt heut' von Eurem Haus nicht scheiden
Die sünd'ge Schaar in ihren Leiden,
Fehlt Friede ihrer Brust, mit Frieden füllet sie!"

Mit diesem Gebet um Frieden für Alle endigt das herrliche Gedicht.

Werfen wir nach dieser gedrängten Übersicht des Inhaltes einen Rückblick auf die literarische Bedeutung des Gedichtes, so können wir nicht umhin, zu gestehen, daß es trotz einiger Schwächen im Großen und Ganzen den Ruhm verdient, den man ihm so reichlich gespendet. Mistral versteht es, wie nur wenige moderne Dichter, trotz der Langathmigkeit seiner Gesänge und der künstlichen Bauart seiner Strophen, das Interesse des Lesers zu fesseln. Man wird sagen — und für die große Masse der Leser mag es wohl der Fall sein — daß dieses lebhafte, immer rege Interesse sich bloß um die Hauptpersonen und ihre Liebe drehe, daß daher der Dichter uns viel besser eine an Zwischenfälle reichere und innerlich wahrscheinlichere

Fabel hätte bieten und sein Gedicht eine Novelle in Versen hätte nennen können. Allein Mistral wollte mehr und hat auch mehr erreicht. Wie in dem bekannten Gedichte Grün's zeigte er uns durch den goldenen Ring Mireille's seine liebe, schöne, sangesreiche Provence. Er reihte an dem Faden der einfachen Geschichte zweier Haidekinder die schönsten Perlen der Poesie, welche ihm die Sitten, die Geschichte und die Naturschönheiten der Provence boten. Sein Gedicht ist in der That ein nationales Gedicht im besten Sinne des Wortes. In ihm findet der Provenzale seine theuersten Erinnerungen, seine schönsten Heimathstätten, sein ganzes Leben und Treiben wieder. Trotz der Bedeutungslosigkeit der eigentlichen poetischen Fabel verlangt somit das Gedicht Mistral's eine höhere Stellung als eine einfache Novelle, und wäre es selbst eine „culturhistorische" — es reicht sogar, was den volksgeschichtlichen, also eigentlich epischen Charakter angeht, weit über „Hermann und Dorothea" hinaus, wenngleich auch diesem Stücke die gewaltige Katastrophe der französischen Revolution zum Hintergrunde dient.

Aus dem Bestreben des Dichters, aus seinem Werke mehr als einen Roman zu machen, lassen sich dann auch am leichtesten die gerügten Fehler erklären und entschuldigen. Um es kurz zu sagen, er wählte eine zu verschwindend kleine Statue für sein monumentales Piedestal, oder zu schwache Dämme für das große Meer der volksgeschichtlichen Dichtung. So mußte das Bildniß vor dem Postament zurücktreten, und die Fluth ihre Dämme durchbrechen, und sich maßlos in die Ebene ergießen. Um z. B. die literarhistorischen Erinnerungen an die Minnehöfe, ihr Wesen und ihre Geschichte wiederzugeben, sah sich der Dichter genöthigt, im dritten Gesang Bauernmädchen die Rolle der ehemaligen Königstöchter und Prinzessinnen spielen zu lassen. Die eigenthümliche Gestaltung des Aberglaubens, die verschiedenen Zaubersagen und ortsthümliche Färbung des Hexenwesens wollte er uns in dem Gesange die „Zauberin" wiedergeben, ohne zu beachten, daß die gebotene Scene in der modernen Umfassung denselben Eindruck macht, wie einige alte Illustrationen zu Homer, in denen Troja mit Kanonen beschossen wird. Zum Schlusse mußte im Geiste des Dichters auch der kirchliche Legendenkreis seine Stelle haben, und so brachte er die Erscheinung der heiligen Marien nach unserem Urtheil auf eine höchst unglückliche Weise an.

Von der inneren Schwäche des Knotens und seiner Auflösung wurde bereits gesprochen. Ein anderer hierhin gehörender Fehler ist

der ungenügende Abschluß. Wenn auch Mireille die Hauptperson des Stückes ist und mit ihrem Tode die Hauptsache abgethan sein muß, so erwartet der Leser doch auch einige Aufklärung über das Loos von Vincenz. Seine Klage und Bitte, man möge ihn mit Mireille in einem Grabe bestatten, genügt dem Leser nicht. Die Wahrheit ist, daß sich der Dichter in einer höchst schwierigen Lage befand. Ein glaubensloser Poet hätte Dolch und Gift zur Hand gehabt; ein weniger grausamer Dichter hätte uns erzählt, wie Vincenz schmachtend und bleich noch einige Monate durch die Haide geschlichen, und wie man ihn eines Tages nicht mehr gesehen habe. Mistral aber war für das erstere Auskunftsmittel zu christlich, für das zweite zu realistisch; er hätte uns seinem Charakter gemäß sagen müssen, was Meister Ramon zu Ambrosius sagte: „Seid ruhig, er wird nicht daran sterben!" Das aber mochte der Dichter nicht so ganz prosaisch platt aussprechen; wir glauben es jedoch in dem letzten Verse deutlich genug zu lesen:

„Fehlt der Brust der Friede, mit Frieden füllet sie."

Es erübrigt noch die Frage nach der Tendenz des Stückes. Hat Mistral die Eltern Mireille's verurtheilen wollen, weil „sie mehr auf den Reichthum, als auf die Tugend schauten"? Es könnte auf den ersten Blick so scheinen, und somit dürfte die Erzählung manches junge Hirn in seinen romantischen Aspirationen etwas verrücken. Schaut man jedoch genauer zu, so wird es klar, daß der Dichter alle Schuld auf den Ungehorsam und die thörichte Leidenschaft wirft, die Mireille und Vincenz und ihre Familien in's Elend gestürzt. Mistral läßt dieses in der Werberscene deutlich durchfühlen, indem er des Lesers Sympathien ganz und gar für Veranet zu gewinnen weiß. Die Antwort Mireille's auf die Vorstellungen dieses Jünglinges beleidigt fast und man wünscht diesem blinden Übermuth eine derbe Strafe.

In der letzten Zeit ist das erzählende Gedicht für die Pariser Oper in ein dramatisches Libretto gezwängt worden, zu dem Gounod die Musik geschrieben. Ob es in dieser Bearbeitung in seinem eigentlichen volksthümlichen Charakter gewonnen oder verloren, kann sich Jeder leicht denken.

Durch den Erfolg der Mireille ermuthigt, veröffentlichte Mistral ein zweites, minder volksthümliches Epos: „Calendau" (Avignon 1867). Er erzählt in diesem Gedichte die Erlebnisse eines Fischers, welcher einem Räuberhauptmanne eine geraubte Prinzessin abgewinnt. Die Prinzessin

ist die Provence; das ganze Gedicht erzählt in allegorischer Weise die Geschichte dieses Landes. Trotz der poetischen Anlage hat die Kunst in diesem Werke keinen besonderen Fortschritt gemacht.

Augenblicklich beschäftigt sich der Dichter mit wissenschaftlichen Arbeiten über die provenzalische Sprache, und ein reichhaltiges, die alte und die neue Literatur umfassendes Wörterbuch der langue d'oc liegt druckfertig vor.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Ein Ausflug in das Land der Seen.

Iona und Staffa.

Die Fahrt zu diesen beiden weltberühmten Inseln ist von der bereits früher erwähnten Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu Nutz und Frommen der Touristen in Gang gebracht. Täglich schickt sie dahin eines ihrer schwimmenden Hotels. Denn diesen Namen verdienen ihre prächtigen, bequemen Dampfer. Man ist auf denselben gleich für den ganzen Tag versorgt; um acht Uhr Morgens fährt man ab; dreimal wird man officiell zu Tisch geläutet — was übrigens extra zu bezahlen ist; der Fahrpreis allein beträgt eine Guinee — an den beiden Inseln wird man ausgeladen und von Fremdenführern pflichtschuldigst umhergewiesen, dann um die größere Insel Mull herumgeführt und endlich rechtzeitig zum Thee nach Hause gebracht. Das ist das Mechanische der Fahrt — prosaisch, herzlich prosaisch, aber fügen wir auch gleich bei — sehr praktisch, sehr zweckgemäß und die Grundlage eines hochpoetischen Vergnügens, das man ohne diese Vorrichtungen nicht ganz oder nur sehr mangelhaft genießen könnte. Ohne sie könnte man so viel an einem Tage nicht bemeistern, die hauptsächlichen Theile nicht ordentlich verkosten, die nöthige Auskunft kaum erhalten und man würde durch lästige Sorgen und mancherlei Schererei um einen guten Theil des Genusses gebracht. Vor Allem aber würde die Fahrt zerstückt und verlöre dadurch ihr eigenthümliches Gepräge. Dieses liegt darin, daß man an diesem Tage nichts eingehend zu Gesichte bekömmt, als nur die beiden Inseln, eingeleitet durch einige vorbereitende Meeresscenen, nach-

klingend in einigen durchaus entsprechenden Bildern, friedlich abgeschlossen durch die anmuthige Bucht, aus der das völlig einheitliche Gemälde herauswächst und zu der es ohne Störung harmonisch zurückkehrt. So viel Abwechslung wie auf dem Weg Glasgow-Oban ist hier nicht, aber mehr Einheit und Großartigkeit: dort der Eindruck eines Romans, hier derjenige eines antiken Dramas, eines einfachen, großen, erhabenen Schauspiels. An Wechsel fehlt es allerdings auch hier nicht. Abends schwebte eine ganze Fülle anziehender Meeresscenen vor Aug' und Seele. Aber sie zerstreuten nicht, verwirrten nicht. Wie von Künstlerhand geordnet, gruppirten sie sich um Jona und Staffa und gaben einem kühnen, herrlichen Traum das angenehme, nachhaltige Bewußtsein voller Wirklichkeit. Traum — ja, die Phantasie getraut sich kaum, sich so Großes und Majestätisches zu erträumen. Aber diese Bilder sind zugleich volle und gehaltvolle Wirklichkeit: Staffa eines der herrlichsten Naturschauspiele der Welt, Jona ein Boden der merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen; jenes ein Stück Geschichte des Erdballs, dieses ein Stück Geschichte des Reiches Gottes auf Erden; jenes ein Brennpunkt von Schönheiten der Natur, dieses ein Brennpunkt von Herrlichkeiten der Gnade. Beide liegen ganz nahe, so daß ein Blick sie umspannt, beide sind durch einen ernsten Kranz imposanter Naturbilder und einen großen geschichtlichen Horizont bedeutsam hervorgehoben. Daß ich dabei noch obenein eine Wallfahrt mache, versteht sich von selbst. Es geht ja zum Grabe eines Heiligen, zu dem ältesten Heiligthum der Kirche in Schottland, zu dem Stammsitz jener gewaltigen Mönche, von denen mein eigenes Heimathland vor mehr denn tausend Jahren den heiligen, katholischen Glauben überkommen hat. Sie sehen, das ist so eine Fahrt, wie in die Thebais oder nach Subiako. Ich wollte, ich könnte Ihnen meine ganze Freude zu Papier bringen und in Ihre Seele überleiten.

Ist Muschelhut und Pilgerstab auch lange schon veraltet,
Nicht ist es fromme Pilgerschaft, wo Lieb' und Freiheit waltet.
Drum sei gegrüßt, du weites Meer, gegrüßt ihr Insellande,
Gegrüßt ihr Trümmer, heilig, hehr, am fernen, öden Strande!

Es wandern Viel', Euch anzuschau'n, doch Keiner, dran zu beten —
Ich will mein Herz dort auferbau'n, will dankend euch betreten;
Und was in Trümmern ernst und leis die alten Zeiten wehen,
In Gotteslieb', in Gottespreis soll froh es auferstehen!

Den ruhig-ernsten Prolog zur Fahrt bildet die Bucht von Oban, weniger lieblich als jüngst am sonnigen Abend, aber immer schön und

malerisch. Ein grauer, wolkenschwerer Himmel lastet darüber und hüllt die Landschaft in die dunkeln Töne eines altnordischen Heldengedichts. Am Strand herrscht noch wenig Leben und grimmig schaut das Schloß Dunolly in die Scene hinein, ein Abriß der Geschichte, die man sich vergegenwärtigen muß, um die Fahrt zu genießen. Das Inselreich, das vor uns liegt, hat den Römern getrotzt. Pictische Herrscher regierten hier, während sich die ganze Welt vor den Fasces beugte. Nur ein langer Seekrieg hätte hier zu dauernder Eroberung führen können; allein dazu fehlte den Römern die Seemacht, und es blieb den Iren vorbehalten, theils durch gewaltsame, theils durch friedliche Einwanderung dem Christenthum die Pfade zu ebnen. So steigen denn die großen Geschlechter des Landes unvermischt mit romanischen Elementen bis zu den mythenhaften Dynastien der Picten und Iren hinauf. Um so wilder hat aber das Mittelalter in diesen Inseln gehaust. Dänen, Norweger, Picten, Scoten, Angelsachsen und Normannen haben sich der Reihe nach um ihren Besitz gestritten, die Felsennester am Gestade abwechselnd niedergerissen und wieder aufgebaut, vermehrt und befehdet, die ursprünglichen Besitzer mit wechselndem Glück niedergehalten und dann wieder zu Ehren gebracht, endlich den wilden Tummelplatz den Schaaren Cromwells und späterer englischer Heerführer überlassen. Diese haben mit den stolzen Burgen aufgeräumt, aber nicht mit den Familien, die da hausten. Neben den schönsten Ruinen findet man meist den modernen Sitz einer alten Familie, welche ihren Stammbaum zu den früheren pictischen und scotischen Herren des Landes hinaufführt. Das sieht sich gar schön an, die alte, wilde Herrlichkeit und die neue, zahme und bequeme Gemüthlichkeit neben einander. So langweilig gar manchmal die Geschichte in den Schulen tradirt wird, so herzerfreuend wird sie, wenn sie uns in wirklichen Überresten und faßbaren Figuren, groß, wie die Natur, auf der sie spielte, unendlich wahr und begreiflich vor Augen tritt.

Der Sund von Kerrera ist bedeutend unfreundlicher geworden — eine wilde Felsschlucht, in welcher das Meer langsam, melancholisch auf- und niederrollt. Stadt, Landhäuser, selbst einsame Gehöfte und Hütten verschwinden hier in der ursprünglichen Einsamkeit der Natur. Am südlichen Ende des Sundes taucht Schloß Gylen auf, wieder eine düstere Burgruine, der Schlüssel zum Sunde, der Wartthurm der Insel Kerrera. Der Überlieferung nach soll er dänischen Ursprungs sein; doch fehlen hierfür sichere Anhaltspunkte. König Alexander II. starb hier, von

einem jähen Fieber überrascht, als er eben in den Norden zog, um einige aufrührerische Inseln seinem Scepter zu sichern.

A thousand twa hundyre fourty and nyne
Yberis, fra the suet Virgyne
Delyvere was of hyr a Scone,
God and man; the dayis ware doone
Of Secownd Alysandyre, our Kyng,
That Scotland had in governyng.

So gibt der Reimchronist Wintoun die Jahreszahl an, indem er gar schön seine Liebe und Andacht zur Menschwerdung in die Umschreibung einflicht. Durch mehrere Jahrhunderte eine Feste der M'Dougalls von Lorn, ward das Schloß im Bürgerkrieg 1647 eingenommen und niedergebrannt, doch wie die meisten Burgen der Umgegend nicht zertrümmert, so daß die Mauern noch recht scharf und kantig auf den Schieferfelsen des wildzerklüfteten Ufers hervorstehen.

Nun geht's hinaus auf die See, die sich unruhig bäumt und mächtige Wogen, mit weißem Schaum gekräuselt, dahinwälzt. Wir kommen einen Augenblick aus den Inseln heraus, ohne sie jedoch aus dem Gesichte zu verlieren. Nordwestlich liegt Mull, südwestlich Colonsay, nördlich Lismore und Kerrera, östlich Seil, Luing, Scarba und ein Schwarm kleiner Inseln, hinter welchen das Festland sich dahinreckt, den steilen Ben Cruachan im düstern Grunde. Die Inseln heben sich schwärzlich, fast schwarz, von der dunkelgrauen Salzfluth ab. Die meisten sind nicht hoch, aber zackig; um so höher und gewaltiger tritt Mull hervor, dem wir zusteuern und das an Flächeninhalt ungefähr dem Kanton Schwyz gleichkommt (16 Q.-M.), ein anständiges Landstück, das der Sund von Mull von der Halbinsel Morven abgerissen hat. Es stehen da auch gewaltige Blöcke, die fast an die Mythen erinnern, und der Anblick wird schöner, je näher wir kommen. Das Meer ist für den Neuling eigentlich schon groß und herrlich genug; aber so ein düsterer Riesenpalast von Gneis, Basalt, Granit und anderem Urgestein, in wilden Massen himmelangethürmt und in phantastischen Zacken in die See hineinragend, macht es noch viel größer und herrlicher. Öde Buchten lagern sich in das Geäder der Berge hinein; Wasserfälle stürzen über schroffe Abgründe dem Meere zu, andere verschwinden plötzlich in unheimlichen Schluchten, wieder andere ziehen von hoher Bergkuppe herab einen Silberfaden, der, von Buschwerk unterbrochen, in mehreren Absätzen in die weiße Brandung des Ufers hinabfällt; breite Wolken-

massen lagern träge auf den öden Kuppen und Klippen. Größer und phantastischer als die Berge der Insel ragen gewaltige Wolkengebirge über den Ocean, seine Inseln und die Hügellinien des Festlands herein — eine Kuppel von dunklem Granit über dem grollenden Meere. Es war das unbeschreiblich schön — ein großes, prächtiges Meerbild, naturgewaltig wie Ossians Lieder und die Überreste alt-irischer Poesie, deren Züge uns ja umgeben: die dunkle Fluth, der Wellenschlag an der Felswand, der unwirthliche Inselstrand, der schwache Eichenkiel auf stürmendem Meere, die schneeige Möve auf düsterem Wolkengrund, das unheimliche Raubnest am seeumgürteten Gestade. Der durchdringende Schrei der Möve hat in der Stille der Landschaft etwas recht Melancholisches, ihr unruhiges Flattern ist trüb und eintönig, ihr schneeiges Gefieder zeigt erst recht, wie düster die Scene ist. So geht's wohl eine Stunde am Roß (Hauptland) von Mull dahin — eine unerschöpfliche Augenweide.

Zur Abwechslung eine Sage, die sich an eine der Buchten dort drüben knüpft und in ihrer Wildheit vortrefflich zu dem Landschaftsbilde paßt. Maclean von Lochbuy hielt eine große Jagd, bei der nebst andern Frauen auch seine Gattin erschien mit ihrem jüngsten Kinde, einem Säugling, auf den Armen seiner Amme. Von den Hunden gehetzt, von steilen Felsen in die Enge getrieben, eilt der Hirsch einem Engpaß zu, dem einzigen Ausweg zur Flucht. Hier hatte der Häuptling einen seiner Mannen aufgestellt, um das Thier aufzuhalten. Aber in der Wucht des Sprunges reißt es den Jäger zu Boden und flieht gerettet über ihn davon. Maclean ist außer sich vor Wuth und Jähzorn. Er befiehlt, den Mann Angesichts des ganzen Clans zu geißeln, eine Strafe, die für schlimmer als der Tod galt. Trotzig hält der Entehrte seine Strafe aus; aber kaum losgebunden, stürzt er racheglühend, wie ein Habicht, auf das Kind seines Häuptlings los, reißt es aus den Armen der entsetzten Amme und eilt mit ihm in kühnen Sätzen auf ein fast unnahbares Felsenriff, das aus der tosenden Brandung emporstarrt. Alle stürzen ihm nach; aber keiner wagt es, ihm auf die Klippen zu folgen. Alle schreien um Hilfe und Erbarmen, keiner weiß gegen den Wahnwitz des Rachetobenden ein Mittel der Rettung. Alle Bedingungen der Unterhandlung werden verworfen. Nur eine wird angenommen. Der Clansman will schonen, wenn der Häuptling, der stolze Maclean, sich Angesichts des Clans derselben entehrenden Züchtigung unterwerfen will, die er soeben erduldete. Der Vater obsiegt über den stolzen

Herrscher; er geht die Bedingung ein und unterwirft sich der Züchtigung. Hohnlächelnd schaut der verletzte Unterthan den Triumph seiner Rache. Aber diese ist noch nicht gesättigt; hoch schwingt er jetzt das Kind in die Lüfte und verschwindet mit ihm auf immer in der schauerlichen Tiefe. Eine wilde, schreckliche Ballade — eine Sage natürlich; aber in diesem und ähnlichen Zügen spiegelt sich doch immerhin ein gut Theil von Wildheit und urwüchsiger Leidenschaft. Es war keine kleine Aufgabe für das Christenthum, diese unbändigen Naturkräfte zu zügeln und in Schranken zu bringen.

Wo unser stattliches Schiff so ziemlich klein und geringfügig auf den Wellen einhertanzt, erscheint das erste christliche Apostolat auf diesen Inseln erst recht als ein kühnes, gigantisches Unternehmen. Auf elendem Eichenkiel, durch Sturm und Nebel, zwischen diesen Felsen umherzufahren, mitten unter Klippen zu landen und das Kreuz im Druidenhain der unbändigen Stämme aufzupflanzen — das war just kein Unternehmen für verheirathete Theetrinker aus dem Basler Missionsverein. Illi robur et aes triplex circa pectus erat. Eine kühne gewaltige Schaar war es — diese Zwölf, die mit Columba von Irland herüberfuhren, als Deutschland noch zu großem Theil ein unwirthlicher Wald war und die Herrschaft der Ostgothen auf den Trümmern des heidnischen Roms zusammenbrach. Es erscheint ganz paradox, daß Christenthum und Ordensleben aus dieser Meereswüste heraus nach Südschottland, England, Gallien gedrungen sein soll, um sich an der lombardischen Ebene mit andern Zweigen desselben römischen Apostolats zu verschmelzen und dann vereint mit ihnen den Frühling christlicher Bildung über das nördliche Europa hereinzuführen. Und dennoch ist es so. Die Dokumente dieser merkwürdigen Eroberung sind noch erhalten, und dieselbe Kirche, die damals Benedikt in Subiako und Columba in Irland fast gleichzeitig erweckte, setzt heute noch in den Felsgebirgen Amerika's und auf den Inseln der Südsee die nämliche riesige Mission fort.

Wir nähern uns jetzt der Insel Mull und vor uns taucht eine untergesunkene Alpenwelt aus dem Schlunde des Meeres auf. Milchweißer Schaum, hoch emporwirbelnd, verkündet unnahbare, unsichtbare Riffe. Da ragen auch einzelne schon deutlich hervor, immer mehrere erscheinen, große, kleine, rechts, links, ganze Felsbänke, spitzige Thürme, massenhafte Verschanzungen und Basteien, überstürzende Mauern, kahle, von der Fluth zerpeitschte Trümmer, herrliche moosbekleidete Ruinen,

wie von Menschenkunst gebaut und von Menschenzorn zerrissen, Alles vom grollenden Meer umzischt, das wie Scylla und Charybdis ringsum tost und brandet. Wir sind den Klippen nahe genug, um die ganze Karte dieser unterseeischen Bergeswelt in ihrem wunderlichen Gewirr zu verfolgen. Mächtige Wogen legen den Maßstab daran — es ist ein Riesenspielzeug. Die Brandung rauscht ein Lied dazu, das wie ein Dies irae der Natur aus der Unterwelt heraufdröhnt. Da es historisch feststeht, daß die Leichen der altschottischen Könige vom Continent — ich meine eben Schottland — hier herüber auf die Insel Jona gebracht wurden, so verfiel ich von selbst darauf, mir diese Grabesfahrt vorzustellen. Welch ein St. Denys! Welch ein Trauerflor von Meer und Himmel! Und wenn man nun eben noch alle Herrlichkeiten dieses Inselreiches von der Königsburg Dunstaffnage aus betrachtet hat, von wo, Stunde um Stunde, hinein in's Land und hinaus auf's Meer, eine stolze Burg die andere grüßt, da rührt es nicht wenig, zu denken, wie all' diese Herrlichkeit plötzlich vor dem mächtigen Monarchen erlischt, wie er nun arm und einsam der Inselgruft zupilgert, the storehouse of his predecessors and guardian of their bones, wie Shakespeare sie nennt, deren meerumflutheten Rande gegenüber das dunkle Mull ein Riesengrabmal aufthürmt. Da pocht er nun an Columba's Zelle und fleht die frommen Mönche um ihre Fürbitte an.

Die Grabesfahrt nach Hy.

Da ziehen sie in Schaaren —
Rasch eilt die Zeit vorbei —
Die einstens Könige waren,
Zum Königsgrab von Hy.

Entrissen ist dem Wand'rer
Kron', Schlachtschwert, Schild und Stab;
Den Thron besitzt ein And'rer:
Sein harret nur das Grab.

Arm zieht er durch die Wellen,
Der Herr der Inselwelt,
Hin zu des Hauses Schwellen,
Das ewig ihn behält.

Ein Schiff ist sein Geschwader,
Ein Inselchen sein Reich,
Sein Schloß die Felsenader,
Der Herr den Knechten gleich.

„Auf! machet auf dem König! —
Ihn schmückt kein Siegeslaub —
O Brüder! Er heischt wenig —
Nur Raum für seinen Staub.

„Auf! Nehmt in Eure Mitte
Des armen Pilgers Schrein,
Schließt ihn in Eure Bitte,
In Eure Opfer ein.

„Denn dunkler als die Klippen
Hier aus dem dunklen Sund
Gähnt durch des Grabes Rippen
Ein unnahbarer Schlund —

„Da peitschet Fluth die Herzen
Und Felsen lasten drauf,
Und eine Welt von Schmerzen
Prallt d'ran im Sturmeslauf.

„Und keine Sonn' durchleuchtet
Den nachtumhüllten Sund,
Kein Wassertropfen feuchtet
Den freudedurst'gen Mund.

„Kein Lob von Volk und Dichter
Dringt ein in diese Welt.
Allein mit seinem Richter
Der König Rechnung hält.

„Denkt, Brüder, seiner Seele,
Daß Gott ihr gnädig sei,
Den Engeln sie befehle
Im Königsgrab von Hy.

„Denn fromme Bitten dringen
Ein in des Todes Schooß,
Erlösen, trösten, ringen
Dort den Verbannten los.

„Sie schmücken mit Juwelen
Des Pilgers Gastgewand,
Sie führen mild die Seelen
Hinauf in's Heimathland.

„Kurz ist die Rast am Throne,
Lang ist die Ruh in Hy;
Fleht, daß Gott seiner schone
Und auch uns gnädig sei!"

Wir sind am Ziele der Grabesfahrt. Denn das ist sie heute noch. Wie nämlich den ersten Ansiedler, den hl. Columba, die ascetische Grabeseinsam-

keit der Insel, die Könige Schottlands aber sein verehrungswürdiges Grab an sich zog, so sind jetzt die Königsgräber, durch Walter Scott und Andere der Vergessenheit entrissen, einer der magnetischen Punkte, die so viele Wanderer dorthin ziehen. Die Insel Hy oder Jona wird also sichtbar. Sie ist nur durch einen engen Sund — die Straße von Jona — von der Insel Mull getrennt und erscheint, obwohl eine Stunde lang und über eine halbe Stunde breit, sehr klein gegen die letztere. Da das nächste Ufer von Mull wild, zackig, weit und breit menschenleer und unbebaut ist, so ist die Landschaft hier eine weite, furchtbare Meereseinsamkeit. Als einziges Denkmal von menschlicher Bedeutsamkeit ragen aus ihr die Trümmer einer alten Kathedrale hervor, Eaclus Mor oder die große Kirche — ein erbrochenes, halbzerstörtes Tabernakel in dem gewaltigen Dom von Wolken, Meer und Fels.

Die Insel hat eine ganze Menge Namen, aber im Grunde doch nur zwei, von denen der eine bloß eine Abkürzung des andern. Der volle Name ist I-Columb-Kill, d. h. Insel der Kirche des Columba — was in Icolmkill verkürzt ward. Da aber auch das den Leuten noch zu lang war, so nannten sie die Insel kurzweg Insel (par excellence), das ist I oder Y, was dann in Io, Eo, Hi, Hii, Hy variirte, bei Adamnan Iova und bei Spätern Jona wurde, indem sich einer an dem Vau verschrieb. Jetzt hat sich Jona (spr. Eionä) völlig eingebürgert. Nun stellen Sie sich aber unter diesem Namen nur kein paradiesisches Feengärtchen vor, auch keine romantische Felseninsel mit jähen Klippen, wildem Busch und Grün. Ein öder grüngelber Landstreifen steigt aus dem grauen Meere auf, ohne Wald, ohne Bäume, nur mit einem Trümmerhaufen in der Mitte, welchen unbedeutende Häuschen umgeben, während andere ebenso unbedeutende am Ufer zerstreut sind — eine trübselige Oase, träg und schmucklos in die Meereswüste gebettet. Einige Hügelwellen und Hügelköpfe springen darin auf, von welchen einer, Dun Hy, d. i. der Inselhügel, zu 300 Fuß emporsteigt; aber was ist das für die weiten, dem Auge unbemeßbaren Verhältnisse des Meeres? Die Insel ist auch nicht ganz wüst und unfruchtbar; sie trägt ihrem Besitzer, dem Herzog von Argyll, wie ich höre, gegen 300 Pfund jährlich ein und ernährt etwa 350 Seelen; aber in der Ferne fließen ihre Wiesen und Kornfelder in einen trüben Landstreifen zusammen, und kommt man in die Nähe, so lagert sich Haide zwischen denselben, und kahl und todt, weil baumlos, steigen sie von dem niedern Felsenrande auf. Es könnten endlich die Häuslein der Bewohner das Bild etwas freundlicher gestalten,

aber sie alle überragend starren die Trümmer der ehemaligen katholischen Herrlichkeit gen Himmel, und weder das Bethaus der Staatskirche noch das der Freikirche sind im Stande, dieß Bild tiefer Verlassenheit von Gott und Menschen zu mildern. Elegie, tiefe Elegie, wo man nur hinschaut, keine gemachte, sondern eine so wahre und überwältigende, daß sich kaum ein Besucher ihres Eindrucks erwehren wird!

Der Dampfer hielt in einiger Entfernung vom Lande. Wir wurden in mehreren Kähnen ausgeschifft und an eine niedere Felsbrücke gebracht, die in's Meer hinausreicht. Dort harrten unser eine Schaar armer Kinder in Bettelgewand und boten uns Steinchen und Müschelchen an, um einen Penny dafür zu erhaschen. Das muß schon vor Jahren ebenso gewesen sein; denn Wordsworth erwähnt diese Begrüßung in einem Gedicht und vergleicht sie elegisch mit dem frohen, lebendigen Willkomm, den der Wanderer mittelalterlicher Zeit bei dem gastfreundlichen Mönch gefunden haben mag. Viel schroffer und wehmüthiger als dieser Gegensatz des Willkomms ist übrigens derjenige, welcher zwischen der Verarmung und Bedeutungslosigkeit der Insel überhaupt und ihrem frühern civilisatorischen Einfluß, ihrer welthistorischen Größe und Bedeutsamkeit waltet. Dieser Gegensatz starrt unmittelbar aus den Ruinen heraus und verstärkt sich bei jedem Schritt und Tritt. Das Leben, das reiche, volle Leben ganzer Jahrhunderte und das Erstarren und der Zerfall ganzer Jahrhunderte begegnen sich da auf demselben Raum. Der Katholicismus hat dieß öde, wüste Meeresnest zu einer Metropole der Bildung erhoben, der Protestantismus hat die erhabene Schöpfung in Trümmer geschlagen, und der moderne Rationalismus wallfahrtet nun zu diesen Antiquitäten, um in ihrem Anblick vom Geldmachen auszuruhen und uns gelegentlich zu sagen, nach welchen chemischen Proportionen Katholicismus und Protestantismus zu diesen entgegengesetzten Resultaten gelangt sind.

An Hausgruppen eines ärmlichen Dorfes vorüber werden wir zunächst an die Ruinen der Nunnery gewiesen, d. h. eines Augustinerinnen-Stifts aus dem 12. Jahrhundert. Von der Kirche ist ein Theil der Mauern noch erhalten, feine Rippen entfalten sich aus den cylindrischen Schäften der Mauer und suchen sich zum Gewölbe zu einigen, aber sie finden sich nicht mehr, und das einzige Lied, das da gehört wird, ist der Wind, der über's Meer dahinsaust. In der Kirche ist noch das Grab einer Priorin erhalten; in steifen Zügen ist ihr Bild auf den Stein gegraben, zwei Engel ihr zur Seite, ein Spiegel und ein Kamm zu

Häupten (eine sonderbare Idee), zu Füßen der Spruch: Sancta Maria, ora pro nobis. Die Inschrift lautet: Hic jacet Domina Anna Donaldi Terleti filia, quondam Priorissa de Jona, quae obiit anno MDXLIII. Daneben ist noch ein anderer Grabstein, mehrere in dem anstoßenden kleinen Friedhof Cladh Ronain. Aber der Cicerone ist schon fort, die Carawane ihm nach; ich muß folgen, es ist keine Zeit, Alles genau zu mustern.

Ein Pfad mit rauhem Pflaster, Straid na marbh, d. i. Straße der Todten genannt, führt gegen die Kathedrale hin. Lebenslustig, doch nicht ohne elegischen Anflug, zieht die Touristenschaar, etwa 40 bis 50 Mann stark, diesen antiquarischen Pfad. Mir fiel die Straße am Fegfeuerberg ein, auf welcher Dante die Stolzen, mit schweren Gewichten beladen und niedergedrückt, an steinernen Sculpturen die Demuth studiren läßt. Aber da kam auch gleich wieder etwas, um das Gemüth zu erheben. Ostwärts an der Todtenstraße steht ein alt-irisches Kreuz, Macleans Kreuz genannt, 11 Fuß hoch, ganz aus Stein, wie alle irischen Kreuze, mit phantastischem Schnörkelwerk verziert, auf einem mächtigen Sockel von röthlichem Granit, einer der wenigen Überreste, der wohl an den Anfang unseres Jahrtausends oder vielleicht noch etwas weiter hinaufreicht. Die Überlieferung sagt, daß vor der Reformation 360 solcher Kreuze die Insel schmückten. „Welch einen Anblick," meint Walter Scott, „muß Jona geboten haben, da 360 Kreuze von derselben Größe und schönen Arbeit sich den kleinen felsigen Erhebungen entlang reihten, welche den Hintergrund der Kathedrale bilden!" Aber die Synode von Argyll dachte nicht so, wie ein kunstliebender Protestant nach zweihundert Jahren; sie räumte mit den Kreuzen auf und ließ einen Theil in's Meer werfen; nur zwei sind dieser „evangelischen" Reinigung entgangen und haben die Zeiten der Duldung erlebt. Hier ist es nun doch sonnenklar, daß die Civilisation unter dem Schatten des Kreuzes erblühte und mit dem Kreuz von dannen zog.

Der Kreuzesgarten.

Wer wird solchen Garten bauen, wo der Kreuzbaum nur gedeiht,
Kreuz an Kreuz auf weiten Auen sich entlang dem Meere reiht?
Kreuz als Baum und Kreuz als Blume, Kreuz als Führer, Kreuz als Zier,
Kreuz als Plan zum Heiligthume, Kreuz als Waffe und Panier?
Welcher Frühling, welche Sonne weckt so wunderbaren Flor,
Sendet Lieder voller Wonne aus dem Kreuzeswald empor?
Von der Purpurgluth der Wunden, von der ew'gen Liebe Pfand,
Von des Gartens Schmerzensstunden wiederhallt der öde Strand —

Und von Lieb' und Leiden singend jedes Herz in Liebe glüht,
Betend, kämpfend, leidend, ringend, bis die Wüste grünt und blüht.
Und sie blüht — durch Meer' und Lande wogt ihr Duft mit süßer Macht,
Weckt im Kreuz von Strand zu Strande heil'gen Gottesfrühlings Pracht!

Dem Kreuze gegenüber, das hier so majestätisch den Sieg der Gnade über die Natur, der Kirche über die Völker symbolisirt, liegt das Bethaus der Staatskirche, weiter drüben an der „Bucht der Martyrer" die Freikirche; es sind ihrer zu viele für 350 Seelen, zu wenig, um das protestantische Princip zur Darstellung zu bringen, beide sind übrigens frei von Kreuz und Rom und Christus und allem civilisatorischen Einfluß auf das Menschengeschlecht.

Wir kommen nun an den berühmten Kirchhof St. Oran (Reilig Oran), nach einem der ersten Gefährten des hl. Columba benannt. So heißt es nämlich hier; ich erinnere mich nicht, den Namen früher getroffen zu haben. Hier sollen die ältesten Könige Schottlands bis herab auf Malcolm Canmore, den Gemahl der hl. Margaretha, begraben sein, mit ihnen Egfried von Northumbria (684), Godred, König der Inseln (1188), Haco Ospac, König der Inseln, und noch andere gekrönte Häupter. Daß sie auf Jona ruhen, darin stimmen die Historiker ziemlich überein. Diesen Platz aber weist ihnen eine alte Überlieferung an, gemäß welcher der kleine Friedhof, ärmlich ummauert, Jomaire na'n Rigreau, d. h. die Königsgräber, genannt wird. An Ort und Stelle hat sich indeß kein Stein, kein Andenken, keine Inschrift, keine Spur von diesen Gewaltigen erhalten. Sie sind ganz und gründlich zu Staub zermalmt, verschollen und vergessen, bis auf den einen Macbeth, dem Shakespeare's Phantasie ein bleibendes Andenken geschaffen.

Hier hofften sie zu ruh'n, die Herrn der Dalriaden;
Fern starret rings ihr Inselreich empor,
Ein Riesendenkmal — und am Felsgestade
Rauscht noch das Meer den alten Leichenchor.

Doch wo sie ruh'n, davon gibt Niemand Kunde.
Ein Name lebt noch auf der Bühne Raum,
Ein Scheinmonarch in des Schauspielers Munde,
Ein wilder, ungeheurer Schreckenstraum.

Was einst ihr Stolz im Sonnenglanz der Waffen,
Erlosch im Staub mit ihrer Majestät,
Was durch den Mönch sie Heiliges geschaffen,
Lebt heut' noch fort in Segen und Gebet.

Erhalten sind indeß noch neun Reihen von Grabstätten, die zwar nicht in Columba's Zeit, aber doch immerhin über die Reformation und theilweise ein gut Stück in's Mittelalter hineinreichen, darunter Gräber von Häuptlingen der umliegenden Gegenden, der Mac Dougalls, Herren von Lorn, der Mac Leods, Mackinnons, Macquarries und Macleans, von Prioren der nahen Abtei und andern geistlichen Würdenträgern. Die dunkelgrauen bläulichen Steine liegen meist hart neben einander, rings von Grün umwuchert, allem Ungemach des Wetters preisgegeben, so daß man sich wundert, wie sich die Sculpturen verhältnißmäßig noch so gut erhalten haben. Da sieht man noch deutlich die Gestalten von Reisigen, Schilden, Hirschen, Schiffen, Bischofsstäben, auch einzelne Inschriften. Auf mehreren prangt das Schiff, das Wappenzeichen der Macdonalds, der mächtigen Herren der Insel. Zwei haben irische Inschriften. Die eine lautet: Or' ar anmin Eogain, „ein Gebet für die Seele des Eogain"; die andere: Or do Maelpatarik, „ein Gebet für Maelpatarik". Letzteren hält man für Maelpatarik Obanain, Bischof von Connor, der 1174 in Jona starb. Einer der schönsten Steine ist der der vier Mönche (friars), d. h. der vier Prioren von Jona, die alle demselben Clan angehörten.

Hart an diesem uralten Kirchhof und innerhalb derselben Umfriedigung liegt die Grabkapelle St. Oran, 30 Fuß lang und halb so breit, mit romanischem Portal und zwei kleinen Luken nach Osten. Dr. Reeves, der Herausgeber des Adamnan und emsigste und verdienstvollste Forscher der hiesigen Alterthümer, hält sie für eine Stiftung der hl. Margaretha (gegen Ende des 11. Jahrhunderts). Im Innern haben wir wieder Grabmäler der bereits genannten Geschlechter. Wie im Dom einer großen Hauptstadt ist hier der Adel des Landes im Tode zusammengeströmt, hat sich in diesen Monumenten versteinert und schaut in großen, gepanzerten Figuren mit Schild und Schwert und Wappen aus dem halbverwitterten Gestein heraus. Alle die stolzen Burgen, die ich dieser Tage gesehen, sind hier vertreten; auch ein Abt ist dabei, er hat wohl die mächtigen Herren im Leben versöhnt und hält sie jetzt im Tode friedlich unter seinem Krummstab zusammen. Ich kann nicht sagen, welch' tiefen Eindruck diese mittelalterliche Grabesversammlung macht — hier in dieser Einöde, wo nichts zwischen uns und die Vergangenheit tritt. Und ein großer Theil von Nordschottland ist hier beisammen; katholisch, ein Kind der Weltkirche, ein Glied der großen himmelumspannenden Gemeinschaft der Heiligen, bittet es im Grabe um die Fürbitte der Lebenden, und nach Jahrhunderten noch er-

füllt ein armer Pilger aus dem Süden den frommen Wunsch: Or' ar anmin Eogain, „ein Gebet für die Seele des Eogain"!

Ein paar hundert Schritte weiter und wir sind in dem eigentlichen Centrum der Ruinen. Eine große Klosterkirche, später Kathedrale, ein bedeutendes Mönchskloster mit mehreren Seiten- und Nebenkapellen, eine bischöfliche Residenz mit eigener Umfriedigung, dazu noch Anbauten und Gartenmauern, Alles in Trümmern, aber Alles noch deutlich erkennbar, bilden ein großes Ruinenfeld, in welchem wuchernder Rasen und Gestrüpp den Tod mit frischem Leben überschüttet, während seitwärts der dunkle Sund in die verschwundene Herrlichkeit hereinblickt. Den Mittelpunkt bildet ein theilweise verfallener, aber immer noch wuchtiger, massenhafter Thurm, der in drei Stockwerken, 75 Fuß hoch, dunkel in den dunkeln Himmel emporstarrt. Zierliche Fenstereinfassungen und wallender Epheu mildern sein hartes, festungsartiges Aussehen. An ihn lehnt sich im Kreuz die Kirche (115′ lang, 24′ breit, Länge der Querschiffe 70′), das Schiff dem Westen zugewandt, mit herrlichen und ganz wohlerhaltenen romanischen Bogen. Nördlich das Kloster Torr Abbey, südlich die bischöfliche Residenz (Teach an Epscoip), nach beiden Seiten hin wieder Kapellen. Einzelne Partien sind von nicht geringer architektonischer Schönheit, obwohl einfach; so mehrere der Fensterbogen, dann die massiven Bogenpfeiler, auf denen der Thurm ruht, mit den grotesken Capitälen. An einem dieser Pfeiler steht die Inschrift: Donaldus Obrolchan fecit hoc opus. Auch hier ruhen wieder mächtige Häupter des Landes neben friedlichen Äbten. Das Schiff verkündet ihre Meeresherrschaft, das Schwert ihre Kämpfe, Hunde und Hirsche die Freuden ihrer Jagd, gewappnete Figuren ihre ritterliche Pracht, der verwitternde Stein ihre Vernichtung. Das schönste und bedeutendste der Gräber ist das des Abtes Mackinnor — eine liegende Figur in vollem Ornat, den Hirtenstab in der Hand, vier Löwen an den Ecken des Steines.

Schottland und England haben viel schönere und größere Ruinen als diese; in der Westminsterabtei ist viel mehr entschwundene Herrlichkeit beisammen als hier; dennoch scheint Jona mir einen größern Eindruck zu machen. Vor Allem ist es wohl die wilde Natur in ihrer ganzen Gewaltigkeit, welche dabei in Rechnung gezogen werden muß; dann aber ist hier nichts künstlich zusammengetragen; die Erinnerungen liegen hier beisammen, wie sie die Zeit auf und neben einander gehäuft hat, und was von der Neuzeit sich in das Bild hineinstreckt, verschwindet in seiner Kleinheit vor der großen Vergangenheit. Allerdings hat sich von

Columba und den ersten Ansiedlern kein unmittelbares Andenken erhalten. Aber da liegt ja das grimmige Meer vor uns, auf dem er, der Sprosse irischer Könige, an die Insel kam, bevor sich noch die Wogen der Völkerwanderung über Europa verlaufen. Dort sind die Anhöhen, auf denen er zuerst das Kreuz gepflanzt, und ein steinern Abbild erinnert noch an die kühne Eroberung. Von hier aus hat der gottgewaltige Mann das Christenthum hinauf an die äußersten Hebriden, an die Orkney-Inseln, in die Schluchten des Grampiangebirges, hinauf an die Bucht von Inverneß und hinab nach Cantyre getragen, den Druidendienst friedlich aus dem uralten Besitz seiner Haine verdrängt, fast ganz Schottland dem milden Scepter Christi unterworfen — eine Riesengestalt, die wunderbar auf stürmischem Meerespfade einherzieht, Fluth und Felsen zähmt und die noch wildere Menschennatur, ohne andere Waffen als die der Armuth und des Kreuzes, nach dem höchsten Ideale formt und bildet. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dieß Bild sich inmitten dieser Trümmer ausnimmt. Auf dem Platze, wo ich stehe, hat es Adamnan, der Abt von Hy, zum ersten Mal gezeichnet — in der Sprache des Römers, in der kunstvollen Einfachheit eines antiken Biographen, als London noch ein Kastell gegen Barbaren, Glasgow eine Waldeinöde, der britische Kaufmann ein Pirat und der deutsche Denker ein wilder Jäger war. Man kann es sich kaum vorstellen, daß in diesem unwirthlichen Mövennest Cicero und Livius fortgelebt haben, während die Völker des Nordens die Paläste Roms unter haushohem Schutte begruben. Und doch ist Adamnan schon 704 gestorben, ein Jahrhundert bevor das christliche Kaiserthum sich auf dem Schutte von Rom erhob — und in dieser Zeit der Barbarei entschuldigt der feinfühlige Mönch und Gelehrte die rauhen schottischen Namen vor dem kunstgebildeten lateinischen Ohr. Eine Bibliothek in dieser Inselwüste, Psalmengesang vom Meere umrauscht, die lieblichen Gestalten der Thebais unter die Barbaren des Nordens versetzt, das sind Dinge, die mit dem Reiz des Unglaublichen hier als vollendete Thatsachen vor uns stehen. Daß sich von jenen Zeiten kein steinern Monument erhalten hat, macht das schriftliche Denkmal nur noch ehrwürdiger und umgibt die Inseltrümmer mit dem Glorienschein des Martyriums. Ohne Martyrerblut war das Christenthum in Schottland eingezogen, aber eine um so härtere Leidensgeschichte folgte dem ersten friedlichen Triumph. Jahrhunderte lang war die Geschichte des Klosters nur Leiden, Kampf und Mühsal. Einmal um das andere (795 zum ersten Mal) wurde

es von den heidnischen Normannen verbrannt und zertrümmert, dreimal erlitten die meisten seiner Bewohner den Martertod (806, 825, 986), das letzte Mal wurde der Abt mit 15 seiner Mönche erschlagen. So hat sich von Columba's materiellen Schöpfungen, von Adamnans Bücherschatz, von den heiligen Überresten der ersten Ansiedlung nichts erhalten können; aber die unbesiegliche Lebenskraft dieser Gründung ist auch ein Denkmal. Columba's Geist hat über seinen Söhnen gewaltet und ein Jahrtausend lang hat der Stammsitz seines Apostolats dem Anprall aller Stürme Trotz geboten. Durch die Güte und Freigebigkeit der hl. Margaretha († 1093) erhob sich das alte Heiligthum verjüngt aus seinem Staube, Könige und Völker wallfahrteten zu seinem Ufer, die Söhne der edelsten Geschlechter bevölkerten die Abtei, Mönche aus Clugny erhoben das Ordensleben zu neuer Kraft und Blüthe, über die ganze Inselwelt erstreckte sich der segnende Einfluß des armen Jona und gegen Ende des Mittelalters (1498) nahm auch der Bischof der Inseln hier seine Residenz. Wir stehen vor seinem bescheidenen Palaste, unter den Trümmern seiner Kathedrale, und schauen hinaus auf's Meer — ob nicht ein zweiter Columba daherkommt. Doch nebst dem Meer ist noch ein Anhaltspunkt, der uns unmittelbar mit dem ersten Columba verbindet. Es ist der ganz öde Hügel Dun Hy, den man aus den Trümmern heraus nach Westen hin sehen kann. Auf diese Düne stieg der ehrwürdige Greis am letzten Tage seines irdischen Pilgerwallens, es war ein Samstag, der Sabbath seiner endlosen Meerfahrten und Mühsale — da oben stand er, um noch einmal seine Insel zu schauen und sie zu segnen.

Columba's Abschied.

„Der Kahn, der langen Tag mit Wogen rang — zieht heim,
Der Pflug, der heißen Kampfs die Erde zwang — zieht heim,
Die Sonne, glühend von der weiten Pilgerfahrt — zieht heim,
Die Möve fern an Staffa's Felsenstrand — zieht heim,
Gethan ist der sechs Tage Werk. Der Sabbath naht,
Mein Sabbath naht, der harten Wanderung lange, süße Rast.
Der Herr rief mich. Er naht. Ich seh' ihn schon; um Mitternacht
Bin ich bei ihm. Es harren seine Engelschaaren mein
Am Strand. So laßt noch einmal mich mein Jona schau'n."

So sprach Columba, königlicher Ahnen Sohn,
Und an den Hügelrand Dun Hy wankt er empor
Mit seinem Diener. Ein Jahrhundert lastet schwer auf ihm
Und streute Silberflocken um sein ernstes Haupt;

Doch glüht sein Auge wie der abendlichen Sonne Glanz.
Wie Jugendfreude tönt sein Lobgesang,
Da er zum letzten Segen breitet seine Hand.

„Des Herren Name sei gepriesen ewig fort und fort!
In ihm ist unser Heil, der Erd' und Himmel schuf.
Und Segen sei ob Iona's Zellen rings
Vom Vater und vom Sohn und heil'gen Geist!
Er walte stets auf meiner Brüder Schaar,
Auf Feld und Wiese — und auf Meer und Fels!
O schwelle, Haus des Herrn, wie volle Saat,
Glüh' wie die Rebe, breite Deine Arme aus
Um Land und Meer. Lass' Deiner Psalmodien Klang
Ferntönen bis hinüber an's Gestad' des Heils,
Wo er zuerst erscholl! Und Könige lauschen Dir,
Und Fürsten ruh'n bei Dir vom Kampfeslauf,
Und fernen Völkern wirst Du trauter Heimathstrand!"

Nach diesem prophetischen Segensspruch ging Columba zurück in seine Zelle und schrieb zum letzten Mal an seiner Psalmenabschrift weiter. Die letzten Worte waren: „Die den Herrn suchen, werden an keinem Gute Mangel leiden." Dann durchwachte er die Nacht, sitzend auf seinem Bettlein, einer Steinplatte. Um Mitternacht wankte er beim Schall der Glocke zur Kirche, brach am Altar zusammen und starb mit selig verklärtem Blick und einem letzten Segensgruß der Hand, in der Mitte seiner Brüder, denen mit seinem Vatersegen die Erbschaft seiner Mühen zum Antheil fiel. Welch ein Sonntagsmorgen! Und was sind das für Gestalten, diese Heiligen! Und was ist das für eine Kirche, die ein solches ödes Felseneiland, ein Nest für Möven und Fischadler, zur Segensquelle ganzer Nationen macht!

Sehen Sie, ich vergaß ganz, daß ich zwischen Gräbern und Ruinen stand. Die kahle Düne ward mir zum Paradies, das öde Eiland zu einem Garten voll Pracht und Herrlichkeit. Mit der Elegie war's aus, gründlich aus. Die Gotteskraft, die aus diesen Felsen Lebensquellen schlug, hat noch nicht ausgelebt! An öden Inseln der Südsee thut sie heute noch dasselbe, und gegen tausend Kräfte der Zerstörung ist sie noch immer am Aufbau. Fest, wie die Felsen da drüben, steht die heilige Gottesburg, an die ihr Wirken geknüpft ist, der Fels des Herrn unter den Völkern. Trümmer kennt sie nicht, weil sie ewig fortschafft. Ganze Generationen von Königen ruhen zu ihren Füßen. Sie betet für die Herrscher, wenn sie's wollen; sie überläßt sie dem Staub, wenn sie ihr Gebet verschmähen. Wo ihr Walten hinreicht, sprießt Heil und Ge-

sittung. Wo sie vertrieben wird, da führt menschliche Leidenschaft glänzende Schaustücke auf und schlägt sie nachher wieder in Trümmer. Unbeirrt von den einen, ungebeugt von den andern, setzt die Kirche ihre große, göttliche Sendung fort.

Jona.

Auf die Herzen! Solchen Tempel kann der Ew'ge nur erbau'n,
Rießengroß aus Wolkenbergen, Wogen und Granit gebau'n.
Aus des Bodens dunklem Grunde starrt versunken eine Welt,
Meeresrauschen, Sturmesweben hin durch Schiff und Kuppel schwellt.
Silbergischt aus finst'rer Welle schwarzer Pfeiler Fuß umkränzt,
Blitzend aus den Wolkenrissen Himmelslicht voll Hoffnung glänzt.
Trümmer von verschwund'nen Reichen, Städten, Königsburgen hehr
Ragen an den Felsensäulen — Grabdenkmale — stumm in's Meer.
Und umwölbt von Land und Himmel und umrauscht vom Meeresstrom,
Ragt das Kreuz der Welterlösung einsam in dem Riesendom,
Königsgräber ihm zu Füßen, alter Helden Ruhestatt,
Gold'ner Hoheit Staub und Trümmer, eines Volkes Todtenstadt.
Alles ist zu Staub zerrieben, was der Mensch geträumt, gebaut,
Nur die Herrlichkeit des Höchsten siegend aus den Trümmern schaut.

Aus dem Westen, aus dem Süden klang sein Wort — und auf der Fluth
Kamen Riesen, seine Boten — hin durch Fels und Sturmeswuth,
Bauten hier ihm sein Gezelte — — leibhaft hat er hier gewohnt,
Hat als König dieser Inseln in dem Gnadenzelt gethront,
Sandte von dem armen Eiland seine Boten in die Welt —
Fern nach Norden, fern nach Süden hat ihr Segel sich geschwellt.
Weitentleg'ne Völker schauen dankend auf den Inselstrand,
Millionen sind die Trümmer ihres Glaubens Heimathland.
Sind das Trümmer? Ist's Vernichtung, was Jahrhunderte durchdringt,
Was noch heut' aus diesem Staube segnend durch die Völker dringt?
Throne stürzen, Burgen fallen, Völker sinken in die Fluth,
Könige schwinden in den Gräbern — Niemand weiß, wo sie geruht.
Doch der Heil'gen Grab ist glorreich, schauet die Verwesung nicht,
Nach Jahrtausenden des Kampfes Siegesbahn das Kreuz sich bricht.
Und der Herr wird wiederkommen! Meer und Inseln sind ja sein, —
Fluthumrauschet, sturmumkleidet zieht er in den Tempel ein.
Auf die Herzen! Auf die Blicke! Kühn im Sturm auf ihn vertraut:
Liebe krönt die Riesenwerke, die die Allmacht sich erbaut!

Was die Touristen betrifft, so folgten sie mit sichtlichem Interesse den Erklärungen des Führers. Dieser ließ es sich auch angelegen sein, ohne irgendwelche hämische Seitenhiebe oder aufgeklärte Bemerkungen, die Einrichtung des ehemaligen Klosters und der Kathedrale zu erklären. Ich stand ihm ganz zur Seite, da er Zweck und Gebrauch eines Weih-

wasserfeins mit vollkommener Objektivität auseinandersetzte. Von den Mönchen wurde durchweg anständig, von Columba sogar mit einer gewissen Ehrfurcht gesprochen. Eine ähnliche Rücksicht fand ich in verschiedenen Schriftstellern wieder. So bei Walter Scott, bei Wordsworth, bei Reeves, dem Historiographen der Insel, und dem Herzog von Argyll, welcher, gegenwärtig Besitzer der Insel, vor einigen Jahren ein interessantes Schriftchen über dieses sein Besitzthum herausgab. Dr. Johnson aber, der berühmte Kritiker, der den Schotten gar nicht absonderlich hold war, schreibt über Jona: „Wir betraten nun das berühmte Eiland, welches einst die Leuchte der caledonischen Regionen war, von wo aus wilde Clans und umherstreifende Barbaren die Wohlthaten der Wissenschaft und die Segnungen der Religion erhielten. Den Geist hier allen Eindrücken des Orts zu entziehen, wäre unmöglich, wenn man es versuchen wollte, und thöricht, wenn es möglich wäre. Was immer uns der Macht unserer Sinne entrückt, was immer das Vergangene, Entlegene oder Zukünftige über das Gegenwärtige obsiegen läßt, bringt uns weiter in unserer Würde als denkende Wesen. Fern von mir und meinen Freunden sei eine so frostige Philosophie, die uns gleichgültig und ungerührt über irgend einen Boden führte, den Weisheit, Tapferkeit oder Tugend geadelt hat. Der Mann ist wenig zu beneiden, dessen Vaterlandsliebe nicht an Kraft gewänne auf den Feldern von Marathon oder dessen Frömmigkeit nicht lebendiger erglühte unter den Ruinen von Jona." Freilich gibt es auch andere Anschauungen. Mein Reisehandbuch suchte den frommen Eindruck dadurch zu lähmen, daß es der ehrwürdigen Gestalt des Columba eine recht seichte und lächerliche Mönchs-Anecdote anhängte, für die wohlweislich auf keine Quelle verwiesen ist. Dem gelehrten Adamnan wäre solches Blech jedenfalls nicht in den Sinn gekommen. Dazu braucht es modernes Licht und jene Bildung, welche nach Dr. Johnson das Gegenwärtige obsiegen läßt und uns in unserer Würde als denkende Wesen rückwärts befördert.

Noch einmal mißt das Auge das merkwürdige Trümmerfeld, noch einmal bringen uns die Kinder mit ihren Steinchen und Müschelchen so recht den Gegensatz von Einst und Jetzt zum lebendigen Bewußtsein — dann nehmen wir Abschied von Jona und steuern bald um die südwestliche Spitze von Mull. Alles ist öde, schwermüthig, wild und groß wie vorher, ganz geeignet, die geschöpften Eindrücke zu schärfen und noch tiefer einzuprägen. Die Ufer von Mull sind hier durch zwei größere Lochs ge-

spalten, zwischen denen der höchste Kamm der Insel, Ben More (3185'), seine vielästigen Fangarme ausreckt. Links offenes Meer, vor uns im Norden eine Gruppe kleinerer Inseln.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die Urheimath des Menschengeschlechtes.

„Es pflanzte Gott der Herr einen Garten in Eden, im Aufgange, und setzte dahin den Menschen, den er geschaffen hatte. Auch ließ Gott der Herr aus der Erde sprossen Bäume jeglicher Art, lieblich anzuschauen und süß zu essen, auch den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntniß von Gut und Böse. Und ein Fluß ging aus von Eden zu bewässern den Garten, und von da schied er sich und ward zu vier Flüssen. Der eine heißt Phison, der umfließt das ganze Land Hevila[1], das Goldland, und das Gold dieses Landes ist vortrefflich; dort ist das Bdellium und der Stein Onyx. Der Name des zweiten Flusses ist Gehon, der umfließt das ganze Land Kusch. Der Name des dritten Flusses ist Hiddekel (Tigris), der fließt östlich von Assur; und der vierte Fluß, das ist der Euphrat." (Gen. V. 8—15.) — Es möchte auf den ersten Blick scheinen, als wären wir dem Verfasser der Genesis zu Dank dafür verpflichtet, daß er uns eine so unmißverständliche Beschreibung der Urheimath unseres Geschlechtes hinterlassen hat. Sind nicht seine Angaben über die Flüsse, die Produkte, die Eigennamen einzelner Distrikte des Wunderlandes gleich eben so vielen Zügen einer Landkarte, mit deren Hülfe es uns ein Leichtes sein müßte, das Wunderland auf unserem Globus nachzuweisen? Und dennoch gerade hier welches Wirrsal sich unversöhnlich befehdender Meinungen!

„Die Einen," schreibt Huet, der gelehrte Bischof von Avranches, Eingangs seines Buches De situ paradisi — „die Einen verlegen das Paradies in den dritten, andere in den vierten Himmel, in die Region des Mondes, in den

[1] Die Vulgata gibt hier den nämlichen Namen durch Hevilath wieder, den sie Gen. X. 7. 29 dem Hebräischen entsprechend durch Hevila gibt.

Mond selbst, auf den der Mondregion nächsten Berg, in die mittlere Luftregion, außerhalb, oberhalb, unterhalb der Erde, schließlich in einen verborgenen, unerforschlichen Raum. Einige versetzen es an den Nordpol, in die Tatarei, in die Gegend, wo jetzt das kaspische Meer ist, in den fernsten Süden, in die feurige Zone. Andere geben Gegenden im Orient den Vorzug: dem Stromgebiete des Ganges, der Insel Ceylon; sie leiten dabei den Namen „Eden" von „Indien" ab. Andere denken an China oder eine unbewohnte Gegend im Orient, an Armenien, an Mittelafrika, an die Äquinoctial-Gegenden, an das Mondgebirge, in dem der Nil entspringen soll. Die Meisten jedoch entscheiden sich für Vorderasien, sei es Klein-Armenien oder Mesopotamien oder Syrien, Persien, Babylonien, Arabien, Assyrien, Palästina. Auch an solchen hat es nicht gefehlt, die es nach Europa verlegen."

Rühmliche Erwähnung unter Letzteren verdient Hasse[1], welcher das Paradies an der preußischen Ostseeküste ermittelt haben soll: fortes fortuna juvat! — Huet selbst, und mit ihm nicht wenige Andere, suchen dasselbe am unteren Euphrat.

Es kann unsere Absicht nicht sein, uns hier auf eine spezielle Prüfung, beziehungsweise Widerlegung dieser verschiedenen Ansichten einzulassen; ein guter Theil derselben widerlegt sich ja ohnehin von selbst. Nur eine Anschauung, welche in neuerer Zeit nicht wenige Vertreter gefunden hat, soll hier etwas eingehender besprochen werden, diejenige nämlich, welche das Paradies in den gewaltigen Gebirgsstock, welcher Vorder- und Hinterasien scheidet, verlegt. Um seinen Fuß lagern sich im Kranze Vorderindien, Iran mit Turkestan, China mit Tibet. Hier schließt, von Kabul bis gegen Kaschmir, von Westen nach Osten sich hinziehend, der Hindu-Kusch Vorderindien nach Norden hin ab. Von Kaschmir aus zieht sich das riesige Gebirge als Himalaya im Süden, als Küenlün im Norden von Tibet westwärts fort. Vom Hindu-Kusch nordwärts zweigt sich der Belortagh, Turkestan von der Wüste Gobi trennend, ab, in welche er parallel mit dem Küenlün und Himalaya die Kette des Thianschan entsendet. Hier, sei es an den Westabhängen des Belortagh oder im wonnigen Alpenthale von Kaschmir, soll die Wiege unseres Geschlechtes gestanden haben. Diese Ansicht — in ihrer jetzigen Gestalt — verdankt ihr Entstehen dem Aufschwunge der indogermanischen Sprachstudien in unserem Jahrhunderte. An den Westabhängen des Belortagh und in Baktrien hat die vergleichende Sprachforschung die letzte gemeinsame Heimath aller indogermanischen Völker

[1] Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengeschichte. I. 184.

nachgewiesen, welche sich später über ganz Europa, Iran und Vorderindien verbreiteten. Lassen wies darauf hin, daß Kabul oder Kapila lautlich ein und derselbe Name mit Hevila sei. Man sah sich um, ob nicht auch weitere Anklänge an die Eigennamen der biblischen Paradieses-Beschreibung auf diesem Boden sich finden ließen, und bald glaubte man, neben Hevila auch Eden selbst, Kusch und Euphrat gefunden zu haben. Zudem sind Djihun und Sihun, an Phison und Gehon erinnernd, zwei Namen der vielnamigen Zwillingsströme Turkestans, des Oxus und des Jaxartes.

Die neuere rationalistische Schule, welche eben vollauf damit zu thun hatte, nach dem von Ewald Eingangs seiner Geschichte des Volkes Israel ausgestellten Recepte aus den „Ursagen" dieses Volkes die wenigen Tropfen historischer Wahrheit herauszudestilliren, griff diesen linguistischen Fund begierig auf. Wir sind weit davon entfernt, Ewalds *Theorie der Sage*, in welcher er die Bedingungen der Entstehung und die Gesetze der Entwicklung der Volkssage auseinandersetzt, jeglichen Werth abzusprechen. Als *Theorie* ist sie geistreich, originell, und wir würden sie bereitwillig unserer Forschung zu Grunde legen, wo immer wirkliche Sagen Gegenstand derselben wären — aber die *praktische Anwendung* derselben auf die Genesis ist verfehlt. Übrigens ist diese Anwendung selbst keineswegs die erste Sünde der rationalistischen Schule; das Übel wurzelt in einem philosophischen Irrthume, in der — niemals bewiesenen, aber stets desto dreister behaupteten — Voraussetzung von der Unmöglichkeit des Wunders, der Offenbarung, der Prophetie. Nun ja, Wunder, Offenbarungen und Weissagungen finden sich nun einmal in der Genesis, und sind derlei unmöglich, so ist dieselbe folgerichtig nicht mehr *Geschichte*, sondern bloß *Sage*. Wir sind von der Möglichkeit des Übernatürlichen überzeugt und ist uns gerade deßhalb die Genesis ein *heiliges*, ein *geschichtliches* Buch; eine Richtigstellung jener Verkehrtheiten aber gehört nicht an diese Stelle, sie ist der Feder des christlichen Philosophen vorbehalten. Genug, eben jene Principien des Rationalismus waren es, welche E. Renan[1] zu dem unsterblichen Ausspruche verleiteten: „Von den vier paradiesischen Flüssen verdienen bloß der Gehon und der Phison Beachtung, *und zwar um so mehr*, als diese beiden Namen, wie auch

[1] Histoire générale et système comparé des langues sémitiques. Paris 1863. 3. éd. p. 478.

diejenigen von Nod und Henoch" (Gen. IV. 16. 17), „kein einziges Mal sonst in der Geographie der Hebräer auftauchen" (!).

Leider bleiben auch gläubige katholische Schriftsteller solchen Auffassungen nicht jederzeit fremd. So bemerkt J. B. F. Obry gegen Ende seiner Abhandlung:[1]

„Es war übrigens nicht meine Absicht zu behaupten, daß das irdische Paradies sich wirklich auf jenem Hochlande befunden habe, wohin ich es verlegte. Ich habe mich weniger mit dem wirklichen Thatbestand einer vorgeschichtlichen Zeit, als mit den religiösen Anschauungen der Völker beschäftigt; ich habe von den Veränderungen abgesehen, welche die Oberfläche des Erdballs in Folge der Sündfluth erlitten haben mag. Nun habe ich aber gesehen, wie die ältesten Traditionen nach dem Hochlande von Pamir wie zu ihrem gemeinsamen Centrum convergiren; daraus habe ich geschlossen, daß von diesem Hochlande die Völkerwanderung nach der jüngsten Sündfluth ihren Ausgang genommen haben müsse. Von da bis zu der Annahme, daß eben dieser Centralpunkt auch die Urheimath des Menschengeschlechtes gewesen sei, blieb nur noch ein Schritt übrig, ein Schritt, welchen die Semiten so gut wie die Arier vollzogen."

Nach Obry also ist die Ansicht, welche das Paradies in den Hindu-Kusch verlegt, die im geoffenbarten Schrifttexte selbst bestverbürgte. Indeß, meint er, berechtigt uns selbst dieses noch nicht, ihr unbedingt beizustimmen, denn die Semiten (also wohl auch der inspirirte Verfasser der Genesis) könnten möglicherweise von der Anschauung, die jenes Hochland als die Wiege der nachsündfluthlichen Menschheit bezeichnete, zu der weiteren Anschauung, daß dasselbe gleichfalls die Wiege der Menschheit überhaupt gewesen sei, übergegangen sein: es war ja nur ein Schritt! — Aber solche Schritte macht der inspirirte Geschichtschreiber nicht, weil eben sein Wort Gottes Wort ist, weil mit ihm Gott selbst den Schritt von der Geschichte zur Sage, von der historischen Wahrheit zur historischen Unwahrheit machen müßte.

Aber, fällt uns hier vielleicht der ungeduldige Leser in's Wort, wie mag doch nur ein bibelgläubiger Schriftsteller einer Ansicht das Wort reden, die das Paradies in den Hindu-Kusch verlegt im Widerspruch mit dem klaren Worte der Schrift, welches dasselbe in das

[1] Du berceau de l'espèce humaine selon les Indiens, les Perses et les Hébreux in den: Mémoires de l'académie des sciences, belles-lettres, arts, agriculture et commerce du département de la Somme. 2. série, tome I. p. 198. Amiens 1858—1860.

Quellgebiet des Euphrat und Tigris versetzt? — „Die Völkerfamilien," sagt Renan und nach ihm F. Lenormant[1], „nahmen die alten, in ihre Traditionen verflochtenen Ortsnamen auf ihre Wanderungen mit und knüpften sie sodann an Örtlichkeiten ihrer neuen Heimath." So sind die Namen des Berezat (Belortagh), des heiligen Berges des Zendavesta, und des aus demselben entspringenden heiligen Flusses Arvand der Reihe nach auf Berge und Flüsse von Persien, Medien, Mesopotamien und Kleinasien übergegangen; ersteren finden wir z. B. im phrygischen Berecyathus wieder. Keineswegs undenkbar erscheint es somit, daß auch die Namen Tigris und Euphrat ursprünglich Flüssen im fernen Osten zukamen und erst viel später von den nach Westen ausgewanderten Semiten auf die Zwillingsströme ihrer neuen Heimath übertragen wurden. Der inspirirte Schriftsteller mag jenen Ur-Euphrat und jenen Ur-Tigris im Auge gehabt haben, der nicht inspirirte Leser dagegen denkt nur noch an die beiden Ströme Mesopotamiens. Eine solche Fassung widerstreitet durchaus nicht der dem heiligen Texte schuldigen Ehrfurcht, und nicht, als hielten wir dieselbe irgendwie für gefährlich, bringen wir sie hier zur Sprache; wir glaubten bloß unsere Leser, welche vielleicht mehrfach bereits von dieser Ansicht gehört haben, zu verpflichten, indem wir ihnen nach bestem Wissen die Gründe auseinandersetzen, auf welche dieselbe sich stützt. Andere haben diese Gründe für zwingend erachtet, uns scheinen sie unzureichend: der Leser möge selber sich ein Urtheil bilden. Wir halten uns in Darlegung derselben an Lenormant, der sie mit größerer Ausführlichkeit und gewohnter Meisterschaft entwickelt hat.

Die Vertreter dieser Meinung sind in Bestimmung der einzelnen Paradiesesflüsse unter einander ebenso wenig einig, wie Diejenigen, welche das Paradies in Vorderasien, im Euphrat- und Tigris-Gebiete suchen. Obry[2] findet den gemeinsamen Quellort im Belortagh, zwischen der großen und der kleinen Bucharei. Von da entströmen nach Osten der Kaschgardaria und der Yarkanddaria, zwei Quellflüsse des Tarim, nach Westen die Kokcha, ein Nebenfluß des Orus, und die Kameh, ein Zu-

---

[1] Essai de commentaire des fragments cosmogoniques de Bérose. Paris 1871, p. 302; vgl. auch desselben Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. Tome I. p. 31 etc. Paris 1869, wo jedoch diese Ansicht noch nicht zu ihrer vollen Reife gediehen ist.

[2] L. c. p. 17 etc.

fluß des Kabul, der selbst wieder sich in den Indus ergießt. Das Paradies lag im Hochlande von Pamir (Kaschmir): der Name „Eden" ist vom Sanskrit svâdhanam, ἡδονή herzuleiten. Aber wie die Namen Assur und Hiddekel mit dieser Gegend in Beziehung bringen? Obry weiß Rath. Unter Ninus reichte Assyrien bis an den Indus, man darf also wohl annehmen (?), daß unter Assur das ganze Land westlich vom Indus verstanden sei. Wo der Tigris zu suchen, darüber belehrt uns die Stelle Dan. X. 4, wo unter Zuhülfenahme einer Marginalnote eines Copisten, einer Eigenthümlichkeit der griechischen und der arabischen Übersetzung, der Elision einer Nasale vor einer Dentale u. s. w. aus Hiddekel ein Hindu d. i. Indus herausdeduzirt wird. Noch stört das cheth in Hiddekel: doch hilft hier der samaritanische Text mit seinem he aus der Verlegenheit. Wir fürchten, dieser ganze Verwandlungsprozeß bekommt dem Buche Daniel eben so übel wie der Genesis. — Lenormant deutet die vier Flüsse auf Indus, Oxus, Jaxartes und Helmend (in Afghanistan); das Paradies lag in Pamir, Eden ist ihm das Königreich Udyâna, Hevila ist Darada (in der Nähe von Kaschmir), Assur ist Asura oder Ahura, ein Ursitz der arischen Rasse [1].

Die Gründe nun, welche für diese Auffassung geltend gemacht werden, sind folgende: Einmal sagt ja Moses selbst Gen. II. 8, das Paradies habe „im Osten" [2] gelegen; nun liegt aber Armenien nicht im Osten, sondern im Norden der arabischen Wüste, wo Moses schrieb. Sodann verlegen die Traditionen der Völker übereinstimmend das Paradies in die gleiche Gegend, wo nach der Sündfluth die Arche landete: es war dieß aber wiederum nicht Armenien, sondern das centralasiatische Bergland, nicht der armenische Ararat, sondern ein weiter östlich gelegener Ur-Ararat. Sagt uns doch die Genesis (XI. 2), daß die Menschen, „von Osten her" kommend, in die Ebene von Babel gelangt seien. — Einen weiteren Grund entnimmt man dem bereits erwähnten *Gesetze der Wanderung heiliger Traditionen*. Aus ihrer ersten Heimath haben die Völker zugleich mit den ältesten Erinnerungen unseres Geschlechtes auch die denselben anhaftenden geheiligten Eigennamen mit sich auf die Wanderung genommen und dieselben in ihrer neuen Heimath *lokalisirt*. Auf eine der bedeutenderen Bergspitzen

[1] Vgl. Essai, p. 314, 311, 309.

[2] So gibt den Urtext wohl richtiger die griechische Übersetzung wieder. Dagegen Vulgata: a principio.

daselbst übertrugen sie Würde und Namen[1] des Paradies- und Sündfluthberges, auf Flüsse daselbst Würde und Namen der vier Paradiesesflüsse. Es ist das eine Thatsache, welche alle Diejenigen anerkennen, die den Traditionen der Völker eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben[2] und welche wir selbst unbedenklich einräumen. Bei mehreren Völkern nun lassen sich die verschiedenen Etappen dieser Wanderung zurückverfolgen, und wo dieses der Fall ist, führen sie auf eben jenen mittelasiatischen Gebirgsknoten als auf den Ausstrahlungspunkt der Völker zurück. Der heilige Berg der Inder, die Wohnung ihrer Götter ist der Meru; jüngere Sagen setzen ihn in den Himalaya, aber ältere Sagen verweisen ihn in Übereinstimmung mit den Traditionen der Tibetaner, Tataren, Mongolen und Chinesen in den Küenlün. Auf den Meru weisen auch μέροπες ἄνθρωποι, d. i. „die vom Meru stammenden Menschen" der Griechen zurück. Der heilige Berg der Perser war ursprünglich der Berezat oder Albordsch, er mußte jedoch später diese Würde mit den Balkanbergen südöstlich vom kaspischen Meere, mit dem Elbrus und schließlich mit dem georgischen Kaukasus theilen. Eine höchst interessante Bemerkung ist die, daß Völker, welche in ihrer neuen allzuflachen Heimath keinen der Würde eines Paradiesesberges gewachsenen Bergriesen vorfanden, ihren heiligen Berg mitunter in denjenigen Höhenzug ihrer Wanderroute zurückverlegen, der ihnen zuletzt die Aussicht auf den ursprünglichen heiligen Berg gleichsam versperrt hat. So blicken die Mongolen nach dem Thianschan, die finnischen Stämme nach dem Ural zurück. Wollten wir nun auf der Landkarte die jetzige Heimath der Finnen mit dem Ural, diejenige der Mongolen mit dem Thianschan, den Meru im Himalaya mit dem Meru im Küenlün, den georgischen Kaukasus, den Elbrus und die Balkanberge mit dem Berezat (Belortagh) durch Linien verbinden und diese Linien bis zu ihrem gemeinsamen Durchschnittspunkte verlängern, so müßten sie alle nach dem Belortagh convergiren, den wir somit als den gemeinsamen Ausgangspunkt der ältesten Traditionen, als die erste Wiege aller Völker zu betrachten hätten. Bestärkt werden wir schließlich in dieser Ansicht durch so manche, in eben jener Gegend auftauchende Anklänge an die Fluß- und Ländernamen der biblischen Beschreibung.

[1] Doch wurden diese Namen, welche alle bedeutsam waren, fast immer übersetzt oder durch Synonyme wiedergegeben.

[2] Vgl. H. Lüken, Die Traditionen des Menschengeschlechtes. Münster 1856. S. 170, 171; Lenormant, Essai p. 321 etc.

Treten wir an die Prüfung dieser Gründe heran und beginnen wir gleich mit dem letzten und wichtigsten. Ob all' die angeführten Vergleichungen von Fluß- und Ländernamen am Belortagh und Hindu-Kusch — ihre Zahl ließe sich unschwer vermehren — über jeglichen Zweifel erhaben seien, das zu entscheiden sei Anderen überlassen. Indeß, zugegeben selbst, daß einige Distrikte und Flüsse jener Gegend Namen von Distrikten und Flüssen des Urlandes tragen, was dann? ist damit etwa bewiesen, daß Eden selbst am Hindu-Kusch lag? Nichts weniger als dieß; sonst müßte ja auch der Umstand, daß Hiddekel und Prat die Namen des Tigris und des Euphrat sind, für sich allein beweisen, daß Eden im Stromgebiete dieser beiden Flüsse Vorderasiens lag. Gerade in Kraft des Gesetzes der Wanderung heiliger Namen und Traditionen beweisen solche Namens-Identitäten an und für sich nur die Möglichkeit, nicht die Thatsache, daß Eden sich da befunden habe, wo sich solche Namen vorfinden. Das Gleiche muß von dem übereinstimmenden Hinweis einer Anzahl Traditionen auf einen gemeinsamen Ausstrahlungspunkt gesagt werden. Wenn alle Traditionen der indogermanischen Völkerfamilie auf den Belortagh zurückweisen, so beweist eine solche Übereinstimmung wohl, daß wir hier die letzte gemeinsame Heimath, keineswegs aber, daß wir hier die erste Heimath aller Indogermanen zu suchen haben. Ja, wenn die Traditionen sogar aller Völker der Erde auf dieses eine Gebirge zurückgingen, so würde selbst ihr einstimmiges Zeugniß uns nur zu dem Schlusse, daß möglicherweise dort die erste Heimath unseres Geschlechtes gewesen sei, berechtigen; es bliebe eben die volle Möglichkeit bestehen, daß die Menschheit noch vor ihrer ersten Trennung den Belortagh erreicht und von hier erst sich in alle Gegenden zerstreut hätte. Aber so günstig liegt für unsere Gegner die Frage nicht. Die Übereinstimmung der Traditionen ist nichts weniger als eine allgemeine. Freilich weisen die Traditionen der indogermanischen und der mongolischen[1] Völker nach dem Gebirgsstocke Central-

[1] Die Wanderroute der einzelnen Völker jedesmal in gerader Richtung zurückzuverlängern, dürfte sich nicht empfehlen, da bekanntlich Berge, Flüsse, Seen und mehr noch Beweggründe politischer Natur sehr häufig die Völker vom geraden Wege abbringen. Oben ward von der jetzigen Heimath der finnischen Stämme in Europa, an der Ostsee und dem nördlichen Eismeere, eine Linie zum Ural gezogen und von da bis Centralasien zurückverlängert. Ziehen wir aber die Wohnstätte aller finnischen Völkerschaften, der asiatischen wie der europäischen Küste des Eismeeres entlang, in Betracht, beachten wir, wie in grauer Vorzeit Stämme, wie es scheint

asiens: aber Lenormant selbst muß zugeben, daß diejenigen der Semiten nach Armenien weisen. Wir haben also schließlich zwei Centren anstatt eines, und es frägt sich nur noch, ob wir die nach Armenien convergirenden Linien auf den Belortagh, oder diejenigen, welche sich in letzterem vereinigen, auf das armenische Hochland zurückzuführen haben. So lange wir die Frage ausschließlich vom Standpunkte der Völkertraditionen betrachten, werden wir über eine Äquiprobabilität schwerlich hinauskommen. Wir werden stets bei der bloßen Vermuthung stehen bleiben müssen: möglicherweise sind die Namen Ararat, Tigris, Euphrat in ihrer heutigen Anwendung selbst keine Autochthonen, sie sind möglicherweise mit den Semiten aus dem Osten herübergekommen; und dieses Herüberkommen der Semiten aus dem östlichen Centralasien ist selbst wieder Hypothese, wofern es nicht — was wir zu widerlegen gedenken — in der angezogenen Stelle Gen. XI. 2 ausgesprochen liegt.

Dieses führt uns zur näheren Betrachtung des Argumentes, welches aus der Lage des Strandungsortes der Arche hergeleitet wird. Diesen, heißt es, verlegen die Traditionen der Völker an eben die Stätte, wo ehedem das Paradies gestanden hatte: weil nun der Strandungsort der Arche im Gebirgslande Centralasiens liegt, so muß eben dort das Paradies gesucht werden. Der Schluß scheint uns unberechtigt. Die Neigung der Sage, die bedeutsamsten Stätten der Urheimath in der neuen Heimath zu lokalisiren, mußte, selbst in der Voraussetzung, daß das Paradies und der Landungsplatz der Arche nicht in der gleichen Gegend gelegen hätten, vielfach zur Lokalisirung beider an einem gemeinsamen Punkte führen. Die Sage geht eben mit Vorliebe auf dem hervorragendsten Berggipfel des Landes um, und die lokale Entfernung beider Stätten wäre hier für die Sage unwesentlich. Auch wir halten fest, daß der Landungsplatz der Arche in dieselbe Gegend zu verlegen ist, wo ehedem das Paradies gestanden: allein wir stützen uns hiebei auf die Angaben der Bibel selbst. Vom Standpunkte der Völkertraditionen läßt sich aus der sagenhaft überlieferten Identität beider Stätten mit nichten auf deren thatsächliche Identität ein Schluß ziehen.

Aber wie steht es mit der Behauptung, der Strandungsort der

---

finnischer Abkunft, ganz Mitteleuropa und Nordasien inne hatten, so empfiehlt sich als gemeinsamer Ausstrahlungspunkt aller dieser Völker das Kaukasusland wohl eben so gut wie der Belortagh.

Arche sei nach Centralasien zu verlegen? Man sucht den Namen Ararat aus den indogermanischen Sprachen zu erklären. Obry und Lenormant denken an Aryâ-ratha, „Wagen der Arier"; von Bohlen und Benfey an Aryâ-varta, „Wohnung der Arier". Nebenbei bemerkt Obry auch noch, es habe in Margiana, östlich vom kaspischen Meere, eine Stadt Aratta und dem Mahabharata zufolge ein Volk der Arattas gegeben: Har-Aratta oder Ararat ließe sich somit als „der Berg von Aratta" erklären. So wird denn schließlich, wiederum auf der schiefen Ebene des Prinzips von der Wanderung heiliger Namen, der biblische Ararat (Gen. VIII. 4) ostwärts zurückgeschoben, bis er im Belortagh aufgeht. — Das ist Alles recht schön; indeß gegen die vorgeschlagenen Ableitungen des Namens Ararat erhebt die Geschichte energischen Protest. Die Keilinschriften Armeniens haben die Existenz eines bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. in der Gegend des Ararat gelegenen, nicht unbedeutenden Königreiches Urarta oder Ararut außer Zweifel gesetzt, und nichts steht der Annahme entgegen, daß dieselbe noch weit über das 9. Jahrhundert zurückreiche[1]. Dieses Land Ararut ist identisch mit den Alarodiern, welche Herodot (VII. 79) in der gleichen Gegend kennt und sorgfältig von den arischen Armeniern (ebendas. 73) unterscheidet[2]. Ob ihre Sprache mit der arischen (Hincks, Mordtmann), oder der altchaldäischen (H. Rawlinson), oder der georgischen (Lenormant) näher verwandt ist, brauchen wir nicht zu entscheiden. Genug, der Name Ararat ist keineswegs erst im 7. Jahrhundert von den Armeniern importirt worden; er ist auch nicht auf irgend einem der vorgeschlagenen Wege zu erklären: nicht aus Har-Aratta, weil Land und Volk nicht Aratta, sondern Ararut hießen — nicht aus Aryâ-ratha, weil der Eigenname, wie auch sonst in ähnlichen Fällen, von Land und Volk auf den Berg übergegangen sein muß, eine Benennung wie „Wagen der Arier" aber einem Volke oder Lande nicht wohl ansteht — nicht endlich aus Aryâ-varta, „Wohnung der Arier", weil das Volk, welches in jenem Lande und in der Nähe jenes Berges wohnte, selbst wenn es arischer Abkunft war, doch nicht den Volksnamen Aryâ, sondern den Namen Ararut führte.

Kommen wir jetzt zu Gen. XI. 2: „Und es ereignete sich auf ihrer Wanderung von Osten her, da gelangten sie in eine Ebene im Lande

---

[1] Vgl. F. Lenormant, Lettres assyriologiques, tome I., lettre II. Paris 1871.

[2] Vgl. H. Rawlinson, in G. Rawlinson's History of Herodotus, book VII. Essay III. London 1862.

Sennaar und ließen sich daselbst nieder." Schließt dieser eine Vers nicht jeden Gedanken an eine armenische Herkunft der Noachiden aus? Wir erwiedern diese Frage mit einer Gegenfrage: Welche Wanderroute vom Ararat zur Ebene von Babel, fragen wir, empfahl sich besser für das mit Weib und Kind und mit zahlreichen Heerden einherziehende Nomadenvolk der Noachiden, als eben diejenige, welche dasselbe zuerst ostwärts die üppigen Thäler des Aras und des Kur entlang, dann südwärts durch die fruchtbaren Gefilde von Adzerbeidschan und Irak-Adschemi und weiter, die Salzwüste von Khorasan zur Linken lassend, durch die wald- und wiesenreichen Längenthäler Kurdistans geleitete, bis sie dasselbe schließlich, westwärts einbiegend, durch das alte Völkerthor, den Paß von Kermandschah, in das Tiefland von Sennaar herabführte, welche dasselbe somit „von Osten her" kommend erreichte? Ein Blick auf die Karte Vorderasiens und auf die geographischen Verhältnisse Armeniens wird genügen, um uns hievon zu überzeugen. Die Gebirge im Süden dieses Landes folgen durchgängig der Richtung von Ost nach West und bilden so eine Reihe natürlicher Vormauern, durch welche Euphrat und Tigris sich mühsam ihren Weg erzwungen haben. Man braucht bloß die Berichte neuerer Reisender, z. B. eines Layard, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß nicht dieses der Weg war, welchen ein Hirtenstamm einschlagen mußte, dem es vor Allem um gute, sichere Weiden für seine Heerden zu thun war. Ebenso wenig empfahl sich der Weg nach Westen, der durch das Schluchtengewirr des Antitaurus schließlich auf die rauhe Hochebene Kleinasiens mündete. Nach Osten hingegen öffneten sich die Thäler, gingen die Gebirge sanft in die Hochebene über; nach Osten lockten den Hirten üppige Weidetriften. Eben dahin gelangte er, wenn er zuerst nach Norden sich wandte und dann, durch die Felsenmauer des Kaukasus an weiterem Vordringen gehindert, ostwärts in das breite, fruchtbare Araxthal einbog.

Dieser weite Weg ward freilich nicht an einem Tage zurückgelegt. Gen. X. 25 erfahren wir, wie Phaleg (von palag, trennen) seinen Namen dem Umstande verdanke, daß zur Zeit seiner Geburt die Zerstreuung der Völker vor sich ging. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß auch die Namen seiner beiden nächsten Vorgänger in ähnlicher Weise bedeutsam sein dürften: Sale heißt „Aufbruch", Heber „Übergang". Die Geburtsjahre von Sale und Heber fallen vielleicht mit den zwei wichtigsten Momenten der Noachiden-Wanderung zusammen, mit dem Momente des „Aufbruches" aus der Urheimath und dem Mo-

mente des „Überganges" über den Tigris, d. h. des Einzuges in die neue Heimath; sie würden die Dauer der Wanderung auf ungefähr 30 Jahre (Gen. XI. 14) festsetzen. Das Leben der ersten nachsündfluthlichen Patriarchen wäre demnach jenem nicht unähnlich gewesen, welches die drei großen Patriarchen Israels später führten: als Fremdlinge durchzogen sie das Land und schlugen bald hier, bald dort ihr unstätes Zelt auf; auch sie hatten keine feste Heimath hienieden, sondern sahen gläubig der Erfüllung der Verheißungen entgegen (Hebr. XI.). Die hl. Schrift, weil Heilsgeschichte, meldet uns bloß dasjenige, was heilsgeschichtlich bedeutsam ist: sie glaubte hier ihrem Zwecke zu genügen, indem sie uns mit nur einem Worte jene mühsamen Wanderungen der Patriarchen andeutete — mit dem Worte: „von Osten her".

So erübrigt uns denn schließlich nur noch, an der Hand der biblischen Paradieses-Beschreibung selbst eine Bestimmung der Lage des Paradieses zu versuchen. Die Genesis bietet uns hiefür folgende Anhaltspunkte: 1) Das Paradies wurde von einer Quelle bewässert, die sich in vier Flüsse theilte; 2) diese vier Flüsse sind der Phison, der Gehon, der Euphrat und der Tigris; 3) drei dieser Flüsse stehen in Beziehung zu den Ländern Hevila, Kusch und Assur; 4) das Land Hevila ist durch kostbare Produkte gekennzeichnet; 5) im Osten des Landes Eden lag das Land Nod, wohin sich Kain zurückzog (Gen. IV. 16).

Was das erste der hervorgehobenen Momente betrifft, so geben Alle entweder ausdrücklich oder stillschweigend zu, daß in dem ganzen hier überhaupt in Betracht kommenden Ländercomplex nirgendwo heutzutage vier größere Ströme aus einer gemeinsamen Quelle hervorgehen. Lenormant sucht sich mit der Bemerkung zu trösten, der Hindu-Kusch „sei diejenige Stelle auf Erden, von der sich noch am wahrsten sagen lasse, es gehen hier vier Flüsse aus einer Quelle hervor" (Essai p. 308), ein Trost, der darum hinfällig ist, weil sich dieß eben auch von dieser Stelle in Wahrheit nun einmal nicht sagen läßt. Noch übler hilft sich Storch[1] mit dem Bemerken aus der Verlegenheit, „der hl. Geist knüpfe eben seine erleuchtende Kraft an die vorhandene Geistesfähigkeit des begnadigten Schriftstellers an", und so sei Moses dazu gekommen, Nil und Ganges mit Euphrat und Tigris[2] aus einer gemeinsamen

[1] Im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, 1849, s. v. Eden.

[2] Durchaus befremdend muß es erscheinen, wenn für diese und ähnliche Erklärungen die Auktorität gewisser Kirchenväter in's Feld geführt wird. Zu beherzigen

Quelle herzuleiten. Eine solche Erklärungsweise ist mit dem Begriffe der katholischen Inspiration schlechthin unvereinbar. Moses gibt hier keine, aus der bei ihm „vorhandenen Geistesfähigkeit" hervorgegangene geographische Anschauungen zum Besten, sondern bis in die ältesten Zeiten zurückreichende traditionelle Erinnerungen. Diese Erinnerungen fußen auf der Thatsache, daß factisch der eine Paradiesesstrom sich in vier Flüsse theilte, welche von ihren Anwohnern mit den mehrerwähnten Namen benannt wurden. Zudem war die bei Moses „vorhandene Geistesfähigkeit" eine über das gewöhnliche Maß seiner Zeitgenossen weit hinausgehende. Daß Alexander, da er am Indus Krokodile sah, den Nilquellen auf die Spur gekommen zu sein vermeinte, mag einem Jupiterssohne nachgesehen werden, keinesfalls aber dem Gesetzgeber der Juden, der zu einer Zeit, wo das Land Kusch dem Pharaonenreiche dauernd einverleibt war, in aller Weisheit der Ägypter unterwiesen ward. Die einfachste Erklärung der uns beschäftigenden Schwierigkeit bleibt immer noch diejenige Calmets: „Es könnten ja jene vier Flüsse bei Anlaß der Sündfluth von einander getrennt worden sein und es dürfe Niemanden Wunder nehmen, wenn nach Verlauf so vieler Jahrhunderte manche vordem vereinigte Flüsse ihren Lauf verändert und ihre Einheit eingebüßt hätten." Gewiß hätte auch der gemeinsame Quellstrom, falls er zur Zeit der Abfassung unseres Abschnittes noch existirte, einen Namen gehabt, welchen uns mitzutheilen der Beschreiber des Paradieses nicht verabsäumt hätte.

---

wäre hier der Ausspruch des hl. Augustinus (De peccato originali, lib. II. c. 23), die Frage nach der Beschaffenheit und nach der Lage des Paradieses, worein Gott den Menschen, den er aus Staub gebildet hatte, versetzte, sei keine Glaubensfrage. In der That ist die Frage zunächst eine geographische und ist von den Kirchenvätern nach Maßgabe ihrer noch unvollkommenen geographischen Vorstellungen erörtert worden. Wenn sie speciell den Nil unter die Paradiesesflüsse setzen, so folgen sie einfach in Ermangelung eines Besseren einer zur Zeit bei den Juden (vgl. Joseph. Ant. I. 1. 3) gangbaren Meinung, welche selbst wieder durch die Septuaginta mag veranlaßt worden sein. Letztere sagt zwar mit keiner Silbe, daß der Gehon Edens der Nil sei, sie setzt aber in der vom Nil handelnden Stelle, Jer. II. 18, abweichend vom hebräischen Texte den Namen Gehon ein. Was folgt daraus? Höchstens so viel, daß der Nil neben anderen Namen auch den Namen Gehon geführt habe, oder daß — wenn man lieber will — der Name eines der paradiesischen Flüsse auf den Nil übergegangen sei, ähnlich wie vielleicht derselbe Name als Djihun oder Sihun auf den Orus oder den Jaxartes übertragen ward. Da nun obendrein der Nil dasjenige Land bewässert, welches bestimmt war, für alle folgenden Zeiten das „Land Kusch" zu sein und zu heißen, was Wunder, wenn die Juden auf die Meinung verfielen, der Nil sei eben der Gehon der Genesis?

Ebenso wenig gewähren uns, vorderhand wenigstens, die Produkte des Landes Hevila einen zuverlässigen Anhaltspunkt. Denn einmal sind die hier in Betracht kommenden Gebirgssysteme in mineralogischer und anderer Beziehung noch lange nicht hinreichend erforscht, und ist folglich der Umstand, daß dieses oder jenes Produkt bis jetzt in einem derselben noch nicht nachgewiesen wurde, von keiner entscheidenden Bedeutung; sodann dürfte aus dem jetzigen Nichtvorhandensein der fraglichen Mineralien noch keineswegs deren einstiges Nichtvorhandensein gefolgert werden, da deren Lager durch fortgesetzte Ausbeute längst erschöpft sein können; endlich wissen wir bis zur Stunde nicht, welches Pflanzenprodukt wir uns unter dem bdellium und welchen kostbaren Stein wir uns unter dem lapis onychinus zu denken haben. Ersteres dürfte wohl mit dem budilchu der Keilinschriften identisch sein[1], welches als Tribut einmal des Königs Jehu von Israel, das andere Mal des Königs der Suhiten, eines Volkes am mittleren Euphrat oder in Armenien, aufgeführt wird. Aus der Bemerkung, „das Gold des Landes Hevila sei vorzüglich gewesen", den Schluß ziehen, daß Hevila das vorzüglichste dem Alterthum bekannte Goldland sein müsse, scheint uns verfrüht. Da müßten wir vorerst doch den geographischen Horizont des Verfassers dieser Bemerkung kennen und dann erst einen Entscheid fällen, welchem Goldlande innerhalb dieses Horizontes der Ehrenpreis gebühre.

Die Erwähnung der Länder Hevila, Kusch und Assur in der Paradieses-Beschreibung betreffend, ist zu beachten, daß die verschiedenen von Noe stammenden Völker in ältester Zeit mehrfach ihre Wohnsitze gewechselt haben. So gelangte Kusch von Babylonien und Chaldäa, wo Nimrod geherrscht hatte, über Arabien in seine definitive Heimath Äthiopien; Assur ging von Babel aus. Aber auch Babel selbst war keineswegs die erste Heimath dieser Völker gewesen: sie waren, wie wir nach dem oben Gesagten annehmen dürfen, aus Armenien über Medien und Kurdistan von Osten her in Mesopotamien eingewandert. Ländernamen wie die eben erwähnten mochten also zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen Landstrichen zukommen, und ehe wir sie irgend welchem bestimmten Gebiete zuweisen, müssen wir vorerst wissen, wann und wo unsere Beschreibung des Landes Eden verfaßt wurde.

Aber wie? Ist denn nicht Moses der Verfasser derselben? Allerdings hat Moses sie seiner Genesis einverleibt, dennoch scheint sie uns

[1] Layard, Inscriptions, pl. 98. l. 2 4, vgl. pl. 44. l. 24.

in ihrer jetzigen Gestalt vormosaischen Ursprunges zu sein. Dieß folgern wir aus dem einen Umstande, daß von einem der Flüsse Edens gesagt ist, er durchfließe das Land Kusch. Unter dem „Lande Kusch" konnten Moses und die Israeliten seiner Zeit nur ein einziges Land verstehen, dasjenige Land, welches sie in Ägypten allezeit und ausschließlich das Land Kusch hatten nennen hören, Äthiopien — und Äthiopien kann nun einmal in unserer Beschreibung nicht gemeint sein, weil der Gehon nicht der Nil sein kann: es kann der Nil mit keinem einzigen der anderen Flüsse, die hier überhaupt in Betracht kommen, jemals ein gemeinsames Quellland gehabt haben. Unsere Beschreibung in ihrer jetzigen Gestalt ist aber andererseits doch postdiluvianischen Ursprunges, wie das Vorkommen der Namen Hevila, Kusch und Assur bekundet, welche sämmtlich Noachiden eigen sind. Unter den Noachiden, deren Namen uns die Genesis aufbewahrt hat, führten zwei den Namen Hevila: der eine ein Sohn des Kusch (Gen X. 7), der andere ein Sohn des Semiten Joktan (Gen. X. 29). Jedenfalls also reicht unsere Beschreibung nicht über den älteren Hevila, einen Urenkel Noe's, zurück. — Wo wurde sie geschrieben? Wir glauben behaupten zu dürfen: am Euphrat. Der Euphrat ist der einzige der vier Ströme, welchem keine nähere Bestimmung beigegeben ist; er war offenbar dem Beschreiber und denjenigen, für die seine Beschreibung zunächst berechnet war, sattsam bekannt; daß mit den Namen Euphrat und Tigris jene beiden Flüsse bezeichnet sind, welche jederzeit diese Namen geführt haben, und nicht irgend welche andere mehr ostwärts gelegene, darf nicht bezweifelt werden. Im Quellande jener beiden Flüsse war die Arche stille gestanden; in dem von ihnen bewässerten Tieflande hatten die Noachiden sodann eine zweite Heimath gefunden; nur diese beiden Ströme konnte ein Noachide im Auge haben, wenn er sagte: „Das ist der Euphrat, das ist der Tigris." — Indessen nicht am unteren Euphrat, etwa in Babel, ward unsere Beschreibung verfaßt; denn nachdem die Noachiden in diese Gegend eingewandert waren (Gen. XI. 2), ließen sich die Kuschiten im Mündungsgebiete der beiden Ströme, nicht aber an einem dritten Flusse Gehon nieder, der mit jenen beiden einen gemeinsamen Quellort gehabt hätte. Und so sehen wir uns denn, als an den Entstehungsort unserer Beschreibung, zurückversetzt an die Wiege der postdiluvianischen Menschheit, in das armenische Bergland. In nächster Nähe entspringen hier einerseits der Frat (der westliche Quellfluß des Euphrat), der Aras und der Phasis, andererseits der Murad (der östliche Quellfluß des

Euphrat) und der Tigris, der selbst wieder aus zwei Quellströmen, die sich bei Tilleh oberhalb Djezireh vereinigen, gebildet wird. Nähmen wir den östlicheren von beiden als denjenigen Strom an, der Assurs erste Heimath begrenzte, so verlöre zugleich eine Schwierigkeit, auf welche unsere Gegner sich nicht wenig zu gute thun, jeden Schein von Wahrscheinlichkeit. Die hl. Schrift scheint zu sagen, „der Tigris fließe im Osten von Assur", während doch unser Tigris im Westen Assyriens fließt. „Es ist das ein Kapitaleinwand," ruft Obry (p. 131) aus, „an dem die gelehrtesten Exegeten gescheitert sind." Die Exegeten waren bisher, nach dem Vorgange der Septuaginta, der Ansicht, der hebräische Ausdruck, welcher für gewöhnlich „im Osten" bedeute, könne hier wohl mit „vor" übersetzt werden, es heiße somit bloß, der Tigris fließe an Assur vorbei. Nehmen wir nun an, daß die erste Heimath Assurs (nicht: Assyrien!) zwischen dem Murad und dem östlichen Quellstrome des Tigris, in den Gebirgen Armeniens sich befunden habe, dann können wir auch jenen hebräischen Ausdruck in seiner gewöhnlichen Bedeutung nehmen und den Tigris im Osten von Assur fließen lassen. — Nehmen wir weiter an, der an einem der beiden Quellflüsse des Euphrat wohnende Beschreiber habe in seiner Aufzählung der vier Flüsse die lokale Aufeinanderfolge inne gehalten, so haben wir den Phison im ähnlich lautenden Phasis, den Gehon im Aras oder im Kur vor uns. — Und nun das Paradies selbst? Es lag „im Osten" des Beschreibers (Gen. II. 8), im Osten also des obern Euphrat: Alles weist uns auf das Plateau von Erzerum und auf die Araratkette hin. Dort muß der Wonnegarten gestanden haben. Gegenwärtig freilich bilden mächtige, unwegsame Gebirgszüge die Stromscheide zwischen den einzelnen Flüssen; aber dem braucht nicht allezeit so gewesen zu sein. Gewaltige Katastrophen, deren Charakter wir nicht genauer erforschen wollen, mögen hier die Gestaltung der Erdkruste durchgreifend verändert und einst Geeintes auseinandergerissen haben. — Und schließlich der „Quellfluß" selbst, der zuerst den Garten bewässerte und sich sodann in vier Ströme theilte, wie haben wir uns ihn zu denken? Das hebräische Wort ist dehnbar und bedeutet überhaupt ein fließendes Wasser. Wie ging die Bewässerung vor sich? Umfloß der „Strom" das Paradies als eine Insel, oder durchströmte er dasselbe? Aber in letzterem Falle wäre ja das Paradies in zwei getrennte Hälften zerrissen worden, da eine Wassermasse, welche im Stande war, vier Flüsse zu speisen, jedenfalls bedeutend sein mußte. Ferner hatte der Garten doch einen bestimmten

Umfang; wodurch war die Grenzlinie zwischen demselben und dem übrigen Lande Eden erkennbar? Die einfachste Antwort auf alle diese Fragen läge wohl in der durch manche Traditionen befürworteten Annahme, es sei das Paradies eine Insel gewesen, gelegen in Mitte des von den Zuflüssen der umliegenden Berge gespeisten und zu einem See erweiterten paradiesischen Quellflusses, dessen Wasserreichthum sodann in die vier Paradiesesströme sich ergoß. Es wäre das ähnlich dem, was, wenn wir Baker Glauben schenken dürften, im Quellengebiete des weißen Nil sich heute noch wiederholen würde. Hier liegt (nach Baker) in einer Höhe von etwa 3900 Fuß der durch die Zuflüsse der Schneeriesen Centralafrika's gespeiste, wenigstens 1400 Quadratmeilen fassende Victoria-Nyanza, welcher in drei, später sich wieder vereinigenden Strömen seinen Abfluß findet.

Eine nicht zu verachtende Bestätigung ergibt sich für unsere Schlüsse aus der muthmaßlichen Lage des Landes Nod. Lenormant selbst ist es, der uns hier das Material in die Hand gibt[1]. Die Angabe der Genesis, daß im Lande Nod Tubalkain die Bearbeitung von Eisen und Erz (letzteres bekanntlich eine Mischung von Kupfer und Zinn) erfand, gibt ihm Veranlassung zu folgenden geistreichen Betrachtungen.

„Eisen findet sich reichlich fast überall auf der Erdoberfläche, man hätte also fast überall mit dessen Bearbeitung den Anfang machen und die Schmelz- und Schmiedekunst erfinden können. Kupfer kommt schon etwas seltener, aber immerhin noch an sehr vielen Orten vor .... Zinn dagegen findet sich nur an wenigen Punkten der Erdoberfläche, die genau bekannt und bald aufgezählt sind. Nun ist es aber einleuchtend, daß die erste Darstellung des Erzes in einem Lande vor sich gehen mußte, wo Zinn- und Kupferlager sich nahe bei einander fanden, und wo der Mensch, nachdem er auf die Mangelhaftigkeit von Werkzeugen aus reinem Kupfer aufmerksam geworden, ganz von selbst auf den Gedanken verfallen konnte, eine Zusammenschmelzung jener beiden Metalle zu versuchen. Später erst, als die Vortheile des Erzes zur Genüge erprobt und das beste Mischungsverhältniß ermittelt war, begann man das Erz auch an solchen Orten darzustellen, wo sich bloß das Kupfer vorfand und wohin man das Zinn aus größerer Entfernung herbeischaffen mußte. Dieses vorausgeschickt, sehen wir uns nun nach denjenigen Ländern um, wo sich das Zinn vorfindet. Zunächst bleiben außer Betracht die reichen Zinnlager China's und Hinterindiens, die ganz außerhalb der Actionssphäre der Metallurgie Tubalkains und außerhalb der antiken Welt lagen; desgleichen die Zinnlager von Banca, die selbst bis in's erste Jahrhundert unserer Zeit-

[1] Les premières civilisations, tome I. p. 126 etc. Paris 1874.

rechnung in Indien unbekannt blieben, da nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des griechischen Periplus Indien gleich Südarabien damals all' sein Zinn über Alexandrien aus Großbritannien bezog. Und wer wollte auch auf Banca und Malacca die Wiege der Metallurgie West- und Mittasiens und Europa's suchen gehen? Auch die Minen des Berges Mewar in Indien haben eine allzu excentrische und östliche Lage und werden durch den Periplus ausgeschlossen, zu dessen Zeit sie noch immer unbeachtet geblieben waren. Das Alterthum kannte nur drei Hauptfundgruben des Zinnes, welche es zu verschiedenen Zeiten ausbeutete: Großbritannien, das kaukasische Iberien und den Paropamisus. Ersteres Land können wir auch noch bei Seite setzen; seine Minen erschlossen sich erst dann, als die Phönizier dessen Küsten heimsuchten. So bleibt uns denn die Wahl zwischen den Zinnlagern des kaukasischen Iberiens und denjenigen des Paropamisus. Beide wurden mit Eifer ausgebeutet noch lange, ehe die Phönizier ihre Fahrten nach den Zinninseln (den Sorling-Inseln nahe bei der Südwestspitze von England) begannen. Im heutigen Georgien finden sich Spuren einer Ausbeutung der Zinnlager in fernster Vergangenheit, und da die griechischen und lateinischen Schriftsteller aus der Kaiserzeit und Moses von Khorene mit keiner Silbe einer Gewinnung des Zinnes bei den Iberen ihrer Zeit Erwähnung thun, so sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß jene ehedem so stark betriebenen Bergwerke bereits zur Zeit der Entstehung des Christenthums aufgegeben waren ..... Was das Zinn des Paropamisus betrifft, so hat man im Gebiete von Bamian, so recht im Herzen des Hindu-Kusch, Zinnlager und an ihnen die Spuren einer seit Jahrhunderten aufgegebenen Ausbeutung gefunden. Wir würden im Zweifel bleiben, ob wir den Minen Iberiens oder denjenigen des Paropamisus die Auszeichnung zuerkennen sollen, die Wiege der Metallurgie gewesen zu sein, sowie ja die Wissenschaft selbst lange unschlüssig geblieben ist, ob sie im Kaukasus oder im Belortagh die erste Heimath des Menschengeschlechtes zu suchen habe: würden nicht eben jene Gründe unsere Wahl entscheiden, welche die Meister der neueren Wissenschaft bestimmt haben, den Belortagh und das Hochland von Pamir als die erste Wiege unseres Geschlechtes zu begrüßen." [1]

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser mit regem Interesse den Schlüssen des französischen Archäologen gefolgt sind: seinen Schlußsatz vermögen wir nicht zu unterschreiben. Ist auch die absolute Lage der Länder Eden und Nod in der Genesis nicht mit voller Bestimmtheit angegeben, so besteht doch über deren relative Lage kein Zweifel: Nod lag im Osten von Eden. Sobald uns daher für beide Länder nur zwischen Armenien und dem centralasiatischen Gebirgslande die Wahl

[1] Letztere Worte enthalten einen offenbaren Hinweis auf Renan, der sich eben derselben bedient hat, und ist somit wohl dieser Gelehrte in erster Linie unter den „Meistern der neueren Wissenschaft" gemeint.

gelassen ist, sind wir gezwungen, hier das Land Nod, dort das Land Eden zu suchen. Eden und Nod erscheinen in der Genesis als zwei durchaus von einander verschiedene Länder, nicht als zwei Kantone des nämlichen Gebirgslandes: Eden ein üppiges Weide- und Ackerland, Nod eine unfruchtbare Steppe. Wollte man Letzteres nach Armenien versetzen, so wäre Ersteres weiter westlich, in Kleinasien oder Europa zu suchen; verlegt man dagegen Eden in den Gebirgsstock Centralasiens, so wird man Nod und die Essen Tubalkains weiter nach Osten, nach Tibet oder China rücken müssen, was Lenormant selbst für unthunlich hält: es bleibt somit für das Paradies kein anderer Platz als Armenien.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Recensionen.

Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien, die „katholischen Herrscher" Spaniens. Von **R. Baumstark.** (Sammlung historischer Bildnisse. II. Serie. 10. Bdchn.) Freiburg, Herder. 1874. 12°. VIII u. 212 S. Preis: *M.* 1.80.

Philipp II., König von Spanien. Von **R. Baumstark.** Freiburg, Herder. 1875. 12°. VIII u. 254 S. Preis: *M.* 2.—

Die zweite Serie der von der Herder'schen Verlagshandlung herausgegebenen Sammlung historischer Bildnisse besteht fast durchgehends aus Lebensbildern solcher Männer, die auf der politischen Schaubühne eine hervorragende Rolle gespielt haben. So hat man in den zehn Bändchen dieser Serie bereits ein ziemlich ansehnliches Stück Weltgeschichte. Es würde zu weit führen, alle zu besprechen, allein auf die hervorragenderen wollen wir doch aufmerksam machen. Nicht bloß zu den thätigsten, sondern vor Allem auch zu den tüchtigsten Mitarbeitern dieser Sammlung gehört unstreitig Herr R. Baumstark. Sowohl was die Gründlichkeit des Studiums und die frische, lebendige Auffassung des Stoffes, als auch was die populäre und dabei geschmackvolle Darstellung betrifft, dürfte ihm wohl unter seinen Mitarbeitern die Palme zuerkannt werden. In der zweiten Serie haben ihn drei Bändchen zum Verfasser: das erste, Daniel O'Connell, welches bereits in zweiter Auflage erschienen ist und früher von uns besprochen wurde (1873. V. S. 589), das dritte, Kaiser Leopold I., welches wir in einem der nächsten Hefte zu besprechen gedenken, und das zehnte, Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien, über welches wir heute einige Worte

sagen möchten. Wir wollen damit zugleich die Anzeige einer anderen Schrift des nämlichen Verfassers verbinden (Philipp II. von Spanien), welche zwar nicht in die Sammlung historischer Bildnisse aufgenommen, aber sowohl dem Stoffe als der Form nach denselben sehr nahe verwandt ist.

I. Einen schwierigen aber interessanten Gegenstand hat sich der berühmte Verfasser in „Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien" ausgewählt. Die Schwierigkeit der Behandlung desselben liegt besonders in dem reichlich sich andrängenden Stoff einer- und den verhältnißmäßig engen Grenzen anderseits, welche ein mäßiges Bändchen nicht überschreiten dürfen. Bekanntlich ist es viel schwerer, einen großen Stoff auf engem Raum so zu behandeln, daß er weder zu trocken und dürftig, noch zu lückenhaft ausfällt, als wenn volle Freiheit hinsichtlich der Ausdehnung gestattet ist. Mit kundiger Hand hat Herr Baumstark diese Schwierigkeiten bewältigt und ein Lebensbild geliefert, welches nach Inhalt und Form allen gerechten Anforderungen durchaus entspricht.

Es wird nicht leicht sein, einen schöneren weiblichen Charakter auf dem Throne zu entdecken, als Isabella. Ihrem Gemahl an Tiefe und Würde der Seele und an Reinheit des Strebens weit überlegen, war es vorzüglich eine innige und gläubige Religiosität, welche all' ihr Handeln und Thun bestimmte und ihren großen natürlichen Anlagen eine Weihe verlieh, die sie zu allen edlen und erhabenen Idealen tüchtig machte. Deßwegen tragen ihre Regierungshandlungen so entschieden das Gepräge eines weitaussehenden, nur auf hohe und würdige Ziele gerichteten Geistes, der die zeitliche Wohlfahrt der ihr untergebenen Völker zwar stetig im Auge behält, aber dabei stets deren religiöses und ewiges Wohl über Alles stellt. „In ihrem Wesen zeigte sich in schönster Harmonie jene Mischung orientalischer Phantasie und Schwärmerei mit gothischer Bedächtigkeit und Gemessenheit, welche in Folge des vieljahrhundertlangen Zusammenlebens mit einem mohammedanischen Volke die eigentliche Grundlage des spanischen Nationalcharakters geworden ist. Gerade deßhalb war aber auch Isabella der allgemein verehrte Liebling ihres Volkes, weil dieses in seiner Königin sein eigenes Wesen wie in einem verschönernden Zauberspiegel erblickte." Diese Königin ist es nun, welche der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe in ihren Thaten und ihren Vorzügen schildert, so daß der Leser unvermerkt von Hochachtung gegen dieselbe eingenommen wird.

Ihr zur Seite steht Ferdinand, gesund zwar, tüchtig, kraftvoll, aber auch durchtrieben, sparsam bis zum Geize und unter Umständen zurückhaltend bis zur Ränkesucht. Auch er hätte ein großer Herrscher sein können, mehr jedoch in der niederen Sphäre eines gewandten, geriebenen Staatsmannes, dessen Blick nur auf das zunächst Praktische und Nützliche gerichtet ist, ein nüchterner Verstand, dem das Hohe und Ideale als Unklugheit und Schwärmerei erscheint. Neben Isabella jedoch ist jedenfalls sein Glanz beträchtlich bleicher, um so mehr, als er in seinem ganzen Wesen nicht einen Magnet wie sie besaß, der die Herzen und Gemüther anzieht und fesselt. Beide waren aber katholisch gläubig bis in's innerste Mark ihrer Seele. Reinerhaltung des Glaubens und Ausbreitung der katholischen Lehre und Kirche waren daher stets eines ihrer

höchsten Ziele. Deßwegen hat aber auch dieses Monarchenpaar Großes geleistet, in Niederwerfung der früheren heillosen Günstlingswirthschaft, in der inneren Neugestaltung des Landes, in der Hebung der Finanzen (die sich in 30 Jahren verdreißigfachten) ohne Mehrung des Steuerdruckes, in der Erweiterung der Monarchie durch die Eroberung von Granada, Neapel, durch die Entdeckung von Amerika ꝛc. (und das Alles ohne militärischen Despotismus), in der Vermehrung des öffentlichen Wohlstandes, in der Handhabung fester Gerechtigkeit gegen Hohe und Niedere in gleichem Maße, in der Erzeugung einer solchen allgemeinen Zufriedenheit, daß die ganze christliche Bevölkerung nach wenig Jahren ein Herz und eine Seele zu haben schien. Man sieht, es ist in diesen katholischen Monarchen noch viel Stoff vorhanden, woraus auch neuere Staatsmänner lernen könnten, deren Hauptweisheit darin zu bestehen scheint, „in kurzer Zeit ein großes blühendes Land von einem Ende zum anderen mit Zwietracht, Haß und wüstem Geschrei zu erfüllen." Der Verfasser hat alle genannten Gegenstände mit umfassender Sachkenntniß, tiefem Verständniß und großer Klarheit behandelt. Wir machen besonders aufmerksam auf die hochpoetische Schilderung des Kampfes um Granada, auf die Darstellung der spanischen Inquisition und auf das Charakterbild des großen Staatsmannes Ximenes. Die Leser werden mit nicht weniger Nutzen als Befriedigung Isabella und Ferdinand kennen lernen.

Schließlich jedoch können wir nicht verhehlen, daß wir einzelnen Ideen des Herrn Verfassers nicht beistimmen möchten. Wir heben nur eine hervor; sie hat Beziehung auf die ältere castilische Thronfolge und mittelbar auf Don Carlos, folglich ist sie zeitgemäß. Die Sache, die wir hier im Auge haben, gipfelt in dem S. 26 ausgesprochenen Satze: „Die weibliche Thronfolge wurde als damaliges (1474) unzweifelhaftes Recht Castiliens anerkannt." Es ist bekannt, daß nach dem altcastilischen Gewohnheitsrecht: 1. Weiber in gewissen Fällen den Thron erben konnten; 2. daß sie aber bis auf Isabella nie für regierungsfähig gehalten wurden. Schon sechs- (eigentlich vier-) mal war der Fall weiblicher Erbfolge früher eingetreten, aber jedesmal war die Regierung sofort an den Mann oder den Sohn übergegangen; deßwegen figurirt in der Reihe der castilischen Herrscher keine Elvira, Urraca, Berengaria u. s. f. Genanntes Erbrecht ist aber der Grund, weßhalb die castilische Thronfolge nicht salisches Recht genannt werden kann, denn dieses schließt die Weiber von Erbe und Regierung aus; 3. waren die Frauen erst nach dem Abgang aller männlichen Nachkommen der Königsfamilie erbfähig[1]. —

[1] Wir wissen wohl, daß dieser letzte Punkt auf einige Schwierigkeiten stößt, aber keine ist sehr ernsthaft, als nur die Succession des hl. Ferdinand III. in Castilien 1217, der von seiner Mutter Berengaria erbte, während nach obigem Grundsatz das Reich nicht ihm und nicht der Mutter, sondern seinem Vater Alfons IX., König von Leon, dem nächsten Agnaten, gehört hätte. Wenn man aber bedenkt, daß bloßes Gewohnheitsrecht in der Anwendung selten die Sicherheit des geschriebenen Gesetzes erlangt, Verletzungen desselben also weder unmöglich noch selten sind, — daß wir nicht wissen, ob bei der Trennung zwischen Castilien und Leon nicht eine Todtheilung statt-

Isabella ist nun in der That eine Ausnahme von diesen Regeln, einmal indem sie wirkliche Königin war und als solche Isabella I. heißt; aber auch ihr Gemahl war König in Castilien als Ferdinand V., während er in Aragonien als zweiter zählte. Darin sehen wir aber ferner einen Beweis, daß die Erbfolgefrage praktisch umgangen, theoretisch nicht gelöst wurde. Ferdinand nämlich hatte außer dem genannten Gewohnheitsrecht, wonach die Frauen die Regierung an ihre Männer vererbten, noch einen anderen persönlichen und näher liegenden Anspruch auf die castilische Krone. Die Großväter Ferdinands und Isabella's waren Brüder und der gemeinschaftliche Stamm war daher nur drei Grade entfernt; der wahre Erbberechtigte war also Ferdinand, nicht Isabella. Dieser Consequenz stellten sich aber der castilische Nationalstolz, die ungemeine Popularität Isabella's, die berechnende Selbstsucht einiger Großen und die eigennützige Spitzfindigkeit mancher Rechtsgelehrten entgegen; kurz, man ahnte Unruhen in den ohnehin zerrütteten Reichen Spaniens. Um diesem Unheil zu entgehen, trieb Ferdinand, auf den Rath Isabella's, sein Recht nicht auf die Spitze; hatte er ja doch das ganze Herrscherrecht und alle Attribute eines wahren Königs, die ihm Isabella nicht bestritt; deßwegen ließ er es zu, daß auch Isabella Königin genannt wurde und war. Daß dieses die Rechtslage und der Hergang der Sache ist, bestätigt die Erzählung bei Mariana[1].

II. Noch weit größeres Interesse als das vorhergehende Werk bietet, für deutsche Leser wenigstens, das nachfolgende vom selben Verfasser über Philipp II. von Spanien. Bei diesem Namen wird freilich jede zarte Culturdame und jeder richtige Reichsfreund von pflichtmäßigem Grausen durchrieselt; denn einen gräßlichen Ruf haben protestantische Federn und katholische Nachbeter diesem bestverleumdeten Monarchen gemacht, der in Spanien „der Gütige, der Weise" hieß. Herr Baumstark will uns zwar versichern, auch er stehe demselben ziemlich fern und kalt gegenüber und er könne sich nicht mit Vorliebe in ihn hineindenken; das wird ihm aber schwerlich jeder Leser auf's Wort glauben. Daß das Büchlein in schöner Sprache, in fesselnder und belebter Darstellung geschrieben ist, braucht nicht erst bemerkt zu werden, es

---

gefunden hat, — daß der Vater der Berengaria sein Land testamentarisch an Ludwig IX. von Frankreich, den Sohn der jüngeren Tochter, vermacht hatte, dem eine starke Partei anhing, — daß die Castilier dem König Alfons IX. von Leon abhold waren, — daß dieser endlich zur Wahrung seiner Rechte gegen den eigenen Sohn die Waffen ergriff, so darf man in der Thronfolge Ferdinands weit eher ein von der klugen Berengaria gewähltes Auskunftsmittel, als einen Beweis für das höhere Recht der Frau der geraden Linie vor dem Manne der Seitenlinie erblicken.

[1] Diesem fügen wir noch die Worte des gelehrten Rathes Philipp' II., Ludwig de Molina († 1603), bei: Sciendum est controversum satis fuisse, utrum Ferdinandus an Isabella regni Castellae verus et legitimus esset haeres. In ea autem ambiguitate Ferdinandus non dubitavit, Castellae insignia, tanquam sua legitima et haereditaria, non ab uxore accepta praeferre. (De Hispan. primogen. orig. et natura l. II. c. 14. n. 43.)

versteht sich dieses bei Herrn Baumstark ja gewissermaßen von selbst; aber das ganze Charakterbild ist zu warm gehalten, als daß wir obige Versicherung unbedingt hinnehmen könnten. Wir wenigstens gestehen, manchen Abschnitt, besonders den Schluß, nicht ohne tiefe Rührung gelesen zu haben, und glauben, daß Niemand das Büchlein schließen wird, ohne Mitleid zu fühlen mit dem schwergeprüften König, dessen Streben einen besseren Erfolg verdient hätte, als Philipp ihn gefunden.

Der Sohn Karl' V. besaß nicht die glänzenden Eigenschaften, das Genie und Herrschertalent seines Vaters; was ihn auszeichnete, waren ein nüchterner Verstand, ein eiserner Fleiß und eine solche Mäßigkeit, daß er den Deutschen dadurch sogar mißliebig wurde, weil er ihnen im Trinken nicht Stand halten konnte. Weniger traten die Eigenschaften seines Herzens an die Oberfläche, weßhalb er als eisig kalt und herzlos verschrieen werden konnte, obgleich er sehr tief fühlte und keineswegs zu Härte, Grausamkeit oder Gewaltthat hinneigte, wie Herr Baumstark bei vielen Anlässen zeigt. Beseelt von einem unerschütterlichen, starkmüthigen Glauben, ging sein erstes Streben dahin, ein katholischer König, Schützer und Hort der Kirche zu sein. Daher sah er in dem Protestantismus, wie auch jetzt noch jeder Katholik, ein durchaus revolutionäres Wesen, ein Landesunglück, und war fest entschlossen, dem weiteren Fortschritt desselben Halt zu gebieten. Wirklich wurde er das Werkzeug, dessen sich Gott bediente, um dem Vordringen des Protestantismus ein Ziel zu setzen, und ihm vorzugsweise haben es Spanien, Italien und Frankreich zu verdanken, daß sie katholisch geblieben sind. „Philipp war fest entschlossen, sein treues katholisches Volk vor dieser Pest um jeden Preis zu bewahren, die Sache abzuschütteln, wie man einen Feuerfunken abschüttelt vom Kleid, rasch, unverzüglich, für immer," indem es besser sei, wenn einige wenige Schuldige, die mit der religiösen zugleich die politische Revolution in's Land trugen, den Tod erleiden, als wenn das ganze Volk unglücklich würde, und Hunderttausende in Folge von Bürgerkriegen zu Grunde gingen, wie in Frankreich und Deutschland. Seine Politik, das protestantische Übel rasch und mit wenigen Streichen auszurotten, hat sich in der That als das einzig richtige, zugleich mildeste und barmherzigste Mittel für Spanien erwiesen; denn nachdem einige Wenige gestorben waren, genoß das ganze Land und Volk eines tiefen Friedens, während im übrigen Europa Tausende „um der Religion willen" geschlachtet wurden. Sind dabei unnöthige Grausamkeiten verübt worden, so hat nicht „katholischer Fanatismus", sondern der Geist des 16. Jahrhunderts dieselben verschuldet; gerade darin aber gehört die Meisterschaft den Protestanten; man denke nur an die unmenschlichen Martern, welche die jungfräuliche (!) Königin verhängte, an die Leistungen der Calviner aller Länder, an die Märtyrer von Gorkum u. dgl.

Fehler hat Philipp gehabt und begangen, große, wichtige, die verhängnißvoll geworden sind für Spanien und die Niederlande; die größten aber sind seine Unentschlossenheit im Handeln, das ewige Zögern und Zaudern und Zuspätkommen, der Mangel an frischer Thatkraft und an Nachdruck in Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses, das Zersplittern der Kräfte auf

viele gleichzeitige Unternehmungen, ein pedantischer Kleinigkeitsgeist, der Alles selbst leiten, selbst besorgen wollte, das Kleine wie das Große, und Allem gleiche Wichtigkeit beilegte, mit einem Worte der Mangel an Herrscher-Genie. Fanatismus dagegen, Blutdurst und hinterlistige Tyrannei sind ihm fremd geblieben.

Man hat besonders den Roman seines Verhältnisses zu seinem Sohne Don Carlos ausgebeutet, um ihn als einen hartherzigen, gefühllosen Tyrannen zu schildern. Die neueste Geschichtsforschung (das Verdienst gehört Belgien an durch seinen fleißigen Forscher Gachard) hat bewiesen, daß Don Carlos ein bösartiger, sittlich verkommener, gefräßiger, gefährlicher, unheilbarer Geisteskranker war, „ein entsetzlicher Mensch", der die tollsten Streiche verübte, keineswegs ein verstockter Protestant; daß Philipp absolut genöthigt war, ihn einzusperren, damit er nicht das Reich in's Unglück stürze; daß er eines natürlichen Todes in anständiger Haft starb. Philipp hat unter dieser Nothwendigkeit schwer genug gelitten; ihn der Härte und Gefühllosigkeit oder gar des Mordes zu beschuldigen, ist so leicht wie leichtfertig. Man kann Herrn Baumstark nur beistimmen, wenn er sagt, er finde keine Schuld an Philipp, und über die angebliche Härte bemerkt, unter allen Tadlern finde sich Keiner, der angebe, wie und in welchen Punkten der König anders hätte handeln können, als wie er gehandelt habe.

Philipp ist als der Typus eines Despoten verrufen. Despoten macht das Recht die wenigste Sorge, und freie Berathungen berechtigter Corporationen regen sie nervös auf; wir sehen das zu allen Zeiten bis auf die unserigen herab. Philipp aber widmete seine höchste Sorgfalt der Rechtspflege und hegte den Grundsatz, die Gerechtigkeit müsse für Alle gleich sein. In den regelmäßigen dreijährigen Cortesversammlungen herrschte große Freimüthigkeit ohne die Befürchtung, Unannehmlichkeiten erfahren zu müssen, und unter diesem „Scheiterhaufenkönig" bestand kein blutiger Despotismus, keine Willkürherrschaft in Spanien, sondern ein im übrigen Europa unbekanntes Maß politischer Freiheit.

Das wichtigste Ereigniß in Philipps langer Regierungszeit ist der niederländische Aufstand. „In diesem Kampfe hatte der König von Anfang an das ganze, volle, unbestreitbare Recht auf seiner Seite. Keinen Buchstaben der Verschärfung hat er den Gesetzen seines Vaters hinzugefügt; kein Wort, keine That hat er gewagt oder auch nur versucht gegen die Privilegien und Freiheiten des Landes." Ist das Land dennoch aufgestanden und hat der Aufstand seine Stärke in einem verkommenen Adel, in den Verschwörungen der Sectirer und in bethörten Massen gefunden, so liegt hierin wieder eine Rechtfertigung Philipps dafür, daß er die Sectirer in Spanien nicht mit seidenen Handschuhen anfaßte. Spätere Mißgriffe, die in Niederschlagung der schon ausgebrochenen Revolution gemacht wurden, können jedenfalls nicht als Grund und Erklärung des Ausbruches selbst, zur Entschuldigung der Rebellen gebraucht werden.

Die Maßregeln gegen die Moriscos, die in der Internirung derselben in das Innere des Landes und in dem Verbote bestanden, nach gewisser Zeit

arabisch sprechen zu dürfen, haben jüngst eine glänzende und unerwartete Rechtfertigung durch Diejenigen erhalten, welche den Polen und Franzosen ihre Muttersprache verbieten, Jesuiten, Ordensleute überhaupt, Nonnen, Priester und Bischöfe beliebig interniren oder zum Lande hinausjagen; diese letztere Strafe that Philipp den Moriscos nicht an, wie er sie auch nicht des Staatsbürgerrechtes beraubte.

Wir haben aus der trefflichen und inhaltsreichen Arbeit über Philipp II. nur einzelne Gedanken schwach skizzirt. Jeder Leser, auch der Geschichtskenner, wird sicher aus dem Büchlein selbst ebensoviel Nutzen als Unterhaltung schöpfen. Überall leuchtet eine echt katholische Gesinnung und innige Liebe zur Kirche hervor und, verglichen mit anderen Arbeiten desselben Verfassers über Spanien, ein stets fortschreitendes Verständniß katholischer Lehre und Denkweise. Hie und da möchte man eine klarere Darlegung einzelner Gedanken wünschen, die der Verfasser absichtlich zu verhüllen scheint. So ist Seite 139 von dem um sich greifenden Krebsschaden Spaniens die Rede; worin er aber besteht, wird ziemlich dunkel gelassen. Völlig räthselhaft ist es, weßhalb Seite 248 die Worte, welche Philipp auf seinem Todbette an den Beichtvater richtete: „Auf Eure Verantwortlichkeit möge kommen, was ich etwa unterlassen sollte," als düsterer, angstvoller Ernst, als kränkelnder Katholicismus bezeichnet werden und noch mehr, weßhalb heutzutage das religiöse Leben der Bevölkerung Süd-Europa's an derselben Krankheit darniederliegen soll. Wir können in obigen Worten nichts Krankes sehen; ein Wort, einen Satz, und nicht, wie der Verfasser meint, ein ganzes Buch hätte es bedurft, um etwas Licht in den dunklen Gedanken zu bringen. Ein Verzeichniß der Literatur, wie es früher in dem Lebensbild von O'Connell gegeben wurde, wäre nicht unnütz gewesen.

Als wir Vorstehendes schon geschrieben hatten, fiel uns zufällig ein vor einigen Monaten in der „Frankf. Ztg." erschienener Artikel über dieses Werk des Herrn Baumstark in die Hände. Darin wird dasselbe rundweg als ein Pamphlet bezeichnet, welches zwar nicht ganz so gefährlich sei, wie die gleißnerische Geschichtsfälschung eines Sybel oder Droysen, „dennoch aber gefährlich, weil von wildem Glaubenshasse gegen andere Confessionen beseelt". Jeder unbefangene Leser wird aber finden, daß Herr Baumstark der vollendetste Geschichtschreiber wäre, wenn er in jeder Beziehung so tadellos ist, wie er frei ist von Glaubenshaß. Wir können dem noch beifügen, daß der betreffende Referent in der Geschichte nicht sonderlich zu Hause zu sein scheint, jedenfalls hätte er dann wohl etwas weniger Spott für Herrn Baumstark gehabt, wenn er gewußt hätte, daß die wunderbare oder wenigstens merkwürdige Heilung des Don Carlos nach einer Erscheinung des im Ruf der Heiligkeit gestorbenen Mönches Diego bloß der dokumentirten Geschichte des Herrn Gachard nacherzählt ist, der unseres Wissens am Wunderglauben nicht kränkelt.

R. Bauer S. J.

Illustrirte Zeitschriften. (Eine patriotische Studie.)

III. Über Land und Meer. Diese von W. Hackländer im Jahre 1858 gegründete und seither redigirte „Allgemeine illustrirte Zeitung"

hat bereits ihren 16. Jahrgang vollendet und in ihren 32 Bänden eine große Menge des entsprechenden Materials zusammengetragen. Bei Beurtheilung des Geistes, von dem diese Zeitschrift geleitet wird, werden wir jedoch nur, wie bei den früher besprochenen Zeitschriften, den letzt vollendeten Jahrgang 1874 zu Grunde legen.

Über Land und Meer will vorwiegend ein unterhaltendes Blatt für Alle sein. Weil nun jede Bitterkeit, jede Polemik, jeder Spott im höchsten Fall nur den nicht getroffenen Theil unterhält, auch wohl, weil derlei Dinge in einer gemischten Gesellschaft gegen jeden bessern Ton verstoßen — Über Land und Meer steht aber im Punkte Gesittung und Anstand weit, weit über Gartenlaube und Daheim — so vermeidet diese Zeitschrift Alles, was irgend ein Glaubensbekenntniß direkt verletzen könnte. Sie bringt Illustrationen und Scenen aus dem katholischen, dem protestantischen und dem jüdischen Leben ohne Verzerrung oder unwürdigen Spott. S. 185 findet sich allerdings eine Scene aus der Wiener Weltausstellung, welche die Katholiken ein wenig unangenehm berührt: Zwei Priester mitten im italienischen Saale der Büsten oder im „Figurenhof". Allein wenn wahr ist, daß derlei vorgekommen und noch vorkommt, so haben wir kein Recht, der Satyre zu zürnen, die verzeichnet, was vor aller Welt aufgeführt wurde. Die Scenen der Carlisten (S. 989), in welchen allerdings auch Priester verzeichnet sind, tragen wie der erläuternde Text (S. 995) mehr politische als religiöse Färbung.

Die Grundrichtung des Blattes nun, Unterhaltungsblatt für Alle zu sein, gibt zu nicht uninteressanten Beobachtungen Veranlassung, die für alle sogenannten paritätischen Verhältnisse von Nutzen sein können. Die erste Folge dieses Bestrebens ist, daß alle jene großen und idealen Beziehungen des Menschenlebens zur Ewigkeit, zu Gott und zu Christus keine bestimmte Form annehmen dürfen, und somit unter einem nicht zu berührenden Schleier verborgen bleiben. Dadurch entzieht sich aber das Blatt nicht nur die schönsten und wohlthuendsten Kunstobjekte, sondern es verzichtet auch auf den höchsten Ruhm jeden Künstlerstrebens, das „omne punctum" Horazens, dem Menschen mit dem schönsten Genuß zugleich den höchsten Nutzen zu bieten. Denn dieser moderne Realismus in der Kunst ist und bleibt ein Abfall von den großen Gedanken unserer Vorfahren, ein Abfall, dessen wir uns einst vor unsern Nachkommen tief zu schämen haben werden.

Eine zweite schlimme Folge dieser Grundrichtung ist, daß das Blatt eine ganze Reihe des interessantesten Stoffes, namentlich aus der vaterländischen Geschichte, keiner eingehendern Besprechung unterziehen kann; denn die eine Darstellung ist den Protestanten unlieb, die andere verletzt die Juden, die dritte mißfällt den Katholiken. Was aus dem Geschichtsunterrichte in einer paritätischen Schule im günstigsten Falle wird, tritt uns in „Über Land und Meer" deutlich entgegen. Die wichtigsten Ereignisse werden entweder nicht berührt, oder so unbestimmt dargestellt, daß sie, für die Jugend wenigstens, unfaßbar sind, und daher wie Nebelbilder wirkungslos zerfließen. Was wird aber aus dem Religionsunterricht neben einer solchen Geschichte der Religion? denn das ist ja die Geschichte zur Hälfte.

Endlich aber wird durch diese Stellung dem Volke auch positiver Schaden zugefügt; denn das Wort des Herrn: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut", gilt auch im Allgemeinen von der Wahrheit. Sie ist und bleibt Eine, nicht nur der Zahl nach, sondern auch in ihrer innern Geschlossenheit, so daß das Christenthum eine einheitliche Fortbildung der gesammten Menschennatur ist. Ich sage nicht Fortentwicklung, denn dieses würde das Christenthum zu einem Resultat der Natur machen, was es bekanntlich nicht ist. Nichtsdestoweniger ist es auch nicht eine neben oder über der Menschennatur lebende Erscheinung aus der Höhe der Himmel. Das Bild des hl. Paulus findet auch hier seine entsprechende Anwendung, wenn er die Heiden als wilden Oleaster auf den Ölbaum der Gnade verpflanzt denkt. Von der Erde aus gesehen, dreht sich das Verhältniß nun und erscheint das Christenthum als das Pfropfreis, das dem Stamme der Menschennatur eingelassen worden und nun dessen Leben fortführt, erweitert und erhöht. Ist diese Anschauung richtig, so ist jeder Abfall vom Christenthum auch ein Schritt zum Verfall der Natur, die nach der vom Schöpfer und Erlöser festgestellten Ordnung einer gewissen Hilfe bedarf und diese nur im Christenthum findet. Nun ist aber jedes formlose Christenthum in sich und für die Welt soviel wie kein Christenthum, und die in „Über Land und Meer" durchgeführte Theorie, alle Formen des Christenthums oder gar des Glaubens als gut hinzustellen, ist identisch mit der Verurtheilung Aller oder des gesammten Christenthums. Damit aber ist auch den natürlichen Wahrheiten ihre Tragkraft genommen, so daß das sittliche Leben mit seinen großen Lasten sogar seinen natürlichen Stützpunkt verliert, wie das viertausend-, besser sechstausendjährige Heidenthum beweist. — Diesen Zusammenhang können wir nicht läugnen und nicht ändern; jede Halbheit löst ihn ebenso, wie die offene Läugnung, nur gesteht jene es sich selbst nicht ein; aber die Folgen werden auch sie, leider zu spät, zu diesem Geständniß zwingen.

Wenn wir z. B. die Skizzen über Hubert Reinkens, über Kaulbach, über Strauß u. A. lesen, so wird zwar über die Doktrinen dieser Männer kein Urtheil gefällt, aber sie selbst werden als Heroen dargestellt. Abgesehen nun davon, ob das der Wahrheit entspricht, so wird doch dadurch jedenfalls der Ansicht das Wort geredet, welche behauptet, daß es schließlich einerlei sei, was man glaube; mit jedem Glauben lasse sich gut und groß leben. Und diese Ansicht ist doch grundfalsch. Denn wenn es gewiß unter den Andersgläubigen manche rechtschaffene und tadellose Menschen gibt, so müssen sie doch einestheils stets durch Unwissenheit entschuldigt werden, während ihnen anderntheils zweifelsohne jene wirksame Hilfe des allein von Christus gegründeten Christenthums abgeht und so ihr Leben schwieriger und zweifelhafter wird. Damit ist nun aber durchaus nicht gesagt, daß alle Jene, welche des wahren Christenthums sich erfreuen, deßhalb auch schon ein tadelloses Leben führen; im Gegentheile, der menschlichen Schwäche gemäß werden sehr viele von ihnen das Leichtere gerade vernachlässigen, aber dafür auch ein um so strengeres Gericht zu erwarten haben. Diese „alleinseligmachende, allum-

fluchende Kirche", man kann es nicht oft genug wiederholen, verdammt keine Person und hofft für Alle; lehrt sie ja auch, daß selbst den Heiden die nothwendige Heilsgnade gegeben wird.

Gehen wir nun zum Einzelnen über, so wird aus dem Vorausgehenden schon klar, daß wir in „Über Land und Meer" nicht tendenziöse Wahrheitsverzerrungen finden werden, wie in der „Gartenlaube" und im „Daheim". Eine weitere Auseinandersetzung der Stellung des Blattes gegen die katholische Kirche werden wir bei Besprechung des großen Romans „Zwei Kaiserkronen" geben. Die einzige Glaubenslehre, gegen welche doch kleinere und größere Seitenhiebe erlaubt erscheinen, ist die der Unfehlbarkeit. In „Hubert Reinkens" S. 286 wird dieser als „einer der angesehensten katholischen Theologen wegen Strenge seiner Moralität und der Fülle seiner Talente" bezeichnet[1], der „sich in schwerem Seelenkampfe zu diesem Ausweg emporgerungen, welcher nun auf der Höhe seines Lebens ihn zum Abfälligen vom Papste macht". Ebenso ist in dem Roman „Auf Capri" und auch sonst noch mehrmals ein auf Verdrehung und Unverständniß beruhender Spott über die Unfehlbarkeit nicht zurückgewiesen.

Wenn es S. 456 von „Strauß" heißt: „Als 1835, nach dem Erscheinen seiner Geschichte des Lebens Jesu, sich die Augen aller Gebildeten auf den kühnen Stürmer richteten, da suchte man auch Antwort auf die Frage: Wer ist Strauß? Wie konnte dieser Geist sich in diese Richtung werfen, sich loslösen und aufschwingen in eine Region, wohin nur der stolzeste Flug zu tragen und sich zu behaupten vermag?" so ist das ein schlagender Beweis, wie unmöglich paritätische Geschichte und Schule sind. Der Satz ist offenbar für Leser der Gartenlaube geschrieben, denen ja auch nicht entgegengetreten werden darf.

Andere Elemente positiven Schadens finden sich in diesem Unterhaltungsblatt weniger. Es ist zwar und will auch nicht ein Familienblatt in dem Sinne sein, daß es ebenfalls für die Jugend berechnet wäre. Dennoch sind seine Illustrationen der großen Mehrzahl nach würdig gehalten, daß sie auch der Jugend unter die Augen kommen dürfen; auch fehlt es nicht an einer Reihe Bilderbogen voll gesunden und kernigen Witzes. Es weht überhaupt durch das Ganze ein Geist höhern Geschmackes und wahrer Gesittung, den man in der Gartenlaube so sehr vermißt. Der pietätwidrigen Frivolität begegnet man in diesem Blatte schon deßhalb nicht, weil es sich jeder Tendenz zu enthalten sucht. Theoretische Abhandlungen oder Erörterungen über principielle Fragen finden sich in diesem Jahrgange nur wenige; von diesen möchte

[1] Die ganz protestantische Redaktion von „Über Land und Meer" hat natürlich auch nicht im Entferntesten eine blasse Idee von dem, was nothwendig ist, um „wegen der Strenge der Moralität und der Fülle der Talente" zu den angesehenen katholischen Theologen gerechnet zu werden. Vor 1870 war der betreffende Herr eine obscure Persönlichkeit, und nach 1870 ist er in der wissenschaftlichen Welt wahrhaftig nicht bekannt geworden, wohl aber sonst.

A. d. R.

ich namentlich den Artikel: „Die deutsche höhere Töchterschule" S. 135 von Dr. O. Kreyenberg nicht unerwähnt lassen. Abgesehen davon, daß die Pensionat-Erziehung dort sehr einseitig dargestellt wird, so werden sich nur wenige Eltern, wenn sie anders im Stande sind, diese Frage zu würdigen, mit den Sätzen einverstanden erklären, welche, wie es dort heißt, von ungefähr 160 Töchterschulvertretern zu Weimar 1872 „wunderbar schnell" als Grundlage vereinbart wurden. Hiernach hat die deutsche höhere Töchterschule die Bestimmung, der heranwachsenden weiblichen Jugend die ihr zukommende Theilnahme an der allgemeinen Geistesbildung zu ermöglichen. „Sie erstrebt," heißt es S. 136 wörtlich, „eine harmonische Ausbildung der Intellectualität, des Gemüthes und des Willens in religiös-nationalem Sinne auf realistisch-ästhetischer Basis." „Sie beansprucht die Schülerinnen vom vollendeten sechsten bis zum vollendeten sechzehnten Jahre."

Es ist hier nicht meine Absicht, auf die Erziehung der weiblichen Jugend näher einzugehen. Kurz aber sei bemerkt, daß aus den Resultaten, welche die moderne öffentliche Erziehung Jahr um Jahr in der männlichen Jugend erzielt, ihre absolute Unfähigkeit zur Erziehung der weiblichen Jugend bis zur Evidenz hervorgeht. Im Sinne der Weimarer Versammlung deutet der obige Satz nur auf die Erziehungsrichtung des modernen Nihilismus. Denn was versteht sie unter dem „religiös-nationalen Sinn auf realistisch-ästhetischer Basis" Anderes, als eine durch mehr oder weniger derben Naturgenuß erzeugte und genährte Religions- und Vaterlandsschwärmerei? Das ist wahrlich nicht die Nahrung, die starke und wahre Charaktere gibt, wie das ernste Leben sie im Weibe voraussetzt. — Daß wir den Satz richtig so deuten, dafür bürgt auch das Lob, welches Herr Kreyenberg den preußischen höhern Töchterschulen ebendort mit dem Worte spendet: „Mit durchaus richtigem Gefühl wurde die deutsche Literatur, diese unversiegbare Quelle herzerwärmender Geistescultur, zum Mittelpunkte des Unterrichtes gemacht. Um dieselbe gruppiren sich Religion, Geschichte und Geographie" u. s. w. Armes deutsches Volk, wer rettet dich aus den Händen deiner Schulmeister, Professoren und Minister?

Die erzählende Prosa bildet in diesem Blatte natürlich den Hauptgegenstand. Da jede Tendenz ausgeschlossen bleibt, so sind die Bilder auch zumeist reine Naturzeichnungen, die keinen höhern Werth beanspruchen, als mit mehr oder weniger Treue und spannendem Geschick das Spiel der menschlichen Leidenschaft gezeichnet zu haben. Bezeichnend für diesen ganzen Artikel der Literatur, sowie auch höchst interessant in psychologischer Beziehung ist die Thatsache, daß derselbe mit so großer Vorliebe von Frauen gelesen, und selbst bis zu einem gewissen Grade nicht ohne Geschick von ihnen bebaut wird. Auch ein Fingerzeig für Pädagogik und Ästhetik zugleich!

Im Ganzen tragen die Romane, in diesem Bande wenigstens, den Stempel, der „Über Land und Meer" überhaupt eigen ist, ruhiger Erzählung zur Unterhaltung gebildeter Kreise. Das Leben ist nicht phantastisch jugendlich gefaßt, auch nicht excentrisch, weder nach der guten noch nach der schlechten Seite; es ist im Ganzen ein nüchterner Blick, der die „Welt" so ziemlich zeichnet,

wie sie wirklich ist, leer an Wahrheit und Ideen, in zeitlichen Genüssen der glänzendsten Art unerschöpflich; zwischen Habsucht und Armuth schaukelt die Wohlhabenheit mit kurzsichtiger Oberflächlichkeit und sucht zur Abspannung eine gewisse gehobene Stimmung in den Sälen der realistischen Kunst; das Leben wird zuerst von Leidenschaften, später von der Spekulation oder der irdischen Behäbigkeit verwickelt, getragen und abgeschlossen. Die Jugend träumt noch Ideale, das Alter hält am Greifbaren und findet die höchste Weisheit in der Mäßigung. Glücklich, wer den unvermeidlichen Tod zu überstehen vermag. „In der Ruhe eines Weisen starb er," heißt es von Strauß S. 457. Da stehen wir auf dem Boden der Gartenlaube, nur gesittet, ohne Gehässigkeit und Frivolität.

Das Kapitel Liebe ist nach den gegebenen Andeutungen weniger in Schiller-Manier behandelt, obwohl auch darin Einiges geleistet worden; „die Blume der wahren Liebe muß wild wachsen," heißt es in „Zwei Kaiserkronen". Wie in Allem, so herrscht auch hier ein gewisser Realismus; und wie geschiedene Frauen eine Hauptfrucht unserer Zeit sind, so sind sie auch ein Lieblingsthema der Belletristik. Eine andere Figur, die seit einiger Zeit mit Vorliebe behandelt wird — sie steht wohl mit dem „Blaustrumpf" im Zusammenhang —, ist der verliebte Professor. In dem Roman „Das grüne Thor" im Daheim ist es ein Professor, der sich als Held hergeben muß, und ebenso in Detlef's (Clara Bauer) „Auf Capri". Ich kenne nur noch eine Figur, die unwahrer und unpoetischer ist, und daher einen zugleich lächerlichen und widerlichen Eindruck macht: das ist der verliebte Prediger.

Andere Kleinigkeiten übergehen wir, weil es der Raum gebietet, wie die gegenwart-berauschte Verlästerung „der guten alten Zeit" (S. 77), die Ableitung des katholischen Gräberschmuckes aus dem Buddhismus (S. 135), die Zigeuner vor Philipp III. (S. 324) u. a. m. Volle Anerkennung können wir ja nicht verlangen, und wir haben noch schwerere Beschuldigungen gegen das Blatt vorzubringen.

Das bedeutendste Stück dieses Jahrganges 1874 haben wir, wie schon bemerkt, in den „Zwei Kaiserkronen" von Samarow; dasselbe bildet die dritte Folge des im Jahrgang 1872 unter dem Titel „Um Scepter und Kronen" begonnenen und im Jahrgang 1873 als „Europäische Minen und Gegenminen" fortgeführten Romans, der im laufenden Jahre 1875 unter dem neuen Titel „Kreuz und Schwert" sich weiter spinnt.

Diese ausgedehnte Arbeit will die Neugestaltung Europa's, speciell Deutschlands, in den Jahren 1866—71, in mehr oder weniger zusammenhängenden Bildern aus den hiebei thätigen und mitwirkenden Kreisen zur Anschauung bringen. Einzelnen Äußerungen und Darstellungen zufolge scheint der Verfasser bei seiner Arbeit nicht bloß die Phantasie spielen zu lassen, und auch nicht allein an die der Öffentlichkeit zugänglichen Quellen angewiesen zu sein. Wie viel aber freilich aus der großen Menge von Mittheilungen verlässig ist und ob Alles mitgetheilt wird, was die betheiligten Figuren gethan oder gelitten haben, das entzieht sich unserer Beurtheilung. Da indessen

der Hintergrund oder besser vielleicht die Grundrichtung des Romans politischer Natur ist, so überlassen wir die Würdigung desselben in dieser Beziehung der Geschichte und wenden uns hier dem andern vorhin besprochenen Gesichtspunkte zu, weil er gerade in dieser Beziehung äußerst lehrreich ist.

Was zunächst den künstlerischen Werth des Ganzen betrifft, so zeichnet sich dieser Theil wenigstens zu seinem Vortheil vor den übrigen Romanen aus, indem er uns nicht bloß, ja auch nicht einmal in erster Linie „die grausamen Qualen eines liebenden Paares" vorführt, wiewohl diese Lockspeise für „jugendliche Gemüther" nicht fehlt, sondern vielmehr die größten Probleme der Gegenwart darlegt, zugleich mit den Personen, die dieselben nach der einen oder andern Richtung wirklich zu lösen versuchten. Dieser dritte Theil umfaßt die Jahre 1866—68, und Samarow will zeigen, wie Napoleon III., durch die Erfolge von 1866 theils gekränkt, theils in seiner Stellung nach innen und außen geschwächt, einen großen Krieg gegen Preußen plante und rüstete, an der Kriegserklärung aber durch den Ausbruch der spanischen Revolution gehindert wurde, weil sich ihm dadurch Spanien, ein wesentlicher Faktor seines Projektes, entzog.

Erläutert werden S. 202 das Verhältniß von Legitimität und Volksrechten; S. 310 das Verhältniß der Arbeiter und Republikaner; S. 371 die Verbindung des Kapitales und der Legitimität; S. 450 das Verhältniß von Kirche und Staat; S. 930 der Bankschwindel u. a. m.; das alles wird aber nicht in Abhandlungen, sondern von den ersten Staatsmännern, Socialisten, Republikanern der damaligen Zeit, den betheiligten Fürsten und dem Papst selbst im Lauf der Erzählung dargelegt. Weil die politischen Resultate den eigentlichen Gegenstand der großen Erzählung bilden, so sind diese Erörterungen meistens sehr zur Sache; und da die Ideen der betheiligten Figuren von diesen selbst und meist mit ihren Worten gegeben sind, so ist die Lektüre für Jeden, der in diesen Fragen Urtheil hat, äußerst anziehend, wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß die Erzählung zu sehr ausgedehnt und dadurch nicht selten ermüdend geworden. Der Verfasser hat den dramatischen Monolog in den Bereich des Romans gezogen, denselben aber jedenfalls übermäßig angewendet.

Vieles ist hineingezogen, was zum Fortschreiten der Erzählung nichts beiträgt. Indessen muß man berücksichtigen, daß der Verfasser weniger ein Bild aus der Zeit, als vielmehr ein Bild der gesammten Gegenwart in den angegebenen Grenzen geben wollte. Ja die erste Folge „Um Scepter und Kronen" wollte selbst nur Zeitbilder geben ohne nähern Zusammenhang; erst von der zweiten Folge: „Europäische Minen und Gegenminen" an trat die Arbeit als Roman auf. Selbstverständlich wird die Liebe des Lieutenant v. Wendenstein zu der Pfarrerstochter von diesen völkerbewegenden Verwickelungen erdrückt und nimmt sich, trotz ihres stark tendenziös tragischen Endes, recht nichtssagend aus, während jene andere des jungen Herrn v. Grabenow in ihrer Nebelhaftigkeit noch unentschieden gelassen wird und so in die nächste Folge hinüberlockt.

Was nun die ausgesprochenen Grundsätze angeht, so ist Vieles vorzüglich

durchgeführt; oft aber bewegt sich der Verfasser auf so feiner Linie zwischen Irrthum und Wahrheit und das mit so zweifelhafter Sohle, daß es schwer ist, ihm Recht oder Unrecht zu geben. Andere Male, und das ist die Folge der paritätischen Stellung, werden falsche Grundsätze entwickelt, aber immer so, daß man nie sagen kann, es seien Grundsätze der Partei oder Richtung, welcher die redende Person angehört. So wird allerdings keine Partei als solche angegriffen, aber alle mit einander werden als gleich gut und gleich schlecht, d. h. als gleichgiltig dargestellt. Aber eben damit ist die Eine Wahrheit verrathen und der Lesewelt nicht nur nichts genützt, sondern, wie schon erwähnt, tiefgehender Schaden zugefügt. Wir werden dieß sogleich eingehender zu zeigen suchen.

Treffend heißt es S. 183 über Legitimität und Volksrecht:

„Wenn die Sache der entthronten Fürsten nur eine Frage des legitimen Rechtes bleibt, wenn sie nicht innig verbunden wird mit großen Principien, welche das Leben der Völker bewegen und welche die Zukunft zum Siege führen muß, so wird der Sache des Königs (von Hannover) nichts genützt. Demjenigen wird der Sieg in diesem Kampfe um die Zukunft Deutschlands zufallen, der es verstehen wird, die großen Grundsätze wahrer Freiheit und wahrer Selbstbestimmung des Volkes aufrichtig und kräftig zu vertreten, und der sich von diesen Grundsätzen, denen nichts widerstehen kann, emportragen läßt . . . . . Wenn die entthronten Fürsten neben der alten Anhänglichkeit ihrer Völker diesen Geist der Freiheit ehrlich und fest zu ihrem Bundesgenossen machen und mit diesem Geiste ihr Recht vermählen, dann werden sie in Kriegen eine Macht sein, die zu entscheidender Geltung kommen wird." Wieder S. 102: „Das monarchische Recht, wenn es sich von den Forderungen der Zeit abschließt und den Fortschritt der Volksentwicklung ignorirt, führt zur Stagnation, zur Erstarrung und damit zur Vernichtung alles gesunden öffentlichen Lebens. Die demokratische Bewegung aber, wenn sie, vom monarchischen (allgemeiner: legalen) Boden getrennt, vorwärts geht, muß zu republikanischen Zielen führen."

Wenn ferner die wahre Freiheit und Selbstbestimmung des Volkes in der Garantie gefunden wird, daß das ganze Volk in allen seinen Elementen einen ungeschmälerten, vollen und maßgebenden Antheil am öffentlichen Leben erhalte, so könnte man das — recht verstanden — sich noch wohl gefallen lassen. Wenn aber dann diese Garantie in dem allgemeinen Wahlrecht ohne alle Einschränkung und in der Berechtigung der Volksvertretung zur Initiative auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gefunden werden soll, so ist damit der schöne Organismus, der sich auf dem Boden des Rechts gebildet hat und der im Legitimitätsprincip anerkannt worden, mit einem Strich pulverisirt und verflüchtigt, und wir münden mit unseren schönen Principien im alten Elend.

Besondere Beachtung verdient an dieser Stelle das vierzehnte Kapitel des Romans. Es spielt im Vatikan und gibt Auslassungen über die katholische Kirche, wie wir ihnen heute in bessern, selbst (liberal-) katholischen Kreisen nicht selten begegnen. Pius IX. ist im Ganzen mit Würde behandelt. „Es wäre kaum möglich," heißt es S. 430 von ihm, „sich eine Erscheinung zu denken, welche schöner und reiner den Charakter des Fürsten, des Priesters und des hochgebildeten Mannes in sich vereinigt." Wenn wir vom Schwulst

absehen, sind auch die ihm in den Mund gelegten Worte seiner im Ganzen würdig. So entspricht das über Vorsicht und Klugheit gegen Antonelli Gesagte, sowie die Rechtfertigung der Allokution über die Civilehe in Österreich gewiß ganz dem Geiste des hl. Vaters. „Ein festes, treues und glaubensstarkes Herz wird zuletzt immer das Recht erkennen und die Vermittlungen und Kompromisse von den Fragen ausschließen, in denen das reine und unbeschränkte Bekenntniß der Wahrheit gegenüber den Mächten der Welt Noth thut."

Nun aber wird Graf Rivero eingeführt; der Papst nennt ihn „einen treuen und unerschrockenen Kämpfer für die heilige Sache der Kirche", behandelt ihn mit Auszeichnung und Vorliebe und rühmt seine „erleuchtete Einsicht". Er fragt ihn über die Weltlage, und der Graf legt dem heiligen Vater mit Wärme und Bescheidenheit seine Ansichten dar über die ursprüngliche und wesentliche Stellung der Kirche in der Welt; wie dieselbe im Lauf der Jahrhunderte verrückt worden, und wie jetzt durch die traurigen Folgen die Träger der kirchlichen Autorität gemahnt und gedrängt würden, auf die alte Stellung zurückzukehren. Davon werde die Zukunft der Kirche abhängen, ob diese Mahnung verstanden und befolgt werde oder nicht. Die Stellung aber, welche die Kirche im Anfang durch Christus erhalten habe, ist mit den Worten angegeben: „Die christliche Kirche ist die Kirche der wahren Freiheit; das fleischgewordene Wort herrscht durch den Geist und die Wahrheit," — „wie der Heiland gekommen ist, um die Welt zu erlösen aus dem Banne des Fluches der starren Gesetze, so hat die Kirche in dem Geist der Freiheit ihre Herrschaft begründet und in diesem Geiste muß sie dieselbe erhalten," S. 450. Wir werden bald hören, was damit gesagt sein soll.

„In den ersten Zeiten," meint der Graf weiter, „verstand die Kirche diese ihre Stellung und deßhalb wurde sie zur Großmacht, der sich Groß und Klein willig fügte. Die Priester standen in Wahrheit an der Spitze des geistigen Lebens und strebten überall mit Hingebung und Eifer darnach, die Gewissen und Seelen mit geistiger Macht zu beherrschen. Bald aber wurde es anders. Die Kirche hatte sich zur Herrin über die weltlichen Mächte gemacht und sie benützte diese weltlichen Mächte nur, um durch ihren Arm die Herrschaft über die Seelen zu erhalten, welche sie durch die Gewalt des Wortes, des Geistes, des Glaubens errungen. Das war der erste große Fehler. Indem die Kirche sich der weltlichen Autorität und weltlichen Zwangsmittel bediente, um ihre Macht über die Seelen zu erhalten, machte sie sich von den Fürsten und Regierungen, die sie sich vorher unterworfen, wiederum abhängig — man hat damals nicht an die Möglichkeit gedacht, daß Tage kommen könnten, in welchen die weltlichen Mächte, vom Strome der Zeit fortgerissen, der Kirche den Dienst versagen, sich gegen sie wenden könnten, und daß dann die im Vertrauen auf die Gewalt der weltlichen Krone vernachlässigten geistigen Herrschaftsmittel nicht mehr vorhanden sein könnten."

Wie zutreffend diese Darstellung von einzelnen Kirchenfürsten sein mag, so unwahr ist sie in Bezug auf die gesammte Kirche oder die Grundsätze der Päpste. Dafür haben die Fürsten aller Jahrhunderte, Gott sei Dank, hinlänglich gesorgt, daß die Kirche und namentlich die Päpste nicht in zu großes Vertrauen auf die Verlässigkeit der Höfe und Regierungen versanken.

Wo ist das Jahrhundert, in welchem nicht der eine oder andere Hof der Kirche den Dienst versagte? Die Geschichte nöthigte die Päpste beständig, nicht nur diese Möglichkeit nicht zu vergessen, sondern mit der Wirklichkeit dieser Feindseligkeit zu ringen. So unwahr ist diese Darstellung in ihrer Allgemeinheit von der Kirche, wiewohl ich nicht in Abrede stelle, daß die Päpste noch immer zu viel an die Verlässigkeit der Höfe glaubten. Was darin zu tadeln ist, trifft aber nicht sie.

Der Graf kommt sodann auf die Reformation zu reden und fährt fort: „Die reformatorische Bewegung, welche in Deutschland begann und sich überallhin fortpflanzte, zeigte plötzlich in hellem Lichte die Abhängigkeit, in welche die Kirche von den weltlichen Mächten gerathen war — der Bannstrahl zündete nicht mehr — die geistigen Waffen der Kirche versagten den Dienst. Damals war noch einmal die Gelegenheit, die erschütterte Gewalt wieder zu befestigen, die Herrschaft über die weltlichen Mächte durch die Waffen des Geistes wieder zu erringen, — wenn die Kirche — wenn Leo X. den Gedanken der Reformation ergriffen hätte . . . . . Aber der kühne, große und freie Entschluß, der damals die geistige Macht auf Jahrhunderte hinaus abermals zur unbestrittenen Weltherrscherin hätte machen können, fehlte — die Kirche verstand es nicht, die Bewegung zu führen und zu leiten und im Namen und in der Kraft der Freiheit zu herrschen."

Der katholische Graf hat das Concilium von Trient nicht studirt und seine Geschichte scheint ihm unbekannt, denn es widerlegt ihn in vernichtender Weise nach beiden Seiten, sowohl wenn er sagt, daß die Kirche machtlos auf dem geistigen Gebiet gewesen sei, als auch wenn er meint, daß die Kirche die Reformationsbewegung nicht zu führen verstanden habe. Daß ein großer Theil Europa's sich von der Kirche trennte, das hat seinen Grund darin, daß eben die ganze Reformationsbewegung nicht allein und nicht vorwiegend von der Kirche, ja von ihr selbst überhaupt nicht veranlaßt wurde, wie es der Graf darstellt, — denn auch die Saumseligkeit einzelner Kirchenfürsten ist ja nur eine negative Veranlassung, die selbst wieder nicht der Kirche zur Last gelegt werden kann —; in der Frivolität der humanistischen Schulen, und vor Allem in der Habsucht und Genußsucht der Fürsten und dem Sykophantenthum der Hofjuristen wurzelt die Reformation und der Protestantismus. Eine Kirche, die mit solchen Gegnern Kämpfe zu bestehen vermag, wie sie das 16., 17. und 18. Jahrhundert aufweisen, hat vor aller Welt den Beweis geliefert, daß sie an der Spitze des geistigen Lebens stand und sich auf ihm zu erhalten weiß; wie das neunzehnte Jahrhundert nicht zu Ende gehen wird, ohne beschämt eingestehen zu müssen, daß es trotz aller seiner „Wissenschaft" wie ein thörichtes Kind vor der Kirche gestanden hat.

Die Bemerkung des Papstes: „Es liegt Wahres in Deinen Worten, mein Sohn, obwohl nicht Alles ganz richtig ist, was Du sagst", ist daher ein Wort, das nach solchen historischen Unwahrheiten wie eine unwürdige Ironie auf den klaren und schlagfertigen Pius IX. klingt.

Der Graf kommt auf die Gegenwart (1868—69) zu sprechen:

„Die Gefahren für die Kirche haben sich seit jenen Zeiten täglich vermehrt — nicht mehr gegen Mißbräuche richtet sich die Bewegung, sondern gegen die Herrschaft

des Glaubens und der Religion über das Leben der Menschen. Das Volk im Großen und Ganzen ist gut — es ringt nach Geistesfreiheit und gleichen Menschenrechten für Alle —; dieß Ringen und Streben, entsprungen aus dem göttlichen Funken in der menschlichen Brust, findet aber bei der Kirche keine Unterstützung. Darum folgt die Menge den Führern, welche unter einer edlen Fahne sie auf falschem Wege führen."

Das ist ächte Dogmatik der Gegenwart! „Die Kirche ist die Kirche der Freiheit", hatte der Graf vorhin gesagt; „für die Freiheit des Denkens und Glaubens bluteten die Martyrer." Was das nach seinen Ideen für eine Freiheit sei, gibt er hier klar an; es ist die „Geistesfreiheit", „die Freiheit von der Herrschaft des Glaubens". Die Kirche, die Christus der Sohn Gottes gründete, ist also nach dem Grafen der von Gott gesetzte Hort der Menschheit, auf daß Jeder frei glauben kann, was er wolle. Ein ihr eigenes Glaubensbekenntniß hat sie nicht, und wie sie in der ersten Zeit „in dem Geiste der Freiheit ihre Herrschaft begründete", so daß die Martyrer nicht so fast für ihr Bekenntniß, noch viel weniger für die Lehre der Kirche bluteten, sondern für die Glaubensfreiheit im Allgemeinen; so muß die Kirche auch jetzt diese Freiheit pflegen und durch Verkündung derselben die darnach strebende Masse in sich aufnehmen. Das Concil ist hiezu geeignet, aber die Massen müssen bei Reorganisirung der Kirche mitwirken und es muß die unmittelbare Theilnahme der Völker an dem Leben der Kirche wieder hergestellt werden. „Das ist des Pudels Kern!"

Es ist wohl nicht nothwendig, auf die enormen Ungereimtheiten, Widersprüche und Willkürlichkeiten dieser Auslassungen hinzuweisen. Und doch — ich sage nicht zu viel — gibt es noch recht viele „gebildete Katholiken", oder besser gesagt: „liberale Katholiken", die diese Reden des Grafen Rivero mit voller Befriedigung und hohem Beifall lesen, und laut oder im stillen Herzen dem Feldgeschrei der Kirchenstürmer beipflichten: „Pius IX. ist selbst an Allem Schuld." Die seit hundert Jahren und darüber katholischer Seits vernachlässigte tiefere Kenntniß unserer Dogmen ist eine der üppigsten Wurzeln unserer Zustände!

Kehren wir zu unserem Grafen zurück. Samarow hat auch etwas von Exercitien gehört. Der Papst gibt seinem „ketzerischen" Sohne — „verdammenswerth würden diese Worte und diese Gedanken sein, wenn Du sie an andern Orten laut werden ließest" — zur Buße auf, sich auf einige Zeit „in die ruhige Stille der Natur zurückzuziehen und die Welt zu meiden", und der Graf wählt dafür die Schweizer Berge.

Später tritt derselbe Graf in Paris auf, wo er sich einer gewissen Marchesa Pallanzoni, „einer Frau, die alle Künste des Lasters und der Erniedrigung durchmessen hat", wie er selbst von ihr sagt, ihrer niedrigen und sündigen Künste bedient, er, „der treue Sohn der Kirche", um die politischen Bewegungen auszukundschaften und zum Vortheil der Kirche zu verwerthen. Er hatte geglaubt, „die verhängnißvollen Gaben, mit denen dieses Weib ausgestattet ist, für große und heilige Zwecke, die sein Leben erfüllten, nutzbar machen zu können." S. 790. Wir haben hier einen sonst edel gezeichneten Katholiken, einen bevorzugten Liebling Pius' IX., der in der empörendsten Weise

dem Grundsatz huldigt: „der Zweck heiligt die Mittel.“ „Gott wollte ich dienen,“ sagt er S. 84, „zur immer größern Ehre Gottes wollte ich Menschenschicksale lenken und Menschen zu Werkzeugen meiner Hand machen, und zertrümmert liegt das Werk meines vermessenen Stolzes vor mir.“ Einen jungen Mann hat er auf die Wege des Lasters gebracht, und dessen Braut dadurch getödtet. Die „Exercitien“ haben ihm hierüber die Augen nicht geöffnet, sondern erst die Thränen des Mädchens. Am Christbaum und der Krippe des protestantischen Predigers gedachte er „der stolzen prunkvollen Messen im Dom von St. Peter“, gedachte „der strahlenden Pracht des irdischen Statthalters dieses auf dem Stroh der Krippe geborenen Welterlösers.“ „Wo ist die alleinseligmachende Kirche? Wo ist der Weg zu Gott? Können diese verloren sein?“ ruft er aus. Und bei der Leiche Helenens spricht er die letzten Worte: „Wie soll meine Schuld gesühnt werden, da ich es gewagt, in vermessenem Frevel das Glück und den Frieden der Menschenschicksale zu Mitteln für meine Zwecke zu machen, für meinen Zweck, an dem ich irre zu werden und zu zweifeln beginne!“ So wahr ist es, daß es keine Toleranz gegen die Wahrheit gibt. Wer sie nicht liebt, der verfolgt und schädigt sie, selbst wenn er es nicht will. Es liegt auch darin ein tiefer Beweis für die Wahrheit der katholischen Kirche, daß sich an ihr das Wort des Herrn bewahrheitet: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich;“ wie der Trost nicht geringer ist, den wir in der immer wiederkehrenden Thatsache finden, daß man die katholische Kirche und ihre Lehren entstellen muß, um sie zu bekämpfen.

Leider muß ich beifügen, daß Samarow in der dießjährigen Fortsetzung seines Zeitromanes, „Kreuz und Schwert“, die katholische Kirche noch weit mehr verzerrt, so daß auch „Über Land und Meer“ zum Handlanger der Gartenlaube sich herabwürdigt, wie gemessen es immer geschehen mag. Außerdem hat das Blatt mit dem Jahr 1875 auch die Politik in sein Bereich gezogen, und da ist es ein Herr Benno Reden, der in „Zeitfragen für den Familientisch“ namentlich die Politik des deutschen Reiches in populärer Weise darzulegen und zu rechtfertigen sucht. Wie sehr er nun auch sich der Ruhe und Billigkeit befleißigt, so gibt er doch die traurigsten Entstellungen der Wahrheit — vielleicht ohne Wissen — und findet daher überall nur Unrecht auf Seite der katholischen Kirche.

So können wir leider auch dieses Organ nicht nur nicht empfehlen, sondern müssen auch vor ihm um so mehr warnen, als es uns Katholiken ohne jede Gehässigkeit und selbst mit Schonung der Personen den Boden unter den Füßen wegzieht. Namentlich für alle Jene ist das Blatt höchst gefährlich, welche nicht so gründlich und allseitig gebildet sind, daß sie auch den versteckten und mit einzelnen Wahrheiten untermischten Irrthum leicht aufzufinden vermögen. „Über Land und Meer“ befolgt den bekannten Zwingli'schen Rath von den sauren und süßen Birnen.

H. J. v. Fugger S. J.

Miscellen.

Wissenschaftlicher Verein in Brüssel. Die sogenannte „Wissenschaft" bildet gegenwärtig das große Arsenal, welches die Hauptwaffen gegen die katholische Kirche und ihre Lehre liefern muß. Unter dem hochklingenden Titel der „Wissenschaft" sucht man dem gutmüthigen Publikum die absurdesten Ansichten mundgerecht zu machen; als widerstreitend den „untrüglichen Resultaten der Wissenschaft" sollen alle katholischen Lehren abgethan werden. Daß der Mensch keine geistige, unsterbliche Seele habe, sondern im Affen seinen nächsten Verwandten anerkennen müsse und von ihm sich nicht wesentlich unterscheide, ist Lehre der „Wissenschaft"; daß von einer Schöpfung nicht die Rede sein könne, sondern aus der ewig bestehenden Materie Alles sich von selbst entwickelt hatte, ist Lehre der „Wissenschaft"; daß die Erschaffung des Menschen, der Sündenfall, die Sündfluth u. s. w. nur jüdische Sagen seien, ist Lehre der „Wissenschaft"; daß die Erde schon vor Millionen von Jahren von Menschen bevölkert gewesen, daß das Menschengeschlecht in jedem Lande der Erde sich selbständig aus irgend einem Thiere im Laufe der Jahrmillionen gebildet habe, daß es somit nicht auf einen Stammvater zurückzuführen sei, sind Lehren der „Wissenschaft". Doch wer wollte allen Unsinn aufzählen, der, sei es in sogenannten wissenschaftlichen Werken, sei es in populären Schriften oder sogar in den Feuilletons der Tagesblätter, als untrügliche Wahrheit ausgegeben und unter das Volk verbreitet wird? Vorzüglich sind es die Naturwissenschaften im weitesten Sinne, die in dieser Weise ausgebeutet werden und Waffen gegen die geoffenbarte Religion liefern müssen. Es unterliegt nun zwar keinem Zweifel, daß diese Angriffe, ebenso gut wie alle andern, an dem Felsen, auf welche die Kirche gegründet ist, abprallen werden, ohne ihn zu erschüttern; aber es ist nicht weniger sicher, daß gar manche Glieder der Kirche sich durch den Titel der Wissenschaftlichkeit irre führen lassen und an ihrem Glauben Schiffbruch leiden. Daher entsteht für die katholischen Gelehrten die unabweisliche Pflicht, jener sogenannten Wissenschaft die wahre Wissenschaft entgegenzustellen. Es genügt nicht, von dem allgemeinen Grundsatze ausgehend, daß eine Wahrheit der andern nicht widersprechen kann, alle jene vorgeblichen Resultate, sobald sie einem sicheren Offenbarungssatz entgegenstehen, einfachhin als irrig zurückzuweisen, sondern es muß auch deren Falschheit nachgewiesen werden. Man muß gleichsam auf das vom Gegner selbst gewählte Kampffeld hinabsteigen und mit den von ihm gepriesenen Waffen ihn bekämpfen. Mit andern Worten,

von katholischer Seite müssen jene Wissenschaften befördert und auf die richtige Weise betrieben werden.

Gott sei Dank, in allen Ländern haben wir gegenwärtig der katholischen Gelehrten nicht wenige, welche in wahrhaft katholischem Geiste ihre Studien betreiben und selbst von den hochmüthigsten Gegnern als vollständig ebenbürtig anerkannt werden müssen. An ihre Namen zu erinnern, ist überflüssig. Aber diese Gelehrten arbeiten meistens isolirt, während doch auch auf diesem Felde das Viribus unitis seine unbestrittene Wichtigkeit hat. Die 23. Generalversammlung der deutschen Katholiken hat jüngst diese Bedeutung der Association betont; mit Recht hat sie die Bildung eines freiwilligen Gelehrtenvereines empfohlen, welcher „die in reicher Fülle brach liegenden Kräfte sammeln solle zur Verfassung von abwehrenden Schutzschriften, von der höchsten Stufe der Wissenschaft an bis zur populären Darstellungsweise." Den nämlichen Gedanken aber haben fast zur nämlichen Zeit hervorragende katholische Gelehrte seiner Verwirklichung entgegengeführt, indem sie beschlossen haben, einen wissenschaftlichen Verein zu gründen, der als Centrum für die katholischen Gelehrten der ganzen Welt dienen und vor Allem zeigen will, daß zwischen dem katholischen Glauben und der wahren Wissenschaft nicht nur kein Widerspruch besteht, sondern daß vielmehr die wirklichen Resultate der ächten Wissenschaft zur Stütze der Offenbarung dienen. Weil aber gerade die Naturwissenschaften als der Hauptwaffenplatz der Gegner der Offenbarungswahrheiten gelten, will der zu gründende Verein gerade diese (die sciences nach dem heutigen französischen Sprachgebrauch) zum Gegenstand seiner Thätigkeit machen. Wir theilen hier das Project der Statuten mit, wie sie von dem provisorischen Comite berathen worden sind und der definitiven Constituirung der Gesellschaft im nächsten October zu Grunde gelegt werden sollen.

Statuten des „Wissenschaftlichen Vereins in Brüssel".

1. Unter dem Namen „Wissenschaftlicher Verein in Brüssel" bildet sich zu Brüssel eine Gesellschaft, die zum Wahlspruche die Worte des Vaticanums nimmt: „Nulla unquam inter fidem et rationem vera dissensio esse potest."

2. Dieser Verein setzt sich zum Ziele, die Wissenschaften im Geiste seines Wahlspruches zu befördern und zu verbreiten.

3. Er wird jährlich einen Bericht über seine Versammlungen und die Arbeiten seiner Mitglieder, sowie auch kurze Übersichten über die in jedem Zweige der Wissenschaften erzielten Fortschritte veröffentlichen.

4. Die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder ist unbegrenzt; er ladet alle Diejenigen zum Beitritte ein, welche die Wichtigkeit einer ernsten, wissenschaftlichen Bildung für das Wohl der menschlichen Gesellschaft anerkennen.

5. Die Leitung des Vereines wird einem Rathe von 20 Mitgliedern anvertraut, die jährlich erwählt werden. Der Präsident, die Vicepräsidenten, der Secretär und der Schatzmeister des Vereins gehören ebenfalls diesem Rathe an. Von den Gliedern des Vorstandes sind nur der Secretär und der Schatzmeister wieder wählbar.

6. Um in den Verein zugelassen zu werden, muß man von zwei Mitgliedern vorgestellt sein. Die Bitte um Aufnahme wird von den beiden vorstellenden Mit-

gliedern unterschrieben dem Präsidenten zugesendet, der sie dem Rathe unterbreitet. Die Aufnahme findet nur statt, wenn eine Majorität von zwei Dritteln der Abstimmenden dafür ist. Der Ausschluß eines Mitgliedes kann nur aus wichtigen Gründen und ebenfalls mit einer Majorität von zwei Dritteln der Mitglieder des Rathes ausgesprochen werden.

7. Diejenigen Glieder, welche einen oder mehrere Antheile des Vereinskapitales zeichnen, sind gründende Mitglieder; die Antheile werden auf 500 Franken festgesetzt. Die ordentlichen Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 15 oder einen einmaligen Beitrag von 150 Franken.

Der Rath kann Ehrenmitglieder ernennen, aber nur unter den nicht belgischen Gelehrten.

Die Namen der gründenden Mitglieder nehmen in den Listen den ersten Platz ein und zwar in der Ordnung ihrer Anmeldung. Diese Mitglieder erhalten so viele Exemplare der jährlichen Publicationen, als sie Antheile gezeichnet haben. Die ordentlichen und Ehrenmitglieder erhalten je ein Exemplar der Veröffentlichungen.

Alle Mitglieder haben in den Generalversammlungen das gleiche Stimmrecht.

8. Jährlich hält der Verein vier Versammlungen. Die Hauptversammlung findet im October statt und kann vier Tage dauern; zu derselben haben auch die mit Eintrittskarten versehenen Nichtmitglieder Zutritt. Es werden in derselben die Jahresberichte vorgelesen und der Vorstand und Rath für das folgende Jahr gewählt.

Die drei anderen Versammlungen, welche im Januar, April und Juni stattfinden und je zwei Tage dauern können, sind hauptsächlich bestimmt, die Octoberversammlung vorzubereiten.

9. Wenn ein in der Generalversammlung gefaßter Beschluß nicht wenigstens in Gegenwart von einem Drittel der Mitglieder des Vereins berathen worden ist, hat der Rath das Recht, die Entscheidung bis zur nächsten Octoberversammlung zu verschieben. Die dann getroffene Entscheidung ist verbindlich, welches auch immer die Anzahl der gegenwärtigen Mitglieder sein mag.

10. Der Verein wird nie gestatten, daß in seiner Mitte ein, wenn auch noch so höflicher Angriff auf die katholische Religion oder auf die spiritualistische und religiöse Philosophie stattfinde.

11. In seinen Sitzungen theilt sich der Verein in fünf Sectionen: 1) für die Mathematik, 2) für die Physik, 3) für die Naturgeschichte, 4) für die Medicin, 5) für die Social-Ökonomie.

Jedes Mitglied wählt jährlich die Section, der es angehören will. Es hat das Recht, den Arbeiten der anderen Sectionen mit berathender Stimme beizuwohnen.

12. In den Versammlungen finden gemeinschaftliche und Sectionssitzungen statt.

13. Der Rath vertritt den Verein. Er hat das Recht, die Geschäfte des Vereins zu führen und sein Vermögen zu verwalten. Die Kapitalien des Vereins legt er in Staatsrenten oder in staatlich garantirten Werthen an.

Er trifft alle Anordnungen, welche die Ausführung der Statuten benöthigt; indessen unterliegen dieselben der Controle der Generalversammlungen.

Mit Ausnahme des in Art. 6 vorgesehenen Falles entscheidet er nach einfacher Stimmenmehrheit; aber kein Entschluß ist giltig, wenn er nicht wenigstens in Gegenwart eines Drittels der Mitglieder des rechtmäßig berufenen Rathes verhandelt ist.

14. Alle Verträge, Quittungen und Decharge werden vom Schatzmeister und einem hiezu bestimmten Mitgliede des Rathes unterzeichnet.

15. Der Rath stellt jährlich das Ausgabe-Budget des Vereins auf und legt in der Octoberversammlung detaillirte Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des

verflossenen Jahres ab. Nachdem die Versammlung die Rechnungen geprüft hat, ertheilt sie dem Rathe Decharge.

16. Die Statuten können nur auf Vorschlag des Rathes mit einer Zwei-Drittel-Majorität der abstimmenden Mitglieder in der Octoberversammlung abgeändert werden. Die Abänderungen können nicht zur Abstimmung gebracht werden, wenn sie nicht einer der vorhergehenden Versammlungen schon vorgelegt worden sind. Auch müssen sie auf der Tagesordnung, welche mit der Einladung allen Mitgliedern zugesendet wird, angeführt sein.

17. Der Wahlspruch und Art. 10 können nie geändert werden.

Im Falle der Auflösung verfügt eine zu diesem Zwecke berufene außerordentliche Generalversammlung über die dem Vereine gehörigen Güter. Diese Verfügung muß dem im Art. 2 ausgesprochenen Zwecke entsprechen.

Vorübergehende Bestimmungen.

Das provisorische Comite ist beauftragt, für den October 1875 eine Generalversammlung vorzubereiten, in welcher sich der Verein definitiv constituiren wird.

Bis zu dieser Versammlung nimmt es die Anmeldungen neuer Mitglieder entgegen und erfüllt es die Pflichten, welche die Statuten dem Rathe zuweisen.

Wenn im October 1875 der Verein nicht wenigstens 250 Mitglieder zählt, gilt er als aufgelöst.

Die Einladung zum Beitritte ist unterzeichnet von den Herren von Cannart d'Hamale, Senator, Grafen Fr. van der Straeten-Ponthoz, A. J. Menetrier, Prof. an der Bergbauschule des Hennegau, Dr. Lefebvre, Prof. zu Löwen, P. Carbonelle S. J., Ph. Gilbert, Prof. zu Löwen, Ch. de la Vallée-Poussin, Prof. zu Löwen, und Andern.

Wie aus dem Wahlspruch sowohl, welcher der ersten Constitution des vatikanischen Concils entnommen ist, als auch aus dem Art. 10 der Statuten erhellt, will der Verein ein spezifisch katholischer sein; und die Namen der unterzeichneten Herren scheinen uns auch die Bürgschaft zu bieten, daß er dieses sein wird. Es ist zwar in der katholischen Presse Belgiens ein gewisses Mißtrauen laut geworden, als ob der Artikel 10 diesen katholischen Charakter nicht genugsam wahre; wir halten jedoch dieses Mißtrauen für unbegründet, möchten aber dennoch den Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß dieser katholische — und sagen wir lieber, um jede Mißdeutung fern zu halten: dieser ultramontane — Charakter bei der definitiven Constituirung des Vereines entweder bereits im Namen oder durch eine andere Fassung des Artikels 10 noch deutlicher betont werde. Je höher der Verein die ultramontane Fahne hält, desto mehr Anklang wird er in katholischen Kreisen finden, und desto mehr wird er auch den Gegnern gegenüber wirken können. In dieser Voraussetzung empfehlen wir schon jetzt allen katholischen Gelehrten Deutschlands diesen neuen Verein[1].

[1] Beitrittserklärungen kann man richten an den Secretär des provisorischen Comite's: M. Louis De Beys, rue de Vienne 8, Ixelles chez Bruxelles (Belg.).

R. C.

Protestantische Controverse über die Civilehe.

In ganz Preußen ist kraft der neuern Gesetzgebung die obligatorische Civilehe eingeführt. Es hat das für die Katholiken keine andere Folge gehabt, als eine Vermehrung der Laufereien, Schreibereien, Ungelegenheiten, Unkosten und damit auch einen Zuwachs der Unzufriedenheit, da die Bureaukratie das Volk mit solchen Dingen schon mehr als genug gesegnet hatte. Nach wie vor erscheinen die Katholiken vor ihrem Pfarrer, um vor ihm ihre Ehe einzugehen. Da aber die also geschlossene Ehe nicht vom Staat anerkannt wird, so müssen sie, übel oder wohl, die Ceremonien auf dem Rathhause und Alles, was drum und dran hängt, sich gefallen lassen. Für die Kirche selbst entsteht also thatsächlich, in Folge der gläubigen Gesinnung der Katholiken, durch die neue Gesetzgebung nur geringer Nachtheil.

Ganz anders verhält es sich mit dem Protestantismus. Gemäß den Stimmen protestantischer Prediger in den Kirchenblättern und in der Kreuzzeitung bildet das neue Gesetz einen verhängnißvollen Wendepunkt für die protestantischen Denominationen. Man fürchtet, daß ihre Glieder es bei der Civilehe bewenden lassen werden, ohne die kirchliche Trauung nachzusuchen; daß mit der Ehe auch die Familie dem Christenthum entfremdet, nach Aufhören des Taufzwanges und Einführung der Civilstandsregister auch die Taufe der Kinder unterbleiben: kurz der letzte Faden, welcher noch die Masse des protestantischen Volkes mit der „evangelischen Kirche" verbindet, durchschnitten werde.

Die Befürchtungen haben sich schon jetzt, wo doch noch die frühere vielhundertjährige Sitte der kirchlichen Trauung fortwirkt, in hohem Grade bewahrheitet. Was wird erst geschehen, wenn dieser auf socialem Gebiete mächtigste Factor an Kraft verliert, wenn zugleich der Staat, welcher in dem Gesetze über Civilehe und Civilstandsregister einen gewaltigen Schritt zur Trennung von der protestantischen Kirche gemacht

hat, consequent seine stützende und schützende Hand ganz von derselben zurückzieht? Die Zerbröckelung der „evangelischen Kirche" wird die nothwendige Folge sein.

Dennoch billigen wir nicht die neue Gesetzgebung. Schon öfter haben die „Stimmen aus Maria-Laach" die Civilehe bekämpft. Unerschütterlich halten wir an den einmal ausgesprochenen Grundsätzen fest. Die Wahrheit, nicht der Vortheil ist für uns entscheidend. Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, so lautet der Schwur des Zeugen; es muß auch die Devise eines Theologen sein, dessen Beruf es ist, Zeugniß abzulegen für die Wahrheit. Warum betonen wir dieses am Eingange unseres Artikels? Um von vornherein unsere Kritik gegen alle Mißdeutung zu schützen.

Wir achten diejenigen unter den Protestanten, welche mit dem höchsten Eifer für den christlichen Charakter der Ehe eintreten; wir haben, offen gesprochen, eine große Antipathie gegen den Berliner Oberkirchenrath; doch bei der Beurtheilung der Controverse, die sich zwischen diesem und jenen betreffs der Civilehe erhoben hat, werden wir uns nur von der Wahrheit, nicht von unsern Gefühlen leiten lassen. Jeder religiöse Brauch, der nicht auf Wahrheit beruht, ist Aberglaube. Beistimmen können wir darum nicht dem Orthodoxen, der in der „Allg. Evang.-Luther. Kirchenzeitung" betreffs der Einführung der Civilehe behauptete: „Das Princip selbst ist richtig, aber hier gilt wohl das Wort: Consequenz ist ein Laster." Ist die Consequenz ein Laster, so ist auch das Princip nicht richtig. Nichts ist consequenter als die Wahrheit; sie ist nicht nur in Harmonie mit sich selbst, sondern auch mit allen andern Wahrheiten; sie gleicht einem Edelstein, der von allen Seiten, von denen man ihn ansehen mag, stets das reinste Licht ausstrahlt. Gerade das ist eines ihrer untrüglichsten Merkmale. Also noch einmal: die ganze Wahrheit mit allen ihren Consequenzen!

Kraft des Gesetzes vom 9. März 1874 wurde die obligatorische Civilehe am 1. Oktober desselben Jahres in Preußen eingeführt. Unmittelbar vorher, am 21. September, erließ der Oberkirchenrath in Berlin „mit allerhöchster Ermächtigung Sr. Majestät" eine Verordnung „zur Ausführung des Civilehegesetzes". Durch diese Verordnung wurde zugleich eine Veränderung der bisherigen „Trauformel" für die kirchliche Trauung verfügt. Ähnliches geschah bezüglich der dem Oberkirchenrath nicht unterworfenen Landestheile. So erging an demselben Tage eine „Allerhöchste Verordnung, betreffend das Verfahren bei

kirchlichen Trauungen und die Führung der Kirchenbücher im Amtsbereich des Consistoriums zu Kassel", welche gleich dem Erlasse des Berliner Oberkirchenrathes mit Rücksicht auf „die ehebegründende Wirkung der bürgerlichen Eheschließung" eine Veränderung des Trauformulars anordnet, und das „königliche Consistorium für den Regierungsbezirk Kassel" setzte, gleich dem Oberkirchenrath, eine solche Änderung fest. Auch das „königl. evang.-luther. Consistorium in Kiel" erließ in seinem Amtsblatte vom 25. Sept. nach Mittheilung einer „königl. Verordnung" eine in allem Wesentlichen mit dem Erlaß des Oberkirchenraths übereinstimmende Instruction über die Veränderung des Trauformulars.

Trotz der so bestimmt ausgesprochenen Entscheidung des allerhöchsten Landesherrn und summus Episcopus erhob sich, mitten unter dem Zujauchzen aller rationalistisch gesinnten Protestanten, ein gewaltiger Schrei der Entrüstung über diese Bestimmungen „in allen kirchlichen Kreisen", zuerst in der Kreuzzeitung, dann in der übrigen orthodoxen Presse. Der Erlaß des Oberkirchenrathes wurde geradezu „ein Gewaltstreich" genannt; er rede „einer Vergewaltigung der Schrift das Wort", enthalte „non exaudita", sei „unbezeichenbar", „unterliege den schwersten rechtlichen und sittlichen Bedenken". Doch scheint die große Entrüstung „in allen kirchlichen Kreisen" — nach den einstimmigen Beschlüssen der letzten Eisenacher Conferenz, woran Hochorthodoxe, wie Harleß und Kliefoth, Theil nahmen, zu urtheilen — sich im Sande verlaufen zu wollen, so daß das Ergebniß der bald tagenden Generalsynode mit Sicherheit vorauszusehen ist [1].

Aber dieses Ende der Controverse für die große Masse der deutschen Protestanten wird nicht so sehr der wissenschaftlichen Discussion als dem Respekte vor der Staatsgewalt zuzuschreiben sein. Das Organ des Protestanten-Vereins bezeichnet darum spöttisch das Resultat der Eisenacher Conferenz als „den besten Beweis dafür, daß auch hier Noth Eisen bricht und dem imposanten deutschen Reiche gegenüber auch der gewaltigste lutherische Papst Vernunft annimmt". Ein solches

[1] Nachdem dieser Artikel bereits geschrieben war, hat die evangelisch-lutherische Conferenz in Berlin am 8. September d. J. sich in einer für den Oberkirchenrath minder günstigen Weise ausgesprochen. Aber wenn wir aus der dagegen erhobenen Polemik offiziöser Organe schließen dürfen, so mißbilligt die Regierung das Vorgehen der Conferenz, und schwerlich werden die orthodoxen Prediger über den mit der Regierung verbündeten Liberalismus den Sieg davontragen.

„Vernunftannehmen" macht selbstverständlich eine wissenschaftliche Besprechung der Controverse nicht überflüssig, zumal da die von der Regierung des deutschen Reiches unabhängigen lutherischen Kirchenbehörden keineswegs „Vernunft annehmen" wollen. Sie halten nämlich unverbrüchlich an ihren alten Trauformularen, wie aus der „Instruktion des Oberkirchen-Collegiums in Breslau an die Pastoren der evang.-lutherischen Kirche in Preußen" (Evang. Kirchen-Zeitung 1874, S. 822) und den Beschlüssen der „evang.-lutherischen Immanuelsynode" in Hamburg (l. c. 859) deutlich hervorgeht.

Den Mittelpunkt des Streites bildet die Frage: Ist die Civilehe der Protestanten eine wahre, gültige Ehe, unabhängig von der kirchlichen Trauung?

Zur Lösung der Frage müssen wir vorab die Grundsätze des katholischen Kirchenrechtes darlegen. Denn die protestantische Anschauung läßt sich vollständig nur als ein Abfall vom Katholicismus begreifen. Zudem ist es ja für jeden Katholiken über allen Zweifel erhaben, daß die katholischen Dogmen über die Ehe unfehlbar wahr sind und mithin die einzige Richtschnur zur Lösung der genannten Frage abgeben. Für die Kirche bilden sie ja auch die einzige Norm, so oft sie darüber entscheiden muß. Denn die Frage über die Gültigkeit der Ehe der Protestanten ist keineswegs für uns Katholiken irrelevant. Nicht selten tritt dieselbe an die kirchlichen Gerichte. Hier erhebt ein Convertit die Frage über die Gültigkeit seiner früher geschlossenen Ehe; da will ein Protestant, der sich von seiner ersten Gattin geschieden hat, eine Katholikin heirathen; dort endlich tritt ein solcher, nachdem er nach Scheidung von seiner ersten Frau eine zweite geheirathet hat, zum Katholicismus über und frägt, ob er zur ersten zurückkehren muß. Alle diese Fragen hängen aber von der Gültigkeit der protestantischen Ehen ab.

Die Grundlage des katholischen Eherechtes ist das Dogma, daß die Ehe, vom Schöpfer der Natur eingesetzt, durch Christus zu einem Sacramente erhoben worden. Daraus folgt, daß alle eigentlichen Ehesachen (nicht die bürgerlichen Wirkungen der Ehe) der Kirche, ihrer Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit unterstehen; daß dieselbe das Recht habe, trennende Ehehindernisse anzuordnen, die Art und Weise der Eheschließung festzusetzen und dieses Sacrament, gleich den andern Sacramenten, mit erhabenen, religiösen Ceremonien zu umgeben. Alles das hat die Kirche gethan, und sie konnte es in vollem Einklange mit ihrer

ganzen Verfassung thun, weil Gott sie als eine vollkommene Gesellschaft mit gesetzgeberischer und richterlicher Gewalt gegründet hat.

Schon aus den ältesten Vätern und Kirchenschriftstellern, dem hl. Ignatius, Athenagoras, Tertullian, ergibt sich, daß die Ehe vor den Vorstehern der Kirche geschlossen, ja, wie es noch jetzt das Rituale Romanum vorschreibt, mit der heiligsten aller kirchlichen Handlungen, dem Meßopfer, in unmittelbare Berührung gebracht und durch den priesterlichen Segen bekräftigt wurde. „Wie vermögen wir," ruft Tertullian[1] aus, „das Glück jener Ehe zu beschreiben, welche die Kirche zusammenfügt und das Opfer bekräftigt und der Segen besiegelt, die Engel verkünden, der (himmlische) Vater anerkennt?" Diese kirchliche Trauung ward von jeher für eine strenge Pflicht gehalten, dennoch war sie nicht nothwendig zur Gültigkeit der Ehe, so lange die Kirche sie nicht dafür erklärte. Die Worte des Tridentinum hierüber sind klar: „Obwohl nicht zu zweifeln ist, daß die Clandestin-Ehen vollgültige und wahre Ehen sind, so lange die Kirche sie nicht für ungültig erklärt hat, und deßhalb mit Recht diejenigen zu verurtheilen sind, sowie die heilige Synode sie mit dem Banne belegt, welche läugnen, daß diese Ehen wahre und vollgültige Ehen sind, so hat die heilige Kirche sie doch immer aus den gerechtesten Ursachen verabscheut und verboten."[2] Erst das Tridentinum stellte das trennende Ehehinderniß der Clandestinität auf und machte die Gültigkeit der Eheschließung davon abhängig, daß sie vor dem Pfarrer und zwei Zeugen geschehe. Aber das Concil setzte hinzu, daß dieses Gesetz nur in den Pfarreien, in welchen es verkündigt worden, Geltung erlangen sollte. Der Jesuitengeneral Lainez hatte nämlich mit seiner gewaltigen Beredsamkeit auf die Mißstände der ursprünglichen Fassung des Beschlusses hingewiesen, hatte gezeigt, daß kraft derselben alle künftigen Ehen der Protestanten ungültig würden, weil diese nie und nimmer dazu zu bewegen wären, vor dem rechtmäßigen Pfarrer der katholischen Kirche ihre Ehe einzugehen. Dieser Grund schlug durch. Man machte also die Gültigkeit des Beschlusses von dessen Verkündigung in den einzelnen Pfarreien abhängig, wodurch, da die Verkündigung der Beschlüsse des Tridentinum unter den Protestanten voraussichtlich nicht stattfinden würde, auch deren Ehen von diesem Gesetze unberührt blieben.

---

[1] Ad uxorem l. 2. c. 9.

[2] Sessio XXIV de ref. cap. 1.

Nach Vorausschickung dieser katholischen Dogmen und Grundsätze löst sich die Frage über die Gültigkeit der Civilehe leicht.

Wo das Tridentinum verkündet ist — und es ist es mit geringer Ausnahme für die preußischen Katholiken — kann eine gültige Ehe nur vor dem betreffenden katholischen Pfarrer und zwei Zeugen gültig eingegangen werden. Die für die sogenannte Civilehe vorgeschriebene Förmlichkeit beobachten die Katholiken lediglich, um der bürgerlichen Wirkungen der Eheschließung theilhaftig zu werden, ohne ihr indeß irgend welche *ehebegründende* Kraft zuzuschreiben. Hierdurch kommen sie nicht mit dem Gesetze in Widerspruch. Das Gesetz befiehlt nur das *Äußere* und läßt denen, welche diese Förmlichkeit vornehmen, volle Freiheit, über dieselbe zu *denken*, wie sie wollen, sie für die eigentliche Eheschließung, oder aber nur für eine rein politische Förmlichkeit zu halten. Aber auch dort, wo das Tridentinum nicht verkündigt worden ist, kann ein gläubiger Katholik nicht anders handeln. Da nämlich nach den eben citirten Worten des allgemeinen Concils die Kirche jede nicht vor ihren Hirten gefeierte Eheschließung „aus den gerechtesten Ursachen von jeher verabscheut und verboten" hat, so werden diejenigen, welche in einer so hochwichtigen Sache nicht ihren heiligsten kirchlichen Pflichten untreu werden wollen, die Ehe vor ihrem Pfarrer schließen und die Civilehe als eine rein bürgerliche Förmlichkeit betrachten. Zeigt Jemand aber durch die That, daß er nichts um die ernste Warnung der Kirche gibt, indem er die kirchliche Trauung *nicht* auf die Civilehe folgen läßt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in *den* Gegenden und Pfarreien, wo das Tridentinum *nicht* verkündet worden ist, auch ein Katholik, für diesen besondern, glücklicher Weise sehr seltenen Fall, durch den Civilakt eine wahre *vollgültige Ehe* schließt.

Was die Civilehe der Protestanten betrifft, so können wir hier von der Frage absehen, ob für diejenigen, welche sich zu einer neuerdings in katholischen Gegenden errichteten protestantischen Pfarrei zählen, das tridentinische Ehehinderniß besteht. Die große Masse der preußischen Protestanten wohnt in Gegenden und Pfarreien, in denen niemals jenes Gesetz verkündet worden ist. Für diese gilt also das tridentinische Ehehinderniß nicht; wenn also kein anderes vorliegt, so kann *die Gültigkeit ihrer Eheschließung vor dem Civilstandsbeamten* nicht beanstandet werden.

Ganz zu demselben Resultate gelangen wir durch die Erwägung der protestantischen Anschauung.

Die sogenannten Reformatoren wurden durch ihre Ansicht von der Rechtfertigung dazu gedrängt, die Ehe als Sacrament zu verwerfen. Nach katholischem Dogma sind die Sacramente Zeichen und Ursachen der heiligmachenden Gnade und übernatürlichen Liebe. Gnade und Liebe waren aber erforderlich, um die Ehe ihrem Urbilde, der Vereinigung Christi mit der Kirche, ähnlich zu machen und das Ideal der unauflöslichen Einheit, welches Christus wiederherstellen wollte, zu verwirklichen. Da begreift es sich, wie der Herr die Ehe zu einem Sacramente machen wollte. Die sogenannten Reformatoren verwarfen aber die positive Seite der Rechtfertigung, betrachteten dieselbe nur als Sündenvergebung oder vielmehr als Sündenbedeckung durch die vermittelst des Glaubens angeeignete Gerechtigkeit Christi, und sahen mithin auch in den Sacramenten nur die jene Zuversicht der Sündenvergebung erweckenden Zeichen. Da nun unmöglich die Eheschließung als ein solches Zeichen aufgefaßt werden konnte, so mußte man auch den sacramentalen Charakter der Ehe läugnen. Niemand hat das rückhaltsloser als Luther[1] gethan; in der bestimmtesten Weise erklärte er, daß die Ehe eine

---

[1] Luthers Werke. Ausgabe von Plochmann. Erlangen, 1826. Bd. 65. Wider die 32 Artikel der Theologisten zu Löven, 1545, S. 174: „Daß die Ehe ein Sacrament sei, das wird ohne Gottes Wort geredt, und die Rangen zu Löven haben solches im Spiegel Marcolst gelesen."

Tischreden Bd. 61, S. 235: „Da Dr. Martinus Luther gefragt ward: Was den Pfarrherren zu thun sei, und wie sie sich halten sollten in Ehefällen, ob sie sich auch solcher Unlust und Mühe äußern möchten? „Ich rathe aller Ding," sprach er, „daß wir solch' Joch und Last nicht auf uns nehmen, erstlich darumb, denn wir haben sonst genug zu thun in unserm Ampt. Zum Andern so geht die Ehe die Kirche nichts an; ist außer derselben, ein zeitlich weltlich Ding, darumb gehört sie für die Oberkeit" u. s. w.

Von Ehesachen, 1530, Bd. 23 (1838), S. 93: „Ich wehre mich fest und rufe und schreie, man solle solche Sachen der weltlichen Obrigkeit lassen, denn wir sollen ja Diener Christi sein, d. i. mit dem Evangelium und dem Gewissen umgehen. Es kann ja Niemand leugnen, daß die Ehe ein weltlich äußerlich Ding ist, wie Kleid und Speise, Haus und Hof, weltlicher Oberkeit unterworfen, wie das beweisen so viel Kaiserliche Rechte, darüber gestellet. So finde ich auch kein Exempel im Neuen Testamente, daß sich Christus oder die Apostel hätten solcher Sachen angenommen, ausgenommen, wo es die Gewissen berührt hat."

Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherren, 1546, Bd. 23, S. 208: „Demnach weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen und Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer iglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit wie sie gehen."

Bd. 61, 1854, Tischreden, S. 270: „Glauben, daß der Ehestand Gottes sei und von Gott geordnet und eingesetzt, . . . das glauben ist schwer."

äußerliche weltliche Hantirung sei, welche der Obrigkeit zu überlassen wäre, worin die Kirche nichts zu ordnen und zu regieren habe; er setzte darum auch die kirchliche Feierlichkeit in das Belieben der Brautleute. In ähnlicher Weise dachte Calvin; auch er verwirft in schärfster Weise, daß die Ehe ein Sacrament sei, und stellt sie auf eine Linie mit weltlichen Hantirungen; „vor Gregor d. Gr. habe Niemand die Ehe als Sacrament anerkannt; zwar sei die göttliche Anordnung gut und heilig, doch seien der Ackerbau, die Baukunst u. s. w. legitime Anordnungen Gottes, darum aber keine Sacramente“ [1]; endlich überantwortet er die Regelung der Eheverhältnisse gleicherweise der Obrigkeit. In den Genfer Archiven befindet sich noch das Exemplar eines Briefes von Calvin an das Consistorium vom 6. Sept. 1548, worin er behauptet, die Ehe mit der Nichte der verstorbenen Frau sei „gemäß Gott, nicht im Widerspruch mit dessen Wort, sondern von ihm erlaubt und gutgeheißen“; dann setzt er aber hinzu: „Was jedoch die Verfügung unserer Herren und Obern, der (Genfer) Syndici und Rathsherren, betrifft, welche jene Ehe in unserer Stadt nicht zulassen wollen, so rühren wir sie nicht an; denn, wie es nicht unsere Sache ist, Verordnungen und Erlasse in Ehesachen zu machen, so lassen wir ihnen darüber die Verfügung.“

Die oben dargelegte Ansicht Luthers stimmt auch ganz mit seiner Anschauung von der Kirche, der christlichen Freiheit und dem Worte Gottes überein.

Er faßte die Kirche nicht als eine vollkommene Gesellschaft mit Gerichtsbarkeit und gesetzgeberischer Gewalt auf; Kirchengebote, welche unter Sünde verpflichteten, seien der christlichen Freiheit entgegen; das Gewissen verbänden nur Gottes Gebote, welche in der Schrift enthalten seien, nicht aber bloß menschliche Satzungen. Er mußte auch darum die Ehe-Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung dem Staate überlassen und konnte nicht einmal das Einholen der kirchlichen Segnung der Ehe, wovon die Schrift nichts sagt, den Gläubigen zur strengen Pflicht machen, obwohl es Pflicht der Geistlichen sei, dem Begehren des Volkes zu entsprechen. Bezüglich dieses Punktes blieb aber im protestantischen Volke ein gutes Stück des alten Katholicismus zurück. Es behielt die bisherige Sitte bei und erachtete es für seine Pflicht, sich kirchlich trauen zu lassen.

---

[1] Instit. l. 4. c. 19. § 34.

Ohne Zweifel wirkten auf Luthers Ansichten auch seine eigenen kritischen Verhältnisse ein. Er hatte als Mönch und Priester ewige Keuschheit gelobt, die ganze Kirche und Christenheit aber hatte Mönchen und Priestern das Heirathen auf das Strengste verboten; selbst die Orientalen, auch die schismatischen, welche ihre Priesterschaft aus verheiratheten Männern nahmen, verdammten die Heirath eines Mönches und eines Priesters *nach* empfangener Weihe.

Wenn irgendwo ein gültiges Kirchengesetz, eine bindende Kirchensitte, eine unverletzliche Kirchenordnung vorlag, so war es hier. Demnach sah sich Luther in die furchtbare Alternative versetzt, entweder dem Kirchengesetze, der Kirchensitte, der Kirchenordnung alle *verbindende* Kraft in Bezug auf Ehesachen abzusprechen, oder aber sein Leben als *ein* fortgesetztes Sacrileg zu verdammen. Nur aus dieser verzweifelten Stellung Luthers erklären sich seine Versuche, die Ehesachen, *so weit es nur immer möglich*, dem Bereiche der Kirche zu entziehen, seine ganz leidenschaftlichen und nicht selten pöbelhaften Ausdrücke gegen Kirchengesetze und Ehehindernisse, seine Lehre von der Unwiderstehlichkeit des Naturtriebes und der Jedermann verbindenden Pflicht, zu heirathen. Aber leider blieb es nicht hierbei. So wenig er das von der Kirche für den Priesterstand aufgestellte Ideal heilig zu halten wußte, so wenig konnte er das von Christus wieder hergestellte Ideal der unauflöslichen Ehe für die Gläubigen bewahren. Nicht nur die Unauflöslichkeit gab er preis; im Verein mit Bucer, Melanchthon und andern hochangesehenen Reformatoren erlaubte er dem Landgrafen Philipp von Hessen selbst die Polygamie.

Luthers Anhänger sind ihm freilich nicht in all' dem gefolgt; im Gegentheil, nicht selten haben sie[1] auf das Schärfste Äußerungen Luthers verworfen, „die, aus seiner kritischsten Lebensperiode stammend, so grobe, ja schier unglaubliche Verirrungen enthielten, daß sie gar nicht zu wiederholen seien".

Aber auch nach Abstreifung der leidenschaftlichen Sprache bleiben doch drei Sätze übrig, die mit dem ganzen System der „Reformatoren" innig zusammenhängen, und darum nicht nur von Luther, sondern auch von Calvin gelehrt werden: daß die Ehe nicht ein Sacrament, sondern eine weltliche Hantirung sei, daß sie darum der Gesetzgebung und Ge-

[1] Halle'sches Volksblatt vom 8. April 1857; auch bei Jörg, Geschichte des Protestantismus, I, 556.

richtsbarkeit des Staates unterstehe, daß endlich den Gesetzen und Ordnungen der Kirche keine im Gewissen verbindende Macht innewohne. Freilich gibt es heutzutage, besonders unter jenen, die lutherischer als Luther selbst sein wollen, Männer, welche diese Sätze verwerfen oder doch nicht rückhaltslos anerkennen; aber im Grunde verwerfen sie dadurch die Reformation selbst.

Aus dem Gesagten ergeben sich die Folgerungen zur Beurtheilung der protestantischen Civilehe von selbst. Nach protestantischer Anschauung kann der Staat die Form der Eheschließung bestimmen, und die so abgeschlossenen Ehen sind, unabhängig von aller kirchlichen Trauung, wahre und vollgültige Ehen; es ist keine strenge, im Gewissen bindende Pflicht, die kirchliche Trauung auf den Civilakt folgen zu lassen; mag man darum auch noch so eifrig bestrebt sein, auf Beibehaltung dieser löblichen Sitte zu wirken, man darf diejenigen Protestanten, welche sie unterlassen, nicht der Kirchenzucht oder gar der Kirchenbuße unterwerfen wollen. Insofern stehen wir ganz auf Seiten des Berliner Oberkirchenrathes und der andern Oberconsistorien.

Was sind nun die Hauptgründe, welche lutherische oder lutherisch gesinnte Prediger gegen besagte Verordnung vorbringen? Ich habe viele ihrer Auseinandersetzungen in der Evang.-Lutherischen Kirchenzeitung gelesen, doch nirgends einen strengen Beweis ihrer Ansicht entdecken können. In den salbungsreichen Auseinandersetzungen über die Nothwendigkeit der kirchlichen Trauung vermißte ich besonders Klarheit. Angesichts der verschiedenartigen Urtheile über die Ordonnanz des Oberkirchenraths vom 21. September rief die Evang.-Lutherische Kirchenzeitung (S. 852) aus: „Welche Auflösung, welche Zerfahrenheit in unserer loyalen Pastorenkirche!“ Diese äußere Zerfahrenheit ist nun ein Bild der inneren; beide entstehen aber aus derselben Ursache: dem Widerstreite der bisherigen Übung mit der Lehre der sogenannten Reformatoren. Trostlose Aussicht, wohin man auch blickt! In der Vergangenheit stößt man auf die klaren Worte Luthers und Calvins; in der Gegenwart droht der Staatskoloß, dem man nicht zu trotzen wagt; in der Zukunft gewahrt man ein modernes Heidenthum aus diesen Ehegesetzen erstehen.

Versuchen wir etwas Klarheit in die innerlich unklare Sache zu bringen!

Das stichhaltigste Argument, welches dem Oberkirchenrath entgegengehalten wurde, dürfte wohl folgendes sein: „Die Ehe bedarf

unter Christen der Einwilligung und Anerkennung von Seiten des Staates und der Kirche; in ihr gibt es nämlich ein doppeltes Moment: ein rechtliches und ein religiöses; das erste kommt im Civilakte, das zweite in der kirchlichen Trauung zum Ausdruck. Durch den Civilakt wird die Ehe nach der rechtlichen Seite perfect, aber eine christliche erst durch die kirchliche Trauung, durch das Zusammensprechen der Brautleute im Namen Gottes." Dieses Raisonnement hört sich schön an, wenn es nur nicht Untheilbares zerrisse. Das Eheband ist *eines*, welches nicht in zwei Stücke, ein rechtliches und ein religiöses, zerlegt werden kann. Vor wem kommt es also zu Stande? Vor dem Bürgermeister oder dem Geistlichen? Wird es vor dem Erstern „rechtlich perfect", so muß es auch dort seine Existenz erhalten. Denn was *nicht* ist, kann nicht rechtlich perfect sein. Wird das Eheband aber vor dem Civilstandsbeamten geschlossen, so muß die Kirche es als zu Recht bestehend anerkennen, und die kirchliche Trauung kann nichts Anderes sein, als eine Bestätigung und Segnung der schon geschlossenen wahren und vollgültigen Ehe, wie der Oberkirchenrath will.

Dazu kommt, daß gemäß der Erklärung des keineswegs protestantenfreundlichen lutherischen Landesconsistoriums in Hannover die „evang.-lutherische Kirche nach ihrer schriftmäßigen Lehre von der Ehe das Recht des Staates, die Form der Eheschließung für die Bürger zu ordnen, und folgeweise die nach dieser Form geschlossenen Ehen als wirkliche, rechtsgültige Ehen rückhaltslos" anerkennen muß (Evang.-Luth. K.-Z. v. J. 1874, S. 827). Sogar das lutherische O.-K.-Collegium in Breslau will die mit Verschmähung der kirchlichen Trauung geschlossene Civilehe nicht als Concubinat, sondern „nur als Entheiligung des Ehestandes und Verachtung der Kirchenordnung" angesehen wissen, „wie auch die Kinder aus solchen Ehen *auch seitens der Kirche als eheliche* anzuerkennen seien" (a. a. O. S. 824).

Also der Civilakt begründet nach protestantischer Lehre unabhängig von der kirchlichen Trauung eine wahre und wirkliche Ehe.

Es erübrigt nur noch die weitere Frage: Besteht nach protestantischer Anschauung eine *eigentliche Pflicht*, die durch den Civilakt gültig zu Stande gekommene Ehe von der Kirche bestätigen und segnen, also dem Civilakte die kirchliche Trauung nachfolgen zu lassen? Nach den Worten Luthers und seinen und der andern Reformatoren Principien glauben wir diese Frage durchaus verneinen zu müssen; aber die verschiedenen Oberconsistorien und selbst der Oberkirchenrath stellen

die kirchliche Trauung als Pflicht hin, wenn gleich freilich bezweifelt werden kann, ob der Oberkirchenrath darunter eine eigentliche Pflicht, deren Unterlassung Sünde wäre, verstanden haben will.

Als Gründe für diese Pflicht hat das lutherische Landesconsistorium in Hannover kurz folgende hingestellt: es sei Pflicht, „beim Eintritt in den Ehestand die im Worte Gottes begründete Heiligkeit der Ehe als einer göttlichen Institution vor der Gemeinde zu bekennen, sich mit ihrem Gelöbniß unter Gottes Gebot über diesen Stand zu stellen und durch den Dienst der Kirche mittelst des Wortes Gottes und Gebet ihre Ehe als eine christliche bestätigen und segnen zu lassen."

Auch der Kritik dieser Gründe wollen wir die katholischen Grundsätze vorausschicken.

So sehr die Kirche auf die kirchliche Trauung, als die einzig legitime Form der Eheschließung, dringt, so macht sie doch denen, welche einmal die Ehe gültig eingegangen haben, das Nachsuchen der kirchlichen Einsegnung nicht zur strengen Pflicht[1].

Es mag noch so löblich sein, beim Eintritt in den Ehestand die Heiligkeit der Ehe feierlich zu bekennen, und zu geloben, daß man nach Gottes Gebot die Ehe nicht scheiden wolle. Da aber die Heiligkeit der Ehe durchaus nicht von jenem Bekenntniß und die Pflicht der Heilighaltung durchaus nicht von diesem Gelöbniß abhängt, so ist weder jenes Bekenntniß, noch dieses Gelöbniß irgend etwas Wesentliches, streng Pflichtmäßiges. Das Rituale Romanum schreibt nicht ein solches ausdrückliches Bekenntniß und Gelöbniß vor, während die protestantischen Agenden es zu enthalten pflegen; und doch gibt es unter den gläubigen Katholiken nicht einen einzigen, der das Eheband vor dem Tode schiede, während solche Ehescheidungen unter den Protestanten Legion sind.

Noch mehr muß man darüber staunen, daß das Nachsuchen des kirchlichen Segens den protestantischen Eheleuten zur strengen Pflicht gemacht werden soll. Die Vermittlung des göttlichen Segens ist Ausfluß des Priesterthums. Der Protestantismus will aber außer Christus

---

[1] So entschied eine am 22. April 1795 von Pius VII. genehmigte Antwort der S. Congr. Conc. in Bezug auf diejenigen, welche wegen der damaligen Priesterverfolgung in Frankreich die Ehe vor einem Priester nicht hatten eingehen können, aber später Gelegenheit fanden, die priesterliche Einsegnung zu erhalten. Ebenso entschied das in Rom approbirte Provincialconcil von Sidney für die Katholiken Australiens (Coll. Lac. III. 1054) und das Concil von Dublin betreffs gemischter Ehen, deren protestantischer Theil sich zum katholischen Glauben bekehrt (l. c. 808).

keine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen. Jeder ist Priester. Wenn also Priester und Priesterin in ganz legaler Weise den (nach der Augustana) mit besondern, auf das Körperliche sich beziehenden göttlichen Verheißungen ausgestatteten Ehebund eingehen, wozu soll es dann noch durchaus erfordert werden, daß sich ein „Diener" der Kirche dazwischen dränge, um Vermittler des göttlichen Segens zu sein? Wenn aber solches nach protestantischer Anschauung nicht nöthig ist, wie kann es dann strenge Pflicht sein?

Aber „die Ordnung der Kirche" will es. Das ist die ultima ratio, welche überall durchklingt, welche aber mit Unrecht derjenige anruft, dessen Religion damit begonnen hat, allen Kirchenordnungen als „Menschensatzungen" jegliche die Gewissen verpflichtende Kraft abzusprechen. Das vierzigtägige Fasten, die Abstinenz des Freitages, das Gebot der österlichen Communion und des Besuches des sonntäglichen Gottesdienstes, das Verbot der Priesterehe u. s. w., alles dieses war Kirchenordnung, nicht nur im Occident, sondern auch im Orient; alledem wurde aber die Freiheit des Christenmenschen entgegengehalten und jegliche die Gewissen bindende Kraft abgesprochen. Wie will man jetzt der kirchlichen Ordnung in Bezug auf Ehesachen eine die Gewissen bindende Kraft zusprechen? Wie kann man vollends dieses thun, da ja nach Luthers und Calvins Ansicht die Ehe eine „weltliche Hantirung" ist, deren Regelung man der weltlichen Obrigkeit überlassen müsse? Es ist eine alte Rechtsregel, daß, wer den Vortheil trägt, auch den Nachtheil tragen muß. Die protestantische Theorie von der „Ordnung der Kirche" hat dem Prediger ein Weib gebracht; nun muß dieser auch dulden, daß die Laien die Folgerung aus jener Theorie ziehen und die kirchliche Trauung unterlassen.

Noch schlimmer sieht es mit der biblischen Begründung der orthodoxlutherischen Ansicht aus, obwohl doch nach protestantischer Auffassung die heilige Schrift in unserer Frage allein maßgebend ist. Es ward der Presse zufolge theils auf 1 Cor. 7, 39, theils auf Matth. 19, 6 hingewiesen. An erster Stelle sagt der hl. Paulus von einer Wittwe, sie möge heirathen, wen sie wolle, jedoch nur im Herrn. Letztere Worte enthalten offenbar eine Beschränkung des „wen sie wolle", beziehen sich also nicht auf die Art und Weise der Trauung. Demgemäß haben die meisten lateinischen Väter, von Tertullian und Cyprian angefangen, darin das Verbot der gemischten Ehe gefunden. Aber auch, wenn man, nach dem Vorgang der griechischen Interpreten, in den Worten eine

allgemeine Mahnung sieht, die Ehe „nach dem Gesetze des Herrn", d. h. nicht aus Leidenschaft, sondern nach der Richtschnur des Gewissens, zu schließen, so kann man nur dann in besagten Worten eine Aufforderung zur kirchlichen Trauung finden, wenn es bereits anderswoher feststeht, daß man dazu verpflichtet ist. Noch weniger beweisen die Worte Christi: „Was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen", die Behauptung, daß nur die Ehe die wahre sei, welche ausdrücklich im Namen Gottes zusammengesprochen werde. Diese Worte, wie auch die vorhergehenden Worte Adams, beziehen sich nicht nur auf die christliche Ehe, sondern auf jede, die auf Erden geschlossen wird, werden also mit Unrecht ausschließlich auf diejenigen bezogen, welche von den Predigern „zusammengesprochen" oder auch vor den Priestern geschlossen werden. Christus folgert die Unauflöslichkeit der Ehe daraus, daß sie von Gott eingesetzt worden; ein von Gott geordnetes Verhältniß unterliege nicht der menschlichen Willkür. Die Einsetzung der Ehe durch den Schöpfer der menschlichen Natur hat aber mit der Form der Eheschließung nichts zu schaffen.

Nach dem Gesagten müssen wir somit die Consequenz auf der Seite des Berliner Oberkirchenrathes viel eher als in den Klagen seiner Gegner finden. Hier freilich wird die äußerste „Consequenz ein Laster" sein, das Wiederaufleben des modernen Heidenthums, welches auch das letzte Band zwischen den socialen Verhältnissen und der Religion mit gewaltsamer Hand zerreißt. So traurig eine solche Consequenz ist, wir können sie nicht in Abrede stellen; aber sie wird auch jedem Besonnenen zeigen, daß die Principien der Reformatoren, aus denen diese Consequenzen fließen, falsch sind, und daß man, um die christliche Familie zu retten, zur katholischen Kirche zurückkehren müsse.

G. Schneemann S. J.

Die religiösen Orden und ihre Bedeutung.

II.

Die katholische Kirche hat stets und überall das Ordensleben gepflegt. Die großen Heiligen und die Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte waren zugleich die eifrigsten Beförderer, Lobredner und Ver-

theidiger der Orden. Die meisten waren selbst Mönche. Auch in der Folgezeit sind es gerade Heilige, welche als Ordensstifter und Ordensreformatoren auftreten, und die Orden selbst liefern der Kirche eine unabsehbare Schaar von Heiligen. Der einzige Benediktinerorden in seinen vielen Verzweigungen schenkte ihr mehr als 50,000.

Wer waren die Gegner der Orden? Alle diejenigen und nur diejenigen, die auch der Kirche selbst offene oder geheime Feindschaft, Gleichgültigkeit oder Lauheit entgegenbrachten. Wer den kirchlichen Geist entweder ertödten, oder doch wenigstens verflachen und verrationalisiren wollte, der sprach und wirkte mit richtigem Instinkte in erster Linie gegen die Orden und das Ordenswesen. Der erste „gesetzliche" Verfolger des Mönchswesens ist der arianische Kaiser Valens. Heiden und Juden ließ er ungestört in allen Greueln voranleben, gegen das Mönchsthum aber und gegen die Katholiken erließ er „Gesetze" — von den Mönchen aus Nitrien ließ er viele ermorden, und diejenigen, die das Mönchskleid nicht mit dem Soldatenmantel vertauschen wollten, ließ er mit Knütteln todtschlagen. Die ersten Spötter und Verhöhner der Mönche sind wiederum nicht die Freunde der Christen. Libanius macht sich schon lustig über die „Schwarzen", Eunapius behandelt sie ärger als die ärgsten Verbrecher, Rutilius Namatianus höhnt die viri lucifugi, die Lichtscheuen, die Dunkelmänner, und findet in dem Entschlusse zum Mönchsleben Dummheit und Schlechtigkeit mit einer Dosis Wahnsinn vereinigt (quaenam perversi rabies tam stulta cerebri?). Welche leuchtende Vorbilder unserer Culturkämpfer, denen sie sogar die Originalität der Titulaturen für die Ordensleute wegnehmen!

Wir haben neulich eine kurze Umschau gehalten, um uns die innige Zusammengehörigkeit von Kirche und Ordenswesen geschichtlich vorzuführen. Interessant wäre auch eine Studie über die Frage: wer waren die Freunde, wer die Feinde des Ordenslebens? und ganz geeignet, manche Zeitströmungen im Spiegel der Geschichte zu betrachten. Doch gehen wir für jetzt in das Wesen der Sache selbst ein, suchen wir den Grund auf, aus dem und über dem alle geschichtliche Erscheinung erwuchs — die dogmatische Begründung des Ordenswesens! Theodorus Studita äußert sich über Ursprung und Beweggrund des Mönchsthums folgendermaßen: „Fragt man, woher die Sitte stamme, daß Jemand der Welt entsage und Mönch werde, so ließe sich ebenso wohl fragen, welche Ueberlieferung uns bewege, Christen zu werden."

Und gewiß, wer das Christenthum voll und ganz begriffen hat, der findet als einen integrirenden Theil desselben die Idee des Ordenswesens; mit anderen Worten: soll das Christenthum die von Christus gebrachte Lehre und den von ihm bezeichneten Heilsweg unverkümmert nach allen Richtungen hin darstellen, so muß es das Ordenswesen, den Ordensgeist aus sich erzeugen. Zu einem Organismus gehören verschiedene Theile mit verschiedenen Verrichtungen; soll der Organismus des Christenthums nach dessen eigenem Grundwesen und nach Christi Plan sich harmonisch abschließen, so muß als ergänzender Theil das Ordenswesen, der Ordensgeist eintreten. In diesem Sinne nehmen wir keinen Anstand, das Ordenswesen als *nothwendig* für Kirche und Christenthum zu bezeichnen. Und das haben wir des Näheren auszuführen.

Wir nehmen den sichersten Ausgangspunkt von Christi Wort. Er war gekommen, um die Menschheit mit Gott zu versöhnen und ihr den Weg zum Himmel durch Lehre und Beispiel vorzuzeichnen. In seinen dießbezüglichen Vorschriften unterscheidet er thatsächlich ein Zweifaches. Er stellt eine Reihe von Forderungen, deren Erfüllung unbedingt zur Erreichung des Lebens nothwendig ist, — dahin gehört die Forderung des Glaubens und der Haltung der Gebote. Aber neben und außer diesem wird noch eine höhere Art der Hingabe an Gott, ein umfassenderer Huldigungsakt, eine vollendetere Nachfolge Christi in Aussicht gestellt, und es fallen Andeutungen und Einladungen, die dem auf das Höchste gerichteten Sinne eine über das Gewöhnliche und das Allen Gebotene hinausragende Bahn eröffnen. Ein Jüngling tritt zum Heiland hin mit der Frage: Was muß ich thun, um das ewige Leben zu haben? Die Antwort lautet: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Eine weitere Antwort bezeichnet dann den Inhalt dieser Gebote. Der Jüngling kann sich das Zeugniß geben, daß er diesen treu nachgekommen. Aber er ahnt, daß es noch etwas Höheres gebe, und deßwegen fügt er seinem Zeugnisse die bedeutsame Frage bei: Was fehlt mir noch? Und bei dieser Regung eines geläuterten Bewußtseins über Grade und Rangstufen im Messiasreiche setzt der Heiland ein und erhebt die Ahnung in die volle klare Gewißheit: Wenn du *vollkommen* sein willst, geh', verkaufe was du hast und gib es den Armen, und komme und folge mir nach. Der Haltung der Gebote, als dem Wege zum Leben, setzt er hier — wer sollte es verkennen? — noch eine erhabenere Art der Tugendübung an die Seite. In der Frage des Jünglings: „Was *fehlt* mir noch nach

Haltung der Gebote und trotz derselben?" ist angedeutet, daß das religiöse Streben noch eine über das Niveau des streng Gebotenen sich erhebende Sphäre einer innigeren Bethätigung, einer vollkommeneren Hingabe an Gott, anerkenne. Widerspricht etwa der Heiland oder tadelt er die Frage: Was fehlt mir noch? Antwortet er etwa: Fürchte Gott und halte seine Gebote: das ist der ganze Mensch, und du sprichst: Was fehlt mir noch? Nein, er anerkennt die Ergänzungsfähigkeit, und bezeichnet die höhere Stufe des geistigen Lebens gleich nach ihrer innersten Beziehung einerseits als das Höchste, was der Mensch erreichen kann, andererseits als etwas, was nicht einem Gebote untersteht, sondern was dem von Gott angeregten Willen als freies Ziel des Strebens vorgehalten wird, und daher sagt er eben so kurz als inhaltsreich: wenn du vollkommen sein willst. Es gehört wirklich große Befangenheit und Voreingenommenheit dazu, um hier das Auge vor der Erkenntniß zu verschließen, es sei neben und außer den Geboten ein evangelischer Rath ertheilt und die Vollkommenheit als ein die Haltung der Gebote überbietender Grad des christlichen Lebens hingestellt worden. Doch gehen wir weiter.

Als der Heiland einst die Strenge des neutestamentlichen Ehegesetzes erklärte und darauf hinwies, daß fortan in keinem Falle die geschiedenen Ehegatten sich anderweitig verheirathen dürften, da dünkte angesichts der alttestamentlichen Praxis das neue Gesetz den Jüngern so schwer, daß sie ihrem Erstaunen darüber in dem Ausrufe Luft machten: „Wenn es so steht, dann frommt es nicht, zu heirathen." Allerdings ist es hier zunächst die sittliche Strenge des neuen Ehegesetzes, die in den Jüngern den Gedanken aufdämmern läßt an den ehelosen Stand und den relativen Vortheil desselben: „es frommt nicht, zu heirathen." Und der Heiland? weist er etwa diesen aufsteigenden Gedanken zurück? Nicht im mindesten. Wie er ihn bei den Jüngern weckte, so hebt er ihn zur vollen Klarheit empor, läutert ihn, weist die himmlische Gnadenquelle nach, der er entspringt, zeichnet dessen Zweck, Lohn und Ehrenvorzug und kündigt dessen Verwirklichung an als etwas über das Maß des Gewöhnlichen und die Leistungsfähigkeit der großen Masse Hinausliegendes. „Nicht Alle fassen dieses Wort, sondern Die nur, welchen es gegeben ist." Hiemit ist der Gedanke der Jünger als berechtigt anerkannt und ausgesprochen, daß das Verständniß der Ehelosigkeit und ihrer Bedeutung im neuen Bunde, und zwar das praktische, in die That umgesetzte Verständniß, nicht ein Ge-

meingut Aller sei, sondern nur auf Grund einer besondern und nicht an Alle zu spendenden Gabe der Erkenntniß und des Wollens beruhe; daß auch Niemand sich selbst diese Gabe verleihe, sondern daß sie eben gegeben werde. Sodann wird Ziel und Lohn dieser von oben herab an Einzelne verliehenen Gnade gekennzeichnet. Beides umfaßt der Ausdruck: sich selbst ehelos erhalten um des Himmelreiches willen. Das ist also schließlich das Wort, das nicht Alle fassen, die Lehre, die zur praktischen Darnachachtung nicht für Alle aufgestellt ist, sondern nur für Die, denen es im Unterschiede von den Uebrigen gegeben ist. Daher reiht der Heiland die Mahnung an für Die, denen eben diese Gabe das Verständniß erschließt und den Willen anregt: „Wer es fassen kann, der fasse es." Er drängt also zur Verwirklichung, nicht Alle, nein, sondern Diejenigen, die es fassen können, denen es gegeben ist. Somit vernehmen wir hier wiederum eine Einladung und Aufforderung des Heilandes, die sich nicht an Alle richtet, die aber, schon weil sie besondere von oben stammende Befähigung voraussetzt, ein Ehrenvorzug ist. Und der Heiland sieht diese Klasse bereits verwirklicht, denn er spricht von ihr als einer in Wirklichkeit bestehenden, die aber leiblich und geistig gleichweit von den durch Natur oder Zwang Ehelosen sich unterscheidet: „Es gibt Solche, die sich selbst ehelos erhalten um des Himmelreiches willen." Mit Recht, denn er hatte bereits Jünger um sich, die des Himmelreiches wegen auf die Ehe verzichtet hatten und denen seine jetzige Rede die bisher ungeahnte Gnadenhöhe, die Bedeutung und den Urquell ihres Vorsatzes entschleierte. Wer ist befangen genug, um auch hier einen evangelischen Rath, einen Rath für den Weg der Vollkommenheit zu verkennen?

Eine vollgültige und unabweisbare Erklärung dieser Worte Christi liefert uns der hl. Paulus. Er gibt „als Begnadigter vom Herrn, um treu zu sein", den Rath der Ehelosigkeit; er bezeichnet diesen Stand als besser, denn die Ehe (1 Cor. 7, 38); er preist die Eheloſe seliger, „seliger wird sie sein, wenn sie so bleibt gemäß meinem Rathe, ich meine aber, daß auch ich Gottes Geist habe;" er bezeichnet in der Ehelosigkeit den Vorzug einer allseitigen ungestörten Hingabe an Gott, einer ungetheilten Gottesliebe. „Der Unvermählte sorgt was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge: wer aber vermählt ist, sorgt was der Welt ist, wie er gefallen möge der Frau, und ist getheilt." Das Alterthum kannte im Allgemeinen nicht, daß und wie die Jungfräulichkeit als höherer gottesdienstlicher Stand zu heiligen sei. Das volle

Licht dieser Kenntniß ging im Christenthum auf in Christi und der Apostel Wort und Beispiel; hiemit aber ist neuerdings neben dem Weg der Gebote ein nicht für die Gesammtheit berechneter Weg der evangelischen Räthe, als höhere und bessere Stufe, in Aussicht gestellt. Dieselbe Auffassung kehrt außerdem noch an verschiedenen Punkten der Lehre Christi wieder. Er spricht von einer Vollendung der Tugend und einer Hingabe an Gott, die eben in der thatsächlichen Verlassung alles Irdischen ihren Ausdruck findet — in Bedingungen also, die naturgemäß nicht zur allgemein bindenden Norm erhoben werden können.

Wenn aber das der Fall ist, und wenn andererseits doch Christi Wort nicht ein leerer Schall ohne geistige Schöpfungskraft bleiben darf und kann, was bleibt übrig, als daß, wie es im Hause des Vaters viele Wohnungen gibt, so auch im Messiasreiche neben der allgemein möglichen und gebotenen Nachfolge Christi eine spezielle, auf eben diese Räthe sich aufbauende, also gerathene, als nothwendig anerkannt werde? „Jeder, der verlassen hat Haus oder Brüder und Schwestern, oder Vater und Mutter, oder Weib oder Kinder, oder Äcker um meines Namens willen, der wird Hundertfaches empfangen und das ewige Leben ererben" (Matth. 19, 29. Mark. 10, 30. Luk. 18, 30). Das ist kein allgemeines Gebot, einfach schon deßwegen, weil der Heiland nicht die Existenzbedingungen der menschlichen Gesellschaft aufheben will; und doch — wer kann es läugnen? — ladet er schon durch die Größe der verheißenen Belohnung zum thatsächlichen Aufgeben des irdischen Besitzes und zur großmüthigen Ueberwindung der stärksten natürlichen Herzensneigungen ein; er will also, über den Kreis der gewöhnlichen, im alltäglichen Leben stehenden Anhänger hinaus, Verehrer um sich sammeln, die seinetwegen und (wie Mark. 10, 30 hinzugefügt ist) um des Evangeliums halber sich vollständig alles Besitzes und aller irdischen Bande entledigt haben. Und wir brauchen nur auf seine Umgebung zu schauen, so finden wir diese höhere Stufe bereits in That und Wirklichkeit ausgeprägt vor. Er hat sich die Apostel auserkoren aus der Welt sie haben Alles verlassen und sind ihm nachgefolgt; wie sie nun hiedurch eine höhere Stufe über den Gläubigen einnehmen und an den Heiland selbst in einzigartiger Weise sich angeschlossen haben, so sollen sie zum äußern Ausdruck dieses Ranges „bei der Erneuerung, wenn sich der Menschensohn auf den Thron seiner Herrlichkeit gesetzt hat, auch auf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten" (Matth. 19, 28).

Um die von Christus selbst gegebenen Grundlagen des Ordenslebens vollständig zu entwickeln, ist nach der freiwilligen Armuth und nach der Ehelosigkeit noch die Unterwürfigkeit unter die Leitung des Gehorsams und sodann die Berechtigung nachzuweisen, die Uebung dieser evangelischen Räthe, als einem besonderen Stande, dem Stande der Vollkommenheit angehörig, darzulegen. Anderen in manchen Stücken Gehorsam zu leisten, ist Pflicht eines jeden Christen. Aber das Wort des Heilandes: „Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach," ist einer noch vollendeteren Erfüllung fähig. Wie er selbst gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, und wie er, obgleich Gott hochgelobt in Ewigkeit, dennoch es nicht verschmähte, sterblichen Menschen *unterthan* zu sein, so ist auch eine vollkommene, allseitige und dauernde Nachahmung dieses Gehorsams für den Jünger Christi möglich. Dieser kann die Verläugnung seiner selbst darin bethätigen, daß er um Gottes willen seine Freiheit zum Opfer bringt, und was der Apostel den christlichen Knechten befiehlt, in seiner selbstgewählten Abhängigkeit in Ausübung bringt: *gehorchet eurem Herrn um Christi willen*. Wie Christus unsertwegen *Knechtsgestalt* angenommen, so erheischt das Verlangen, seinem Vorbilde nachzustreben, eben die Demuth und Unterwürfigkeit des Gehorsams, die, aller eigenen Willkür, Laune und Lust entsagend, in dieser völligen Hingabe an den Gehorsam dem Heilande das zuverlässigste Unterpfand wandelloser und großmüthigster Treue und Liebe darreichen will.

Hat nun Christus in der eben ausgeführten Weise neben dem Weg der Gebote noch einen höheren Pfad der evangelischen Räthe durch Wort und Beispiel eröffnet, so liegen alle Elemente vor, die uns zwingen, von einem *Stande der Vollkommenheit*, den Christus gewollt und in's Leben gerufen habe, zu sprechen. Denn als zur *Vollkommenheit* führend bezeichnete er selbst die freiwillige Armuth als besondere Gnadengabe; als besser und für den Dienst Gottes geeigneter, mithin kurzweg als zur Vollkommenheit helfend, trat uns im Lichte des Evangeliums und der Lehre des hl. Paulus die Ehelosigkeit entgegen; die vollendete Nachfolge Christi begreift auch den Gehorsam in allseitiger Form, also als vollkommen, in sich. Mithin muß die Übung dieser Räthe als Übung der Vollkommenheit begriffen werden, auch nach streng biblischer Anschauung. Diese bietet uns ferner Alles, was nöthig ist, um dieses Streben als ein *dauerndes, bleibendes*

zu bezeichnen, so daß wir mithin von einem Stande der Vollkommenheit zu sprechen berechtigt sind. Denn der Stand will eben nach üblicher Ausdrucksweise einen bleibenden Lebensberuf, einen dauernden Kreis von Pflichten und eine fest eingerichtete Lebensordnung bezeichnen. Wer möchte nun daran zweifeln, daß auch Christus gerade für diese ausgezeichnete Art seiner Nachfolge, für dieses Ringen nach Vollkommenheit die Ausdauer, das Verharren fordere, er, der so entschieden alle Unentschiedenheit und alles Schwanken verurtheilt — „wer die Hand an den Pflug legt und umsieht, ist nicht werth des Himmelreiches" —, der nur dem bis zu Ende Ausharrenden die Krone verspricht — „wer ausharret bis an's Ende, wird selig sein"? Und ist nicht schon in der Natur der vorgelegten Vollkommenheit diese Beständigkeit, dieses Standesmäßige und Lebensberufartige eingeschlossen? Der Rath der freiwilligen Armuth — „geh' hin, verkaufe Alles und gib es den Armen" — deutet auf die immerwährende Armuth hin, denn sonst müßte er ja das Ungereimte bieten, daß er zum Wiedererwerb aufforderte; deßgleichen ist die Ehelosigkeit für den, der das Wort fassen kann und dem es gegeben ist, dem Wesen der Sache nach als eine fortdauernde Lebensstellung zu betrachten, widrigenfalls ja auch die vom Heiland selbst angezogenen Vergleiche nichts Zutreffendes böten; daß der hl. Paulus ebenfalls an einen das ganze Leben regelnden Entschluß denkt, erhellt aus den Worten und dem angestrebten Zwecke seiner Darstellung.

Demgemäß ist es sonnenklar, daß im Evangelium durch Christi Wort ein Stand der Vollkommenheit im Unterschiede von der allgemein christlichen Lebensanforderung und im Vorzuge vor ihr deutlich grundgelegt ist. Sehen wir nun die Folgerung dieser Wahrheit. Es ist Aufgabe der Kirche, die Lehre Christi voll und ganz den Völkern zu vermitteln. „Lehret sie Alles halten, was ich euch gesagt habe." Hiezu hat sie den besondern Beistand des heiligen Geistes empfangen. „Der Tröster wird euch in alle Wahrheit einführen." Es ist somit die heiligste und unabweisbare Lebenspflicht der Kirche, auch zur Beobachtung der Räthe einzuladen und in ihrem Organismus, in ihrer sichtbaren Ausgestaltung dieser höheren, von Christus empfohlenen Lebensordnung Ausdruck zu verleihen. Wäre je zu einer Zeit in den Gliedern der Kirche nirgends diese Vollkommenheit vertreten, so hätte für diese Zeit die Kirche aufgehört, dem Ideale ihres Stifters zu entsprechen, d. h. die treue Hüterin und Ausüberin seiner Lehre zu sein. Sie kann nicht die von Christus gegebene Verfassung umändern,

aufheben oder zeitweilig vernachlässigen, auch nicht einen Paragraphen derselben außer Cours setzen, daher muß sie auch die evangelischen Räthe in sich fortwährend verwirklichen. Das ist der tiefste Grund der geschichtlichen Erscheinung, die sich uns in so eklatanter Weise gezeigt hat: nie und nirgends war die Kirche ohne Ordenswesen. Denn gerade im Ordenswesen prägt sich die Erfüllung der evangelischen Räthe ab. Gerade also, wie diese zu dem von der Kirche zu hütenden Gute gehören, wie sie ein wesentlicher Bestandtheil der Lehre Christi und eine von Christus gewollte Lebensordnung sind, so müssen sie auch in und von der Kirche geübt werden. Kann sie etwa eines der ihr von Christus übergebenen Sacramente verlieren? Ebenso wenig kann und darf sie eines der von Christo anvertrauten Heiligungsmittel aufgeben, um wie viel weniger das der Räthe, welches in so ausgezeichneter Weise die völlige Liebeshingabe des Menschen an Gott bewirkt und darstellt und das Bild Christi in seinen schönsten und ergreifendsten Zügen wiederspiegelt! Oder wäre es denkbar, daß die Kirche einem undankbaren Acker gleich den Samen in sich aufnähme und die Erwartung des Sämanns täuschte? Nicht doch, die Kirche ist das gute Erdreich, in dem der Same sechzig- und hundertfältige Frucht bringt, sie muß also in Kraft dieses Samens das Ordenswesen aus sich entwickeln, und so lange sie die von Christus angelegte Pflanzung ist, muß auch diese Blüthe und Frucht des Ordenslebens in ihr bestehen. Und gewiß, welches Wort Christi wäre denn wirkungslos geworden? „Du hast Worte des Lebens," bekannte Petrus, und: „Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam," ruft Paulus aus, „es ist ein Schöpferwort." „Mein Wort," so spricht Gott bei Isaias, „das ausgeht aus meinem Mund, wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern wirken, was immer ich will, und Gedeihen haben in dem, wozu ich es gesandt." Dieses Gesetz gilt auch in der Kirche des Neuen Testamentes. Und daher ist das Ordenswesen auf's Unzertrennlichste mit der Kirche verbunden und diese muß es hegen und pflegen.

So klärt uns die einfache Thatsache, daß Christus die Grundlagen des Ordenslebens vorgezeichnet und zur Befolgung seiner Räthe eingeladen hat, schon auf über den innigen Lebensverband, der zwischen Kirche und Orden herrscht, und zeigt uns, daß das Ordenswesen zur Einrichtung der Kirche nothwendig gehöre.

Zu demselben Ergebnisse führen uns noch andere Wahrheiten. Die Kirche ist nach Anschauung der heiligen Schrift die Braut

Christi, die er sich durch sein Blut erworben, geheiligt und in strahlender Tugendschönheit dargestellt hat. Als solche muß sie sich in Heiligkeit und in voller Liebeshingabe an ihren Heiland bewähren. Entbehrte sie aber der Übung der evangelischen Räthe, d. h. ließe sie das Wesentliche des Ordensstandes außer Auge, so fehlte ihrer Heiligkeit gerade die erhabenste Weihe, zu der sie sich erschwingen kann und nach Christi Wort und Beispiel erschwingen muß. Denn die standesmäßige und eben darum durch unverbrüchliche Gelübde Gott versprochene Beobachtung der evangelischen Räthe ist einerseits das wirksamste Mittel zur Erstrebung der Heiligkeit, und andererseits das umfassendste Opfer, das der Mensch seinem Herrn und Gott entgegen bringen kann. Die Heiligkeit besteht in der Liebe, in der Vereinigung mit Gott. Alles nun, was dieser Liebe Hemmnisse bereitet, irdische Sorgen und Anhänglichkeiten, Selbstliebe und Selbstsucht, das ist auf dem Pfade der evangelischen Räthe im Princip entfernt; die unerläßlichen Vorbedingungen zu einem vollkommenen Gottesdienste sind gegeben — wie könnte die Kirche, deren Beruf die Heiligkeit ist, gerade eines Standes entbehren, der diese in der entsprechendsten Weise anbahnt? Sie muß sodann ihrem Bräutigam, der für sie so schmerzvolle Opfer brachte, ihre volle Liebe entgegenbringen. Wie aber könnte sie das, wollte sie gerade jenen Stand nicht verwirklichen, in dem der Mensch durch Verzichtleistung auf die äußeren Güter, auf die Güter seines Leibes und seiner Freiheit, sich selbst nach der Ausdrucksweise der Kirche als Ganzopfer Gott darstellt und übergibt?

Der Geist des Christenthums drängt in seinem Glauben, Hoffen und Lieben, den Menschen loszuringen von der Erde, ihn emporzuheben zum Himmlischen, er treibt zur Geringschätzung des Vergänglichen, zur Entsagung um Christi willen, zur Sehnsucht nach der Freiheit der Kinder Gottes — was ist nun billiger, als daß dieser Geist in der Kirche eine Form sich schaffe, in der sein innerster Beruf und Zug zum vollwerthigen Ausdruck gelange! Wäre es nicht eine Halbheit und Schwäche, wenn dieser Geist es nur zu vereinzelten Ansätzen brächte, oder wenn in dem Ganzen der Kirche keine Veranstaltung getroffen wäre, die gerade dessen höchste Entwickelung und Blüthe beförderte und darstellte? Mangelte dieses, so gebräche es eben an dem Abschluß und der Vollendung, zu der die Grundlinien der Gottesstiftung sich von selbst hinbewegen. Die Kirche ist ferner die Trägerin und Verkünderin des Uebernatürlichen. Mit der in ihr hinterlegten Gotteskraft senkt sie der

Menschheit übernatürliche Principien des Erkennens und Wollens ein — es hieße die Triebkraft dieser verkennen und die Aufgabe der Kirche mit Gewalt beschränken, wäre nicht in ihrem sichtbaren Ausbau thatsächlich auf die höchste und umfassendste Entwickelung jener Bezug genommen. Ist weiterhin die Kirche der mystische, in der Menschheit fortlebende und fortwirkende Christus, so liegt es ihr auch ob, das Leben Christi abzuspiegeln und es fortzuleben in treu liebender Nachahmung bis an's Ende der Zeiten. Rüstig und unverweilt hat sie von jeher, geleitet von Christi Geist, der aber als ihr Haupt auf alle Glieder seine belebende Thätigkeit überströmt, diesem Berufe sich unterzogen, und sie kann ihm nicht untreu werden. Im gottmenschlichen Leben Christi aber tritt sonnenklar hervor seine völlige, freiwillige Armuth, seine Ehelosigkeit, sein Gehorsam. Er hat die Räthe, die er gegeben, in seinem eigenen Leben vorbildlich und ewig mustergültig ausgeprägt, und daher muß auch diese Seite seines Lebens in der Gestaltung seiner Kirche ihr treues Gegenbild haben. Leben und Bild Christi darf nicht lückenhaft, unterbrochen, es muß voll und ganz, frisch und kräftig zur Erscheinung kommen, und daher muß die Kirche, so wie sie nach der einen Seite hin das Lehr-, Priester- und Hirtenamt Christi weiterführt, so auch nach der andern sein Leben der Tugend und Vollkommenheit, Zug um Zug seinen erhabenen Spuren folgend und mit Liebe sie sammelnd, in sich zum erkennbaren Abdrucke nachgestalten.

Man wende hier nicht ein, alle dem könne und würde auch ohne das Ordenswesen, d. h. ohne Ordensgenossenschaften mit fester standesmäßiger Vereinigung, entsprochen. Wir haben oben schon darauf hingewiesen, warum ein Stand der Vollkommenheit erheischt werde und wie hiefür gerade die Gelübde die Dauer und Bestand gebende Form seien, anderer Gründe zu geschweigen. Ferner ist es nicht ausreichend, daß diese Aufgabe der Kirche nur von Einzelnen nach Art eines Privatunternehmens gelöst werde. Die Kirche ist eine sociale Erscheinung, ein großes moralisches Ganze, das der Menschheit gegenüber eine göttlich-amtliche Stellung einnimmt; sie muß somit dem Rufe des Heilandes nach Vollkommenheit und dem von ihm vorgezeichneten Plane auch in dieser ihrer öffentlichen Eigenschaft entsprechen, sie muß mit andern Worten dem Stande der Vollkommenheit in ihrer Gliederung eine öffentliche Geltung, ein amtliches Gepräge verleihen, ihn zur kirchlichen Körperschaft und kirchlich sanktionirten Einrichtung ausbilden und erheben. Das, was die Natur

des Standes der Vollkommenheit und der Beruf der Kirche erheischte, hat die Kirche auch gethan; sie entwickelte das Ordenswesen zur förmlichen kirchlichen Einrichtung, es wurde ein integrirender Theil ihrer Verfassung. Von den ersten Jahrhunderten herab bis auf unsere Zeit sehen wir deßhalb das Ordenswesen von der Kirche gepflegt und als öffentliche Institution mit kirchlichen Rechten ausgestattet. Diese Thatsache ist — das hat uns die dogmatische Erwägung klar gestellt — keine zufällige Erscheinung, sie wurzelt im tiefsten Grunde, in der Anlage und dem Zwecke der Kirche, in der göttlich gegebenen Verfassung. Daher ist denn auch das Ordensleben unzertrennbar mit der Kirche verwachsen; wie die Kirche sich selbst nicht aufgeben kann, so kann sie auch keinen organischen Theil ihres gottgewollten Ausbaues menschlichem Belieben zum Opfer bringen.

Nach dieser Erörterung richtet sich die Aufstellung der Motive des Klostergesetzes von selbst: „Es kann aber auch nicht behauptet werden, daß die Orden und Congregationen nothwendige Organisationen der katholischen Kirche bilden, welchen der Staat, wenn er letztere innerhalb seines Gebietes anerkenne, deßhalb auch freien Raum gewähren müsse." Das principiell Verfehlte des Vorgehens liegt hauptsächlich darin, daß das Ordenswesen als solches grundsätzlich ausgeschlossen, daß eine von Christus herstammende und im Wesen und Zweck der Kirche angelegte Einrichtung gewaltsam unterdrückt werden soll unter dem Vorgeben, als vernichte sie die geistige Persönlichkeit der Menschen und negire die wirthschaftlichen Fundamente der Existenz des Staates und bringe ihn selbst in Gefahr. So ist denn auch auf diesem Gebiete der tiefgreifendste Gegensatz klar und scharf ausgesprochen worden. Es ist gut; die Situation klärt sich und die unausweichbar vorandrängende Logik macht die geheimsten Gedanken Mancher offenbar. Aber aller Menschenwitz und alle Menschenmacht ist nicht im Stande, *ein Wort* des Heilandes unwirksam zu machen. Daher wird auch das Ordensleben nicht untergehen. Christus hat es grundgelegt und derselbe Christus sagt: „Himmel und Erde werden vergehen, *meine Worte aber werden nicht vergehen*;" und der vom Alten Gesetze kein Jota und kein Tüpfelchen unerfüllt ließ, weiß auch den Worten seines Neuen Gesetzes Leben und beständige Wirksamkeit zu verleihen.

Das ist also die Anschauung vom Ordensleben, wie sie aus den Lehren des Evangeliums, aus dem Beispiele Christi, aus dem Wesen der Kirche selbst mit Nothwendigkeit sich ergibt. Diesen inneren, natur-

nothwendigen Zusammenhang zwischen Christenthum und Ordenswesen (Mönchthum) sprechen mitunter auch Protestanten aus. Die protestantische Real-Encyklopädie gesteht zu, daß sich das Mönchthum „unter dem Eindruck des christlichen Gebotes gebildet und erhalten habe", „daß es in den inneren Bereich christlicher Lebenserscheinungen gehöre" (IX. 673). Nun aber kennen wir, wie nur einen Christus, so auch nur ein Christenthum, das voll, ganz und für ewige Zeiten mustergültig uns von Christus gelehrt wird. Daher müssen wir das Ordensleben für alle Zeiten fordern. Oben genanntes Organ des Protestantismus zieht trotz jener Zugeständnisse diese Folgerung nicht. Aber es ist bezeichnend, um welchen Preis. Man ersinnt ein fortschreitendes, sich abklärendes und vollendendes Christenthum, das schließlich, allen Wandlungen und Launen des Zeitgeistes sich anbequemend, von seinem ersten Keim und Wesen Nichts mehr übrig behält. Das ist aber ein Christenthum, ein Glaube nach Art der sich drängenden und stürzenden „wissenschaftlichen Hypothesen" und philosophischen Systeme, aber nicht das Christenthum Christi, der Glaube der katholischen Kirche. Christus heri et hodie, ipse et in saecula — so auch die Kirche, und gerade wegen dieser ihrer Beständigkeit und Unveränderlichkeit, an der keine irdische Macht zu deuteln und zu ändern hat oder vermag, muß sie das Ordensleben immerfort aus sich herausgestalten.

In dem bisher Erörterten liegen auch schon die Andeutungen, in welchen Beziehungen das Ordenswesen zum einzelnen Christen stehe, welche Rechte des Einzelnen also durch die versuchte Unterdrückung desselben schwer geschädigt werden. Es erhellt zunächst unmittelbar, daß, weil Christus, das Haupt der Kirche, den Ordensstand als einen integrirenden Theil derselben gewollt hat, er auch durch Verleihung des Ordensberufes ihr stets Ordensleute zuführen wird. Es ist eine Wahrheit, die von selbst aus der Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung, sodann speziell aus der besondern Vorsorge für die Kirche fließt, daß Gott, wie er im Bereiche des natürlichen Lebens und der Kirche auf die jeder Lebensordnung entsprechende Weise, d. h. durch den natürlichen Entwickelungsgang dort, hier aber durch Offenbarung, verschiedene Stände und Berufsarten hervorgerufen hat, so auch für die Ausfüllung und Fortführung derselben die geeigneten Fähigkeiten und Neigungen an seine Geschöpfe austheilt. Zu der individuellen Anlage und Geistesrichtung gesellt sich für das übernatürliche Gebiet noch die leitende und einladende Gnade. Diese

lenkt entweder leise und unvermerkt, sich dem Sinnen und Trachten der Seele einsenkend und es allmählich erhebend und verklärend, den innersten Geistes- und Herzenszug zum Ordensleben und weckt durch die Anschauungen des Glaubens die Sehnsucht nach demselben, oder es ertönt plötzlich, aber mit unzweifelhafter subjektiver Klarheit, der Ruf Gottes: „Komm' und folge mir nach;" ähnlich wie er einst an die Apostel ergangen, die sodann Alles verlassen haben und dem Heiland nachgefolgt sind. Wie Christus die evangelischen Räthe gegeben, so weiß er auch Sorge zu tragen, daß sie geübt werden und daß sein Wort und seine Einladung zur Vollkommenheit nicht in's Eitle gesprochen seien. Das ist für jeden Unbefangenen so klar als möglich. Und eben so einleuchtend ist es, daß Niemanden das Recht zustehe, einen solchen Ruf Gottes, d. h. einen wahren Beruf zum Ordensstande, irgendwie zu hintertreiben, ja daß es die höchste Unbilligkeit, Willkür und Grausamkeit nebst Verhöhnung aller persönlichen Freiheit wäre, dem Einzelnen, der diesen Beruf in sich thatsächlich spürt, die Ergreifung desselben unmöglich zu machen. Schließt aber ein Gesetz principiell alles Ordensleben aus dem Staatsgebiete aus, so hat diese Vergewaltigung, soweit sie eben durch Menschen ausgeübt werden kann, thatsächlich Fleisch und Blut angenommen. Es ist jedenfalls schwer zu beklagen, daß sich Menschengesetze mit der übernatürlichen Führung Gottes in so grellen Widerspruch setzen. Wir verhehlen uns nicht, daß unsere liberalen Gesetzmacher diesem Grunde nur Hohn und höchstens mitleidiges Achselzucken über unsere bornirten Ansichten entgegenbringen; aber das ist nur ein Beweis mehr, wie traurig es bestellt ist, wenn Gesetze, welche in's innerste Leben des Christenthums einschneiden, von solchen berathen werden, die von eben diesem Leben keine Ahnung, geschweige ein Verständniß haben. Nach den elementarsten Wahrheiten des Christenthums existirt für Manche, wie der wahre und wirkliche Beruf zum Priesterstande, so der Beruf zum Ordensleben, der Beruf für diesen oder jenen Orden: an diesen ist für den Betreffenden meistens nicht bloß sein Lebensglück, sondern auch seine Ewigkeit geknüpft: wer hat das Recht, in die von Gott geschlungenen Bande mit roher Faust einzugreifen und einen Lebensstand zu verbieten, zu dem Gott selbst die natürlichen und übernatürlichen Voraussetzungen den Berufenen verleiht?

Wie tiefgehend und allseitig ferner durch das Verbot des Ordenslebens individuelle Rechte heiligster Art geschädigt werden, wird eine weitere Betrachtung des Ordensstandes uns vorlegen. Diese stellen wir

am besten an der Hand des hl. Thomas von Aquin an, der ihn unter einem dreifachen Gesichtspunkte in's Auge faßt. Zuerst ist ihm das Ordensleben eine Übung des Strebens nach Vollkommenheit der Liebe (exercitium quoddam tendendi in perfectionem charitatis). Gewiß, der nächste Zweck desselben ist die Vollkommenheit, die gänzliche Hingabe des Menschen in all' seinem Denken, Streben und Wünschen an Gott, die umfassende Erfüllung des Grundgebotes: du sollst Gott deinen Herrn lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus all' deinen Kräften. Alles nun, was das Ordensleben bietet, ist eine Veranstaltung, die getroffen ist auf Grund der stichhaltigsten Grundsätze und Erfahrungen, um den Menschen diesem Ziele entgegenzuführen. Der Ordensstand ist im vollen Sinne des Wortes eine Schule der Vollkommenheit und eine Erziehung zur Vollkommenheit. Wie die natürlichen Kunstfertigkeiten und Wissenschaften mit System und Methode erlernt sein wollen, so ist es auch mit den Anforderungen, die auf dem übernatürlichen Gebiete an den nach Vollkommenheit Strebenden herantreten. Der ganze äußere und innere Mensch muß methodisch durchgebildet, theoretisch und praktisch in die Übungen der Tugend und Vollkommenheit eingeführt und darin erhalten werden. Dazu dient zuvörderst Gebet und Betrachtung. Wenn es auch der frivole Sinnenmensch nicht versteht, so ist doch gerade das häufig geübte Gebet die unerläßliche Vorbedingung, um die Seele für das Wirken Gottes in ihr zu befähigen — im Gebete erschließt sich die Seele dem Gnadeneinflusse Gottes, wie die Blume den wohlthätigen Lichtstrahlen; da geht ihr das Verständniß für das Höhere auf, da quillt ihr Kraft zu, das, was sie eingesehen, auch in's Werk zu setzen. Gebet und Betrachtung machen das Glaubensgut, den im Glauben hinterlegten reichen Schatz an Wahrheit, lebendig und wirksam für die Seele. Darum steht dieses in der Schule der Vollkommenheit oben an und wird ihm im Ordensstande eine bestimmte Zeit gewidmet. Sodann hat der Mensch, der sich zur Vollkommenheit emporringen will, zweierlei zu leisten. Er hat die Hindernisse wegzuräumen und den Bau selbst aufzuführen; er hat die Verkehrtheiten der natürlichen Neigungen, das Ungeregelte und Ungebändigte der Leidenschaften, kurz das Selbstsüchtige und Ungeordnete, was eben in der gefallenen Menschennatur liegt und vielleicht durch Thatsünden bereits erstarkt ist, mit Entschiedenheit und Ausdauer, mit Plan und Einsicht zu bekämpfen — eine riesig große sittliche Aufgabe, von der freilich wiederum der Lebemensch keine Ahnung

hat. Und doch ist, wenn irgendwo, so hier neben Klarheit des anzustrebenden Zieles und Festigkeit des Charakters eine einsichtsvolle und erfahrungsreiche Leitung vonnöthen. Allein das ist nur der negative Theil. Auf dem so vorbereiteten Herzensboden muß der Same der übernatürlichen Tugenden gedeihen und Früchte bringen; das feste Tugendgebäude muß aufgeführt werden. Auch da ist Erlernung, Übung, Anleitung in dringender Weise geboten. Diese gesammte Ausrüstung birgt nun die Schule der Vollkommenheit, der Ordensstand. Er lehrt und bietet die Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit in der zweckdienlichsten und sichersten Weise. Das ist das Charakteristische und Auszeichnende des Ordensstandes. Dahin zielen vor Allem die drei Gelübde, deren Beobachtung dem Ordensmanne obliegt. Kurz und bündig, aber erschöpfend faßt deren Bedeutung in dieser Hinsicht der hl. Thomas zusammen: „Betreffs der Übung der Vollkommenheit ist die Entfernung all' dessen erforderlich, was verhindert, daß das Herz vollständig nach Gott strebe — denn hierin besteht die Vollkommenheit der Liebe. Derartig sind aber drei Dinge: erstens die Begierde nach äußeren Gütern — diese wird durch das Gelübde der Armuth gehoben; zweitens das Verlangen nach sinnlichen Ergötzlichkeiten, diese werden durch das Gelübde der Enthaltsamkeit ausgeschlossen; drittens endlich die Unordnung des menschlichen Willens, und dieser wird durch das Gelübde des Gehorsams gesteuert." So fallen nach dem heiligen Lehrer die Haupthindernisse der Vollkommenheit. Ferner ist die ganze Ordensregel mit all' ihren Übungen nur dazu da, um den Religiosen auf der rechten Bahn zu erhalten und ihn wirksam voranzubringen. Manche Asceten liebten es, den Orden mit einem Schiffe zu vergleichen; wer dieses bestiegen, gehe mit ihm dem Reiseziele entgegen; so führe auch die Ordensregel jenen, der sich ihr anvertraue, dem Ziele d. h. der Vollkommenheit entgegen. Der Vergleich hat viel Zutreffendes. Gerade die feste Norm und heilsame Zucht der Regel, die den Ordensmann umgibt, ist wie das beste Mittel, so auch die sicherste Garantie. Daß aber die Ordensregel wirklich in sich die Bahn zur Vollkommenheit sei, daß Jeder, der ihren Geist in sich ausprägt, thatsächlich den Geist der christlichen Vollkommenheit in sich zur Darstellung bringe, dafür bürgt die kirchliche Gutheißung der Ordenssatzungen.

Das ist nach katholischer Würdigung die eine Anschauung vom Ordensstande. Wenn nun die Orden aus einem Staatengebiete principiell ausgeschlossen werden, welche Unsumme von schwersten Beein-

trächtigungen hat das zur Folge? Das sicherste Mittel zur Vollkommenheit, die eigentliche Schule der Vollkommenheit, wird zerstört. Man entgegne nicht, der Einzelne könne in seinem Kämmerlein den religiösen Übungen obliegen. Es ist gerade so, als sollte für Zerstörung und Verbot aller Schulen die Erlaubniß des Privatstudiums Ersatz bieten Ja noch viel weniger! Denn welche unersetzbare Vortheile bietet gerade für den geistigen Ringkampf zur Niederwerfung der Sünde und zum Siege der Tugend die umsichtige Leitung, die feste, mit weisestem Plane unverrückt auf das Ziel lossteuernde Ordnung, die heilsame und bei den Schwankungen menschlicher Launen und Leidenschaften so nothwendige Schranke der Zucht und Regel, das stärkende Beispiel einer zahlreichen Genossenschaft, das erhebende Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem großen moralischen Ganzen! Man weiß, wie mächtig der Corpsgeist den einzelnen Soldaten moralisch zu heben im Stande ist — die Wirkungen des Ordensgeistes sind in ihrer Art, und weil durch ein übernatürliches Princip der Gnade getragen, noch unvergleichlich einflußreicher. „Strebe selbst ein Ganzes zu werden, oder schließ' an ein Ganzes dich an." So mahnt unser Dichter. Ersteres ist Wenigen gegeben. Viele sind auf letzteres angewiesen. Wenn nun in Industrie und Wissenschaft durch Vereinigung Großes erreicht wird, warum sollten die höchsten Vereinigungen, die Orden, nicht im Stande sein, Kräfte zu wecken und zu den höchsten sittlichen Leistungen zu befähigen, die außerhalb des Ordensverbandes in unfruchtbarer Unthätigkeit verharren würden? Diesen Kräften also den naturgemäßen Boden ihrer Entwickelung nehmen, das ist doch die unbefugteste Schädigung, die ausgeübt werden kann. Es ist das rohe Niedertreten einer ganzen Welt von lebenskräftigen Keimen, die bestimmt waren, zur herrlichsten Frucht sich zu entfalten — für Zeit und Ewigkeit. Für manche Charaktere ist die Einrichtung des Ordenslebens eine wesentliche Bedingung ihrer moralischen Entwickelung. Sie finden nur in ihr jene Stütze, der sie bedürfen, um zu gedeihen; wer hat das Recht, diese von Gott selbst ihnen gebotene Hilfe zu nehmen? Für Andere sind wiederum die Mahnungen der heiligen Väter maßgebend, mit denen sie zur Flucht vor den Gefahren der Welt aufmuntern. „Fliehet," so ruft ein hl. Bernhard und mit ihm die ganze Schaar der hl. Lehrer, „fliehet aus der Mitte von Babylon, fliehet und rettet eure Seelen. Denn Gefahr droht der Unschuld in den Vergnügungen, der Demuth in den Reichthümern, der Frömmigkeit im Geschäftsverkehr, der Wahrheit in der Geschwätzigkeit,

der Nächstenliebe in der verdorbenen Welt!" Die Erwägung dieser Gefahren, die Größe der Versuchungen, die Reize und Schlingen der überall lockenden Sünde und die bittere Erfahrung haben schon Tausende in die friedlichen Stätten des Ordenslebens geführt; Tausende wollten da vor den schäumenden Sturmeswogen des aufgeregten Weltmeeres ihr Schifflein in den friedlichen Hafen retten. So urtheilte und handelte man gar oft in früherer Zeit[1]. Und sind etwa heutzutage die Gefahren der Welt vermindert? Wer hat also ein Recht, zu verbieten, daß Diejenigen, die sich berufen fühlen, die von den Lehrern der Kirche so einstimmig gegebenen Rathschläge befolgen? „Nur eines ist nothwendig. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" So argumentirt die göttliche Weisheit. Wenn nun ein Christ, von diesem Worte durchdrungen, den sichersten Weg zum Ziele einschlagen will — und das ist der Weg der Räthe, der Weg des Ordenslebens — welch' irdische Macht hat die Befugniß, ihm das zu wehren? Wenn er um jeden Preis seine Ewigkeit glücklich machen will und daher der Ordenszucht sich freiwillig unterwirft, wer darf ihm den sichersten Weg versperren? „Oder was wird der Mensch zum Ersatz für seine Seele geben?" Kann eine Gesetzgebung, die unfähig ist, den katholischen Geist zu fassen, mit Fug und Recht in das innerste Heiligthum der Herzen, in die einzig wichtigen Angelegenheiten der Seele eingreifen? Was ist körperliche Knechtung gegen solchen Geisteszwang?

Der zweite Gesichtspunkt, unter dem der hl. Thomas das Ordensleben begreift, entrollt uns eine neue Seite desselben, aber auch zugleich eine neue Reihe der schreiendsten Rechtsverletzungen, welche durch die Ertödtung desselben verübt werden. Der heilige Lehrer betrachtet es, inwiefern es den Geist von den unnützen Sorgen der Welt befreit; ein echt evangelischer Gedanke! Sind ja doch nach dem Vergleiche des Heilandes die Sorgen dieser Welt die Dornen, welche den aufkeimenden Samen der himmlischen Lehre ersticken, und will er die überflüssigen Sorgen selbst um den kommenden Tag ausgeschlossen und die ganze

[1] Der hl. Bernhard faßt die Vortheile des Ordenslebens für den Einzelnen in folgende Worte zusammen, die man oft als Aufschrift an Cisterzienser-Abteien liest: „Gut ist es für uns, hier zu sein, weil der Mensch reiner lebt, seltener fällt, schneller sich erhebt, vorsichtiger wandelt, sicherer ruht, glücklicher stirbt, schneller gereinigt und reicher belohnt wird."

Thätigkeit der Seele im Streben nach dem Reiche Gottes und dessen Gerechtigkeit vereinigt wissen. Wer der Begierde reich zu werden sich überläßt, der fällt nach apostolischer Lehre in die Fallstricke des Versuchers. Was ist demnach dem Geiste des Evangeliums entsprechender als die gänzliche Losschälung von den Gütern und Ehren der Welt, ja das persönliche Aufgeben derselben im Vertrauen auf die Vorsehung, im Hinblick auf die ewigen Güter? Nach der Grundwahrheit des christlichen Lebens über Ziel und Ende des Menschen ist dieses Pilgern im Erdenthale nur die Reise in die Ewigkeit und die Vorbereitung auf das Jenseits; wenn nun Jemand mit diesem Gedanken wirklich Ernst machen, und daher im Ordensstande, der dieses allein nach allen Seiten hin ermöglicht und fordert, sich all' des hinderlichen Erdenballastes an Sorgen für Haus und Hof, Weib und Kind, Ehre und Ansehen u. s. f. entheben will, um frei sein ganzes Herz und seine ganze Thätigkeit der Besorgung des „Einen Nothwendigen" zu widmen, so enthält diese aus lebendigem Glauben hervorquellende Gesinnung eine tief christliche und ideale Anschauung über die Bedeutung des gegenwärtigen Lebens, und wer ist berechtigt, eine solche Lebensweise als staatsfeindlich und culturgefährdend hinzustellen oder mit Eingriff in die persönlichsten Rechte und Überzeugungen sie gewaltthätig zu stören und unmöglich zu machen? Die Jahrbücher der Wissenschaft loben es und auch unsere Zeit hat anerkennenden Beifall dafür, daß Männer der Forschungen Jahre um Jahre fern von den aufreibenden Geschäften der Öffentlichkeit, den geselligen Verkehr meidend und gleichsam bei lebendigem Leibe begraben, nur der Untersuchung einer Specialität ihres Faches leben — nur die Darangabe alles Irdischen, um ungehindert der Betrachtung der erhabensten Wahrheiten obzuliegen und das einzig wichtige Problem des Lebens zu lösen, welches eine Ewigkeit bedingt, sollte mit der Culturaufgabe der Menschheit unvereinbar sein? Es gibt nun einmal Charaktere, die von dem Strudel der Weltgeschäfte nichts wissen wollen, die für selbe auch nicht geeigenschaftet sind, warum sollen diese in's Weltgetriebe hineingeworfen, warum ihnen die friedlichen Asyle geschlossen werden, die sie nicht bloß glücklich machen, sondern die auch allein sie befähigen, am Wohle der Menschen mitzuarbeiten?

Die dritte und zugleich erhabenste Anschauung des Ordenslebens gibt uns nach dem hl. Thomas die Idee des Opfers. Das Ordensleben ist das kostbarste, umfassendste und dauerndste Opfer, das der Mensch in vollkommener Liebe seinem Herrn und Schöpfer bringen

kann; es ist zugleich die möglichst getreue Nachahmung des gottmenschlichen Lebens Christi auf Erden. Darin liegt die Erhabenheit und der unvergängliche Werth des Ordenswesens, darin seine großartigste Idee. „Der Ordensstand," so lehrt der hl. Thomas, „ist eine Art Ganzopfer, durch welches Jemand sich und das Seinige vollständig Gott darbringt. Ein Ganzopfer findet nämlich statt, sobald Jemand Alles, was er hat, Gott opfert. Der Mensch aber besitzt ein dreifaches Gut: erstens das Gut der äußeren Besitzungen — diese opfert er Gott gänzlich durch das Gelübde der freiwilligen Armuth; zweitens das Gut des eigenen Körpers — dieses opfert er Gott vorzugsweise durch das Gelübde der Keuschheit, in Kraft dessen er auf die größten Ergötzlichkeiten des Körpers verzichtet; drittens das Gut des Geistes — dieses bringt er Gott gänzlich zum Opfer durch das Gelübde des Gehorsams, durch das er ja den eigenen Willen und mit und in ihm alle Fähigkeiten und Eigenschaften des Geistes Gott aufopfert." Dieser Opferidee entsprechend haben viele Lehrer der Kirche und Geistesmänner das Ordensleben mit dem Martyrium verglichen und es ein unblutiges, aber doch nicht minder verdienstvolles genannt. Von demselben Gedanken ausgehend, werden sie nicht müde, in den glänzendsten Farben die Großmuth der Liebe zu schildern, die in der Ergreifung des Ordensstandes ihren vollwerthigen Ausdruck finde. Die christliche Vorzeit hat mit staunender Bewunderung jene Helden der göttlichen Liebe gesehen, die, auf der Höhe irdischen Glanzes angelangt, all' die Herrlichkeiten der Welt verließen, Krone und Szepter und Diadem mit dem armen Mönchsgewande vertauschten und in demüthigem Gehorsam und ärmlicher Lebensweise fortan nur ihrem Gott dienten. Man erkannte darin die lebendige Macht des Christenthums, die fähig sei, die Herzen zu den schwersten Opfern zu entflammen; man sah darin das Wirken der göttlichen Liebe, die ihre Auserwählten in gänzlicher Entsagung zur völligen Hingabe an Gott geleite, und man erblickte in der Ergreifung des Mönchslebens den innigsten Anschluß an die Nachfolge des Heilandes, der unsertwegen arm, demüthig und gehorsam geworden. So dachte und fühlte die christliche Zeit! So denkt und fühlt, wer die katholischen Glaubenssätze oder überhaupt eine christliche Weltbetrachtung noch zur bestimmenden Norm seiner Urtheile anwendet. Welch' ein Abgrund von Glaubenslosigkeit, welche Leere an christlichen Ideen, welcher Bruch mit den Überlieferungen der Vergangenheit, welche grenzenlose intellektuelle und vor Allem moralische Verkommenheit und Verderbtheit ist erforderlich, um dieses Ordensleben und

den Ordensgeist zu bezeichnen als „eine krankhafte Verirrung", als ein „Unwesen, gegen das man einschreiten müsse, wie gegen Reblause, Coloradokäfer und andere Reichsfeinde" (Im Neuen Reich, Nr. 16)! Ist das nicht in der That ein grauenerregender Gradmesser für die Höhe und den Umfang des sich breitmachenden Antichristenthums? Ist wohl ein schärferer Gegensatz denkbar, als zwischen dem achtzehnhundertjährigen Urtheile der Kirche und ihrer Heiligen über das Ordenswesen und dem Gebahren unserer Zeit? Doch lassen wir diese traurigen Erwägungen, um für unsern nächstliegenden Zweck noch einige Folgerungen anzudeuten. Das Ordensleben verwirklicht die Opferhingabe des Einzelnen an Gott. Wenn also sich Jemand Gott ganz in all' seinen Fähigkeiten und Akten opfern will, ist es nicht ein Eingriff in die heiligsten Gottes- und Menschenrechte, diese Hingabe durch das Verbot des Ordenslebens stören zu wollen? Das Christenthum hat von jeher Seelen groß gezogen, deren innerste Sehnsucht und Liebestreue zu Gott sich in Werken der edelsten Großmuth zu bethätigen strebte. Und ist nicht großmüthige Opferfreudigkeit einer der rührendsten und erhabensten Züge des Menschenherzens? Man lobt den Krieger, der aus Begeisterung seinem Kriegsherrn all' sein Gut und Blut zur Verfügung stellt; den Freund, der aus Freundschaftsgefühl zur Rettung eines edlen Mannes sein Vermögen in die Schanze schlägt; den Sohn, der für die dürftigen Eltern sich selbst schwere Entbehrungen und harte Arbeit auferlegt — soll dieser Opfersinn nur auf dem übernatürlichen Gebiete der Gnade keine Stätte finden, oder nur hier in jener Form keine Verwirklichung erfahren dürfen, in der er seit achtzehn Jahrhunderten den Glanz der christlichen Opferidee und das Ideal der Hingabe an Gott bildete? Jedem Christen gilt das Wort des Heilandes: „Folge mir nach," und die Nachfolge der größten Gleichförmigkeit, die Nachfolge Christi in freiwilliger Armuth, in Gehorsam, d. h. im Ordensleben, soll verwehrt sein? Jedem Christen gilt das Wort: „Sammelt euch Schätze, die nicht vergehen," und die erhabenste und reichste Art, Schätze für die Ewigkeit anzuhäufen, das Ordensleben, soll einem Verbote unterliegen? Natur und Gnade erheischen als des Menschen heiligste Pflicht die Gottesliebe, und die umfassendste Äußerung und Bethätigung derselben, das Ordensleben, soll erstickt werden? Es ist demnach keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß das Verbot des Ordenslebens die heiligsten Interessen schädige, daß es in die innerste und unveräußerliche Rechtssphäre des Christen eingreife und gerade die erhabensten Äuße-

rungen seines Glaubens, seiner Hoffnung und Liebe zu unterdrücken drohe. Es gibt einen wahren und wirklichen Beruf zum Ordensleben, dieses selbst ist eine Schule der Vollkommenheit, es bringt die Forderung des Evangeliums auf Befreiung von den Weltsorgen zum vollkommensten Ausdruck, es verwirklicht die Opferidee der Hingabe des Menschen an Gott in vollendeter Weise: diese vier Wahrheiten enthüllen und zeichnen den Umfang der Rechtsverletzungen, die durch den principiellen Ausschluß des Ordenslebens an dem Einzelnen geübt werden, wie sie die Bedeutung desselben für den Einzelnen hervorheben.

Wir schließen mit einer lichtvollen Ausführung des katholischen Philosophen Balmes, die gerade für unsere Zeit doppelt an ihrer Stelle sein dürfte: „Zu fragen, ob es einen Katholicismus ohne religiöse Orden geben könne, heißt fragen, ob dort, wo die Sonne nach allen Richtungen ihr Licht und ihre Wärme ergießt, wo eine belebende Luft weht, wo eine fruchtbare Erde von reichlichem Regen getränkt wird, die Vegetation fehlen könne; zu fragen, ob die religiösen Orden für immer untergehen können, heißt fragen, ob die vorübergehenden Orkane, welche die Fluren verwüsten, verhindern können, daß die Pflanzen auf's Neue hervorwachsen, daß die Bäume wiederum blühen und Früchte tragen, daß die Felder mit neuer Ernte sich bedecken. So lehrt die Geschichte, so bestätigt es die Erfahrung; einen Katholicismus zu verlangen, der nicht einigen bevorzugten Menschen den Wunsch einflößte, Alles aus Liebe zu Jesus Christus zu verlassen, der Betrachtung der ewigen Wahrheiten, dem Heile der Mitmenschen sich zu widmen, heißt einen Katholicismus verlangen ohne Wärme des Lebens, heißt einen schwachen Baum sich vorstellen, dessen Wurzeln nicht in die Tiefe der Erde eindringen, der bei der ersten Hitze des Sommers verdorrt oder leicht vom Nordsturm entwurzelt wird."

(Schluß folgt.)

J. Knabenbauer S. J.

Felibre und Felibrige.

Studien über die provenzalische Literatur der Gegenwart.

V. Ludwig Simeon Lambert (1815—1868).

(Betelèn, pouèmo. Obro poustumo. Avignoun, 1870.)

„Ich bin ein Priester und bin Troubadour!
Du bangest, Freund? Warum denn sollt's nicht sein?
Sind Priester etwa nur zum Preb'gen gut,
Ein Amt zu singen, Sünden anzuhören? —
Mich drängt's zum Liede halt, was will ich machen?
Die Nachtigall wird zum Gesang geboren
Und schmettert ihre Lieder frei in's Land —
Und mir allein wär' dieser Trost versagt?"

„„Gut, singe denn, und sei ein Dichter, Freund,
Doch, Liebster, willst ein Troubadour Du werden,
Ein Troubadour von echtem Schrot und Korn,
Dann mußt Du Lieb' im Herzen tragen,
Denn ohne Liebe, Freund, kein Troubadour.
Den Frauen muß Dein Lautenspiel ertönen,
Muß der Geliebten trauten Erker singen —
Von Mägdlein schön und süßer Minne klagen!
Von schönen Frau'n und Lust der Minne singen
Dürft' das ein Priester? Traun, was würd' man sagen?
Nein, nimmer wirst solch' Lied Du wagen, Freund,
Und stets ein Stümper-Troubadour verbleiben.""

„Behüt' Euch Gott; macht das allein Euch fürchten,
So birgt in meinem langen Priesterkleide
Ein Vollblut-Troubadour sich ganz gewiß.
Von stolzer Glut entflammt sing' ich die Liebe —
Nicht jene Liebe, die ein kalter Funken,
Ein armer Funken, der dem Stein entlockt,
Das arme Menschenherz ein Stündlein foltert
Und spurlos dann, dem Blitze gleich, entflieht.
Nein, höher schwingt sich auf mein Minnelied,
Es sucht der steten Liebe tiefste Wurzel,
Und findet sie im Herzen ew'gen Wortes,
Das lieberzeugt und liebverzehret lebt.
Und dieser Liebe Thorheit schaut entzückt
Mein Lied, — Thorheit unsäglicher Ernied'rung,
Thorheit göttlich verschwenderischer Huld!
Sie singt mein Lied; wie nackt und bloß das Wort —
Geheimnißvoller Liebesfeuerherd —
Auf hartem Lager kältezitternd wimmert!

„Und wenn nach meiner Lieb' Ihr Sehnsucht traget,
Wenn meine Lieb' Ihr liebt, kommt mit nach Bethlem;
Dort sing' ich meine Minne, meinen Gott,
Maria auch, des Schlosses Edeldame,
Des Hauses Meister, Joseph, und die Engel,
Die meinem Lieb' den Ehrenfrohndienst leisten,
Ich sing' die Hirten und die Hirtenmägdlein,
Des Minnehofes fromme Edelkinder,
Ich singe Rachels Schmerz und Rama's Klagen,
Und Gottes Flucht und der Verbannung Thränen,
Und all' mein Lied ist nur ein Lied der Liebe. —

„Bedarf's der Liebe, Freund, zum Troubadour,
Und scheint nicht überreich Dir meine Liebe?
O Bethlem ist ein Wunderminne-Palast.
Und Bethlems heil'ger Königsminne Sänger,
Heb' ich die heit're Stirne stolz und rufe:
„„Ich bin ein Priester und bin Troubadour!““

Nach diesem schwungvollen und kräftigen „Warum ich singe“ wird hoffentlich auch der deutsche Leser keinen Anstoß mehr an dem Unterfangen des priesterlichen Troubadours nehmen. Der „Pfaffe Lambert“, wie man im Mittelalter gesagt haben würde, war ein ganzer Priester und ein ganzer Dichter. Wer noch heute nach St. Gervasy, einem Dörfchen in der Nähe von Nimes, kommt und einen des Weges ziehenden Landmann um den Herrn Lambert fragt, wird der Rede über den „bon curat“, den lieben Pfarrer, kein Ende hören. Man wird ihm von den herrlichen Festen erzählen, die Lambert so glanzvoll anzuordnen wußte, daß sie nie aus dem Gedächtniß seiner Pfarrkinder entschwanden. Man wird ihm vor Allem die kunstgerecht begonnene Restauration der Dorfkirche zeigen, welche die fixe Idee des Landpfarrers geworden, und in deren Ausführung ihn leider sein verfrühter und unerwarteter Tod unterbrochen hat. Geboren in Beaucaire 1815, starb Lambert nach kurzem Krankenlager den 27. Mai 1868, beweint und gesegnet von Allen, die ihn kannten, und besonders hochgeschätzt und geliebt von seinem Bischof und väterlichen Freunde, dem berühmten Msgr. Plantier von Nimes.

Für die provenzalische Poesie war Lamberts Tod ein harter Schlag. Sein reger Geist mochte keinen Augenblick unthätig sein, und alle Zeit, die seine Priesterpflichten nicht in Anspruch nahmen, war ernsten Studien oder fröhlicher Kunstübung gewidmet. Zumal aber trat die Poesie auf einige Zeit vollständig in den Vordergrund, weil ein hartnäckiges Kehl-

kopfübel dem Pfarrer jegliche Art äußerer Thätigkeit untersagt hatte. In diese Tage unfreiwilliger Muße fällt denn auch der erste Entwurf und die theilweise Ausführung des herrlichen „Betelèn", der einzigen Dichtergabe, welche wir von Lambert besitzen. In der Stille des ländlichen Pfarrhauses von St. Gervasy entstand und entfaltete sich langsam, aber majestätisch diese heilige Himmelsblüthe und versprach die schönste, duftigklarste Zierde des neuprovenzalischen Dichtergartens zu werden — da kam der Tod, „der keine Gnade kennt". „Betelèn" blieb ein Bruchstück, dem leider an manchen Stellen die klare Abrundung und letzte Vollendung gebricht. Vieles war nur angedeutet, Anderes fehlte gänzlich, und aus den losen, ungeordneten Liedern mochte Keiner so recht die ganze großartige Idee des Dichters herauslesen. Glücklicherweise gelangten endlich die zerstreuten Blätter in eine Freundeshand, die nach langen Studien des vorhandenen Materials und der flüchtig hingeworfenen Skizzen und Andeutungen das Ganze sinnreich ordnete und mit einigen leichten Abänderungen oder Zusätzen als das heutige Gedicht „Betelèn" den Freunden christlicher Kunst bieten konnte. P. Bouffier a. d. G. J., persönlicher Freund des Sängers und Herausgeber seines Werkes, macht aus diesen Abänderungen kein Hehl, und wenn er in seiner meisterhaft geschriebenen Vorrede zum „Betelèn" sie nicht ausdrücklich bemerkt hat, so geschah es aus bloßer Bescheidenheit, die keinen Antheil an dem verdienten Erfolge der Dichtung haben wollte. Und doch glauben wir, daß gerade der mühsamen Arbeit und dem feinen Geschmacke des Herausgebers das Buch seinen Eingang in die Leserwelt zu verdanken hat. Mit wahrer Pietät das hinterlassene Manuscript behandelnd, hat P. Bouffier manches Unfertige, Versuchartige bei Seite gelassen, zu Anderem, das prachtvoll begonnen, aber unvollendet geblieben war, einzelne Verse oder Strophen hinzugedichtet, das Alles aber mit liebevollem Eingehen und innigem Anschließen an die Sprache und Denkweise des verstorbenen Freundes. Nie und nirgend im ganzen Buche wird auch der aufmerksamste Leser diese zweite Hand erkennen, und hat sich daher die Poesie über die Arbeit P. Bouffiers nur zu freuen. Wir schuldeten dieses Zeugniß der Wahrheit und dem wirklichen Verdienste des Herausgebers.

„Bethlehem" sollte nach Lamberts Plan zwölf Gesänge ausfüllen, deren Vorwurf das Leben unseres Heilandes bis zu seiner Rückkehr aus Ägypten bildet. Die vorgefundenen Lieder umspannten wirklich diesen ganzen Stoff, waren jedoch zu wenig zahlreich, um sie in zwölf Abschnitte zu theilen; P. Bouffier zog es daher vor, sie je nach ihrem

Inhalt und ihrer historischen Aufeinanderfolge in fünf Bücher zu gruppiren, denen er als Beigabe die Sammlung der rein lyrischen Weihnachtslieder hinzufügte. Auf diese Weise gelang es ihm, den epischen Charakter des eigentlichen Gedichtes zu bewahren, und den Leser nicht durch das Lokale, oft Komische der zahlreichen Noëls von dem allgemein wichtigen und ernst-erhabenen Stoff zu zerstreuen. Für den Wechsel war übrigens auf andere Weise schon hinlänglich gesorgt. Denn Betelèn ist kein im selben Ton und Versmaß dahinschleichender Epos-versuch, sondern ein bunter, frischer Liederstrauß in hundert verschiedenen Klängen und Weisen, eine Art Lieder- und Balladencyclus, wie ihn die moderne Literatur geschaffen und befürwortet hat.

Was den Gehalt und Geist der Dichtung angeht, hat uns Lambert selbst bereits gesagt, wie sie ein Hymnus auf die ewige Gottesliebe ist, „die in dem Stalle kältezitternd weint" ꝛc. Betelèn ist ein Lied des Glaubens, ein Lied des Herzens, ein gewaltiger, aufwärtsziehender Gesang, voll der erhabensten und zartinnigsten Gedanken, die unwiderstehlich auch des Lesers sich bemächtigen und ihn in die klaren Regionen des Glaubens und der christlichen Weltanschauung hinauftragen.

Sonnengleich steht die Wiege Bethlehems in der Nacht der Zeiten, mit einer eigenthümlichen Energie weiß der Dichter die Krippe des Heilandes inmitten der langen Menschengeschichte und Menschenzukunft hinzustellen. Auf Bethlehems Stall — dessen wird der Leser unbewußt sich klar — zielt alles Vergangene hin, von ihm geht alles Zukünftige aus. Die arme, verborgene Geburt des Gotteskindes wird thatsächlich in diesen Liedern zum größten Ereigniß der Weltgeschichte, mit dem der Ewige in die Zeit und die Sühne in die unendliche Kette des Fluches eingreift; sie wird zum einzig denkwürdigen, einzig historisch-fruchtbaren Datum, mit dem allein Himmel und Erde fortan rechnen sollen. Von diesem erhabenen Standpunkt aus betrachtet der Dichter seinen Stoff; kein Wunder also, wenn sich in richtiger Entfernung Alles, was ein Menschenherz bewegen kann, um die segensreiche Gotteswiege aufstellt. Himmel, Erde und Hölle, Vergangenheit und Zukunft, Fall und Auferstehung, Juden-, Heiden- und Christenthum, Kaiser und Sklave, Arm und Reich, Jung und Alt, Unschuld und Buße, Freud' und Leid — Alles, Alles erscheint, lebt und handelt im Stalle von Bethlehem und macht des Dichters Werk zu einer wirklichen Epopöe der Menschheit. Wie der Sänger dieß Alles mit einer großartigen Einfalt ausgeführt, möge die folgende Analyse der fünf Bücher des Näheren zeigen.

In 16 Liedern erzählt uns der erste Gesang die irdische Vorbereitung des Geheimnisses. Sein stark hervortretender Charakter ist die schlichteste Einfalt des Tones, der sich meist an die mittelalterlichen Reimübersetzungen der Evangelien anschließt. Wir finden nur höchst wenige, von der heiligen Schrift oder den allbekannten Volksbüchern nicht schon gebotene Momente, und bisweilen möchte es fast scheinen, als habe der Dichter mit Gewalt seine reiche Phantasie zurückgedrängt, um in seinem Werke das Unscheinbare, fast Alltägliche auszudrücken, welches in den Augen der Menschen selbst bei der unmittelbaren Vorbereitung der Menschwerdung sich zeigte.

So führt uns das erste Lied nach Dio-Cäsarea, dem Flecken, zwei Stunden von Nazareth. Dort wohnt ein greises Gattenpaar, an deren letzten Tagen ein bitterer Kummer zehrt. Sie sind so einsam, kinderlos und sind doch von Juda's Geschlecht. Zwanzig Jahre haben sie geharrt und gefleht, daß Gott den Fluch von ihnen nehme.

Doch nur Geduld, ist's Gottes Wille,
Sprießt junges Leben selbst das Grab.
Noch herrscht die Macht und Wundergüte,
Die einst ein Kind der Sara gab.
Der Winter hat oft schöne Blüthe. (I.)

Und unterdessen wohnte in Nazareth selbst schon der junge Zimmermann

Mit klarem Sinn und gold'nem Herz
Und lilienweißer Seele — (II.)

der in seiner Demuth nicht ahnte, welche Pläne die Vorsehung mit ihm hatte.

Die winterliche Wunderblüthe (III.) sproßte endlich und ward von ihren Eltern in den Tempelgarten verpflanzt, daß sie aufgehe und sich entfalte zu Gottes Ehre.

Und wenn der Frühlingshauch vierzehn Mal die Stirne der Tempelkinder Juda's umspielt hatte, kehrten sie frohlockend zu ihren Eltern und waren bald verlobt. Maria aber sprach:

Seit lange schon hab' ich gewählt,
Bin ewig meinem Gott vermählt.

Darüber erstaunt, versammelt der Hohepriester die Ältesten und es wird entschieden, man müsse wegen so unerhörten Entschlusses das Heiligthum befragen. Als dann die Jünglinge aus dem Stamme Davids

mit dürren Stäben sich zur Bewerbung einstellen, blüht des jungen Zimmermanns Palme auf, und er führt Maria als Braut heim, und es gab eine „Hochzeit ohne Gleichen". (IV.)

Bald darauf erscheint in Josephs Hütte der Engel mit der „Gnadenkunde" (V). Dann „schließen eines Tages Joseph und Maria Thür' und Fenster ihres Häusleins, und begleitet von den Klagen ihrer Nachbarn, ziehen sie hinauf in's Gebirge zu Elisabeth". (VI.)

„Die Trauer des hl. Joseph" (VII.) nach der Rückkehr sticht durch ihre zarte Gefühlsinnigkeit ganz eigenthümlich gegen die vorhergehenden schlichten Legenden ab. Sie wurde schon früher von dem bekannten Volksdichter Reboul in französische Verse übertragen und erregte nicht geringe Bewunderung.

Was quält den Zimmermann, daß er so sorgenschwer
Unthätig sinnend sitzt — läßt Art und Hobel rasten?
Nicht eines Tagwerks Lasten
Wiegt auf sein Wochenwerk. Er gehet hin und her,
Greift bald die Arbeit an, läßt gleich darauf sie fallen,
Statt Sägengang nur Seufzer schallen,
Denn Wogen tiefgeheimer Weh'n,
Die selbst in Thränen nicht zergeh'n —
Ach Gott — in seiner Seele wallen.

Und wär' es Wunder denn? — Er weiß nicht, daß der Braut
Geheim ein Engel jüngst mit Himmelsbotschaft nahte,
Der nach des Höchsten Rathe
Des Heils Mysterium der Jungfrau anvertraut:
Die Blume, deren Pracht des Vaters Aug' entzückte,
Der heil'ge Geist sich bräutlich pflückte,
Gott-Sohn — der Lebenskeim der Welt —
Ging auf im züchtigen Gezelt;
Den Lilienkelch die Rose schmückte.

Sankt Joseph ahnet nicht solch' Wunder göttlich groß,
Und auch die Jungfrau schweigt. O daß mit einem Blicke
Die Schwermuth sie entzücke!
Sie leidet selber ja. Ein Wort genügte bloß —
Maria schweigt; sie weiß, Gott will dieß tiefe Leiden.
Und Joseph denkt an's schwere Scheiden:
„Dieß sei der allerletzte Tag —
Mein Herz, o dämpfe deinen Schlag!
Ich muß für sie die Schande meiden.

„So will es das Gesetz. Drum wenn der Morgen scheint,
Sag' ich ihr Lebewohl. O liebe, liebe Seele,
Daß ich Dich also quäle!

Ach Gott, der rauhe Wind wohl Eisesperlen weint
In meiner Lilie Kelch, die jetzt so herrlich blühet!" —
Der Schmerz den Schlaf herniederziehet.
Sankt Joseph ruht, Maria wacht —
O himmlisch Paar! Halt inne, Nacht,
Daß nie der Scheidungsmorgen glühet.

Am Hügel winkt der Tag. Und züchtig naht Maria
Und ruft dem Bräutigam: „Steh' auf zu Gottes Preise!
Solch' Ruh'n ist Deiner Weise
Sonst fremd. Bist Du wohl krank?" — „„Preis, Alleluja!""
Gibt er zur Antwort ihr. „„Maria! sei gegrüßet,
Lilie, Dein reiner Kelch umschließet
Wohl einen klaren Edelstein,
Unsäglich schön, unsäglich rein,
Dess' Licht auch mich mit Glanz umfließet.""

Ein Engel hat dieß Wort dem Heiligen gebracht.
Vergessen war das Leid; mit frischem, neuem Leben
Begann der Arbeit Streben.
Wie rasch die Säge schweift, Beilschlag auf Beilschlag kracht,
Der Hobel geht und kommt, und Spähne, Spähne sinken;
Und plötzlich sieh', welch' lichtes Blinken!
Es schweben holde Engelein
Und sammeln all' die Spähne ein —
Vom Himmel and're Beifall winken.

Wir halten es für überflüssig, den Leser auf die Zartheit der Bilder, die reine und doch so poetische Sprache aufmerksam zu machen, welche bei Behandlung eines ähnlichen Stoffes so schwer zu vereinen waren. Weniger spricht uns dafür das folgende Gedicht „Cäsar" (VIII.) an, weil es uns plötzlich aus dem geschichtlichen Ideengang heraus in die neueste Gegenwart wirft, von Cäsar Augustus durch Vermittlung der heiligen drei Könige in's Schifflein Petri und von dort nach Frankreich, Nimes und zum Ordinarius des Dichters, Msgr. Plantier, führt, der eben von seiner Romreise zurückgekehrt war. Aus dem Ganzen herausgerissen mag es immerhin eine herrliche Ode sein, und auch die liebende Begeisterung für seinen Bischof thut uns beim Dichter wohl — aber im „Betelèn" ist sie nicht angebracht.

Als das Gebot des Augustus in Nazareth bekannt wurde,

Da zieh'n den Bergespfad,
Der Bethlem naht,
Gesenkten Blickes, fromm, bescheiden, —
Ein Mann und eine Frau.

Sie zieh'n alleinsam, schweigend — Beiden
Ganz blau
Malt Wang' und Hand der Sturmwind rauh —
Marie und Joseph betend leiden. (IX.)

Spät am Abend, halb todt vor Kälte und Müdigkeit, kommen sie nach Rama. Joseph vergißt aus Mitleid für die Braut seine angeborene Schüchternheit. Er klopft an eine Thür'; eine Stimme antwortet drinnen, aber sie ist von Schluchzen unterbrochen. Die Reisenden treten ein und finden in der Wiege ein krankes Kind. Sobald aber Maria den Schleier der Wiege berührt hat, weicht das Fieber, das Kind schlägt lächelnd seine klaren, schönen Äuglein auf, sein erstes Lächeln ist für die Jungfrau, als ob es schon das Kind in ihrem Schooß erblickt, das es geheilt. Und Morgens zogen die Gäste weiter, das Kind genas; als aber Abends Rachel, seine Mutter, es einwickeln wollte, sah sie zwei Blutstropfen an seinem weißen Halse. — Maria und Joseph kommen nach Bethlehem. Es findet sich keine Herberge für sie, und so kehren sie gegen Mitternacht in einer verfallenen Hütte am Felsenabhange ein. Und:

Zum Stall durch tausend Ritzen
Blickt träumerisch hinein
Mit sanften Strahlenblitzen
Der klare Mondenschein.

Ein Ochs und Es'lein standen
Als Gäste dort bereit —
Marie und Joseph fanden
Von Stroh ein Beit gestreut ꝛc.

Aber der Mond will plötzlich beim Eintreten Maria's nicht mehr scheinen, dafür kommen denn mit einmal tausend Glühwürmchen aus ihrem Winterversteck und bedecken Ochs und Esel bis zu den Hörnern und Ohren, so daß es hell wurde im Stall, und Joseph Alles recht untersuchen und einrichten konnte bei ihrem Scheine. Maria nahm zum Danke eines der Thierchen auf ihre Hand und sagte:

Du gold'ner Wiesenstern,
Komm', magst auf meiner Hand ein Weilchen Ruh' genießen;
Ich halt' dich gern,
Du lobst den Herrn,
Dess' Größe sich in mir unsäglich wollt' verschließen. (XV.)

Unterdessen aber ist es Mitternacht geworden; Maria's Stunde naht:

O Mitternacht, du sehnsuchtsklare!
Nach der geharrt viertausend Jahre
In Sühnungsnoth und Schmerzensglüh'n!
O Mitternacht, o Nacht so reich!
Knie't Erd' und Himmel hin!
Gebt über einer Wiege euch
Versöhnt den Bruderkuß. —
Der große Gottesfriedensschein
Im armen Stall mit Kindesthränen muß
Auf ewig bald nun unterschrieben sein! (XVI.)

„Joseph hat sich zurückgezogen, auf seinen reinen Lippen schwebt noch das Gebet, das er entschlummernd sprach. Aber die selige Tochter Joachims schlummert nicht — ihr gottvolles, gedankenschweres Antlitz auf das kalte Heu geneigt — o wie ist sie schön mit den gekreuzten Händen! Nein, sie schläft nicht — sie betet. Sie betet nun nicht mehr; in der Luft schwebend, einem Engel gleich, umhüllt die Gebenedeite eine Wolke, von ihr aus strahlten Blitze in die Wolke und immer größer wird die Klarheit. O Wunder — aus mütterlichem Lichte tritt jetzt die Gottessonne hervor — und Gott ist Fleisch! — Am Boden knieend bedecken Engel Maria mit Blumen, und schnell auf Lilien als Leitersprossen steigt das Paradies auf und ab und singt: Ehre sei Gott!"

Joseph erwacht, zitternd fällt er an Maria's Seite auf seine Kniee. Und Joseph und Maria legen in ihrer Armuth das Kindlein in die Krippe — Jesus aber öffnet seine kleinen Ärmlein — sucht er die Mutter oder — das Kreuz?

O Mitternacht, du sehnsuchtsklare! u. s. w.

Mit diesem herrlichen Liede hätten wir gerne den ersten Canto abgeschlossen und die beiden noch folgenden Nummern: „Das Wechselgebet Josephs und Maria's", sowie besonders: „Die Hütte von Bethlehem" unter die Noëls am Schluß des Buches verwiesen gesehen. Hier können sie den empfangenen Eindruck nur schwächen und wirken störend auf den natürlichen Übergang zum zweiten Gesange.

Dieser cant segound ist wohl das Großartigste des ganzen Werkes und eine der schönsten Blüthen neuerer Poesie. Er besteht ganz aus Fiktionen des Dichters, überraschend neu und doch so natürlich, als hätte ein Jeder sie finden müssen. Sie sind die Frucht tiefer Betrachtungen und fortgesetzter theologischen Studien, zumal über die heilige Schrift in ihrer welthistorischen, Alles umfassenden Bedeutung. Die Sprache dieses Gesanges übertrifft die des ersten bei Weitem an Reich-

thum und Großartigkeit der Bilder, sehr häufig erhebt sie sich zum Erhabenen und bewahrt überall den ernsten Charakter, der wie ein Siegel allen großen Werken aufgedrückt ist.

Schon klang das Engelsgloria leise am Schluß der obigen Lieder durch, nun aber führt uns der Dichter auf der „Lilienssprossenleiter" hinauf in's Paradies, woher die Engel mit ihren Liedern niedersteigen. Gott der Vater breitet seine Rechte über die Welt aus, sein Auge ruht auf Bethlehem, er betrachtet das Gotteskind und segnet seine Mutter. Und seine Stimme rollt wie ein Donner durch das Paradies; Sankt Michael erhält den Auftrag, das Gloria der Himmel auch auf Erden anzustimmen, es soll in der Vorhölle erklingen und furchtbar über Lucifers Abgrund dröhnen. Und Sankt Michael, das Siegesbanner in der Hand, das er in der alten Engelschlacht dem Satan abgerungen, singt: „Gloria", und alle Himmel wiederhallen es in Jubelchören. Dann:

Sankt Michael sich tausend Engel wählt,
Im Paradiesesgarten ungezählt
Sankt Gabriel die duft'gen Silberlilien bricht;
Und froh vorbei an Sternen, Sonnen klar
Zur Welt hinab schwingt sich die Himmelsschaar,
Verstreuend durch den Raum die Unschuldsblumen licht. (I.)

Und während sie so hinunterschweben, singen sie den folgenden Wettgesang, der sich durch seine Tiefe und den Wohlklang seiner Strophen an das Schönste dieser Art würdig anreiht:

Der Engel des Meeres singt:

„Wenn wildempört auf weiter Meere Reichen
Die Windsbraut heulend kommt gezogen,
Daß bäumen sich die felsenzackengleichen,
Gischtweißen, abgrundstiefen Wogen:
Dann wiegt auf sonnigem Schaumesschwall
Der Sturmesfittich mit Donnerhall
Jehova's Namen groß!
Und heut' in halbzerfall'nem Stall,
Den Stern' und Mond durchschimmern,
Hör' ich auf armer Jungfrau Schooß —
Den, dessen Schöpfermacht des Meeres Pracht ergoß,
Als Kindlein nach der Mutter wimmern."

Der Engel des Firmamentes singt:

„Schau' ich in nächt'ger Stille die Sternlein leise zieh'n,
Gleich gold'nen Perlenschnüren im blauen Spiegel glüh'n:

Winkt aus dem Strahlenzeichen
Im Blau, dem abgrundsreichen,
Ein Wort entgegen mir;
Das ist der Name dessen,
Der ewig, unermessen,
Dem Lichtmeer gab die Zier.
Wie? Nacht? — Dieß Feuerfunkeln
Weicht grausenhaftem Dunkeln?
Es weinet dort auf Felsgestein —
Ein neugebor'nes Kindelein,
Und nicht ein Fünkchen spendet Schein!"

Der Engel des Sturmes singt:

„Wolken nachtschwarz sich am Himmel ballen,
Heulend kommt der Sturm in's Land gefallen;
Mit Felsen spielen und Eichen spalten
Die Wuthgewalten:
Sie treiben Staubwirbel, Schlossen und Regen
Sich endlos kreuzend wild entgegen.
Und mitten in Kampf und Nacht hinein
Der Blitze Schein
Grellleuchtend schreibt mit Feuergold
Des Unsterblichen Namenszug,
Und mit Sturmesflug
Ihn hallend weiter zur Erde hin
Der Donner rollt.
Die Menschen falten die Hände und knie'n —
Anbetend in Gewittern
Den Ew'gen, den ich schau' im Stall vor Kälte zittern."

Der Engel des Krieges singt:

„Es schäumen die Rosse
Und schnauben vor Zorn,
Wenn in Kriegsgeschosse
Sie stachelt der Sporn;
Sie blähen die Nüstern,
Sie bäumen sich kühn,
Sie stürzen sich lüstern
In's Schlachtfeld hin.
O, schau' die weite Eb'ne vor dir liegen,
Sie strahlt wie Gold in all' der Waffen Glanz,
Und magst Du sinken, magst Du siegen,
Die Kriegsnoth pflücket manchen Ehrenkranz.
Der Herr der Ehre,
Der Kriegesheere,
In Trauer die Nationen hüllt.

Doch, Wunder, welchem keines gleich,
Der König in der Könige Reich
Im Staube ruht,
Aus Liebesgluth —
Ein weinend Kindesbild!"

Der Engel der Hungersnoth singt:

„Goldflammenglühend über dem Lande steht
Der Himmel ohne Wolkenschleier,
Und sengend durch Thal und Ebene geht
Ein böser Schnitter, das Sonnenfeuer.
Und wasserlos, nackt und ausgebrannt,
Den Durst, den Hunger schreit das Land.
Kein Vogel in Wald und Lüften,
Kein Wild in den Felsenklüften,
Und der Mensch, hu wie mich graust!
Nagt sinnverwirrt die eigene Faust.
Gott aber, der zu sprießen des Kornes Keim gebot,
Weint hier in Hungersnoth —
Es hat für ihn die Welt kein Bröslein Brod!"

Der Engel der Pest singt:

„Gift aus den Lüften sinkt,
Der Tod geht aus auf Beute,
Steht Dir im Haus zur Seite;
Der Säugling selbst ihn trinkt.
Du issest Tod im Brod, siehst ihn im Wasser leben,
Des Todes Leilach ist ein armer Karren nur,
Nur Todesgarben reift die graufe Erdenflur.
Gott geißelt, Gott, das Sein, das Leben!
Doch nein, nicht heut' — heut' geht Gott selbst die Todesspur!"

Der Engel des Friedens singt:

„Himmelher weben
Die Lüfte so rein,
Weh'n seliges Leben
In's Herz hinein.
Die Freiheit waltet, das Joch zerbrach,
Seit Gottes Größe in Windeln lag.
Ihr Kaiser stolz, ihr Fürsten, Herrn der großen Welt,
Ehrt nun das Blut erkaufter Nationen!
Das Volk ist frei, ihr seid zu Vätern nur bestellt,
Daß sie im Friedenshort wie Kinder wohnen.
Auf! Völker, gebt euch froh die Hand, den Bruderkuß,
Denn allen Haders Grimm in Bethlem sterben muß!"

Alle zusammen singen:

„Gott in der Höh' singt Gloria,
Singt Friede dem Erdenrund —
Doch donnernd schall' es Victoria
Ob Satans Feuerschlund! (Canto II, 2.)

„Die Stirne, weiß wie Elfenbein, zum Staube geneigt, sich zitternd mit ihren Flügeln verhüllend," beten nun die Engel die Erniedrigung ihres Herrn an, und die Erde durchfährt es wie ein süßes Wonneschauern. Jesus aber, mit seinem Himmelshändlein, segnet die Engel: „Amen," sagt der Dichter und führt uns sofort an die Pforte der Vorhölle, wo ein Erzengel Bethlehems Gloria anstimmt, und auch die frommen Seelen freudig „Amen" sagen.

Amen! Der Himmel ist erschlossen, der Abgrund versiegelt. Adam trocknet seine Thränen und spricht: „Die Gnade strahlt der Welt. O große, mächtige Schuld! O selige Schuld, ich wollte Gottes Thron — und werde ihn nun mit seinem Sohn besteigen."

„Amen," antworten die Propheten. Isaias singt: „Eine Jungfrau hat empfangen, eine Jungfrau hat geboren." Jeremias weint, er sieht den Baum, der aus Israels Ruinen aufsteigt, er sieht die Sterne erblassen, die heilige Arche, das Gesetz, den Tempel, das Mannah, Alles sieht er zerstört in der Stadt, denn der Baum auf dem Calvaria ist gepflanzt, u. s. w. (II, 3. Li Limbe.)

In diese Freudenklänge hinein tönt nun wie ein wilder Grabgesang das Lied vom „Abgrund und seiner verlorenen Sonne".

Das ist die Hölle, Heimath aller Qual
Und ew'ger Unglücksstunden.
Die Apostaten von dem heil'gen Taufeid,
Und Seelen, die des Sühners Lieb' verlacht,
Und des Erlösers Blut geschändet,
Des Übels unermüdliche Apostel:

Der finst're Geizhals, geiler Schlemmer Schaar,
Der Armen Blutaussauger,
Die falschen Schreiber, reiner Herzen Sündfluth,
Die Mörder mit der kalten Felsenstirn,
Die Gatten, jungen Lebens Henker,
Sie Alle haben dort ihr Haus der Qualen.

Der Gottesengel theilt in raschem Flug
Mit Majestät die Lüfte,
Und wiegt sich, eine lebensklare Sonne,
Nun ob der Hölle todesdunklem Stern,

Dann ruft er donnernd in den Abgrund
Sein Himmel-Weihnachtsgloria hinunter.

Ob solcher Stimme mächt'gem Schall erstaunt
Satan erbebt. Im tiefsten Schlunde
Spricht er zu Kain, dem Haupte allen Frevels,
Gefesselt drunten an sein Schlangenbett:
„Was soll hoch über uns das Donnern?"
„„Das ist die Sühne, die die Welt begnadigt."" (IV. L'Infèr.)

Es entwickeln sich nun zwei meisterhafte Scenen voll epischer Kraft und dramatischen Lebens; die erste zwischen Michael und Lucifer, die andere zwischen Lucifer und den übrigen Dämonen. Der Raum gestattet uns nicht, sie ganz mitzutheilen, und ein kurzer Auszug würde den Zweck nicht erreichen, einen klaren Begriff von der reichen Tonleiter der Lambert'schen Poesie zu geben. Wir beeilen uns daher, dem Leser ein anderes tiefsinniges Bild vorzuführen, das uns durch seine lichtklaren Gestalten von den traurigen Wanderungen durch die Unterwelt erholen soll. Der Dichter legt den rührenden Gedanken zu Grunde, daß die Schutzengel aller kommenden Geschlechter in ihrem und ihrer Schützlinge Namen dem Kinde von Bethlehem huldigten, und führt uns daher in den folgenden Stanzen „Die Prozession der Schutzengel" vor.

Er schildert kurz die Nacht und das Herniedersteigen der Engel, die, Judäa's Boden berührend, sich in neun Chöre theilen, und fährt dann fort:

In Ordnung reiht sich nun die Prozession,
Und schlinget sich zum reichsten Strahlenkranze.
Wie bist du schön, o Stall, wenn solcher Hofstaat
Sich betend neigt vor deinem Krippenkinde!

Mit demuthsvoll gesenkten Flügeln naht
Zuerst sich Gabriel, anbetend kreuzt er
Auf seiner Brust die Hände; zwei und zwei
Mit heil'gem Liederschall die Andern folgen.
Und ob der Wiege, drin der Gottmensch ruht,
Vier Seraphim zum Throngezelt des Königs
Entfalten ihrer weißen Schwingen Pracht.

Und wie sie aus dem Stalle scheiden, kröner
Mit Morgengluth der Tabor sich, es neiget
Der altersgraue Libanon sein Haupt,
Die stolzen Pyramiden ihre Zinnen,
Anbetend ihren Gott. Der Felsenscheitel
Calvaria's, von Ahnungsschmerz durchschauert,
Möcht' heute selbst in Mitleid sich erweichen.

Und auf dem Pfad, den all' die Engel gehen,
Rollt Stein um Stein hinweg, den Weg zu bahnen.
Die Blume reckt ihr Köpfchen aus dem Gras,
Aus Blätterkronen die Cicade lugt
Und schwirrt ihr Morgenlied zum frohen Gruße.

Und erst am Firmamente! Schaut empor!
O welche Pracht! So leis, so langsam schwimmt
Der Mond einher, fast sollte man vermeinen,
Er wandle rückwärts; jeglich Sternlein
Weit vorgeneigt zur Erde niederblickt.
Sieh' nur die Äuglein an, neugierig funkelnd,
Es möcht' ein Jedes heut' das Erste sein.

Doch schöner sind, viel schöner die Kometen,
Sie stürzen hastend her, ihr weiter Schweif
Den Horizont in lichte Flammen setzt,
Das Haupt sie bücken, schreiten vor zur Krippe.
Wie sie sich wiegen dort! Chorknaben gleich,
Die am Frohnleichnam vor dem Sacrament
Andächtig gold'ne Weihrauchfässer schwenken.

Nach dieser wundervollen Beschreibung fragt sich der Dichter erstaunt, was diese prächtige Nachtfeier, in der sich Engel, Sterne, Berge, Blumen, Käfer und Alles, was da lebt, vereinen, zu bedeuten habe — und gibt sich die Antwort:

Das ist, weil alle Wesen sich vereinen,
Ein Preisconcert dem Schöpfer in der Ohnmacht!

Gott — Mensch! O welch' Geheimniß, staunend sinn' ich
Und kann die Tiefe niemals doch ergründen.

Wenn von des Glaubens Licht geführt mein Geist
Andächtig lauscht, hört er das volle Rauschen
Der Himmelsharmonie zum Preis der Armuth,
Das hohe Lied der Welt, und er verstummt!

Aber, wie erfaßt von einem prophetischen Geiste, schaut der Dichter aus dem Stalle hinaus in die nahe und ferne Zukunft und singt:

Die Bosheit will mit einem Leichentuch
Verhüllen diese Wiege; doch schau' hin!
Vorüber floh die Zeit, die Wiege ist
Ein Siegeswagen heute, unaufhaltsam
Fährt er einher wie blendend Sonnenfunkeln.
Die Räder, die gefügt aus Gluthrubinen,
Sprüh'n Flammen aus, verzehrend den Verweg'nen,
Der hemmend in die Speichen greifen möchte.

So bahnt er selbst sich seine Siegesstraße,
Die Menschheit steht am Weg und sieht ihn nah'n,
Und auf ihm thront als Siegerin die Wahrheit —
Die Wahrheit, Trost der Seele, die in Demuth
Den Siegeswagen grüßt, doch Wahrheit auch,
Die Qualen senkt in Herzen, so verwegen
In unfruchtbarem Stolz dem Glanze trotzen. (VII.)

Eine derartig ernst-erhabene Poesie beweist zur Genüge, wie reich an den verschiedensten, unerschöpflich lebensvollen Momenten die Dogmen unserer heiligen Religion sind, wenn nur der Dichter sich auch „in Demuth dem Siegeszug der Wahrheit" anschließen will. Ein Genrebild eigenster Art, ein ernst durchdachtes Stück mittelalterlichen Todtentanzes ist die folgende Ballade (VIII. La Mort). Der Tod! ein sonderbarer Gast an der Krippe!

Rauchwallenden Gewandes, aschfarb'nen Angesichtes,
Naht nun der Sünde Kind — der Tod.
Die Mutter stützt das Schemen, denn ungestützet bricht es;
Sein Knochenscepter will dem Kind des Lichtes
Aus Davids Stadt aufdrücken das dunkle Machtgebot.

Dumpf hallen seine Worte, gleichwie aus hohlem Grunde:
„O Mutter! Satan hat gesagt,
Du trätest mit mir ein zu diesem Schreckensschlunde!
Hui, hui! Wild kreist es plötzlich in der Runde!
Die Schwell' zu überschreiten hat Satan nicht gewagt.

„Geburt und nackte Armuth! Geheimnißvoll Entfalten!
Wer ist dieß Kind? Ich weiß es nicht.
Was thut's! Geboren ist es — verfallen Todsgewalten,
Ich Gräberkönig leg's zu den Gestalten,
Um die des Friedhofs Hügel die dunklen Schatten flicht.

„Tritt ein!" — Doch an der Pforte: „Wie, solch' ein süßes Blinken
Aus Kindesaug' trotzt meiner Macht?
Die Stirne markend sollt' ich selbst in Ketten sinken?
Komm', Kindeslilie, will dein Leben trinken .....
Bald ist's geschehen, Mutter, halt' an der Schwelle Wacht.

„Satan trat hier nicht ein, ich wag' es ohne Zittern.
Sah er wohl mehr als ich? O Kind,
Dein Antlitz sei mein Schemel, mit Sündengift verbittern
Muß alle Hoheit ich und sie zersplittern;
Nicht bangt dem Tode, rauscht auch des Schreckens Schneidewind."

Der Tod steht nun im Stalle. Das Kindlein falsch zu grüßen,
Berührt die Gottesstirn sein Stab.

Blitzschlag und Donnerhallen, Windsbraut und Wolkengießen,
Von Geisterhand wird zu der Sünde Füßen
Geschleudert das Gerippe, zu ihm der Knochenstab.

Dreimal beginnt der Kampf; dreimal mit Macht gerichtet,
Trotzt dreimal doch das Beingestell,
Und nochmals sinkt es hin, nochmals gezähmt, vernichtet;
Da ward am Tod ein Todeswerk verrichtet,
Die Hände streckt' er wimmernd zur Mutter an der Schwell'.

Des Scepters Scherben sammelnd stirbt mit dem Tod die Sünde.
Der Tod hat seine Hand gelegt
An's Leben, das sich birgt, da sprang jedwede Binde
Des Schädels aus dem nackten Beingewinde —
Und um den Tod seitdem die Sünde Trauer trägt.

Wir machen im Vorübergehen auf die prachtvollen mystischen Andeutungen aufmerksam, welche Lambert so reichlich in dieß und die folgenden Gedichte zu verweben wußte und die dem aufmerksamen Leser fast in jeder Zeile entgegentreten.

Nach dem Tode erscheinen im Stalle Adam und Eva. „Der Prozeß der Menschheit ist gewonnen durch Jesus, todt ist der Tod, Adam mag eintreten zum Stalle, der das Leben birgt. Der Engel, welcher ihn einst aus dem Paradiese stieß, erscheint; er tritt vor, und an der Wiege seines Königs legt er sein Flammenschwert nieder; sein linker Arm trug zwei Mäntel, er legt sie neben das Schwert und verschwindet. Aber der Hermelin der Königsmäntel ist befleckt. „„O Mäntel, Königszier ohne Gleichen, welche die Schöpferhand um den belebten Staub geworfen, weiß und heilig, das Gewand der Unschuld und der Unsterblichkeit!"" An der Krippe erlangen sie, die beschmutzten, bald wieder ihre Reinheit, ja sie strahlen noch schöner, als ehedem. Und Maria nimmt Eva's Kleid, Joseph den Mantel Adams, und auf das Geheiß des Kindes werden nun die Stammeltern wiederum mit diesen verlorenen Kleinodien geschmückt, und in ihrem Herzen überwogt es dabei von längst vergessener Paradieseswonne." (X.)

Nach den Stammeltern folgen zum Besuche an der Krippe: „Die Schatten und Vorbilder", d. h. in prachtvollem, sinnig bedeutungsreichem Rahmen das ganze alte Testament. „Der Erste, welcher naht, trägt auf jugendlicher Stirn eine rothe Perle, neben sich führt er ein Lamm, und Jesus hegt das Lamm und segnet Abel. — Noe folgt, in der Hand eine kleine Arche mit tausend Fensterlein, und aus einem derselben blickt eine weiße Taube, die aus ihrem Schnabel einen Öl-

zweig auf die Gotteswiege fallen läßt. — Abraham, der Glaubensmann, mit seiner Sternenkugel, führt seinen Sohn, gebeugt unter der Last des Opferholzes. — Und der Patriarch der vorbildlichen Zeichen tritt nun vor, der König des Priesterthums: „„O Du, Du schönes, geheimnißreiches Schattenbild voll großer Erinnerungen! Woher kommst Du? Wohin gehst Du mit Deinem Brod und Wein? O Priester, das ist das Opferbrod, das ist des Kelches Blut; bald naht des Opferlammes Tod!““ — Im Schafsvließ, mütterlicher List Erfindung, eingehüllt, kommt Jakob nun mit der Himmelsleiter, und sein Auge schaut geisterhell erleuchtet auf den Stern aus seinem Hause. — Sein vielgeliebter Sohn (Joseph) tritt nach ihm in den Stall, ein König! Er scheint mit Sternen gekrönt, in der Hand führt er ein Ährenbüschel, das er bei der Krippe löst, und von dem Joseph seinen Theil empfängt; denn er ist Meister hier. — Wer folgt nun? Ein kühnes Herz, ein mildes Herz, Gottes und des Volkes Freund, der Ruhm vergangener Tage, steht Moises wiederum vor seinem Herrn. Er kennt Jehovah's Donnerstimme, sein blitzesprühendes Flammenauge; er hat des Herrn Herrlichkeit geschaut; ein Freund Gottes, hat er ihn im Sturm gesehen, als Freund von Angesicht zu Angesicht gesprochen an den Tagen der Trauer und des Jubels, er hat nicht bange Furcht vor Gott, er, der große Gesetzgeber! Und dennoch heute, in dieser Grotte, trotz seines strahlgehörnten Antlitzes zittert Moises; sein Schatten ist noch todtenhafter als die andern; fast entgleiten seiner kräftigen Hand die Marmortafeln des Sinai. — Samson folgt, „der Philisterschnitter“ und noch viele, viele andere Schatten, und Alle beten im Vorübergehen das Kindlein an. — Nach den Vorbildern treten ein: die Propheten. David bildet das Vermittlungsglied. Der lebhafte Isaias, der klagenreiche Jeremias, Daniel, der lichtstrahlende, und Ezechiel, der düster-ernste, gruppiren sich um den Sängerkönig und stimmen ihre Lieder an, und aus allen tausend Klängen tönt immer der große Wunderaccord von der Gottheit des Menschensohnes. Zuletzt winkt Jesus selbst einem verborgenen Schatten; dieser tritt vor und singt allein das hohe Lied von Bethlehems Größe. Und plötzlich mitten in dieß Prophetenconcert hinein strahlt Himmelsklarheit und rollt es wie Donnerhallen. Auf feuriger Wolke saust ein Wagen über die Hügel hin, von zwei weißen Rossen gezogen. Die Pferde entfalten adlergleich ihre Schwingen, und die Flammenräder lassen am Himmel zwei feurige Lichtspuren zurück. Im Purpurgewande steigen Henoch und

Elias aus dem Wagen, sie knieen nieder vor der Krippe und wechseln geheimnißvolle Worte mit dem Kinde. Dann entschwinden Schatten und Feuerwagen. In der Grotte blieben nur Maria, Joseph und das Kindlein. Die Schatten werden nicht mehr wiedergesehen, aber der Feuerwagen wird noch einmal zurückkommen." (X.)

Noch eine Figur fehlte dem gigantischen Weihnachtsbilde der Geisterwelt. Der Dichter wußte es, und das folgende Lied führt sie uns in kühnen Umrissen und meisterhaftem Halbdunkel vor.

Die Sibylle in Bethlehem.

Silberhaar im Winde spielend, Augen tief und feuersprühend —
Durch die Luft mit nacktem Arme seltsam ernste Kreise ziehend,
Also tritt zum armen Stalle, in der Rechten fest die Rolle,
Jetzt die Seherin, die Heidin, jenes Weib, die Gottesvolle.

Alle fünfzig Jahre einmal sieht man sie auf jenen Hügeln,
Wer sie sah, sie nicht erkannte, wallend so auf Sturmesflügeln,
Und sie selbst auch kannte Keinen; Keiner wußt', aus welcher Zone
Sie ihr geisterhaftes Schweben hergeführt zu Davids Throne.

Schau', wie niemals sonst begeistert, tritt sie durch des Stalles Pforte,
Und wie Geisterzwiesprach klingen: „Eins und Drei", die dunklen Worte.
„Eins und Drei" geheimnißschaurig tönt's im Takte, wie sie wallet,
Daß des Liedes ernste Weise durch die Grotte wiederhallet.

Und die heil'gen drei Personen schweigen still in bangem Lauschen,
Hören leis mit Blitzesschnelle ihren Fuß vorüberrauschen.
Hören, wie aus tiefstem Busen inhaltsschwere Worte klingen,
Sich wie losgepreßte Seufzer freudig jubelnd aufwärts ringen.

„O ich finde hier die Armuth, finde Leid: den Unschuldreinen
Finde ich in diesem Stalle — Unschuld, Unschuld in den Peinen!
Raste, Fuß, auf dieser Schwelle; gar zu süß ist der Gedanke,
Daß ein Herz um Selbstvernichtung wie um eine Stütze ranke.

„Du bist diese Himmelsstütze, Kind; mit deiner freierwählten
Selbstvernichtung, Selbstentsagung bringst Du Jenen Trost, die fehlten.
Fluch sei darum allen Menschen, denen Dein huldreiches Kommen
Nicht zur Heilung, nicht zur Rettung für die eig'ne Schuld wird frommen.

„Ja, ich hab' voraus empfunden oftmals Deiner Ankunft Stunde,
Wenn die Geistermacht mich faßte unbewußt im Tempelgrunde.
Habe schmerz- und liebdurchglühet es verkündet allem Volke:
„„O, des Ew'gen Sohn ich schaue, schwebend hoch in lichter Wolke.

„„Kind ist er, im Fleisch geboren, hell umkränzt von Sternenwellen,
Lust und Trauer, Sehnsucht, Bangen bebend meine Seele schwellen.

Gott ist er, und alle Lande sich vor ihm anbetend neigen,
Aller Wesen Zungen jauchzen, ihre Lieb' ihm zu bezeigen.

„„Gott ist er, ja Gott der Liebe, reißt die Welt, in Sünd' versunken,
Mächtig aufwärts zur Entsühnung, daß sie jubelt wonnetrunken;
Daß sie von den Todeswunden sei für alle Zeit genesen,
Will er, als der Mann der Schmerzen, sie durch seinen Tod erlösen."

„Hier nun schau' ich die Erfüllung, seh' Dich, Kind, mit heil'gen Freuden
Deinen Schmerzenslauf beginnen, duldend in den Liebesleiden.""
Spricht's und naht der Krippe weinend, grüßt die Ros' im Lilienschooße,
Gräbt ein Kreuz mit bleichem Finger in die Gluth der Gottesrose.

„Lebe wohl, Du schöner Heiland, die Sibyllen nicht mehr frommen.
Lebe wohl, ich scheid' für immer. Nun muß der Calvaria kommen."

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung.

1. Den jetzt tobenden Culturkampf hat man bekanntlich von hervorragender Stelle aus bezeichnet als einen Kampf der Wissenschaft gegen das Dogma. Richtiger und bestimmter hätte man gesagt, es sei der Kampf dessen, was man heute als Wissenschaft ausgibt, gegen die Grundlagen des historisch-positiven Christenthums. Die gegen das Dogma kämpfende Wissenschaft nimmt in den letzten Jahren ganz erschreckliche Gestalten an. Unwillkürlich kommt uns darüber eine alte Legende in den Sinn, welche uns vom hl. Einsiedler Antonius folgende Darstellung gibt: Die Teufel umlagen ihn bald als flammen- und feuersprühende Ungethüme, bald als unreine Thiere, dann wieder in den schauerlichsten Fratzen. Da er aber standhaft bleibt und im Gebet und Psalmiren verharrt, äffen sie ihm nach; ein tausendstimmiges Echo wiederholt höhnend seine Gesänge, u. s. w. (W. Menzel, Symbolik). Es will uns bedünken, als hätten wir da ein nicht unpassendes Bild von der Lage des Christenthums in der Gegenwart; nur mit dem Unterschiede, daß der Gotteshaß jetzt seine Fratzen unter dem Schein der Wissenschaft verbirgt.

Noch liegt das Christenthum unter den gigantischen Nebelgestalten der modern-deutschen Speculation vergraben, da regt es sich bereits

auch in der Tiefe, und Männer wie Feuerbach, Moleschott, Czolbe, Virchow führen die Mächte der Materie gegen das „Dogma". Der neugläubige Strauß erscheint und erhebt den Materialismus zu einer grandiosen Philosophie des Universum. Zugleich zeigt sich in Berlin das fürchterliche Gespenst des Unbewußten und spricht: Ich bin die Gottheit für die Religion der Zukunft. Dann kommt der schreckliche F. A. Lange, der neue Atlas, der das Weltall an sich trägt als eine Affection seines leiblichen Organismus. Und gerade in diesem Augenblick tritt unter gewaltigem Gepolter, wie ein Riese Goliath, aus den Reihen der materialistischen Culturdenker der mechanische Monismus der Entwicklung (im Sinne Darwins und Häckels). Auch er greift mit beispiellosem Übermuth die elementarsten Grundlagen des Christenthums an, indem er jeden Dualismus (Gott und die Welt, Geist und Materie) verwirft, und dafür das „Universum in Einem Guß" bietet.

Zum großen Ärger der Culturfreunde fühlt sich auch durch dieses neueste Schreckbild das christliche Wissen nicht im mindesten beunruhigt, sondern waltet seines Amtes. Zu diesem Amte gehört ohne Frage, daß die Wissenschaft dem Gotteshaß die verführerische Maske der Wissenschaftlichkeit herunterreiße.

Die Grundidee des neuen Monismus ist, wie Häckel selbst in seinem letzten Werke der „Anthropogenie" wiederholt erklärt, die Idee des Mechanismus, d. h. der Gedanke, daß überall Ein nothwendiger ursächlicher Zusammenhang herrscht. Alles, was da ist, ist nur Ein Mechanismus, es gibt keinen Gott, keine Idee, keinen Zweck. Die mechanisch-monistische Weltanschauung steht und fällt also mit dem Nachweis, daß die mechanische Erklärung nirgends auf Grenzen stößt. Andererseits ist es klar, daß jedes Postulat des denkenden Verstandes, bei welchem die mechanische Welterklärung stockt, als ein Stein anzusehen ist, der dem Tagesgoliath der „Wissenschaft" fest und todbringend in der Stirne sitzt.

Jüngst ist ein katholischer Gelehrter dem verderbendrohenden Phänomen entgegengetreten. Wir meinen den Freiherrn von Hertling und sein Buch: „Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung; zur Widerlegung der materialistischen Weltansicht" (Bonn 1875, Ed. Weber). Die Leistung hat in der ganzen katholischen Presse die verdiente rühmlichste Anerkennung gefunden. Wir unsererseits halten die Schrift von eingreifender Bedeutung und glauben unsere Leser mit

dem Inhalt derselben bekannt machen zu sollen. Der Gegenstand ist nicht bloß deßhalb für uns interessant, weil es sich um die jetzt laufende wissenschaftliche Tagesneuigkeit handelt, sondern auch deßhalb, weil im großen „Kampf der Wissenschaft gegen das Dogma" hier der Punkt ist, wo es sich, wofern wir es mit ehrlichen Gegnern zu thun hätten, am ehesten herausstellen müßte, daß nicht die Wissenschaft gegen das Dogma, sondern fanatisch blinder Gotteshaß gegen Dogma und Wissenschaft in den Krieg, in den Culturkampf zieht. Auch ist es für uns Katholiken von Interesse, zu gewahren, daß man sich den Gebilden des modernen Wissens gegenüber nicht neue schwere Rüstungen anzulegen braucht, sondern daß „einige alte Steine aus dem Bach", wir wollen sagen, daß die so geringschätzig behandelte Wissenschaft der katholischen Vorzeit genügt, um die neuen Riesengebilde zu Boden zu werfen. Diesen dreifachen Gesichtspunkt wollen wir bei unserer Darstellung im Auge behalten. Und nun zur Sache. Können der mechanischen Welterklärung wirklich Grenzen nachgewiesen werden? Das ist die wichtige Frage, die unser ernstes, ruhiges Nachdenken in Anspruch nimmt.

2. Das Problem, welches sofort und zu allererst aufstößt, ist der erste Grund, die allererste Ursache der Bewegung. Hier begegnen uns die Verfechter der mechanischen Theorie mit der Behauptung, der Weltlauf entbehre einer solchen Ursache, da er ewig und anfangslos sei. Eine unhaltbare Ausrede, wie wir sehen werden. Hier also ist bereits die erste, sehr bedeutsame Grenze zu constatiren. Herr v. Hertling thut es, indem er den Beweis dafür antritt, die Weltentwicklung, wie sie faktisch vorliegt, müsse einen zeitlichen Anfang gehabt haben. Er achtet also bei der Weltbewegung nicht sowohl auf die Nothwendigkeit einer ersten Ursache, als vielmehr auf die Nothwendigkeit eines zeitlichen Anfanges. Hiermit schlägt er einen Weg ein, der allerdings zum Ziele führt und auf dem ihm leichtfüßigere Denker mit Befriedigung folgen werden. Bei tieferem Eindringen wird sich derselbe auch noch als ein solider bewähren, wenn er auch nicht gerade der bequemste ist.

Der Weg ist folgender: Stellen wir uns auf den Standpunkt der mechanischen Welterklärung, so sehen wir im Weltlauf eine zeitliche Reihe von Zuständen, von denen jedesmal der frühere die Bedingungen für das Hervortreten des spätern enthält. So wäre z. B. zu einer bestimmten Zeit auf unserer Erde das organische Leben entstanden, und zwar abhängig von einer bestimmten Stufe der Gesammtentwicklung. Mag man nun die Kette der vorausgegangenen, sich einander bedingenden Zustände so lang annehmen, wie man will, nothwendig muß doch ein erster Zustand angenommen

werden, dem nicht wieder ein noch früherer voranging. Weil die Erdentwicklung an einem bestimmten Punkte angelangt sein mußte, damit Leben damals auftreten konnte, als es wirklich auftrat, mußte sie von einem bestimmten, von jenem spätern durch einen endlichen Abstand getrennten Punkte ihren Anfang genommen haben. Hier wie überall ist die Zeit des Eintreffens von der Zeit des Aufbruches abhängig. So mag man sich auch in der Entwicklung des Sonnensystems die Erde durch Losreißung eines Theiles von der Centralmasse entstanden denken. Nach den Gesetzen der Mechanik trat dieses Ereigniß erst ein, als die rotirende Bewegung der Centralmasse eine bestimmte Geschwindigkeit und damit die Centrifugalkraft einen bestimmten Grad erreicht hatte. Eben darum war die Zeit seines Eintretens abhängig von dem Anfange jener Bewegung. Es hätte früher oder später kommen müssen, wenn die Bewegung früher oder später begonnen hätte. Der Annahme eines schlechthin ersten Zustandes läßt sich nicht entgehen.

Vergeblich reden Czolbe, Strauß, Reuschle u. A. von einem „ewigen Kreislauf", demgemäß das Ende der Entwicklung nach periodischem Ablauf sich von selbst zum Anfang einer neuen Entwicklung gestalte. Gegen die Möglichkeit einer solchen Annahme steht aber die fruchtbarste Errungenschaft der modernen Naturforschung, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Die berufensten Vertreter der Wissenschaft verneinen es, daß die Umsetzung der Kräfte im Universum einen in sich selbst zurücklaufenden Kreis bilde, sie behaupten, daß der Proceß der kosmischen Kraftumsetzung einen zeitlichen Verlauf nehme. Überdieß bliebe auch in einer solchen Kreisbewegung das Auftreten eines jeden individuell bestimmten Gliedes von dem Ablaufe der vorangehenden Glieder bedingt. Es bliebe also der bereits erwähnte Widerspruch, wofern der Proceß, der erst zu einem bestimmten Ergebnisse führt, von Ewigkeit her in der Bewegung zu diesem Ziele hin begriffen sein sollte. Er hätte es um Unendliches früher erreichen müssen, als er es thatsächlich erreicht hat, oder erreichen wird. Wo immer also zeitliche Entwicklung, wo immer eine Reihe von Zuständen sich zeigt, von denen der spätere den frühern voraussetzt, da besteht die Forderung eines ersten Zustandes, eines Anfanges der Entwicklung in Kraft.

Die Hertling'sche Beweisführung hat, wie man sieht, ihr punctum saliens in der Behauptung, jede in der Zeit vor sich gehende Entwicklung müsse einen zeitlichen Anfang haben, oder, was das Nämliche besagen will: in der Aufeinanderfolge von einander abhängiger Zustände müsse man nothwendig auf einen ersten kommen, der nicht wieder von einem vorhergehenden abhängig sei. Steht diese Behauptung auch fest? Freiherr v. Hertling stützt sie mit der Erwägung, daß man widrigenfalls jedes Naturereigniß in's Unendliche rückwärts verlegen müsse, und daß die Bewegung, hätte sie keinen Anfang genommen, auch keinen durch den zeitlichen Verlauf ihrer zunehmenden Beschleunigung

bedingten Erfolg hätte haben können. Der Verfasser gründet also seine Beweisführung auf die Voraussetzung, daß der irgend einen Naturvorgang bedingende Verlauf der Vorbedingungen ein zeitlicher sei, und daß ein Proceß absolut nie an einem bestimmten Punkte anlangen kann, wenn er nicht an einem bestimmten Punkt begonnen hat.

Wir billigen es, daß der geehrte Herr Verfasser seinem gemischten Lesepublikum gegenüber bei seiner faßlichern Darstellung stehen geblieben ist. Wir unsererseits möchten diese Gelegenheit benutzen, um daran zu erinnern, daß die so oft als unwissenschaftlich geschmähte katholische Vorzeit die Wissenschaft viel gründlicher betrieben hat, als es unser hochgebildetes Zeitalter auch nur vertragen kann[1].

Indem die Philosophie des Mittelalters die Reihenfolge der in der Natur vorliegenden Veränderungen in's Auge faßte, fand sie die in Rede stehende Grenze der mechanischen Naturerklärung zunächst nicht darin, daß letztere für den zeitlichen Anfang der Veränderungen keine Erklärung habe, sondern vielmehr darin, daß sie nicht im Stande sei, die letzte Ursache aller Veränderung anzugeben. Aus dem aristotelischen Satze: Was verändert wird, wird durch ein Anderes verändert, folgerte die Scholastik, es müsse ein Wesen geben, welches

[1] In diesem Punkte entfernen wir uns von der Ansicht des geschätzten Herrn Verfassers. Derselbe ist nämlich der Meinung, die veränderte Auffassung der Bewegung, welche die Neuzeit brachte, habe der ganzen Argumentation der mittelalterlichen Denker ihre Grundlage entzogen. Das will uns — wir gestehen es — nicht einleuchten. Die Bewegung, welche in den Naturentwicklungen vorliegt, hat bekanntlich die Eigenthümlichkeit, daß jedesmal das frühere Moment die Bedingungen für das Hervortreten des späteren enthält. Diese hier in Betracht kommende Eigenthümlichkeit war den Denkern der Vorzeit durchweg bekannt, ward sogar besonderer Beachtung werth befunden und unter der besonderen Bezeichnung ordo causarum efficientium aus der Betrachtung der Bewegung im Allgemeinen herausgehoben. (Man vergleiche beispielsweise S. Thom. S. theol. I. qu. 46, a. 2 ad VII.) Wenn die Scholastiker schlechthin von der Bewegung redeten, so trat allerdings jenes Moment in den Hintergrund. Das Wort „Bewegung" bedeutet in der scholastischen Redeweise jede Veränderung nicht bloß des Ortes, sondern auch der Größe oder Beschaffenheit, ja sogar des Wesens. Demgemäß ist der berühmte Satz: Omne quod movetur, ab alio movetur. dahin zu verstehen, daß Alles, was verändert wird, durch Anderes verändert werde. Es sollte aber hiemit durchaus nicht jede Mitwirkung der Dinge zu ihrer eigenen Veränderung geläugnet werden. Wie mangelhaft auch die Ansichten der Vorzeit über die Art dieser Mitwirkung gewesen sein mochten, eine zur Veränderung mitwirkende Thätigkeit wurde den Naturdingen grundsätzlich zugestanden. Es sollte nur behauptet werden, die Dinge hingen in dieser Thätigkeit von anderen ab und änderten sich folglich nicht durch sich allein.

Ursache aller Veränderung ist, ohne selbst der Veränderung unterworfen zu sein. Die Veränderungen (Entstehungen, Processe) in der Natur bedingen sich einander, wie die Ringe einer herabhängenden Kette; könnte man sich die Kette auch als aus unendlicher Zahl von Ringen bestehend denken, so müßte man doch immer als letzten Grund einen Träger der Kette voraussetzen. So auch schwindet in der Reihe der von einander abhängigen Naturvorgänge durch keine noch so große Zurückschiebung des zeitlichen Anfanges die Nothwendigkeit, als Grund der Veränderungen ein Unveränderliches anzunehmen. „Wir müssen," wie Kleutgen (Phil. d. Vorz. II. S. 703) bemerkt, „aus der Thatsache, daß es im ganzen Weltall, ebensowohl im Leben des Geistes als in der Natur, Veränderungen gibt, folgern, daß alle diese wandelbaren Weltdinge von einem Wesen abhangen, welches selbst von keinem andern abhängt, sondern in seinem Dasein und Wirken in jeder Hinsicht sich selbst genügt."

Die Scholastik faßt ferner die thatsächlich stattfindenden Vorgänge in der Natur nicht bloß als Bewegungen, d. h. *Veränderungen* auf, *welche die Dinge erleiden*, sondern überdieß als *Wirkungen, die sie verursachen*[1], und hat uns dadurch einen neuen Gesichtspunkt angewiesen, von dem aus sich die Grenze der mechanischen Welterklärung wohl noch deutlicher erschauen läßt.

Denn die sichtbare Welt enthält eine Ordnung von wirkenden Ursachen, in welchen das Dasein der nachfolgenden von dem Dasein der vorhergehenden bedingt ist. Eine solche Reihe kann aber — auch abgesehen von ihrer Dauer — in sich selber keinen genügenden Grund ihres Seins haben, da ja jedes Glied derselben *von außen empfangenes* Sein fortpflanzt. Wie jede noch so lange Reihe gezogener Eisenbahnwagen eine ziehende Lokomotive voraussetzt, so setzt jede Reihe verursachter Ursachen ein Wesen voraus, das verursacht, ohne verursacht zu sein. Im Sinne der alten Philosophie genügt es nicht, daß eine der Naturrevolutionen *der Zeit und der Zahl* nach die erste sei. Es muß eine Ursache geben, die selbst nicht verursacht ist, die also nicht der Zeit und der Zahl, sondern der Natur und dem Vorrange nach die erste ist, weil sie der Grund aller verursachten Ursachen ist.

---

[1] Vgl. S. Thom. S. theol. I. qu. 2 a. 3 etc. Secunda via est ex ratione causae efficientis.

Wir sehen also, daß die scholastische Philosophie die Reihe der Naturereignisse, wie sie im Weltlauf thatsächlich sich zeigt, gründlicher und allseitiger aufgefaßt hat, als die neuere Naturwissenschaft. Sie betrachtete nicht sowohl das oberflächliche Nacheinander in der Zeit, sondern den innern Causalnexus, und zwar diesen in doppelter Hinsicht: zuerst als Bewegung, d. h. als passive Veränderung, und dann als bewirkende Ursächlichkeit, d. h. als aktive Veränderung. Auf doppeltem Wege zeigte sie, daß man im Sinne der mechanischen Naturerklärung nothwendig zu einer außernatürlichen Ursache geführt werde.

Und nicht einmal hiermit war es der scholastischen Naturbetrachtung genug. An dritter Stelle machte sie die die Natur behaftende Vergänglichkeit (contingentia) zum Ausgangspunkt einer neuen Betrachtung, um darzuthun, daß jeder denkbare Kreislauf des Wandelns und Vergehens den letzten Grund seiner Wirklichkeit außerhalb dieser vergänglichen Bewegungen in einem Unvergänglichen haben müsse.

Die glattere Frage nach der zeitlichen Aufeinanderfolge und Zahl der Bewegungsprocesse wurde ebenfalls allseitig erörtert. Nur auf diese Fragen bezieht sich die Uneinigkeit der Meinungen, der „Streit der Schulen", wovon Herr v. Hertling Erwähnung thut. Manche der ältern Scholastiker ließen sich nämlich durch ein allzu zähes Festhalten an Aristoteles zu der Ansicht verleiten, als involvire das ewige, anfangslose Dasein der Weltbewegung, wie es von Aristoteles als Thatsache behauptet wurde, wenigstens als denkbare Möglichkeit keinen innern Widerspruch. Gegen sie wandte sich die Mehrzahl der vorzeitlichen Denker und versuchte den Nachweis, daß in jedem Bewegungsvorgange die Nothwendigkeit, für ihn einen zeitlichen Anfang anzunehmen, enthalten sei[1].

---

[1] Wir hätten gewünscht, daß auch Herr v. Hertling die Frage von dieser, der metaphysischen Seite angefaßt hätte. Wie er die Sache darstellt, könnte er leicht den Schein erregen, als gehe er bei seiner Beweisführung von der Voraussetzung dessen aus, was zu beweisen ist.

Ebensowenig würden wir die Behauptung gewagt haben, die der geehrte Verfasser ausspricht: „Die mittelalterlichen Denker müheten sich, den zeitlichen Anfang der Welt aus der festgehaltenen Abhängigkeit der Welt von einer außerweltlichen Ursache abzuleiten." Hätten sie es gethan, so hätten sie immerhin correcter gehandelt, als wenn sie die (absolut sichere) Forderung einer solchen Ursache von dem (strittigen) Nachweis des zeitlichen Anfanges abhängig gemacht hätten. Kleutgen bemerkt mit vollem Rechte: „Was nicht bloß Aristoteles und Thomas, sondern viele und große

Die hieher gehörigen Erwägungen laufen darauf hinaus, daß man sich mit der Annahme einer anfangslosen Entwicklungsreihe in alle jene Widersprüche verwickle, welche mit der Annahme einer wirklich discreten unendlichen Zahl verknüpft sind. Das ist solid und unanfechtbar.

Der Nachweis für die erste Grenze ist erbracht. Es steht fest, daß der Ursprung der Welt über den Mechanismus hinausführt. Die mechanische Naturerklärung ist, insofern sie der Annahme eines Welturhebers entbehren zu können behauptet, zum Falle gebracht.

3. Ein zweites Problem taucht in der vom Weltlauf eingeschlagenen Richtung auf. Hier handelt es sich darum, zu erklären, woher die aneinander gereihten Weltzustände ihren bestimmten Inhalt erhielten. Um ihn begreiflich zu machen, genügt es nicht, auf die Entwicklung der verschiedenen Weltzustände hinzuweisen, von denen der vorhergehende den spätern mit mechanischer Nothwendigkeit zur Folge hat. Wenn sich auch innerhalb dieses Verlaufes ein Glied aus dem andern vollständig ergibt, so ist damit noch nicht jener ursprüngliche Weltzustand erklärt, der zum erstenmale die elementaren Träger des Weltprocesses gerade in jene besondere Wechselbeziehung brachte, welche die jetzt wirklich vorhandene Beschaffenheit zur Folge hatte.

Um von den Billionen Woher, die sich hier erheben, nur einige zu Wort kommen zu lassen: Woher — in der Kant-Laplace'schen Voraussetzung — die ganz bestimmte Rotation des Weltgases? Woher die im richtigen Augenblick eintretende Concentration der Massen? die ganz genaue Zusammenordnung der Elemente, so daß sie nunmehr einander anziehen konnten, während sie es früher nicht konnten? Das bloße Vorhandensein unzähliger Elementarstoffe erklärt wohl irgend einen Umfang möglicher Wirksamkeit. Das genügt aber nicht. „Nicht nur mit einem, sondern gewöhnlich mit mehreren Elementen kann ja das einzelne Element in erfolgreiche Beziehung treten und auch mit dem nämlichen nicht selten in verschiedenen Verhältnissen der Menge und mannigfaltigen Formen der Zusammenordnung. Nicht darum also, weil sie überhaupt da sind, gehen sie auch schon zur Bethätigung über; und mit ihrer Natur und Beschaffenheit ist für sich allein noch nicht die Richtung gegeben, in welcher diese Bethätigung erfolgt." Soll vielleicht der Zufall aushelfen? Dieser füllt die Lücke nicht. Denn wo immer ver-

---

Denker bis auf unsere Tage für unerweislich halten, das wird sich wenigstens nicht mit jener Klarheit und Gewißheit beweisen lassen, welche in der Begründung der ersten und höchsten Wahrheit nothwendig ist." (Phil. d. V. Bd. II. S. 714.) Aber sie thun es eben nicht.

schiedene Möglichkeiten mit gleichen Ansprüchen einander gegenüber standen, von denen doch nur Eine reale Gestalt gewann, fordert unser Denken eine Ursache, welche das bloß Mögliche in ein Wirkliches verwandelte.

Diese Beweisführung ist begreiflicher Weise viel zwingender und einleuchtender, wenn wir uns auf den Standpunkt der mechanischen Naturbetrachtung stellen. Diese hat — mit dem größten Unrecht, wie wir uns bei einer andern Gelegenheit zu zeigen vorbehalten — nicht bloß die Zweckursachen, sondern auch die Material- und Formalursachen aus der Natur beseitigt. Weil sie eben nur das anerkennt, was sie sich mit der Phantasie anschaulich zu machen vermag, so kennt sie keine andere als nur wirkende Ursachen, macht den ganzen Weltlauf zum reinsten Maschinismus, zu einer Reihe mechanisch hervortreibender Weltzustände. Es ist aber einleuchtend, daß, je mehr man die jetzige Welt mit ihrem unermeßlichen Reichthum geordneter Formen als das Resultat einer ehemaligen Dunstbewegung darzustellen vermag, jene Dunstbewegung desto erklärungsbedürftiger wird.

Auch dieser Beweisgang war in allen seinen wesentlichen Gliedern bei den mittelalterlichen Philosophen vollständig abgeschlossen. Es ist ein alter Gedanke im modernen Gewande.

„Durch die gesammte Einrichtung des Weltalls," sagt Kleutgen (Phil. d. V. II. S. 391), indem er seine Darlegung der scholastischen Lehre abschließt, „sind unzählige Wesen der verschiedensten Art sammt ihrer höchst mannigfaltigen Thätigkeit und den Veränderungen, welchen sie unterliegen, zu einem Ganzen, das sich in sich selbst erhält, geordnet. Dieselbe Ordnung aber, welche das Wohl des Alls und seiner Theile erzielt, bietet zugleich dem Betrachtenden ein durch die reichste und erhabenste Schönheit hinreißendes Schauspiel dar. Weil also sowohl diese Schönheit, als auch jenes Gemeinwohl nur dadurch erreicht werden, daß Vieles, und in unserm Falle unübersehbar Vieles, auf ein Ziel hingerichtet wird, so haben wir auch in der Einrichtung des Weltalls im wahrsten Sinne und im höchsten Grade das, was Zweckmäßigkeit genannt wird. Je mehr wir aber von den Himmelskörpern bis zu den geringsten Wesen auf Erden alles Einzelne untersuchen, desto mehr entdecken wir von dieser zugleich auf Wohlfahrt und Schönheit gerichteten Zweckmäßigkeit. Und wenn wir dann von solchem Nachsinnen über das Einzelne uns wiederum zur Betrachtung des unermeßlichen Ganzen erheben, so müssen wir über die Weisheit, welche in diesem von einem Ende zum andern reicht, in Erstaunen versinken. Was also kann mehr der Vernunft widerstreiten, als das Werk einer Weisheit, von der die Vernunft zu viel erkennt, um sie fassen zu können, der Unvernunft des Zufalls beizulegen?"

Die mechanische Welterklärung weiß zur Erklärung der Richtung des Weltlaufes weiter nichts zu sagen. Hiermit ist die zweite Grenze aufgerichtet, und der „mechanische Monismus Häckels" ist zum zweiten Male in entscheidender Weise getroffen.

4. Das dritte Problem ist ein in den letzten Jahren vielbesprochenes. Es ist die in der Natur und speciell in dem Bereiche des Lebendigen sich fortsetzende Zweckerstrebung. Auf die Bildungen in der organischen Welt hat die idealere Weltansicht, welche einen intelligenten Urheber der Welt voraussetzt, von jeher als auf die ausgemachtesten Zeugnisse ihrer Wahrheit hingewiesen. Aristoteles war der Erste, der auf Grund einer umfassenden Naturbetrachtung eine Zweckwirksamkeit in den Naturwesen ausführlich und wissenschaftlich nachwies. „In der Natur des Ganzen, in der besondern Aufgabe, welche ihm jedesmal die Bedingungen seiner eigenthümlichen Lebensthätigkeit stellen, suchte er den Zweck der Theile, ihrer Gestalt und Beschaffenheit und ihrer Anordnung zu einander zu erweisen." Den Bau jedes Gliedes sehen wir vom Typus des Ganzen abhängig; die Theile werden für das Ganze gebildet; das Ganze war also irgendwie — wenigstens in idealer Präconception — vor den Theilen. Die aristotelische, zugleich mittelalterliche Auffassung hat bekanntlich durch die neuere Naturforschung die glänzendste Bestätigung gefunden.

Nichtsdestoweniger glauben die Vertreter der mechanischen Theorie das Vorhandensein einer vorgreifenden Intelligenz, welche das Ganze vor den Theilen anticipire und die Kräfte des Naturlaufes auf die Gestaltung der Theile hinrichte, läugnen zu sollen. Sie wollen nicht, daß den Naturprocessen Ziele vorschweben, und sehen überall nur Produkte eines in zielloser Nothwendigkeit sich vollziehenden Processes.. Gegenwärtig sucht diese Ansicht ihre Stütze im System Darwins. Wenn demnach bei einer Besprechung der mechanischen Weltansicht eine Erörterung der Darwin'schen Theorie nicht umgangen werden kann, so sind doch zwei Fragen wohl von einander zu halten. Die erste Frage macht sich als naturwissenschaftliches Problem mit der Thatsache des Entstehens aller jetzt existirenden Arten aus einer Urform zu schaffen. Diese Frage ist, soviel Wichtigkeit sie auch in sich betrachtet haben mag, für die Beurtheilung der mechanischen Theorie fast gleichgültig. Worauf es ankommt, ist die zweite Frage, ob man eine dergestaltige Descendenzentwicklung ohne Zweckerstrebung denken kann[1].

[1] Der berüchtigte „Kampf um's Dasein" ist es bekanntlich, der jede Zweckerstrebung überflüssig machen soll. Wir können uns hier um so eher der Kürze befleißen, als dieses Phantasiestück schon anderswo in dieser Zeitschrift besprochen wurde.

Denn würde man auch die Thatsächlichkeit des Entwicklungsganges der Organismen voraussetzen, so bliebe zu erklären, *woher* ursprünglich die tauglichern Mittel, die bessern „Waffen", die sich im Kampfe um's Dasein bewähren und durch Vererbung auf die kommenden Geschlechter übergehen. Keine Frage, daß die natürliche Zuchtwahl die eingetretene günstige Abänderung festhalten konnte; keine Frage, daß in ungeheuren Zeiträumen die sich stets wiederholende Auslese zu einer Addirung der Abänderungen führen konnte; aber welches waren denn die Einflüsse, die in jeder Generation das Auftreten solcher Abänderungen veranlassen mußten? Daß bei der unendlichen Zahl aller möglichen Umbildungen auch *einzelne Mal* gerade die „passendern" eintreten konnten, ist begreiflich; warum aber geschah es *oft* und gesetzmäßig, wenn den mechanischen Atomen passende und unpassende Erfolge absolut gleich geltend sind? Und war einmal an einem Individuum eine bedeutungsvolle Abänderung gelungen, woher kam alsdann die Veranstaltung, durch welche sie mitsammt dem veränderten Plane der ursprünglichen Organisation den nachkommenden Geschlechtern überliefert wurde? Und das mitten in der beständigen Wechselwirkung des Organischen zur Außenwelt! Woher kommt es, daß der Keim, welcher sich von einem Organismus loslöst, die Elemente, die er aus seiner Umgebung aufnimmt, gerade zu solchen Verknüpfungen nöthigt, aus welchen ein den frühern ähnliches Gebilde entsteht?

Was für wundersame Dinge sollen wir da glauben! Die *zufällig* entstandene Abweichung erweist sich als taugliches Organ und das von ungefähr Gewordene befestigt sich *zufällig* in der Vererbung. Gehäufte *Zufälle* entwickeln aus dem Urschleim den Menschen. *Zufällig* schickte es sich, daß das Neuerworbene ohne Abstumpfung und Verminderung auf die Nachkommen überging. Und woher denn die ganze Breite der Mannigfaltigkeit von Thier- und Pflanzengestalten? Woher die Steigerung und Ausbildung jener Eigenthümlichkeiten, die offenbar gar keinen physiologischen Vortheil oder Nachtheil begründen? Wie können die zahlreichen Zwischenformen, welche z. B. der Bildung des Auges vorausgehen, sich durch ihren eigenen Werth erhalten und weiterbringen? Was leistet denn ein werdendes, aber noch nicht sehendes Auge? Für die lange Reihe der Übergangsformen waren die Ansätze zu dem am Ende des Processes sich herausstellenden bedeutsamen Organe nur nutzlose Auswüchse und Anhängsel. Das naturnothwendige Überleben des Passendsten erklärt nicht das Überleben des ursprünglich Nutzlosen, aus welchem erst in langsamer Umformung das treffliche Werkzeug entsteht. Und nun sollen wir gar auch noch alle Anlagen und Fähigkeiten des Menschen aus mechanischen Processen ableiten. Man male sich das Menschengeschlecht aus, wie es durch natürliche Züchtung, ein begünstigter Seitensproß anthropoider Affen, hätte entstehen müssen!

Nimmt man nun noch dazu, daß die Darwin-Haeckel'sche Abstammungstheorie auch in ihrer Thatsächlichkeit nichts weniger als bewiesen ist, so genügen die wenigen Andeutungen, um zu zeigen, daß der Darwinismus, als philosophisches System betrachtet, nichts ist als ein kühner Traum. Das

Problem steht ungelöst da und der mechanischen Naturerklärung ist wieder eine Grenze nachgewiesen.

Das Resultat ist von bedeutender Tragweite. Es ist ja der uralte Krieg zwischen Theismus und Atheismus, der in der Form eines Kampfes zwischen teleologischer und mechanischer Weltanschauung sich fortsetzt.

5. In diesem Kampfe begegnet man bei den Verfechtern der mechanischen Naturerklärung der Ansicht, als würde durch jede neue Aufklärung über einen mechanischen Causalverband in der Natur die „Herrschaft des Zweckes" zurückgedrängt. An dieser durchaus irrigen Ansicht sind manche modernen Vertheidiger der Zweckthätigkeit nicht ganz unschuldig. Indem sie sich nämlich darauf beschränken, auf jene Erscheinungen in den organischen Wesen hinzuweisen, die sich aus der bloßen mechanischen Wirksamkeit nicht erklären lassen, und dann durch einen Analogie-Beweis auf die allgemeine Zweckthätigkeit in der Natur zu schließen, erregen sie den Schein, als schlössen mechanische und Zweck-Thätigkeit sich gegenseitig aus. Der falsche Wahn ist in den naturwissenschaftlichen Kreisen sehr weit verbreitet und man kann es den Naturforschern nicht oft genug sagen: Ihr findet unsere ungetheilte Anerkennung, wenn ihr auf eurem Gebiete euch der mechanischen Theorie zu bedienen fortfahret. Aber glaubet nicht, daß ihr durch euern Fortschritt in der Erkenntniß mechanischer Naturwirkungen das Walten der Zwecke irgendwie eindämmt. Wirkende Ursache und Zweck beschränken sich in keiner Weise. Ursache schließt den Zweck nicht nur nicht aus, sondern schließt ihn ein. Der Zweck durchbricht nicht den Mechanismus, sondern fordert im Gegentheil eine ununterbrochene Kette mechanischer Ursachen und Wirkungen.

Hier nun hat uns Herr v. Hertling eine kostbare Gedankenperle aus dem Vorrath der mittelalterlichen Denker hervorgeholt, indem er, eindringend in das Wesen der Naturdinge [1], den Beweis unternimmt, daß der Mechanismus der Natur eine Teleologie in sich

[1] Hier (S. 76 u. 77) findet sich Herr v. Hertling wohl mehr mit der scholastischen Auffassung im Einklang, als er selber glaubt. Allerdings glaubten die alten Denker das Wesen mit Hilfe der allgemeinen Begriffe zu verstehen, unter welchen wir die Dinge denken. Es war aber in diesem Falle die begriffliche Wesenheit (essentia metaphysica), nicht die Natur-Wesenheit (essentia physica) gemeint. Und darin lag keineswegs eine Täuschung verborgen. Die Natur-Wesenheit galt ihnen nur als aus der Beobachtung der erfahrungsmäßigen Eigenschaften erkennbar.

selber trägt, also, wo immer er als purer Mechanismus ausgegeben wird, mit einer „Grenze" wesentlich behaftet erscheint.

Er zeigt es etwa in folgender Weise: Die Weltelemente, aus welchen die mechanisch-materialistische Theorie die Welt erklärt, bedingen in ihrer Naturwirksamkeit einander; sie ziehen an, stoßen ab, weil etwas Anderes da ist, was angezogen und abgestoßen wird. Sie sind in sich in bestimmter Weise zu einander hingeordnet, und bringen in constanten Wirkungsweisen, die man „Gesetze" nennt, die Erscheinungen hervor, welche die Weltordnung bilden. Hier schon erhebt sich die Frage: Woher der Zusammenhang, die gegenseitige Bezugnahme? Woher kommt es, daß der Wechsel in den Zuständen des einen Atoms die Nöthigung für ein anderes enthalte, in entsprechender Weise auch seine Zustände, seine räumliche Lage und seine Beziehung zu den Nachbaratomen zu verändern? Fragen, bei welchen die mechanische Erklärung an der Grenze ist. Aber die Schwierigkeit wird noch drückender.

Unverkennbar tritt in den Naturgesetzen eine Nothwendigkeit auf; und zwar ist es keine absolute, begriffliche, sondern nur eine thatsächlich beobachtete, als Grund der ausnahmlos wiederkehrenden Wirklichkeit. Daß der Stein zur Erde falle, ist die Folge der allgemeinen Anziehungskraft, und darum nothwendig, weil diese thatsächlich besteht; daß aber diese bestehen müsse, und so bestehen müsse, wie sie besteht, können wir nicht behaupten. Wo ist nun der Grund der thatsächlich vorhandenen Nothwendigkeit, die man „Naturgesetze" nennt? Sie kann selbstverständlich nicht als das mechanische Resultat eines früheren Momentes aufgewiesen werden, denn sie ist ja das ursprüngliche und ist dazu nur etwas Bedingtes. Sie offenbart sich vielmehr als Mittel zum Zweck; nur in dem Zweck, dem sie dient, hat sie den hinreichenden Grund ihres eigenen Daseins. So offenbart sich uns der Naturlauf als ein System von Mitteln, hingeordnet zur Verwirklichung ursprünglicher Ideen, und nur aus dem Werthe dieser Ideen stammt ihm seine Bedeutung und seine zwingende Gewalt. An und für sich könnten die Naturgesetze ja auch anders wirken, als sie wirken. Daß sie so wirken und nicht anders, kann nur herkommen von einer idealen Anticipation dessen, was sie wirkend ausrichten sollen. So zeigt sich in den allgemeinsten Veranstaltungen des Naturlaufes die Herrschaft des Zweckes; und die mechanische Naturerklärung selbst ist es, welche zu der teleologischen da hinüberleitet, wo nach der Begründung ihrer eigenen Voraussetzungen gefragt wird. Diese Darlegung wirft auch auf den Bereich des Organischen, wovon im vorhergehenden Abschnitt die Rede war, neues Licht, insofern nunmehr erwiesen ist, daß das „Passende", womit die Darwinianer operiren, insofern es von einem Wirken produzirt wird, den Charakter des Zweckmäßigen hat.[1]

[1] Der geehrte Verfasser läßt die weitere Frage unerörtert, ob die im Mechanismus der Naturdinge hervortretende Zweckerstrebung nichts sei als eine demselben von Außen (von der causa prima) gegebene Richtung, oder ob sie auch zunächst in

Hiermit ist das vierte Problem abgethan, die vierte Grenze nachgewiesen; unser Verfasser tauft sie „Macht der Naturgesetze und Natur der Elemente". Wir sehen, es ist im Grunde die nämliche Procedur, mit welcher die vorzeitliche Philosophie es unternommen, die Zweckthätigkeit in der Natur aus der Naturthätigkeit selber zu beweisen. Wie es keine Ortsbewegung ohne eine bestimmte Richtung gibt — so ungefähr belehrt uns der hl. Thomas (S. c. Gent. l. 3. c. 2) — so gibt es in der Natur keine Thätigkeit ohne bestimmte Wirkung. Es muß im wirkenden Princip ein Grund liegen, weßhalb es seine Kräfte in diesem und in keinem andern Grade äußert. Der Grund kann aber nur ein auf eine bestimmte Wirkung abzielendes Streben der Dinge sein. Es ist Zweckerstrebung, welche also den Naturwesen mit demselben Rechte zugeschrieben werden kann und muß, wie die mechanische Wirksamkeit.

6. Kommen wir nun endlich fünftens und letztens zur Betrachtung einiger Phänomene des Menschenlebens, so läßt sich hier der mechanischen Weltbetrachtung ein so gewaltiger Grenzpfahl aufstecken, daß auch der Kurzsichtigste darauf achten muß. Es versteht sich, daß sämmtliche Erscheinungen des Menschenlebens sich der rein mechanischen Erklärung fügen müssen, wofern nicht die ganze Theorie und also auch der mechanische Monismus als gescheitert betrachtet werden soll.

Da stellt sich nun zuerst das moralische Sollen und die Freiheit zur Erörterung. Es gibt irgend eine sittliche Ordnung, darin stimmen die Vertreter der extremsten Parteirichtungen überein. Auch ein Virchow, Moleschott, Strauß erkennen die Existenz eines mora-

---

den Naturdingen selber einen realen Grund habe; Letzteres scheint uns der Fall zu sein, sowohl in den leblosen Dingen (insofern sie eine bestimmte gesetzliche Wirksamkeit haben, die auf die Herstellung einer entsprechenden Seinsweise, auf die Erhaltung ihres Zustandes und auf Mittheilung nach Außen gerichtet ist) als auch ganz besonders im Lebendigen (wo sich bekanntlich die wesentlich höhere Tendenz der Selbstentwicklung geltend macht). Die mittelalterliche Philosophie nannte dieses idealere Princip Form. Diese Ansicht erscheint schon darum gerechtfertigt, weil wir — wie allerwärts anerkannt wird — den Grund der Naturphänomene so lange in den Dingen selber suchen müssen, als nicht zwingende Gründe vorliegen, darüber hinauszugehen. Die Dinge als Princip der mechanischen Bewegung und als Princip des zwecklichen Strebens! Beides ist gleich hell und gleich dunkel. Wir befinden uns hier auf einem Gebiete, wo uns die Anschaulichkeit verläßt, wo „geheimnißvoll Natur am lichten Tage ist". In den Formalprincipien der Dinge läge also die oben gemeinte Grenze.

lischen Sollens in der menschlichen Natur an. Kann die mechanische Naturerklärung diese Thatsache aus ihren Principien begreiflich machen? Sie kennt nur stetig wiederkehrende Folgen gegebener Bedingungen. Für sie kann es nur eine Statik und Mechanik der Affekte geben, nur ein Getriebenwerden, dessen Erfolg sich zuletzt nach dem Satze vom Parallelogramm der Kräfte bestimmt. Woher also jenes verbindliche Sollen, das sich von einem mechanischen Getriebensein so unzweideutig unterscheidet? Die Voraussetzung eines Zweckes, nach welchem der Mensch sein Leben einzurichten hat, ist hier unausweichlich.

Hiezu kommt die unläugbare Thatsache der menschlichen Freiheit. Wir wissen uns als die Urheber vieler unserer Handlungen. Keine Theorie wird uns jemals glaubhaft einreden können, daß das Gewissen lügt, wenn es uns verantwortlich dafür macht, daß wir nicht so gehandelt haben, wie wir handeln sollten. Indem v. Hertling die menschliche Freiheit gegen die Einwürfe ihrer modernen Gegner klar und bündig vertheidigt, vertheidigt er eine Erfahrungsthatsache, die so sicher ist, wie nur irgend eine Erfahrungsthatsache sicher sein kann.

Endlich findet sich auch noch eine hervorragende Schranke in den seelischen Akten. Gibt es nichts Anderes, als bewegte Materie, so muß auch der Gedanke in der Seele des Menschen als eine Leistung des Stoffes begreiflich gemacht werden. Der Verfasser weist kurz und nachdrücklichst darauf hin, wie es dem Mechanismus niemals gelungen ist und niemals gelingen kann, die psychischen Phänomene aus den physischen zu erklären. Der Grund dieser Unmöglichkeit liegt weniger darin, daß die psychischen Akte als „ausschließlich innerliches Sein" schwerer wahrgenommen und beobachtet werden können, sondern darin, daß sie sich der Erfahrung und Beobachtung als Thatsachen ganz anderer Art präsentiren, als die physischen Vorgänge sind. In einem seelischen Akt ist irgend Etwas gegenständlich da für ein Subjekt, welches dessen inne wird. Mechanismus bietet hingegen nichts als das bloße Dasein bestimmter Bewegungen. Dazu kommt, daß jede mechanische Bewegung sich in einer Vielheit von Theilchen vollzieht, während der psychische Akt ein einheitliches Substrat voraussetzt. „Je weniger man an dem Ereigniß der Forschung wird rütteln wollen, welche die Veranlassung für unsere Empfindung von Blau und Roth in der besonderen Schwingungsweise der von einer körperlichen Oberfläche zurückgeworfenen Äthertheilchen sieht, desto unentbehrlicher wird man die Annahme einer Seele finden, für welche das Vielfache des

empfangenen Eindruckes in die Einheit dieser oder der ihnen bei andern Wesen entsprechenden analogen Empfindungen zusammengeht."

Dieser letztgenannten Schwierigkeit gegenüber nehmen Haeckels Gesinnungsgenossen zu einer Ausrede ihre Zuflucht, die kindisch-lächerlich wäre, wenn sie nicht zugleich die wahrheitsfeindliche Tendenz der Jünger der modernen Wissenschaft dokumentirte. Indem sie sich gezwungen sehen, die Unmöglichkeit zuzugeben, „daß aus rein äußerlichen Elementen, die jeder Innerlichkeit entbehren, plötzlich bei einer gewissen Art der Zusammensetzung eine Innerlichkeit hervorbrechen sollte, die sich immer reicher und reicher entfalte", schieben sie das zu Erklärende einfach unerklärt in das Alles erklärende Atom! Wie man zuerst bei der Erklärung des Lebens durch die Gründe der Vitalisten sich gezwungen sah, die Atome für lebendig zu erklären, so hat man jetzt die halb geistigen, halb materiellen Atome Giordano Bruno's heraufbeschworen. Die Atome haben Intelligenz, zeigen Spuren religiösen Gefühls, haben Lust- und Unlust-Empfindung u. s. w.[1] Man erklärt also die Menschen aus den Atomen, indem man die Atome zu Menschen macht. Purer Schwindel! Wir brauchen uns damit nicht weiter zu befassen. Denn abgesehen davon, daß in dem Vorstehenden „die Idee des Mechanismus", also die Idee, welche Haeckel selber als die „Grundidee des Monismus" bezeichnet, eine genügende Zurückweisung erfahren hat, verläßt man mit dieser Vergeistigung der Materie den Boden der mechanischen Welterklärung, gibt zu, daß der Materialismus den Namen „Monismus" nicht verdient, und gibt der großen

---

[1] „Der Magnet, der Eisenspäne anzieht, das Pulver, das explodirt, der Wasserdampf, der die Locomotive treibt, sind lebendige Anorgane, sie wirken ebenso durch lebendige Kraft, wie die empfindsame Mimose, wie der Mensch, der denkt." Haeckel, Anthropogenie S. 708. „Daß etwas ist, das weiß nicht nur die Katze, der Hund, sondern auch die Pflanze, der unorganische Stoff." L. Noiré, Grundl. der zeitgem. Phil. S. 17. Ebenderselbe spricht von des Atomes „dunkelstem Bewußtsein", „Wahrnehmen, welches fast nur ein Vernehmen genannt werden kann" ꝛc. Um uns das einigermaßen klar zu machen, sollen wir an niedere Thiere denken, als z. B. die nach ihrer Nahrung tastende Raupe, die Polypen, Regenwürmer u. s. w. A. a. O. S. 29. Wenn der „Pulsschlag des Weltäthers" auf das Atom wirkt, so ist der Inhalt dieses Empfindens: „Draußen pocht etwas." A. a. O. S. 35.

Ähnliches findet sich in: „Der monistische Gedanke, eine Concordanz der Philosophie Schopenhauers, Darwins, R. Wagners und L. Geigers" (Leipzig, Veit, 1875) von dem nämlichen Verfasser, in welchem Viele einen werdenden Culturstern erster Größe erblicken.

L. Noiré's ganzes System besteht darin, daß es für alle Wesen bis zum Atom hinab ein Inneres: die Empfindung, und ein Äußeres: die Bewegung, gebe; daß das Innere lauter Zeit, das Äußere lauter Raum ist. Der Verfasser, der offenbar in der philosophischen und naturwissenschaftlichen Literatur nicht unbewandert ist, hat mehr Zeug zu einer Pythia als zu einem philosophischen Schriftsteller; er bekundet ebensoviel Geschick als Kühnheit, das blödsinnigste Zeug in der geistreichsten Form vorzutragen.

Errungenschaft wieder das vergilbte Gesicht des deutsch-idealistischen Pantheismus, jenes Alles verschlingenden Wiederkäuers, von dem man doch wissen sollte, daß er dem Christenthum nicht bange gemacht hat.

7. Noch durch eine andere Ausrede sucht man dem Auftreten der mechanischen Welterklärung einen Schein von Berechtigung zu verschaffen, deren wir mindestens mit einem Worte erwähnen müssen. Man behauptet nämlich, die aufgezeigten „Grenzen" gehörten eben zu den Schranken, über die vorzudringen der menschlichen Einsicht versagt sei.

Wer so spricht, der erkennt offenbar jene Grenzen als bestehend an, gibt also den mit so vielem Lärm proklamirten Satz von der Erklärbarkeit der Welt aus mechanischer Stoffbewegung auf und flüchtet sich unter den Schutz jenes Scepticismus, der unter dem klingenden Namen Erfahrungsphilosophie die Schmach der bankerotten Wissenschaft zu bemänteln bestimmt ist.

Freiherr v. Hertling bringt in dem letzten Abschnitte seines Buches den erkenntniß-theoretischen Nachweis dafür bei, daß die Grenzen der mechanischen Welterklärung sich mit den Schranken des menschlichen Erkenntnißvermögens durchaus nicht decken, und zeigt somit auch direkt die Haltlosigkeit jener Ausrede etwa in folgender Weise:

Jene, welche die Grenzen der Erfahrung zu überschreiten verbieten, gehen entweder von dem Standpunkte der Empiristen, oder von dem der Kriticisten aus. Der Verfasser stellt ihnen die wahre Lehre unter dem Namen eines realen Kriticismus gegenüber.

Die Empiristen setzen die Aufgabe wissenschaftlicher Bethätigung ausschließlich in eine scharfe und genaue Auffassung des Wahrnehmbaren und Anordnung des empirischen Materials nach gewissen, ihm selbst abgelauschten Regeln, deren Gültigkeit dabei doch niemals einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit übersteigt. Hertling zeigt, wie ihre eigene Verfahrungsweise sie Lügen straft. (S. 135—142.)

Die hieher gehörigen Kriticisten treten im Sinne Kants mit der Behauptung auf, unser Wissen bezöge sich vermöge subjektiver Denkformen nur auf Erscheinungen, nicht auf Dinge, und es könne nur insofern Werth haben, als die Erfahrung unsere subjektiven Denkformen mit Gehalt ausfüllte; sonst wäre es nur eine Funktion unseres Verstandes von lediglich subjektiver Bedeutung. Bei den einzelnen Ereignissen der Erfahrung seien wir genöthigt, eine Ursache zu denken, wir dürften aber nicht behaupten, daß sie auch wirklich eine Ursache haben. Wenn es sich aber um das Ganze der erscheinenden Welt handle, so falle auch jene Nöthigung weg. Dieß darum, weil das Gesetz der Causalität wie alle übrigen „Denkformen" nur soweit reichten, als sie auf einen Erfahrungsgegenstand angewendet würden; die Welt als Ganzes sei aber unserer Erfahrung schlechterdings entzogen. Diesen Gegnern gegenüber erinnert der Verfasser daran, daß die menschliche

Denknothwendigkeit die eben erwähnten Grenzen faktisch nicht besitzt, und daß sie durch sich selbst die Erkenntniß des objektiv Seienden verbürgt.[1] (S. 143—150.)

Aus diesen Erörterungen ergibt sich, daß dem Verlangen des menschlichen Geistes, die bei der mechanischen Weltansicht sich ergebenden Grenzen denkend zu überschreiten und sich über die letzten Gründe der Welt Rechenschaft zu geben, die Möglichkeit des Gelingens entspricht.

Zum Schlusse beschenkt uns der Verfasser noch mit einigen trefflichen Bemerkungen über das Schlagwort von „Anthropomorphismus", womit die modern-deutsche Wissenschaft Teleologie und Theismus abzufertigen wähnt. Ebenso über die „Befriedigung", welche der moderne Geist im Theismus nicht zu finden vorgibt, weil er „zwiespältig", somit nicht einfach genug sei.

Gegen die verführerischen Einheitsbestrebungen der menschlichen Ver-

---

[1] Was nun der geehrte Herr Verfasser unter dem Namen des kritischen Realismus vorbringt, scheint uns trotz der Neuheit des Namens in ganz richtigem Sinne verstanden werden zu können. Der Verfasser glaubt, sich damit von der scholastischen Lehre zu entfernen. Wir sind nicht dieser Meinung.

Mit dem Wort „Realismus" soll angedeutet werden, daß der Weg des gesetzmäßigen Denkens nicht bloß zur formalen Richtigkeit, sondern zum Besitz der objektiven Wahrheit hinführe; und der Realismus soll ein „kritischer" sein, weil die subjektiven Zuthaten, welche bei der Ergreifung der objektiven Wahrheit sich geltend machen, wohl zu berücksichtigen seien. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß die Scholastiker, mit Kant verglichen, sich zum Realismus bekannten. Mehr muß die Behauptung betont werden, daß sie es dabei an echtem, wahrem Kriticismus nicht fehlen ließen. Denn gar oft begegnet man auch heutzutage noch der Ansicht, als hätten die Denker des Mittelalters die Anschauung gehabt, der menschliche Geist erfasse auf Grund des ihm innewohnenden Abstraktionsvermögens das ganze Wesen der Dinge direkt und unvermittelt, und die Aufnahme des Erkenntnißobjektes sei in der Weise eine unmittelbare und ungetrübte, daß der Verstand die essentia physica rein receptiv aufnehme. Es kann gewiß nicht schwer werden, Stellen aufzutreiben, welche dieser irrigen Beurtheilung der scholastischen Lehre scheinbar eine Stütze gewähren. Es ist wahr, die Scholastik fand die Gewähr für die Objektivität unseres Erkennens nicht allein in der zwischen Erkenntnißvermögen und Erkenntnißobjekt veranlaßten Hinordnung zu einander, sondern zunächst in einer bestimmten Einwirkung des Objektes auf das Erkenntnißvermögen. Aber es bedarf auch nur eines Hinweises auf die allbekannten Grundsätze der scholastischen Erkenntnißtheorie, um festzustellen, daß dieser zufolge bei der menschlichen Erkenntniß das Subjekt von dem Seinigen hinzuthut, indem es die Einwirkung der Objekte in der ihm eigenthümlichen Weise aufnimmt (modus cognoscendi rem aliquam est secundum conditionem cognoscentis, in quo forma recipitur secundum modum ejus, S. Thom. De veritate qu. 10 a. 4), ein dem empfangenen Eindruck entsprechendes Verstandesbild (species intelligibilis) entstehen läßt und das Objekt auf einen Gedankenausdruck (species expressa) bringt. Die menschliche Erkenntniß ist also wohl direkt auf das „Ding an sich" gerichtet, wenn sie dasselbe auch nicht unvermittelt, ungetrübt, vollständig erfaßt.

nunft, welche sie geneigt machen, stets das Einfachere für das Wahrere anzusehen, zieht unser Verfasser Lotze's treffende Bemerkung heran. „In dem Interesse der Wissenschaft liegt es ohne Zweifel, eine Mannigfaltigkeit verschiedener Erscheinungen unter ein einziges Princip zusammenzufassen, aber das größere und wesentlichere Interesse alles Wissens ist doch stets nur dieß, das Geschehende auf diejenigen Bedingungen zurückzuführen, von denen es in Wahrheit abhängt, und die Sehnsucht nach Einheit muß sich da der Anerkennung einer Mehrheit verschiedener Gründe unterordnen, wo die Thatsachen der Erfahrung uns kein Recht geben, Verschiedenes aus gleichem Quell abzuleiten." Er macht alsdann noch darauf aufmerksam, daß sich im System der theistischen Wahrheit, wie sie in unserm Christenglauben enthalten ist, eine Einheitlichkeit vorfindet, so schön, so voll, wie sie die menschliche Vernunft nur wünschen kann. „Denn die Vielheit der wirksamen Elemente, welche für den Materialismus die letzten Träger des Weltlaufs sind, weiß diese Wahrheit (den Theismus) bedingt durch die Einheit eines Gedankens. Das einträchtige Wirken und die zwingende Macht der Naturgesetze leitet sie ab aus der Macht und Weisheit einer höchsten Ursache. Das Universum mit seinem bewegten Stoff, seinem Reichthum an Formen, seiner Fülle von Leben und dem Dichten und Trachten des Menschen sieht sie hingerichtet auf ein einheitliches Ziel."

In der That, es kann einem vernünftigen Menschen nicht auffällig erscheinen, daß das „Dogma" sich durch die Insulte und Gaukelbilder der „Wissenschaft" nicht sonderlich beunruhigt fühlt. Wenn man ihren schrecklichen Lärm hört, kommt das augustinische Wort in den Sinn: „Bellen kann sie; aber zu beißen vermag sie nur den, der gebissen sein will."

T. Pesch S. J.

P. Karl Antoniewicz[1].

Ein Lebensbild.

2

Bevor wir P. Antoniewicz auf die Volksmissionen durch Galizien begleiten, wollen wir einen flüchtigen Blick den geschichtlichen Ereig-

[1] P. Karl Antoniewicz, Missionär der Gesellschaft Jesu, von Dr. Ferdinand Speil. Breslau, Aderholz' Buchhandlung, 1875.

nissen zuwenden, welche die Veranlassung seiner ebenso angestrengten als segensreichen Arbeit waren.

Der unglückliche Aufstand des Jahres 1846, der so namenloses Elend über Galizien brachte, war vorzüglich das Werk jenes Theiles der polnischen Emigration in Frankreich, die der demokratischen und radikalen Partei angehörte. Diese hatte den Plan zum Befreiungskampfe auf das Sorgfältigste ausgearbeitet, den polnischen Adel Galiziens großentheils für denselben gewonnen, mit kluger Berechnung bis in's Einzelne alle Vorbereitungen getroffen und schließlich den 20. Febr. 1846 als den Tag der allgemeinen Schilderhebung festgesetzt. Nur in einem Punkte hatte man falsch gerechnet; gerade auf jenes Element, das die Pläne der Aktionspartei nicht bloß bedrohte, sondern in blutiger Weise vernichten sollte, baute man trügerische Hoffnungen. Es war dieß der polnische Bauer, auf den der Adel bei den bevorstehenden Kämpfen mit Sicherheit zählen zu dürfen glaubte. Allein eine tiefe Mißstimmung gegen den Adel erfüllte — allerdings nicht durchweg, aber doch vielfach — die leibeigenen Bauern. Der hundertjährige Frohndienst drückte hart, und unwürdige Behandlung von Seite mancher Beamten des Adels machte die schwere Last noch unerträglicher. Die Mißstimmung wuchs, je mehr der im Ganzen gut kaiserlich gesinnte Bauer aus manchen Vorgängen auf den nahenden Aufstand aufmerksam wurde. Auch die Regierung wußte um die drohende Gefahr und ließ in Folge dessen verschiedene Verhaftungen vornehmen, wodurch die Leiter des Aufstandes bewogen wurden, die allgemeine Erhebung schon auf den 18. Februar festzusetzen.

Im Laufe dieses Tages kamen aus mehr als siebenzig Gemeinden Abgeordnete der Bauern auf das Kreisamt von Tarnow. Im ganzen Kreise, meldeten sie, stellten Grundherren, Rentmeister, Verwalter und selbst einige Geistliche unter Versprechungen und Drohungen die Aufforderung an die Leibeigenen, sich dem allgemeinen Aufstande anzuschließen. Dann versicherten sie die kaiserliche Regierung ihrer Treue und baten um militärischen Schutz. Der Kreishauptmann konnte aber keine Truppen in Aussicht stellen, da diese bei ihrer geringen Zahl nicht einmal zum Schutze der bedrohten Kreisstadt genügten. Er belobte mithin die Bauern für ihre Treue, erinnerte sie an ihr gutes Recht, Gewalt mit Gewalt abzuweisen, und forderte sie auf, alle, die sie zum Aufstande zwingen wollten, festzunehmen und an das Kreisamt einzuliefern.

Hiemit war zu den gegen ihre Herren mit Bitterkeit erfüllten Leib-

eigenen das gefährliche Wort der Selbsthülfe gesprochen. Die Folge war eine Erhebung der Bauern gegen den Adel, die im Anfange allerdings die Niederschlagung des Aufstandes beabsichtigte, bald aber in einen furchtbaren Rachekrieg gegen die Gutsherren ausartete. Ob der Regierung die blutigen Excesse zur Last fallen, oder ob ihre Verantwortung allein diejenigen trifft, welche den Aufstand planten und unterstützten, darüber wurde bis auf den heutigen Tag viel gestritten, und zu entscheiden kann hier nicht der Ort sein. Noch am 18. Februar floß das erste Blut. Die Bauern waren auf die Aufforderung des Adels, und zwar am zahlreichsten im Tarnower Kreise, meist mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet auf den bestimmten Sammelplätzen erschienen. Von Seite des Adels wurden feurige Ansprachen an die Leibeigenen gerichtet und glänzende Versprechungen gegeben, falls die Bauern sich am Aufstande betheiligen wollten. In der Regel entspannen sich aus den nun folgenden Verhandlungen erbitterte Kämpfe, die mit der Niedermetzelung der Adeligen endeten. In einem Dorfe, so wird erzählt, habe auf dem Sammelplatze, wo sich der Adel und die Bauern bewaffnet gegenüberstanden, ein Edelmann den kühnen Sprecher der Leibeigenen niedergeschossen, diese aber seien, statt durch die unselige That eingeschüchtert zu werden, auf's Äußerste erbittert über die Adelspartei hergefallen und hätten Alle, bis auf Wenige, denen die Flucht gelang, in wilder Mordlust erschlagen. Der Funke war in die Zündmasse gefallen und schrecklich flammte das Rachefeuer auf. Es bildeten sich Banden, welche raubend, mordend, Alles vernichtend von Edelhof zu Edelhof zogen. Binnen vier Tagen brachte man allein nach Tarnow 146 Leichen von Gutsherren, Verwaltern und Geistlichen, und die Schläge von Knitteln und Dreschflegeln hatten dieselben so gräßlich entstellt, daß nur dreißig davon noch kenntlich waren. Von 152 Edelhöfen dieses Kreises blieben nur sehr wenige verschont. Dr. Speil hat uns aus den Aufzeichnungen des P. Antoniewicz schreckliche Beispiele von Grausamkeit mitgetheilt, wie er sie auf seinen Missionen von Augenzeugen hörte.

Einige Züge mögen uns die Verwilderung dieser barbarischen Horden kennzeichnen.

Nahe bei Brzany fand P. Antoniewicz auf seinen Missionsreisen drei verwüstete Höfe. Auf einem derselben wohnte der junge Herr W. nach seiner Rückkehr aus dem Auslande friedlich inmitten seiner Unterthanen, von denen er mit Recht allgemein geliebt war. Von dieser Liebe überzeugt, blieb er

ruhig zu Hause, als die schrecklichen Nachrichten von den Tarnower Mordthaten auch hier bekannt wurden. Da überfiel ihn plötzlich eine Mörderbande und ließ ihn zerschlagen in seinem Blute ohne Lebenszeichen auf dem Schnee liegen. Die kalte Nacht brachte ihn wieder zu sich, mit Schnee stillte er das strömende Blut und schleppte sich in eine nahe Hütte. Als die Mörder hörten, daß er noch lebe, überfielen sie ihn zum zweiten Male. Umsonst bat er, man möge ihm um Gottes willen einen Priester rufen; Niemand fand sich, der seine Bitte erfüllt hätte; nur eine junge Jüdin aus dem nahen Wirthshause eilte zum Pfarrer nach Bobowa; aber dieser konnte nicht kommen. Herr W., den die Mörder abermals für todt verließen, erholte sich auf's Neue und versteckte sich in eine verlassene Hütte, um sein Leben zu retten. Aber auch dießmal wurde er verrathen. Die Mörder stürzten herein und wollten ihren eigenen Augen nicht glauben, da sie ihn lebend sahen; sie schrieben diese wunderbare Rettung verborgenen Heiligthümern zu, öffneten seine Kleider und fanden auf der Brust eine Medaille der unbefleckten Empfängniß. Die Unmenschen entrissen ihm diese und nun erst gaben sie ihm den Todesstreich. — Eine andere Blutscene zeichnete Antoniewicz nach der Mittheilung des Propstes von Lipnica auf, unter dessen Augen sie sich zugetragen hatte. „Es war an einem Sonntag," erzählte ihm der Geistliche. „Die Nachrichten vom Tarnower Blutbade gingen von Mund zu Mund. Meine Pfarrkinder schienen noch ruhig zu sein und versammelten sich zahlreich zum Gottesdienste; da ich aber ihnen zuredete und sie zu Ordnung und Gehorsam ermahnte, ließ sich ein unzufriedenes Murren hören. Nach dem Gottesdienste hatte ich Besuch von Herrn und Frau K. und von Frau Z. mit ihrem zwanzigjährigen Sohn, welche zu einer Taufe gekommen waren. Da füllte sich der Hofraum mit bewaffnetem Volke; sie schrieen, ich hätte Insurgenten verborgen, und verlangten drohend ihre Auslieferung. Der junge Herr Z. nahm das Crucifix vom Tische, drückte es an Mund und Brust und sprach zu Herrn K.: „Der Wille Gottes geschehe, gehen wir!" Kaum erblickte sie das Volk, so stürzte es über sie her und band ihre Hände mit Stricken. Kaum waren sie zwanzig Schritte weit zur Statue des hl. Johannes gekommen, so hielt die Mörderbande und berieth, was man mit ihnen anfangen wolle. Einer schrie: „Was sollen wir uns mit ihnen schleppen? schlagen wir sie lieber gleich todt!" Alsbald führte er den ersten Arthieb, unter dem der junge Herr Z. zu Boden stürzte; das Blut bespritzte die Mauern der Kapelle, die noch heute Spuren dieses Mordes zeigen. Inzwischen suchte Herr K. zu entfliehen; aber er stürzte und wurde mit Messern erstochen, die an Stangen angebracht waren. Und die Mutter und die Gattin der unglücklichen Opfer standen am Fenster und sahen und hörten Alles, was geschah!" — Noch grausamer zeigte sich eine Rotte auf einem Edelhofe bei Podole. Der Mann flüchtete sich bei dem nächtlichen Überfalle und die Frau mit einem Säugling auf den Armen blieb allein zurück. Die Bauern verlangten Geld, aber die Frau hatte keines; da sie ihren Worten nicht glaubten und sie zwingen wollten, rissen sie ihr das Kind weg und warfen es in den Backofen auf die brennenden Kohlen. Doch genug dieser Unthaten;

wir werden bei der Erzählung der Missionsarbeiten des P. Antoniewicz noch den einen oder andern Frevel dieses rohen Volkes erwähnen müssen.

So war denn der Aufstand der Adelspartei in Strömen von Blut erstickt, aber die Ruhe dem unglücklichen Lande keineswegs wiedergegeben. Die bewaffneten Horden nahmen nun auch der Regierung gegenüber eine drohende Haltung an; socialistische Pläne tauchten auf; man fürchtete, daß die Emissäre der über ganz Europa hin verbreiteten Revolutionsgesellschaften, welche sich in jenen Jahren so rührig zeigten, sich nun der Leibeigenen bedienen würden, indem sie den Adel als untaugliches Werkzeug fallen ließen. Die Forderungen der Bauern, welche als Lohn ihrer Treue Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frohndienste, Theilung der adeligen Güter, Freiheit vom Militärdienst und Ähnliches verlangten, bestätigten diese Furcht. Es schien, daß man vor einem Bauernkriege stände, nachdem die Adelspartei niedergeworfen war. Hören wir, wie P. Antoniewicz uns die Stimmung dieses irregeleiteten Volkes schildert:

„Der Glaube war wie ganz erloschen und zu leeren Formeln geworden, die nicht im Stande sind, erwachte Leidenschaften im Zaume zu halten. Der Sucht nach Gewinn, Wohlleben und Reichthum, der Rache, der Trunksucht, gewaltsam erregter Sinnenlust ließ man die Zügel schießen. Das Volk fühlte sich frei nach vielhundertjähriger Knechtschaft; es wollte diese Freiheit gebrauchen; da es sie nicht gut zu gebrauchen verstand, gebrauchte es sie schlecht; da es über sich kein Gesetz sah, trat es alle mit Füßen; da es über sich die Hand der strafenden Gerechtigkeit nicht erkannte, erhob es seine Hand wider Gott selbst. Und dieses Volk, das einen Monat vorher so fromm zu den Kirchen eilte und sich so musterhaft in ihnen betrug, fiel mit bewaffneter Hand in die Gotteshäuser ein. Es zerbrach die Kreuze, vor denen es seine Kniee gebeugt; es verunehrte das heilige Sacrament, bei dessen Nennung es wenige Tage zuvor seufzend an die Brust schlug. Und da es frech wider Gott sich erhoben, was Wunder, daß es die Menschen nicht schonte? Das Verbrechen wurde ihm zum Bedürfniß, es mordete ohne eine persönliche Rachsucht, denn es hatte eine Freude daran, sich mit Menschenblut zu beflecken, es hatte eine Lust, auf die Verwüstung zu schauen. Es wollte seine Freiheit; es wollte sich überzeugen, ob es wirklich frei sei. In den Einen trug das längst eingeimpfte Verbrechen, das nur durch das Ansehen des Gesetzes in gewaltsamen Schranken gehalten wurde, sobald es die Riegel weggeschoben sah, in einem Augenblicke blutige Früchte; Andere wollten die Angst des Gewissens, aufgeschreckt durch die erste Blutthat, durch neue Verbrechen betäuben und sie tranken den Frevel wie tödtliches Gift in sich hinein."

Auch darf bei dem blutigen Trauerspiele dieses Aufstandes die Haltung der polnischen Juden nicht übersehen werden. Diese Sippe,

die wie ein giftiges Krebsgeschwür das ganze Volk überzieht und bis in das Mark der Knochen hinein durchfrißt, die den Adel mit Wucherschulden erdrückt und dem Taglöhner den sauer verdienten Pfennig abpreßt, that ihr Bestes, das allgemeine Unglück zu steigern und die Rettung unmöglich zu machen. Anfangs verkaufte sie um theures Geld Waffen an die Aufständischen, später verrieth sie dieselben und hetzte die Bauern zum Raube, der dann um einen Spottpreis in ihre Hände fiel. Für geraubte Hundertguldennoten bekamen die Bauern, die nicht lesen konnten, oft fünf Gulden. Und nun erst das gestohlene Silberzeug und die Pretiosen!

Wer konnte in dieser traurigen Lage Hülfe bringen? Die Pfarrgeistlichkeit? Aber sie hatte durch den Vorwurf, auf Seite des Adels zu stehen, vielfach ihren Einfluß auf die Bauern verloren. Die weltlichen Behörden? Aber die socialistischen Emissäre hetzten gegen sie und untergruben jeden Tag mehr das wechselseitige Vertrauen. Mit Waffengewalt konnte man wohl äußerlich die Ordnung wiederherstellen; aber wer vermochte die erschütterten Grundlagen des Friedens, die Säule des Gehorsams gegen Gott und Gesetz, auf's Neue zu befestigen?

Der General-Gouverneur von Galizien, Erzherzog Ferdinand von Österreich-Este, glaubte das durchgreifende Mittel in der Abhaltung von Volksmissionen gefunden zu haben, und der Erfolg rechtfertigte in glänzender Weise seine Annahme. Unverzüglich forderte er den Oberen der Gesellschaft Jesu in Galizien auf, alle nur irgendwie entbehrlichen Patres in den Tarnower Kreis zu schicken, damit das irregeleitete Volk zu Gott bekehrt und auf den Weg der Pflicht zurückgeführt werde. So schwierig und gefahrvoll diese Sendung war, übernahmen sie doch die Jesuiten freudig, denn es galt, Gott Seelen zu gewinnen und dem Vaterlande in Wahrheit einen Dienst zu leisten.

Auch P. Antoniewicz wurde von den Oberen zu diesem schönen Werke des Friedens ausersehen, und er freute sich, an der geistigen Wiedergeburt seines Volkes arbeiten zu können. Folgen wir ihm nun auf seinem Feldzuge der Liebe!

Dr. Speil hat uns aus den Aufzeichnungen des Missionärs ein reiches Material interessanter Züge geboten. Indem wir dieselben benützen, schreiben wir zugleich einen Commentar über die staatsgefährliche Wirksamkeit der Orden. Oder ist es in der That nicht seltsam, daß diese so gefährlichen Leute gerade in den gefährlichsten Lagen, wenn die Wogen

der Revolution über dem Staate zusammen zu schlagen drohen, zu Hülfe gerufen werden?

P. Antoniewicz eilte mit einem Gefährten von Lemberg nach Sandec, von wo aus er seine Missionsreise antrat. Der Schauplatz seiner ersten Thätigkeit war Bobowa, ein elendes Städtchen. Eine Rotte von Bauern hatte daselbst das alte prächtige Schloß zerstört und Thaten himmelschreiender Grausamkeit begangen. Bei der ersten Predigt, die der Missionär vor einer zahlreichen Zuhörerschaft hielt und in der er den traurigen Zustand eines Mörders schilderte, fiel ein Mann, der seine Hände während des Aufstandes mit Blut befleckt hatte, ohnmächtig zusammen; das Volk schien von dieser ersten Predigt tief ergriffen. Zu Bobowa gehören zwei Dörfer, und es wurde beschlossen, zuerst für diese die Mission zu halten. Lassen wir dieselbe den P. Antoniewicz als Beispiel dieser Landmissionen mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Am Montag früh setzte ich mich nach der heiligen Messe auf den Wagen und fuhr nach Brzany. Als Lokal zur Abhaltung der Predigten war ein großes, verlassenes Wirthshaus am Walde bestimmt; es war eine gute halbe Meile von Bobowa entfernt und ein Waldwärter wohnte darin. Der Weg führte durch drei verwüstete Höfe, von denen einer Zeuge einer schrecklichen Scene gewesen ist (wir haben sie bereits erzählt).... Ich machte an dem bezeichneten Orte Halt. Schon wartete auf mich viel versammeltes Volk. Kaum antwortete Jemand halblaut auf den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! Kaum zog einer die Mütze, finster und argwöhnisch schauten sie auf mich, als wollten sie alle meine Gedanken durchdringen. Keineswegs durch diesen Willkomm außer Fassung gebracht, begann ich, wie mit alten Bekannten, ohne das Vorgefallene zu berühren, von wirthschaftlichen und häuslichen Dingen zu sprechen und bald schwand das Mißtrauen gänzlich. Ich trat in das geräumige und leere Zimmer, und nachdem ich mein großes hölzernes Crucifix, den unzertrennlichen Gefährten meiner Streifzüge, an der Wand befestigt hatte, wurde es mir wohl um's Herz; die wankende Hoffnung kehrte wieder, und mit dem Volke auf den Knieen liegend, beteten wir die Morgengebete. Dann nahm ich Chorrock und Stola und begann die erste Predigt von der Barmherzigkeit Gottes gegen die büßenden Sünder. Nach einer Stunde schloß ich mit Gebet und entließ das Volk, das sichtlich gerührt Abschied nahm und versprach, keine Predigt zu versäumen. Dann begann ich die Christenlehre für die Kinder, welche täglich Vor- wie Nachmittag zwei Stunden dauerte. Um 3 Uhr, als die Kinder auf das Zeichen, das ein über die Berge und Hügel laufender Knabe mit einem Glöckchen gab, wieder gekommen waren, begann ich abermals den Katechismus und setzte ihn bis um 5 Uhr fort. Jetzt versammelte sich das vom Frohndienste befreite Volk zur Predigt, nach deren Beendigung ich mich ein wenig mit den Leuten unterhielt; dann nahm ich das Brevier zur Hand und kehrte theils gehend,

theils fahrend in fast einer Stunde nach Bobowa zurück. So machte ich durch acht Tage Streifzüge nach Brzany. Täglich wuchs das Zutrauen und die Zahl der Zuhörer, welche das Zimmer bald nicht mehr zu fassen vermochte. Der Glaube kehrte in die Herzen zurück, Reueschmerz erwachte und sie drängten sich zur Beichte. Nach jeder Predigt dankten sie; einmal erhob sich während der Predigt ein Greis mit weißen Haaren und vor mich hintretend sagte er, meinen Vortrag unterbrechend, er könne es nicht aushalten, bis ich enden würde, er müsse mir danken für alles Gute, was ich für sie und ihre Kinder gethan. Die Weiber brachten Käse, Butter, Eier, Milch, was ich mit den armen Kindern, die sich aus entfernten Hütten einfanden, zusammen genoß. Wenn ich nach Brzany fuhr, legten die Mütter, die nicht selbst kommen konnten, mir ihre kleinen Kinder auf den Wagen, damit sie den Katechismus lernten, und auf der Rückfahrt brachte ich sie ihnen dann wieder. Mit einem Worte, solches Vertrauen und solche Anhänglichkeit zeigte sich in den Herzen des Volkes in so kurzer Zeit, daß ich erkannte, wie viel sich mit diesen Leuten machen ließe, wenn man sich nur ihnen ausschließlich widmen könnte. Bei der letzten Predigt weinte ich mit dem Volke und unsere Trennung war schwer. Ich dankte Gott für diese acht Tage, in denen er so sichtlich meine Arbeit gesegnet hatte."

Das war in der That ein ermuthigender Anfang; allein schon in Bobowa, wo jetzt die Mission eröffnet wurde, schien Alles auf einen Mißerfolg zu deuten. Aber P. Antoniewicz sagte mit dem Vertrauen eines wahren Apostels, der, weil er nur die Ehre Gottes sucht, auch ihm allein die ganze Frucht seiner Arbeit anheim stellt: „Die Herzen der Menschen sind in Gottes Hand; er kann sie lenken, wie er will. Wenn auch nur Ein altes Mütterchen käme, so werde ich doch reden, denn vielleicht hat mich Gott für dieses Eine alte Mütterchen geschickt, und Einer Seele zum Himmel verhelfen ist mehr als die ganze Welt gewinnen. Eine Seele ist vor Gott mehr werth, als Millionen Welten." In diesem erhebenden Geiste des Glaubens begann Antoniewicz die Mission und Gott gab seinen Gnadensegen. Über alles Erwarten versammelte sich das Volk aus der Stadt wie aus der Umgegend zahlreicher, als man gehofft hatte. Es hörte mit Aufmerksamkeit und Fleiß, und daß es nicht fruchtlos hörte, zeigte sich in der Beicht, zu der es sich mit wahrer Reue und Zerknirschung drängte. Hier wie überall erstreckten sich fast alle Beichten auf das ganze Leben, und weil es unmöglich war, allen zu genügen, zog das Volk nach Sandec, wo die Patres ganze Tage im Beichtstuhle sitzen mußten. Viele Restitutionen erfolgten, aber in vielen Fällen kamen die Missionäre leider zu spät. Der Raub war in die Hände der Juden übergegangen, Getreide und

Früchte vergeudet, das Volk blieb nach wie vor im Elende, sein ganzer Gewinn waren Gewissensbisse. Und jetzt wagte das Volk, das Schaden von Millionen angerichtet hatte, um die Juden zu bereichern, in seinem Elende nicht mehr, die Hülfe derer anzusprechen, die es selbst aller Mittel der Hülfe beraubt hatte. „O warum sind die Missionäre nicht früher zu uns gekommen! Das ganze Unglück wäre nicht geschehen," sagten oft die Leute.

Die nächste Mission war in Brusnik. Dieser Ort, wohin sie von dem dortigen Propste gerufen wurden, war kurz vorher Zeuge blutiger Auftritte, und bei der Ankunft der Missionäre dauerte die Aufregung unter dem Volke noch fort, so daß man um Militär bitten mußte, um weiterem Blutvergießen vorzubeugen. Gleichwohl segnete Gott auch hier wunderbar die Arbeiten seiner Diener. Das Kirchlein war täglich gedrängt voll, ungeachtet Einige, welche die Exzesse zu wiederholen Lust hatten, mit allen Mitteln das Volk gegen die Missionäre aufzuwiegeln suchten, indem sie das Gerücht aussprengten, sie seien nicht Priester, sondern verkleidete Adelige, oder sie wären aus dem Kloster entsprungen und trieben sich in der Welt herum. Man wollte einen von denen, welche diese Gerüchte verbreiteten, zur Strafe ziehen, aber die Patres baten ihn los. Trotz Allem versammelte sich das Volk zahlreich und hörte mit großer Aufmerksamkeit die Predigten, welche den Umständen angepaßt waren. Die Pflichten der Bauern gegen die Herren erklärte P. Antoniewicz bündig und so faßlich als möglich. Die andauernde Arbeit im Beichtstuhle ließ den Missionären kaum freie Zeit zum Mittagessen und Abends zum Brevierbeten. Mit den Vorträgen verband sich der feierlichere Gottesdienst, um die gehofften Früchte der Bekehrung hervorzubringen.

„Wenn nach Beendigung der Predigt am Abende alle Lichter angezündet wurden," sagt P. Antoniewicz, „und der Ortsgeistliche vor dem ausgesetzten Allerheiligsten die Litanei der Mutter Gottes mit dem ganzen Volke anstimmte, war das ein erhebender Augenblick, und wenn am Schlusse unser ganzes Volk auf den Knieen die Supplikationen anstimmte (das in ein Lied umgewandelte Gebet Urbans VIII. Ante oculos tuos), dann schien mir auch das härteste Herz bewegt zu sein. Diese so ergreifenden Töne, die, man fühlte es, aus der Tiefe eines zerrissenen Herzens kamen, das, seine Missethat erkennend, um Mitleid und Erbarmen fleht, die Gegenwart Gottes auf dem Altare, der feierliche Glanz der Lichter um das heilige Sacrament, der erschütternde Ton der Orgel — das Alles rührte wundersam die Seele. Ist es möglich, unwillkürlich kam dieser Gedanke, ist es möglich, daß dieses so zerknirschte,

so zermalmte, vor seinem Gott sich demüthigende Volk dasselbe ist, das vor Kurzem sich mit Bruderblut befleckte, seinen Gott schmähte und lästerte?"

Die Missionäre eilten weiter nach Cieszkowice, um auch da den Segen ihrer friedlichen Sendung zu spenden, und auch hier entsprach der Erfolg ihren Mühen. Außer den Ortseinwohnern, die treu und musterhaft keine Predigt ausließen, versammelte sich das Volk aus den umliegenden Dörfern schaarenweise und verweilte wie im Lager auf dem Kirchhofe. Es war kein Tag, an dem nicht noch Abends 9 und 10 Uhr die heilige Communion wäre ausgetheilt worden! Alle Beichten waren Lebensbeichten, und ungeachtet der Ortspfarrer mit dem Vicar und einigen Geistlichen aus der Nähe treu mithalfen, war es unmöglich, allen zu genügen; auch von hier zogen ganze Schaaren nach der Jesuitenkirche zu Sandec. Was Wunder, wenn die Schlechten Alles thaten, um diese Tage der Gnade zu stören! Mit allen Mitteln versuchten sie das Volk gegen die Missionäre aufzuhetzen und Mißtrauen in die Herzen zu säen.

„Einer der Mörder," erzählt uns P. Antoniewicz, „vermaß sich während dieser Predigten, als das Volk aus der Kirche ging, öffentlich gegen mich Drohungen auszustoßen; aber in derselben Nacht starb er vom Schlage getroffen, was einen nicht geringen Eindruck auf Alle machte. In einer Nacht waren alle Stege über den Fluß, den man von jeder Seite, um in die Stadt zu kommen, überschreiten mußte, herabgeworfen. Umsonst — das Volk watete durch das tiefe Wasser zur Anhörung des Wortes Gottes." Die Bewohner des Städtchens hingen sich wie Kinder an uns und suchten dieser Anhänglichkeit auf jede Weise Ausdruck zu geben. Sie wollten uns zum Zeichen der Dankbarkeit ein Geschenk darbringen, sie erboten sich, Geld zu unserm Unterhalt zusammenzulegen, versprachen, für alle Bequemlichkeiten zu sorgen, wenn wir nur länger bei ihnen bleiben wollten, „denn es war uns noch nie so wohl als jetzt, da die Patres bei uns sind." Und als die Zeit der Abfahrt kam, war der ganze Platz vor dem Pfarrhause mit Leuten angefüllt, so daß wir kaum mit Gewalt uns ihren Händen entreißen konnten."

Nach einigen Rasttagen zu Sandec zogen die Missionäre zu neuen Arbeiten aus. In Lipnica, wo sie nun zunächst ihre Predigten eröffneten, empfing sie der greise Propst mit der Erzählung jener schrecklichen Blutscene, die wir oben mitgetheilt haben. Auch jetzt noch nahm das Volk den Patres gegenüber eine sehr drohende Haltung; nach der ersten Predigt begannen sie laut zu murren, die Missionäre seien durch die Herren erkauft. Es brauchte den apostolischen Muth des P. An-

toniewicz, um den Bauern, die sich gegen ihn verschworen hatten, nochmals gegenüber zu treten. Er that es mit der Ruhe eines Blutzeugen. Nach dem gewöhnlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus," redete er das trotzig dastehende Volk sofort also an: „Ihr sagt, daß wir vom Adel erkauft hieher gesendet seien. So ist es; erkauft, gesendet sind wir, aber nicht vom Adel, auch nicht vom Kaiser. An diesem Orte kennen wir weder Kaiser, noch Herren, noch Bauern und fürchten Niemanden außer den Einen, der uns zu Euch gesendet hat; vor ihm nur werden wir Rechenschaft geben von jedem Worte, das wir zu Euch reden." Seine kraftvolle Predigt schloß der Missionär mit den Worten: „Wenn Euch des Verbrechens noch nicht genug ist, wenn Ihr noch verlangt, Eure Hände in unschuldiges Blut zu tauchen, so kommt; ich fürchte weder Eure Dreschflegel, noch Eure Messer, denn es liegt mir nichts an meinem Leben, sondern Alles an Eurem Heile, und sterbend noch werde ich rufen: Bekehret Euch zu Eurem Gotte!"

Das sind Worte voll apostolischer Kraft und Weihe und sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Missionäre erwarben sich in wenigen Tagen so sehr das Zutrauen der Bevölkerung, daß man sich an den Bischof wandte, um die Patres zu einem ständigen Aufenthalte zu vermögen. Einer der Mörder wurde so sehr von der Macht der Reue ergriffen, daß er sich selbst der Obrigkeit mit der Bitte um die verdiente Strafe überlieferte. Auch hier verblieben die Missionäre acht Tage und hielten im Beichtstuhle eine reiche Seelenernte.

Nach Gromnik, wo die nächste Mission sein sollte, widerrieth man ebenfalls den Missionären dringend zu fahren. „Aber Gott rief," schreibt P. Antoniewicz. Nahe bei diesem Dorfe liegt das Gut des Herrn D., welcher wie so viele andere Edelleute der Wuth der Bauern zum Opfer fiel. D. war an dem verhängnißvollen Abende zu einer Partie Whist nach dem nahen Hojnik gefahren, wo er seinen Bruder, seinen Schwager und noch einen Herrn T. traf. Kaum hatten die Herren sich zum Spiele gesetzt, als man meldete, daß bewaffnete Bauern auf dem Hofe sich aufstellten. Der Hausherr nahm einen Säbel, ging zu ihnen hinaus und frug, was sie wollten. „Wir sind gekommen, um nach versteckten Waffen zu suchen." „Folget mir und sehet zu." Hiemit ging er voran und einige von den Bauern ihm nach. Aber kaum war er in die Hausflur getreten, als sie ihn rücklings mit einer Sense zu Boden hieben und auf schreckliche Weise ermordeten. Die anderen Herren wollten fliehen, aber alle wur-

den erschlagen. Nachdem der Haufe Alles ausgeraubt hatte, zog er nach Gromnik. Die Nacht war schon vorgerückt und finster; Frau D. wachte mit den Kindern voll Angst und Unruhe. Da klirrten plötzlich unter dem Schlage der Dreschflegel die zertrümmerten Fensterscheiben: so pflegten die Mordrotten sich zu melden. Frau D. springt auf, nimmt die Kinder und will fliehen, aber das Haus ist rings umstellt. Einem treuen Weibe übergibt sie dieselben, um sie im Dorfe zu verbergen, dann flieht sie von Stube zu Stube, gefolgt von dem Geschrei der Rotte, die mit Axt und Dreschflegel alle Möbel zertrümmert. In der Gesindestube ereilten sie die Wütheriche und fragten höhnisch nach ihrem Manne, dessen schrecklichen Tod sie während des Überfalls erfahren hatte. Dann folgten Auftritte grauser Verwüstung: Alles wurde vernichtet. Die Frau verbrachte unter den Trümmern eine entsetzliche Nacht, aber der Schutzengel hatte doch über ihre Kinder gewacht und sie den Händen der Wütheriche entrissen. Noch bis zu der Mission hatte die Mutter keine ruhige Stunde, beständig zitterte sie für das Leben der armen Waisen; das Volk war so frech, daß man ihr selbst in der Kirche kaum ein Plätzchen gönnen wollte, um auf den Knieen mit den Kindern eine heilige Messe zu hören.

Diese Frau D. mit ihren Kindern in Trauerkleidern erblickte P. Antoniewicz bei seiner ersten Predigt. Da wallte sein mitleidiges Herz über.

„Hingerissen durch das Gefühl des Schmerzes," erzählt er uns, „mit Thränen in den Augen, stellte ich dem Volke das schreckliche Verbrechen, das es begangen, so lebendig und eindringlich vor, daß es auf einmal die Gräßlichkeit seiner That erkannte, deren es sich bisher gerühmt hatte. Als ich ihnen Frau D. zeigte, die sie zur Wittwe, und die Kinder, die sie zu Waisen gemacht, thauten die eisigen Herzen auf. Ich stieg von der Kanzel, die Kinder der Frau D. fielen mir weinend um den Hals und riefen: „Die haben uns den Vater erschlagen!" Thränen füllten die Augen aller Umstehenden; das war einer der liebsten und schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens."

Ja freilich sind das die schönsten Momente eines Priesters, wenn es ihm vergönnt ist, von Reueschmerz erfüllte Sünder seinem Heilande wieder zuzuführen! Die Missionäre blieben neun Tage; während dieser Zeit war die ganze Umgegend wie bei einem Jubelablasse in Bewegung. Von allen Seiten bis von Tarnow und Zakluczyn her zog das Volk schaarenweise nach Gromnik. Gruppen, die aus weiter Ferne gekommen

waren, lagerten durch die ganze Nacht unter der alten Linde auf dem Friedhofe. Ein Beamter, der von Tarnow kam, sah ganze Schaaren Volkes nach Gromnik ziehen; da er die Ursache hörte, erfaßte ihn Neugierde und er fuhr selbst dahin. Er kam gerade zur Predigt vom letzten Gericht. Als er sah, wie das ganze Volk seufzend und weinend, um Verzeihung flehend und Besserung versprechend sich zu Boden warf, als er diese Ruhe, diese Ordnung unter solchen Volksmassen ohne die geringste Beaufsichtigung einer Militärwache wahrnahm, als er hörte, was bis dahin hier Gutes geschehen, wie die Zügellosigkeit gebändigt und der Geist des Volkes ein ganz anderer geworden war, erklärte er gerührt, nach allem, was er gehört und gesehen, sei es seine Pflicht, nach Kräften dazu beizutragen, daß diese Missionen über den ganzen Bezirk ausgedehnt würden.

Ein neuer Aufstand der Bauern einiger nahegelegener Dörfer drohte das Werk des Friedens zu unterbrechen. Frau D. ließ P. Antoniewicz aus dem Beichtstuhle rufen und zeigte ihm einen Brief, den ein reitender Bote gebracht, und in dem zu unverzüglicher Flucht vor den heranziehenden Rotten gemahnt wurde. Der Missionär schickte die Dame mit ihren Kindern sofort nach Tarnow, er selbst aber war nicht zu bewegen, seinen Posten zu verlassen. Mit großer Freude sah er bei dieser Gelegenheit die Frucht seiner Mühen: das Volk ließ sich nicht irre machen, und so sank der neue Brand, ohne um sich zu greifen, in sich selbst zusammen. Den Erfolg dieser elftägigen Mission von Gromnik faßt Antoniewicz in die Worte: „Groß war hier die Arbeit, aber größer der Trost, wofür Gott Lob, Ehre und Dank sei in Ewigkeit. Amen."

Über die nun folgenden Missionen von Wilczyska, Podole, Roznow und Korzenna eilen wir hinweg, um nicht schon Gesagtes wiederholen zu müssen. Überall dieselben Mühen, aber auch dieselben köstlichen Früchte der Bekehrung zu Gott, des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit.

Nur sei uns gestattet, zwei Züge mit den Worten unseres Missionärs anzuführen; der erste ist ein Beleg für den mächtigen Schutz der seligsten Jungfrau. „Wunderbar wachte die göttliche Vorsehung in diesen Zeiten über Manchen, die sie einem gewissen Tode entriß. In einem der umliegenden Höfe (bei Wilczyska) war der Gutsbesitzer verreist und hatte die Frau mit den Kindern zu Hause gelassen. Als der Volksaufstand so reißend schnell wie ein angeschwollener Bergstrom sich über die ganze Gegend ergoß, war an Flucht nicht einmal zu denken. Da man meldete, daß die Bauern auf den Hof zögen, fallen die Frau selbst, die Kinder und die Dienstboten vor

dem Bilde der Mutter Gottes nieder und sangen das Lied: „Unter Deinen Schutz und Schirm.“ Die Bauern bringen in den Hof ein; beim Anblicke des Bildes, des Glanzes der angezündeten Lichter stehen sie wie eingewurzelt, hören dem frommen Liede zu, entblößen ihr Haupt, bekreuzen sich, und still schleicht einer nach dem anderen weg, ohne auch nur den geringsten Schaden zugefügt zu haben. Maria kann auch heute die schützen, welche auf sie ihr Vertrauen setzen, denn sie hat nicht aufgehört, unsere Mutter und Königin zu sein. Auch Herr S. hat ihren mächtigen Schutz erfahren. Ein Sensenhieb, der auf ihn geführt wurde, verwundete ihn nicht; die Sense traf die Medaille der wunderbaren Gottes-Mutter und brach entzwei. Erschreckt lief der Haufe bei diesem Anblicke davon.“

Den zweiten Zug, den uns P. Antoniewicz aus diesen blutigen Tagen erhalten hat, zeigt uns, wie Gottes Majestät bald sich des Sünders erbarmt, bald aber auch mit denen, die seiner spotteten, schrecklich in's Gericht geht. „In der Nähe von Podole ist ein Kloster der Reformaten. Eines Abends spät klopft Jemand an der Pforte. Der Pförtner sieht den ihm bekannten Herrn L. und frägt erstaunt über den späten Besuch nach seinem Wunsche. „Ich bitte, mich auf der Stelle zu P. Guardian zu führen.“ „Warten Sie lieber bis morgen, es ist ja schon späte Nacht.“ „Nein, ich habe eine dringende Angelegenheit.“ Der Bruder erfüllt seinen Wunsch. Als Herr L. zum Guardian kam, verlangte er einen Beichtvater, um eine Beicht über das ganze Leben abzulegen. Der Guardian rieth, bis zum andern Tage zu warten, aber er bestand auf seiner Bitte. Er legte die Lebensbeicht ab, brachte den Rest der Nacht im Gebete zu und bat beim Morgengrauen, ihm die heilige Communion zu reichen. Kaum hatte er das heilige Sacrament empfangen, als Lärm, Geschrei, schmerzliches Stöhnen sich vor der Kirche hören ließ. Das Blut mehr als eines Opfers strömt auf den Steinfließen vor der Kirche, die Bauern stürzen in das Heiligthum, ziehen mit Gewalt Herrn L. heraus und morden ihn vor der Kirchthüre. Seine so bestimmte Todesahnung zeigt, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die nicht verläßt und nicht unversöhnt mit ihm aus dieser Welt scheiden läßt, welche im Leben von ihm nicht gewichen sind. Aber mehr als einmal bewahrheiteten sich auch die schrecklichen Worte: „Ich rief euch, aber ihr hörtet mich nicht; ihr werdet mich rufen, aber ich werde meine Augen abwenden.“ Wie viele waren es, die ihre Mörder anflehten, baten und beschworen, ihnen vor dem Tode einen Priester zu rufen und sie beichten zu lassen, aber ihre Bitte ward nicht erhört. „O, Du willst beichten?“ sagten sie zu Einem. „Aber warum hast Du früher nie gebeichtet? Haben wir Dich auch nur einmal in der Kirche gesehen? Nein, jetzt sollst Du keinen Priester haben.“ „Denkst Du daran,“ sagten sie einem Anderen, „wie Du in der Kirche niemals die Kniee gebeugt hast und wie Du gelacht und die Haare Dir mit dem Bürstchen geordnet hast? O wir wollen Dich jetzt frisiren!“

Die Mission von Tropie, das vor vielen Jahrhunderten der fromme Einsiedler Swirard heiligte, soll uns P. Antoniewicz selber er-

zählen; seine anmuthige Schilderung entwirft uns das freundliche Bild eines echten christlichen Volksfestes:

„Beim ersten Morgengruße der Waldvögel begab ich mich in die Kirche, um vor dem Bilde des heiligen Einsiedlers, des Patrons dieser Gegend, mich seinem heiligen Schutze zu empfehlen. Wir begannen unsere Predigten Freitags. Das Volk, das durch seine Bitten uns hieher gebracht hatte, versammelte sich zahlreich und hielt treu bis auf den letzten Tag aus. Auf den Sonntag fiel ein doppelter Ablaß, vom Skapulier und vom hl. Swirard. Volksschaaren mit Fahnen, fromme Lieder singend, sammelten sich schon am Sonnabende aus näheren und entfernteren Gegenden. Die Mutter Gottes segnete diesen Tag mit dem schönsten Wetter. Tausende von Menschen begrüßten die aufgehende Sonne; dann drängte sich das Volk in die Kirche, um da die Sonne aller Gerechtigkeit anzubeten, die sich demuthsvoll unter der Gestalt des Brodes auf dem Altare verbarg. Allein das Heiligthum konnte die Schaaren nicht fassen; so sangen sie in der großen Kirche, welcher der blaue Himmel zum Gewölbe dient, auf dem Friedhofe, aus gerührtem Herzen die Tagzeiten und die Krone der Mutter Gottes. Allgemein trat Freude, Vertrauen, Frömmigkeit zu Tage.

„Nach dem Votivamte zog die Prozession in größter Ordnung beim Klange der Glocken und unter Gesang der Litanei zur Kapelle des hl. Swirard. Diese Kapelle liegt auf einem mächtigen Felsen; es ist eine tiefe Höhle, in welcher der Überlieferung gemäß der heilige Einsiedler wohnte. In der Mitte der geräumigen Kapelle ist der Altar, auf dem das schöne aus Holz gearbeitete Bild des Heiligen steht. In einiger Entfernung von der Kapelle rieselt aus hartem Gestein ein Quell, der Brunnen des hl. Swirard genannt. Viele wunderbare Wirkungen hat man besonders bei Augenschmerzen von diesem Wasser erfahren.

„Jetzt zog in den Windungen des Weges, der sich am Rande des Baches hinschlängelt, diese ganze Volksmasse, über zehntausend Menschen, dem Walde zu. Die Sonne leuchtete darüber, verschiedene Fahnen wehten in der Luft, die Stimmen, welche Gott anriefen, erschollen in der ganzen Gegend, durch den Widerhall der Felsen zurückgeworfen und wiederholt. Wir kamen zur Kapelle, das Volk vertheilte sich im Walde und stellte sich in Ordnung auf. Ein alter Bernardiner begann das Hochamt. Nach dem Credo stellte ich mich an der Thüre der Kapelle auf einen Stein und begann die Predigt, und Gott gab mir in seiner Barmherzigkeit eine so starke Stimme, daß auf dem Gipfel eines gegenüberliegenden Berges, der von der Kapelle durch eine tiefe Schlucht getrennt ist, alle Worte deutlich verstanden wurden. Mit einem Gebete zum hl. Swirard schloß ich diese Predigt, und dann setzte ich mich auf den Stumpf einer abgehauenen Tanne und hörte mit den Anderen Beicht bis zum Schlusse der heiligen Messe. Während der Predigt strahlte die Sonne durch die düsteren Tannen hindurch in die Kapelle hinein und übergoß mit bezauberndem Glanze die Statue des hl. Swirard. Die weißen Kittel der Bauern stachen von den dunkeln Tannen ab; es schien, als ob

zwei Wälder da wären, ein weißer lebendiger, und über ihm ein todter grüner, in die Luft sich erhebend. Und wie rührend war der Anblick, als bei der heiligen Wandlung das Glöckchen wie mit Engelstimmen zum Volke sprach: „Sieh', unser Gott steigt auf die Erde nieder!" Auf diesen Ruf schien der Wald zu leben; das Rauschen, das Beten, das Weinen, das Seufzen des Volkes, das vor Gott sich demüthig neigte, ertönte ringsum und ging in tiefe Stille über, die nur die laute Stimme des Priesters unterbrach, als er das Pater noster anstimmte. Die heilige Messe war vorüber und wir kehrten in derselben Ordnung wieder zurück."

Ist dieses erhebende Fest nicht eines christlichen Volkes würdiger, als alle Schützenfeste und Turnfeste und wie die lärmenden Feste alle heißen, welche der Fortschritt dem Volke bietet? Wir reden hier nicht von der ewigen Bestimmung des Menschen — nein, einfach vom Standpunkte des materiellen Volkswohles aus stellen wir die Frage: Wo wird für das wahre Wohl des Volkes gearbeitet: dort, wo man im Jubel einer wilden, bacchantischen Festfreude die heiße Gier nach Sinnenlust mit allen Mitteln weckt, oder hier, wo das Laster bekämpft, die Tugend gestärkt wird und von wo das Volk wie neugeboren seiner täglichen Mühe und Arbeit sich wieder zuwendet?

Unsere Missionäre hatten zwar einige Tage in Sandec ausgeruht, denn ihre aufreibende Thätigkeit machte eine Erholung dringend nöthig; dennoch warf bei der nächsten Mission in Staniontka ein heftiges Fieber P. Antoniewicz auf das Krankenlager; der reiche Segen, der auch hier die angestrengte Arbeit krönte, war aber ein überreicher Lohn seiner Schmerzen. In Brzeznica, wohin er seinen Mitbrüdern, kaum genesen, nacheilte, wurden die Missionäre äußerst kalt empfangen. Man kam wenig zu den Predigten und noch weniger zur Beichte; auch gegen die Fremden, welche aus nah und fern, selbst von Krakau her, zur Mission herbeieilten, bewies man sich wenig freundlich. Wenn aber so der Same des göttlichen Wortes für die Bewohner dieses Ortes auf unfruchtbaren Grund fiel, so brachte er dafür in den Herzen der zahlreichen Fremden um so reichere Früchte. Von ihnen waren die Beichtstühle immer belagert, so daß die Missionäre nie vor 11 Uhr Nachts in ihre Wohnung kommen konnten.

„Was war das für ein schöner Anblick," ruft P. Antoniewicz aus, „wenn wir Abends spät zurückkehrend dieses Volk sahen, das kein Befehl, keine Gewalt, keine Aussicht auf zeitlichen Gewinn hier versammelte, sondern einzig das Verlangen, Gottes Wort zu hören und sein Gewissen in Ordnung zu bringen! Sie verließen ihre Häuser, und mit einem Stücke Brod eilten sie

sechs, sieben Meilen auf mehrere Tage dorthin, wohin die Barmherzigkeit Gottes sie rief. Wenn schon die Nacht eingebrochen war, kniete das Volk noch am Fuße des Altares und empfieng das Brod der Engel. Durch die ganze Nacht tönten von allen Seiten fromme Lieder zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Unter ihren Weisen schliefen wir ein, sie riefen uns noch vor Sonnenaufgang in die Beichtstühle, wo das Volk schon versammelt war und sehnsüchtig unsere Ankunft erwartete. Wie oft kam es vor, daß sie uns zu Füßen fielen und riefen: „Hochwürden, so schnell wie möglich die Beichte, ich halte es nicht mehr aus!"

Zum Schlusse wollen wir P. Antoniewicz die Errichtung des Missionskreuzes von Wiewiorka erzählen lassen.

„Es war Sonntag. Früh, schon in der Dämmerung des klaren Tages wimmelte es auf allen Wegen und Stegen. Bald in größeren, bald in kleineren Schaaren zog das Volk in Prozession beim Klange frommer Lieder nach Wiewiorka. Mit weißen Röcken bedeckten sich die Felder, die von Weitem wie beschneit aussahen. Etwa eine Viertelmeile von diesem Orte ist ein Wirthshaus in der Mitte von vier sich kreuzenden Wegen, heute leer, verlassen, mit eingerissenen Wänden, zerschlagenen Fensterscheiben, aber durch ein blutiges Andenken in der ganzen Gegend berüchtigt. Hieher wurden in einer Nacht an vierundzwanzig Personen geschleppt und ermordet. Als ich dort war, standen die Wände dieser Schenke noch mit schwarzgewordenem Blute bespritzt. Vor diesem Wirthshause, inmitten der Kreuzwege, dachte ich zum traurigen und schmerzlichen Andenken an jene Schreckensnacht das Missionskreuz aufzurichten und zum letzten Male zum Volke zu sprechen. Nachmittag um vier Uhr brachen wir in Prozession mit dem Volke auf, das die Zahl von zwölftausend überstieg. Der ganze Raum von dem Wirthshause bis Wiewiorka war mit Menschen bedeckt. Bauern trugen das mächtige Kreuz, die größte Ordnung herrschte unter diesen Leuten, die sichtlich von Reue bewegt, von Scham und Schmerz ergriffen waren, besonders beim Anblicke des Wirthshauses, von dem sie die Augen abwendeten. Das in gewohnter Weise geweihte Kreuz erhob sich schnell, und in diesem Augenblicke warf die untergehende Sonne ihren letzten Strahl auf das Bild des Erlösers. Das Volk lagerte sich auf der ausgedehnten Ebene, auf welcher Wagen, Britschken und Fuhren in großer Zahl versammelt waren. Unter weißen Kitteln erschienen in Menge schwarze Trauerkleider. . . Ich trat auf die Kanzel, die zwischen dem Wirthshause und dem Kreuze errichtet war. In der tiefsten Seele ergriffen redete ich zum Volke; auf das Wirthshaus zeigend erinnerte ich es an seine Verbrechen, auf das Kreuz weisend verkündete ich die Barmherzigkeit Gottes für alle, die durch Thränen, Buße und Besserung sich seiner Erbarmung würdig machen. Wie ein elektrischer Funke drang es durch alle Herzen; die Stille, welche in der großen Versammlung herrschte, ging in Schluchzen, ersticktes Weinen und Seufzen über. Ich nahm die letzten Kräfte zusammen, um in dieser Stimmung der Gemüther dauernde Entschlüsse zu wecken. Als

ich von der Kanzel ging, segnete, dankte das Volk, warf sich vor meine Füße, daß es kaum möglich war, die Britschke zu besteigen."

Das war die letzte Anstrengung der sechsmonatlichen Missionsarbeit unseres Paters. Mit Bezug auf diese hinopfernde Thätigkeit sagte später P. Prusinowski bei der Leichenrede, die er in der Magdalenenkirche zu Posen am Katafalke des Missionärs hielt: „Unermüdet bringt er in die entlegensten Winkel unseres Landes, um den Fluch Gottes von ihm zu nehmen und seine Bußthränen mit dem Geschenke der göttlichen Gnade zu belohnen. Wäre dieses Jahr das letzte im Leben von P. Antoniewicz, so würde er schon den ewigen Dank seines Volkes, das ewige Gedächtniß der Kirche verdient haben. Die Kirche vergaß ihn nicht; aber die Welt ist undankbar — Zeuge davon ist das Jahr Achtundvierzig."

Als er Lemberg wieder erreicht hatte, brach seine Körperkraft zusammen; auch eine stärkere Gesundheit hätten so übermenschliche Strapazen zu untergraben vermocht. Ernste Brust- und Halsleiden stellten sich ein und verurtheilten ihn vor Allem zu längerer Ruhe. Und als dann seine Kräfte wiederkehrten und er zu neuer Arbeit sich rüstete, traf ihn als Lohn für seine Aufopferung ein neuer Schlag — sein Orden wurde im ganzen Kaiserreiche aufgehoben, und P. Antoniewicz, der für das Wohl seines Vaterlandes sich hingeopfert, mußte zum Wanderstabe greifen und als ein Geächteter in die Welt hinausgehen. Nihil novi sub sole!

(Schluß folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Der Episcopat und das neue preußische Kirchenvermögens-Gesetz.

(Nachtrag zu den Artikeln über das Kirchengut und dessen Rechtsträger[1].)

Als wir jüngst die Aufsätze über das Kirchengut und dessen Rechtsträger schrieben, waren die preußischen Kammern gerade beschäftigt, den langen Katalog der sogenannten Kirchengesetze um ein neues zu vermehren und ihre vorsorgende Thätigkeit auch auf das Vermögen der

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1875. VIII. 258 ff., 431 ff., 512 ff. IX. 56 ff.

Kirche auszudehnen. Wie das von der liberalen Majorität angenommene und von der Regierung bestätigte Gesetz ausgefallen, ist bekannt; es zu beleuchten, ist nicht unsere Aufgabe; von competenter Seite ist dieses bereits geschehen. Wenn aber die liberalen Herren hofften, in Folge des neuen Gesetzes werde ihnen nun die volle Verwaltung des Kirchengutes anheimfallen und sie würden mit demselben nach Belieben schalten können, so sehen sie sich jetzt bitter getäuscht; die hochwürdigsten Bischöfe Preußens haben geglaubt, in Bezug auf dieses neue Gesetz einen andern Weg als in Bezug auf die sogenannten Maigesetze einschlagen und sich bei der Ausführung desselben betheiligen zu dürfen und zu müssen. Darob große Wuth im Lager der Liberalen! „Die Bischöfe sind inconsequent," geifert die ganze liberale Meute. „In ihrer Erklärung vom 10. März 1875 behaupten sie, daß zur Erlassung eines solchen Gesetzes den Faktoren der staatlichen Gesetzgebung vom Standpunkte des Rechtes keine Competenz zustehe und doch nehmen sie jetzt das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens an. Zeigen sie nicht dadurch, daß sie auch die andern Kirchengesetze annehmen könnten, wenn sie nur wollten, und daß die augenblicklich herrschende Verwirrung einzig und allein durch ihre Halsstarrigkeit verschuldet ist?"

Wenn wir uns auf eine Besprechung dieser Einwürfe einlassen, so geschieht dieses durchaus nicht, weil wir etwa meinten, das Verfahren des Episcopates bedürfe in den Augen der Katholiken einer Rechtfertigung; allein der Sache selbst wegen und weil wir in unsern frühern Artikeln der Kirche das ausschließliche Recht zur Verfügung über das Kirchengut zuerkannten, dürfte es sich wohl lohnen, den Beweis zu liefern, daß die Handlungsweise der kirchlichen Autoritäten durchaus im Einklange steht mit der von uns vertretenen und nach unserer Überzeugung einzig richtigen Ansicht über das Rechtssubject des Kirchenvermögens, sowie auch, daß die kirchlichen Autoritäten mit sich selbst und mit der Wahrheit bei dieser Frage in vollem Einklang geblieben sind. Dieser doppelte Nachweis läßt sich auf die Beantwortung folgender Fragen zurückführen: 1. Kann die Kirche bei der Verwaltung des kirchlichen Vermögens den Gemeinden einen Antheil gestatten? 2. Kann sie hierbei die desfallsigen, speciell die neuen preußischen Gesetze zulassen? 3. Liegt in einer solchen Zulassung die Anerkennung der staatlichen Competenz zu einer derartigen Gesetzgebung? Versuchen wir kurz die Beantwortung dieser Fragen.

I.

Bevor wir noch wußten, was die Berliner Herren in ihrer Weisheit zu Tage fördern würden, schrieben wir in unserm letzten Artikel über das Kirchenvermögen[1]: „Wenn der Gemeinde oder ihren Vertretern bei der Verwaltung des Kirchengutes ein thätiger Antheil zugestanden wird, so handeln diese im Namen und Auftrage der kirchlichen Obern, nicht im eigenen oder der Gemeinde Namen."

In diesen Worten ist klar genug angedeutet, daß wir eine Heranziehung der Gemeinde bei der Verwaltung des Kirchengutes keineswegs für unzulässig halten. Faktisch wird derselben ja auch, schon seit undenklichen Zeiten, an manchen Orten ein thätiger Antheil hieran zugestanden. Nur behaupten wir und halten auch jetzt noch fest, daß alle rechtliche Befugniß, welche die Gemeinde in diesem Punkte ausübt, ihr nicht vom Staate, sondern ausschließlich von der rechtmäßigen kirchlichen Gewalt übertragen werden muß. Mit andern Worten: damit die Gemeinde oder ihre Vertreter bei Verwaltung des Kirchenvermögens nicht fremde Gewalt sich anmaßen, sondern wahres Recht ausüben, muß die rechtmäßige kirchliche Autorität die Ausübung ihres Rechtes in diesem Punkte auf die Gemeinde übertragen haben.

Weßhalb aber gerade in diesem Punkte eine solche Übertragung an die Gemeinde statthaben kann, werden wir leicht begreifen, wenn wir nur die verschiedenen Arten von Rechten und deren Objecte in's Auge fassen. Vom praktischen Gesichtspunkte aus können wir bei der Kirche drei Arten von Rechten unterscheiden. Es kommen ihr Rechte zu: 1. insofern sie eine menschliche, d. h. von äußern Mitteln abhängige, 2. insofern sie eine selbstständig organisirte, und 3. insoferne sie eine übernatürliche, unmittelbar von Gott gestiftete Gesellschaft ist.

In der Ausübung all' dieser verschiedenen Rechte und der damit verbundenen Pflichten kann die Kirche jedesmal dasjenige thun, was — natürlich ohne Rechtskränkung Anderer — zur Erreichung des bestimmten Zweckes am geeignetsten ist; sie muß auch andererseits wenigstens darauf sehen, daß sie keine ungeeignete, sondern nur geeignete Mittel gebrauche. Sie muß daher diejenigen Mittel ausschließen, welche der Erreichung ihres Zweckes positiv entgegen wären. Was mithin dem Zwecke, den sie absolut erstreben muß, zuwider ist, muß sie absolut

[1] Siehe oben S. 59.

verwerfen; was nicht zwar ihren absoluten Zweck, sondern nur einem zur Erreichung ihres Zweckes an und für sich geeigneten Mittel entgegensteht, das muß sie nicht absolut, sondern nur insoweit verwerfen, als die Möglichkeit eines bessern Mittels in ihre Hand gelegt ist.

In die letzte der eben aufgestellten Kategorien kirchlicher Rechte, zu jenen Rechten nämlich, welche der Kirche als einer übernatürlichen, unmittelbar von Gott gestifteten Gesellschaft zukommen, gehören alle diejenigen, welche die Ausspendung der Sacramente und die Reinerhaltung und Ausbreitung des Glaubens betreffen; hängt ja die Wirksamkeit der Sacramente — um von diesen allein zu reden — von unmittelbarem göttlichem Eingreifen ab. Eben darum kann aber auch deren Ausspendung sammt den durch dieselbe bedingten oder dieselbe bedingenden Rechten nur solchen Personen übertragen werden, wie sie die Bestimmungen des göttlichen Gesetzes verlangen, und nur unter solchen Bedingungen, wie sie das göttliche Gesetz feststellt — also ebenso wenig der Gemeinde als dem Staate. Ein Recht, kraft dessen es der Gemeinde oder dem Staate zustände, Jemanden der göttlichen und kirchlichen Ordnung zuwider zum Bischofe zu machen, oder einen rechtmäßigen Bischof seines Amtes zu entsetzen, seiner Weihegewalt zu berauben, so daß er nicht mehr gültig weihe, firme u. s. w., oder einem Priester seine priesterliche Gewalt zu entziehen, so daß er nicht mehr gültig consecrire, lossspreche u. dgl., gibt es nicht und kann es in der Kirche nicht geben; solche und ähnliche „Rechte" sind in den Augen jedes Katholiken, der auch nur einen Blick in seinen Katechismus gethan hat, ein Unding. Wollte die Kirche, wollten die Bischöfe ruhig zusehen, wie sich der Staat oder die Gemeinde solche „Rechte" anmaßen, so würden sie dadurch allein zu Verräthern an ihrer eigenen und an Christi Sache.

Aus der zweiten Klasse von Rechten und Pflichten der Kirche wollen wir hier nur das Recht der Auswahl und Heranbildung von Personen für die verschiedenen Ämter der Kirche namhaft machen. Diese Heranziehung und Heranbildung ist freilich eine Obliegenheit der Kirche; doch sind, insoferne nicht von der kanonischen Mission, sondern bloß von der Wahl der Personen die Rede ist, nicht schon von Christus selbst Organe bezeichnet worden, welchen ausschließlich diese Befugniß und die Pflicht, eine solche Wahl zu vollziehen, zufallen sollte? Daher hat die Kirche, daher haben die jeweiligen kirchlichen Obern nach eigenem Ermessen hiefür geeignete Organe zu bestimmen, sowie über die

Heranbildung tauglicher Kirchendiener zu wachen. Die oberste Controle über alles dieses kann sich die Kirche nie aus den Händen entwinden lassen; auch kann Niemand ihr das Recht wehren, nach ihrem Gutfinden eigene Anstalten für diesen Zweck zu errichten; ohnehin werden innerhalb gewisser Grenzen solche immer nothwendig sein.

Wenn jedoch, besonders zur entferntern Vorbildung auch derjenigen, welche dereinst sich dem Dienste der Kirche weihen werden, die staatlichen Anstalten genügen, so kann die Kirche sich mit diesen zufrieden geben; wenn eine allgemeine höhere Bildung, welche der Staat, mit Recht oder Unrecht, von gewissen Klassen seiner Bürger verlangt, auch den Geistlichen in ihrer Stellung angemessen ist, so kann die Kirche, wenn anders kein kirchenfeindlicher Geist in dergleichen Anstalten mitgetheilt wird, solchen Forderungen die Ihrigen schweigend nachkommen lassen. Sobald aber ein kirchenfeindlicher Geist den Staat und seine Einrichtungen beherrscht, kann offenbar die Kirche nicht mehr ihre Diener und deren Nachwuchs solch einer vergifteten Atmosphäre anvertrauen oder auch nur in derselben belassen.

Wo ein Staat das Wohl der Kirche im Auge hat und nach christlichen Grundsätzen verfährt, wo der Staat die tauglichsten Männer zu Amt und Würden in der Kirche zu befördern bemüht ist, da kann die Kirche dem Staate, dem Fürsten, der Gemeinde das Vorschlags- oder Ernennungsrecht zu gewissen kirchlichen Ämtern ertheilen; Manches weiß die Geschichte der Kirche von solchen in Anerkennung erworbener Verdienste selbst an Laien übertragenen Rechten zu erzählen. Wo jedoch Grund zur Annahme vorhanden wäre, daß solche Rechte zum Nachtheil und zur Schädigung der Kirche mißbraucht würden, da dürften die kirchlichen Obern ein solches Wahl- oder Ernennungsrecht nicht zugestehen; ja sie wären mitunter selbst verpflichtet, bereits zuerkannte Rechte zurückzunehmen. Denn in allem dem, was die Kirche, ihre Regierung und Leitung und die dazu erforderlichen Mittel betrifft, kann Keiner, der nicht ordentlicher Träger einer kirchlichen Würde ist, mag er hoch oder niedrig stehen, Privatmann oder Fürst sein, anders handeln als kraft delegirter Gewalt, und diese delegirte Gewalt muß nothwendiger Weise zum Wenigsten vom höchsten kirchlichen Obern, dem Papste, abhängig und annullirbar sein. Die kirchlichen Obern würden ja eine schwere Verantwortung vor Gott auf sich laden, wenn sie aus menschlichen Rücksichten oder aus Nachlässigkeit in der Handhabung ihrer Rechte unberufene Diener in Gottes Heiligthum eindringen ließen, welche

die Heerde Christi nicht weideten, sondern sie den wilden Thieren zum Fraße überlieferten.

Nun bleibt uns noch ein Wort über die erste Klasse kirchlicher Rechte zu sagen. Dahin rechnen wir die Besorgung und Verwaltung der äußern Mittel, deren jede menschliche Gesellschaft bedarf, um ihren eigentlichen Aufgaben gerecht zu werden.

In dieser Hinsicht kann die Kirche natürlicher Weise ebenso verfahren, wie jeder Andere in Bezug auf die Verwaltung seines Eigenthums. Sie kann diejenigen Mittel und diejenigen Organe wählen, welche sie zur Besorgung und Verwaltung ihrer zeitlichen Güter tauglich erachtet. Der Verwaltungsgeschäfte sind so viele, daß zu allen nicht eine *specielle* Tauglichkeit erforderlich ist. Mitra und Priesterrock sind dazu nicht wesentlich; auch die Laienwelt, die Gemeinde und andere Organe können sehr wohl dabei thätig sein. Verstand und Gewandtheit, guter Wille und Kenntniß oder doch wenigstens Berücksichtigung der von Anderen zur Kenntniß gebrachten Bedürfnisse und Zwecke der Kirche, das sind die Eigenschaften, welche zur Wahrnehmung dieser Klasse kirchlicher Angelegenheiten befähigen.

Wenn also die Kirche sieht, daß durch die Verwaltung von Seiten der Gemeinde den kirchlichen Bedürfnissen entsprochen wird, die Kirchengüter gewahrt und richtig verwendet werden, so kann sie der Gemeinde die Verwaltung anheimgeben, ihr wenigstens einen thätigen Antheil an derselben einräumen. Ja selbst wenn sie sieht, daß Manches verkehrt angeordnet, daß ein Theil ihrer Güter zwecklos vergeudet wird, daß aber gegebener Umstände halber eine bessere Verwaltung unmöglich ist und daß so wenigstens noch das Mögliche gerettet und seinem Zwecke erhalten wird, so ist sie sehr wohl befugt, ihr Gut selbst den Händen einer schlechten Verwaltung anzuvertrauen und auf diese Weise so viel wie möglich zu retten. Äußere Güter kann sie selbst positiv preisgeben; diese sind ihr ja nicht Zweck, sondern nur Mittel; die Wahrheit in der Lehre, die Erziehung und Heiligung der Völker kann sie nie preisgeben.

II.

Wenn es sich von Seiten der kirchlichen Obern um die Zulassung der in Frage stehenden Gesetze handelt, so ist das zunächst nur ein Dulden und ein theilweises Hinnehmen der thatsächlichen Verhältnisse, welche durch jene Gesetze geschaffen wurden. Die kirchlichen Obern

nehmen also die Gemeindemitglieder, welche nach der in jenen Gesetzen bestimmten Weise gewählt sind, als Verwalter oder Mitverwalter der Kirchengüter hin; sie halten auch die ihnen untergebenen Gläubigen an, nach der in den Gesetzen bestimmten Weise die Wahl geeigneter Vorstände vorzunehmen, damit wirklich fähige und gute Verwalter die Besorgung des Kirchengutes in die Hand nehmen. Können sie das? Unter Zustimmung des höchsten kirchlichen Obern, des Papstes, ohne Zweifel. Selbst bei der Unterstellung, daß die in Rede stehenden Gesetze von Willkür und Ungerechtigkeit strotzten, daß ein erheblicher Theil des Kirchengutes seinem Zweck entfremdet würde, könnten dennoch, wie wir schon bemerkten, die Umstände so liegen, daß sie durch jene Handlungsweise ihr Gewissen und ihre Pflicht nicht verletzten. Freilich sind sie nicht unumschränkte Herren des kirchlichen Eigenthums. Aber selbst ein Verwalter kann in die Lage kommen, die Güter seines Herrn dadurch gut und pflichtgemäß zu verwalten, daß er den *unabweisbaren* Schaden bloß möglichst zu beschränken sucht. Hätte solch ein oberster Verwalter z. B. Jemanden in einer Anstellung gefunden, den zu entfernen oder in seinen Plänen brach zu legen er nicht die Macht hätte, dürfte er dann die allerdings unbefugten Anordnungen jenes Mannes nicht hinnehmen, selbst dann nicht, wenn er voraussähe, ein allzu schroffer Widerstand seinerseits werde denselben zu Schritten reizen, welche den Ruin des ganzen Vermögens seines Herrn unfehlbar zur Folge haben müßten? Das verneinen, hieße doch die Wahrung des Rechtes auf die Spitze treiben, es müßte denn etwa aus anderweitigen Gründen eine solche unerbittliche Wahrung des Rechtsstandpunktes mehr werth sein, als das ganze in Frage stehende Vermögen. Und dürfte nicht dieser oberste Verwalter auch die andern Untergebenen seines Herrn anweisen, ja sogar ihnen befehlen, die Anordnungen jenes anmaßenden, aber einflußreichen Beamten auszuführen? Oder müßten, weil dieser unrecht handelt, jene Alles preisgeben und lieber die Hände in den Schooß legen, als die unbefugten Befehle des launenhaften Intriguanten erfüllen? Inwieferne der angeführte Vergleich zutrifft oder nicht, können wir dem Urtheile des Lesers selbst überlassen.

Wer sich zu irgend einer Leistung aufdrängt, oder von einem Dritten aufgedrängt wird, *braucht* doch nicht immer abgewiesen zu werden. Die Ehe ist z. B. nach kirchlicher Doctrin nur dann eine wahre gültige Ehe, wenn sie nach der in dieser Hinsicht erlassenen Vorschrift der Kirche geschlossen ist. Nun fordert die Kirche in der Regel zur Gültigkeit der

Ehe, daß bei deren Schließung sowohl der Pfarrer der Brautleute, als auch noch zwei oder drei andere Zeugen zugegen seien. Diese Zeugen sind insofern nothwendig und nur insofern befugt, als nothwendige Zeugen sich zu geriren, als sie nach Anordnung der Kirche gefordert werden. Wollte nun aber etwa ein Staatsgesetz, wenn auch unbefugter Weise, ebenfalls einen Staatsbeamten als Zeugen fordern, müßte dann die Kirche diesen unter allen Umständen abweisen? Sie könnte das freilich an sich thun; aber ein Müssen liegt darum noch nicht vor. Daß der Staat sich etwas anmaßt, könnte man sagen, ist nicht recht; aber wenn er einen Zeugen schickt, nun, so ist man der Mühe überhoben, einen andern herbeizuholen. Und falls aus dem Mangel dieses bestimmten Zeugen den Eheleuten Schwierigkeiten erwachsen würden, so könnten sie ihn nicht bloß zulassen, sondern auch einladen, also positiv dazu mitwirken, daß derselbe nach der staatlichen Vorschrift erscheine. Ähnlich verhält es sich mit den Bestimmungen über die Verwaltung des Kirchenvermögens. Freilich ist es nicht ganz ein und dasselbe, ob man sich als Zeugen einer Handlung, oder als Verwalter fremden Eigenthums aufdrängt. Das Erste kann keinen positiven Schaden bringen; eine öffentliche Handlung sehen und hören, und allenfalls seinen Namen zu Protokoll geben, das kann selbst der kräftigste Wille eines feindlichen Verfolgers nicht zu Ungunsten des von ihm erkorenen Opfers verwerthen; hat sich aber Jemand mit Feindesgesinnung in die Vermögensangelegenheiten eines Andern einzumischen gewußt, so liegt freilich der Ruin des von ihm solchergestalt bevormundeten Schützlings in seiner Hand, und dieser höchst zweideutige Schutz kann nur dann zugelassen werden, wenn im Falle der Zurückweisung der sichere Verlust des Gesammtvermögens zu gewärtigen wäre.

Wenn nun aber die kirchlichen Obern dergestalt auf die Bestimmungen der preußischen, die Verwaltung des Kirchenvermögens betreffenden Gesetze Rücksicht nehmen konnten, folgt etwa hieraus, daß sie in gleicher Weise auf die Bestimmungen aller übrigen preußischen Kirchengesetze eingehen dürften, wofern sie selber nur wollten? — Gewiß nicht; und wir brauchen zur Begründung dieser unserer Verneinung bloß auf die oben dargelegte Verschiedenheit der der Kirche zukommenden Rechte hinzuweisen.

Übrigens sagten wir nicht ohne Grund, daß höchstens von einer theilweisen Hinnahme der Gesetzesbestimmungen über die Vermögensverwaltung die Rede sein könnte. Wer Gesetzesverordnungen hinnimmt

und sie ausführt, der erklärt an und für sich nur seine Bereitwilligkeit, dasjenige zu thun, was ihn in jenen Bestimmungen speciell angeht; weiter nichts. Und mehr kann der Staat von seinem Standpunkte aus gar nicht fordern; er muß mit dieser äußern Vollziehung vollständig zufrieden sein. Oder kann er etwa verlangen, daß man jene, oder gar auch noch andere Bestimmungen für recht und billig erkläre? Solche Infallibilität dürften doch, wie uns scheint, liberale Gesetzesfabrikanten am allerwenigsten fordern, welche heute das umstoßen, was sie gestern gemacht haben, heute dasjenige für Irrthum und Unrecht erklären, was sie gestern für Recht und Wahrheit ausgaben. Wollten staatliche Gesetzgeber mehr als den äußern Vollzug dessen, was sie decretiren, verlangen, so machten sie sich in vielen Fällen geradezu lächerlich. Wenn in feindlichem Lande eine Kriegssteuer decretirt wird, wem in aller Welt fällt es dann wohl ein, von den Feinden, welche auch meinen, in ihrem guten Rechte zu sein, nebst der Zahlung noch das Geständniß zu verlangen, daß der feindliche Einmarsch und die Occupation nur lauteres Recht seien? Selbst wenn man in dem Decrete sich auf sein gutes Recht beruft, so wird man doch bei der Eintreibung mit dem Gelde allein zufrieden sein und zufrieden sein müssen.

Daher wäre es mehr als albern, aus der Zusage der Bischöfe, bei der Ausführung der Gesetze über die Vermögensverwaltung der Kirchengüter mitwirken zu wollen, nun allen Ernstes den Schluß zu ziehen, sie hätten jeden einzelnen Paragraphen als rechtlich bindende Norm anerkannt. Es schließt vielmehr die ganze Anerkennung der Gesetze seitens der Bischöfe eine solche rechtliche Billigung für keinen einzigen Paragraphen in sich. Doch dieß führt uns zur Beantwortung der dritten Frage.

III.

Also einer Inconsequenz sollen sich unsere Bischöfe schuldig gemacht haben, da sie dem Staate ehedem die Competenz zum Erlasse jener Gesetze bestritten, jetzt aber diese Competenz stillschweigend zugeben. Inconsequenz — das ist das inhaltschwere Wort, welches bald im heiseren Tone sittlicher Entrüstung, bald unter schmetterndem Hohngelächter zu uns herübertönt. Aber wie, wenn etwa in Allem, was die Bischöfe gethan haben, keinerlei Anerkennung der fraglichen Competenz des Staates läge? was dann? — Nun, dann wäre es eben vorbei mit der Inconsequenz, dann wäre die Schlußfolgerung der Gegner ein logischer Salto

mortale und all' das Geschrei ein blinder Lärm. Und dem ist so in der That. Denn, sollte in dem Vorgehen der Bischöfe die gewünschte Anerkennung liegen, dann müßte dasselbe doch vor Allem das Zugeständniß in sich schließen, daß jene Gesetze eine im Gewissen bindende Norm seien, und zwar deßhalb seien, weil sie vom Staate erlassen sind.

Ein Verwalter kann gehalten sein, der Forderung eines Mordbrenners nachzukommen und demselben aus der Kasse seines Herrn eine bestimmte Summe einzuhändigen; es wird dieses z. B. der Fall sein, wenn er durch die Nichterfüllung jener Forderung das ganze Besitzthum seines Herrn der sichern Zerstörung von Seiten jenes frechen Menschen aussetzen würde und er absolut kein anderes Mittel hätte, dieses Verderben abzuwenden. Aber folgt nun daraus, daß dieser Verwalter die Competenz des Mordbrenners über das Vermögen seines Herrn anerkennt? Wir verwahren uns dagegen, den Staat und die Faktoren der in Rede stehenden Gesetze mit Mordbrennern auf gleiche Stufe zu setzen; nur soviel soll durch dieses Beispiel klar gemacht werden, daß man Jemandes Forderungen sich fügen kann, ja unter Umständen selbst sich fügen muß, ohne daß man dadurch dessen Competenz auch nur im Mindesten anerkennt.

Veranschaulichen wir uns die Gehaltlosigkeit der gegnerischen Anklage noch an einem anderen Beispiele.

Katholische Blätter, wie die „Germania", die „Kölnische Volkszeitung", das „Mainzer Journal", haben schon mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß z. B. auch diejenigen, welche von der Rechtmäßigkeit der Ansprüche einer vertriebenen Dynastie überzeugt sind, dennoch in die Lage kommen können, dem neuen Herrscher, wenngleich er in ihren Augen eben nur ein ehrgeiziger Usurpator ist, zu gehorchen und zu der Ausführung der von ihm erlassenen Gesetze mitzuwirken. Keiner beschuldigt sie deßhalb der Inconsequenz; Keiner wagt es, zu behaupten, daß sie dadurch thatsächlich das früher von ihnen bestrittene Recht des neuen Herrschers anerkennen.

Alle Welt weiß, daß der Papst seine Ansprüche auf die weltliche Herrschaft in den ihm entrissenen Provinzen nicht aufgibt und nicht aufgeben kann, daß er sich also als den einzigen legitimen Fürsten jener Länder und die factische Regierung als eine unrechtmäßige betrachtet. Das hat ihn aber — und er ist darob wahrlich nicht der Inconsequenz zu zeihen — nicht abgehalten, unter gewissen Beschränkungen seinen Unterthanen die Annahme von Ämtern aus der Hand der usur-

patorischen Regierung zu gestatten. Schon im Jahre 1860 antwortete die römische Pönitentiarie auf die Frage, ob es statthaft sei, amtliche Stellen bei der eingedrungenen illegitimen Regierung zu behalten oder anzutreten: es sei dieses statthaft, wenn es sich nur nicht um solche Ämter handle, bei welchen man direkt und zunächst zum Raube rechtmäßigen Besitzes oder zur Festhaltung des schon vollzogenen Raubes mitwirken müsse, und wenn nur sonst nicht die fraglichen Ämter die Gefahr, göttliche und kirchliche Gesetze zu verletzen, mit sich brächten. Ja, in demselben Erlaß wurde noch eine andere Frage beantwortet, welche mit der unserigen große Ähnlichkeit hat. Es war nämlich die Anfrage gestellt worden, ob die bischöfliche Behörde den Verwaltern des Vermögens frommer Institute, über welche sich die usurpatorische Regierung Gewalt angemaßt habe, die Befugniß ertheilen könne, diese Verwaltung fortzuführen, und ob sie auch Andere, welche etwa von der illegitimen Behörde zu solcher Verwaltung bestimmt würden, zulassen dürfe. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß aus specieller Vollmacht des heiligen Stuhles zum Besten der frommen Institute und ihrer Besitzungen den bischöflichen Behörden gestattet wurde, illegitim gewählte und bestellte Verwalter zu legitimen und rechtmäßigen Verwaltern zu machen.

Was aber der päpstliche Stuhl und die Bischöfe einem gewaltthätigen Usurpator gegenüber zugestehen konnten, sollte ihnen das nicht der preußischen Regierung gegenüber gestattet sein? Wollen denn unsere liberalen Kirchenfeinde um jeden Preis uns glauben machen, unsere Regierung sei um nichts besser, als diejenige Italiens, sie sei so sehr von Haß, Anmaßung und Unduldsamkeit beseelt, daß gegen sie nach allen Seiten hin in schroffster Weise Front gemacht werden müsse? Die in Frage stehenden Gesetze wollen den Schein doch jedenfalls vermeiden; deßhalb sprechen sie ja den Bischöfen wenigstens Mitberechtigung in der Verwaltung des Kirchenvermögens zu; deßhalb wollen sie ja in manchen Fällen die bischöfliche Behörde die Initiative ergreifen lassen.

Begnüge man sich also damit, die Ausführung jener Gesetze erreicht zu haben, und verzichte man auf eine Anerkennung ihrer Rechtsbeständigkeit, die man unseren Bischöfen doch nimmermehr abnöthigen wird. Ihr Urtheil bleibt nach wie vor: Der Staat hat nicht die Competenz, solche Gesetze zu erlassen, er ist also nicht im Stande, dieselben zu einer das Gewissen bindenden Norm zu machen; er kann

auch Keinem das Recht ertheilen, in die Verwaltung des Kirchengutes einzugreifen oder legitime Verwalter desselben zu bestellen; die katholischen Gemeindeglieder würden daher eine in den Augen der Kirche rechtlose Handlung begehen, wenn sie auf die vom Staate ihnen zugesprochene Befugniß hin an der Verwaltung sich betheiligten; allein was sonst rechtlos und ungültig wäre, eben dasselbe wird nach Aufforderung seitens der rechtmäßigen kirchlichen Behörde für die katholischen Gemeinden und ihre Mitglieder eine legitime, selbst pflichtgemäße Handlung.

Diese Anschauungen und Überzeugungen stehen auf einem der Staatsgesetzgebung durchaus unerreichbaren Gebiete. Die innere Unterwerfung des Verstandes gebührt nur Gott und derjenigen Autorität, von welcher Gott feierlich bezeugt, daß Er sie an Seiner Statt und unter Seiner speciellen Leitung zur Hüterin der Wahrheit bestellt hat. Auf ein gleiches göttliches Zeugniß zu Gunsten des Staates warten wir noch immer vergeblich.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Ein Ausflug in das Land der Seen.

Jona und Staffa. (Schluß.)

Die nächste Insel, welche wir erreichen, ist Staffa. Es erscheint erst wie ein schwarzer Maulwurfshaufen über der dunklen Fläche des Meeres, wächst langsam zum Hügel, zum kleinen Berg und entpuppt sich endlich als grandioses Vorwerk einer gewaltigen Meeresfeste. Massenhafte Bündel der schlanksten Basaltsäulen von etwa 80 Fuß Höhe, nicht lothrecht stehend, sondern etwas nach Innen geneigt, sind zu einer viele hundert Fuß langen, phantastisch ausgekerbten Felsenmauer verbunden. Auf ein Trapplager gestützt, das stellenweis sichtbar ist, stellenweis von treppenartig ansteigenden Säulentrümmern verdeckt wird, ragt sie gleich einem versteinerten Pallisadenwerk aus dem Meere. Durch mehrere Höhlen dringt die Fluth in's Innere ein und die Säulenreihen verschwinden langsam in dem wachsenden Dunkel der nächtlichen Grotten. Auf der feingegliederten Mauer lastet roh und massig ein etwa 60 Fuß hohes Lager von amorphem Basalt, das die Höhlen oben verschließt und wildgeballt über

die Pfeiler hervorragt. Über die unförmliche, tafelartige Felsplatte hängt eine grüne Alpe den kurzen Rand ihres weichen Rasenteppichs hinunter. Welche traumhafte Überraschung in der weiten Meeresöde: die dunkle Säulenburg, aus lauter regelmäßigen Schäften wie von Künstlerhand sorgsam zusammengekittet, die gigantische Felsentafel, welche roh und ungeschlacht, eine hämische Ironie ungezähmter Naturkraft, auf dem feingegliederten Säulenbau lastet, das dunkle Meer, das grollend seinen blitzenden Schaum an dem schwarzen Riesenkrystall emporbäumt und in die finsteren Höhlen schleudert, die freundliche Alp, die ihren grünen Teppich über das verwitterte Gestein herabsenkt, der graue Himmel, der sich über dem Wunderpalast zum Dome wölbt! Wahrlich, ein wahrhaft märchenartiger Anblick! Die Phantasie kann es sich kaum verwehren, diesen Palast durch Riesen oder Gnomen erstehen zu lassen und die nächtlichen Höhlen mit Meeresungeheuern zu bevölkern. Riesen ruhten hier von ihren Meerfahrten aus, winzige Gnomen bauten sich an unbeachteten Stellen ihren Königspalast, Millionen Händchen meißelten in regem Fleiße Pfeiler um Pfeiler aus dem rauhen Felsen heraus und reihten Halle an Halle über dem rauschenden Meere. Da erwachten die ungeschlachten Riesen und sahen der Kleinen Werk. Es verdroß sie ihr Witz, ihr Kunstfleiß und ihre zierliche Arbeit. Ein roher Felsblock, auf das Ganze hingeschleudert, genügte, um das jahrelange Werk der emsigen Gnomen in einem Nu auf immer zu verpfuschen. Betrübt zog das arme Völklein von dannen — in's Riesengebirge oder sonst wohin — und in den herrlichen Prachtgewölben, in welchen ihr leichter Fuß auf Meeresschaum getanzt, hausten fürder die garstigen Ungeheuer der Tiefe. Durch einen solchen Culturkampf der Vorzeit mag Staffa entstanden sein, und die Riesen mögen sich viel darauf zu Gute gethan haben, daß sie solche Klötze schleudern konnten. Aber im Ganzen sieht ihre Leistung wie eine ungenießbare, dumm-stolze Grobheit aus, während das zierliche Kunstwerk der Kleinen noch heute Aug' und Herz erfreut.

Geologisch hat die Sache freilich ein anderes Aussehen. Der „schwarze Teufelsmohr", wie Goethe den Basalt scherzhaft nannte, ist weder von Gnomenfingerchen geschliffen, noch von Riesen mit ungeformten Massen überdeckt, er ist auch kein Riesenkrystall, wie man der regelmäßigen Formen halber in guten, alten Zeiten annahm, noch ein Produkt neptunischer Thätigkeit, sondern ein plutonisches Eruptivgestein, das in den Tagen der Urzeit massenhaft durch die geborstene Erdrinde aus der Tiefe hervordrang. Die herrliche Burg, der feinciselirte Palast war

damals nichts als eine ungestalte, feuerflüssige Masse, die, von unterirdischen Gewalten gehoben und geschoben, qualmend und zischend, brausend und tobend aus dem Erdinnern hervorquoll, zu nicht geringer Verwunderung des Meeres, das hier schon Herr und Meister zu sein glaubte und sich nun abermals zürnend von der Feuergewalt der Tiefe überwunden sah. Luft und Meer, oder besser gesagt, die von ihnen bewirkte Abkühlung der emporstürmenden Massen spielte nun den Architekten, indem sie dieselben in lauter regelmäßige, sechsseitige Schäfte zerschnitt. Diese stehen vertikal auf dem Lager, von dem die Erkaltung ausging, und da dieß Lager hier nicht der Meeresfläche parallel läuft, sondern einen Winkel zu ihr bildet, so sind auch die Säulenreihen nicht lothrecht auf dem Meer, sondern etwas nach dem Innern der Insel geneigt. Diese wissenschaftliche Genesis hat auch wieder ihren eigenthümlichen Reiz und wird dadurch noch anziehender, daß der Basalt kein einfaches Mineral, sondern ein sehr complicirtes Gestein ist, und in seiner Grundmasse die verschiedensten Mineralien und Mineralaggregate einschließt, also in noch frühere Bildungen und Umwälzungen der Urzeit verwickelt ist, deren wirre Trümmer sich in seinen feuerflüssigen Strömen begruben. Was für Gährungen, Gewaltstreiche und Revolutionen müssen das gewesen sein, die Gneiß und Granit, Thonschiefer und Kalk und alle möglichen anderen Gesteine, zerfetzt und zerbröckelt, wirr und chaotisch in einem glühenden Brei vermischten! Aber schließlich hat die Revolution doch ausgetobt, die Bewegung ist erkaltet und der Brei erstarrt. Starr und todt, schwarz wie Mumien, ragen die wilden Revolutionäre aus dem Meere auf — unbewegliche Petrefakten [1].

Nachdem wir den schönen und überaus interessanten Anblick genossen, führt uns das Schiff östlich ganz nah dem Eiland entlang. Der südliche Theil der Säulenmassen verschwindet, und eine schöne Alp senkt sich von ihrem Gipfel langsam nordöstlich herab zum Meere. Es sieht gerade aus, wie wenn ein unterseeischer Berg hier seinen Gipfel aus

[1] Es war mehr als abgeschmackt von Seiten des Abgeordneten Jung, die Kirche und ihre Institutionen mit Petrefakten vergleichen zu wollen; denn er selbst fürchtet und perhorrescirt ja nichts so sehr als gerade die Kirche, beweist also selbst, daß die Kirche noch kräftiges Leben besitzt, ein riesiger Organismus, der alle Revolutionen überdauert. Die Revolution ist dagegen ihrer Natur nach eine atomistische und atomisirende Bewegung, die jedesmal mit todter Erstarrung endigt, nachdem sie den Einzelnen verhärtet und verstockt, der blinden Willkür des tobenden Stromes überantwortet hat.

dem Meere emporhöbe. Wo die Matten beinahe das Niveau des Meeres erreichen — denn die ganze Insel ist mit einem Felsrand umsäumt — da hielt das Schiff in einiger Entfernung, und wir wurden, wie bei Jona, in Nachen an's Land gesetzt. Köstlich! Denn, wie Walter Scott singt:

„So fröhlich, so fröhlich die Barke zieht,
Von günst'ger Brise geschwellt,
Wie der Schwan im duftigen Sommer flieht,
Wie die Lerche hoch über dem Feld.
Es ziehen die Ufer von Mull vorbei
Und das dunkle Ulva und Colonsay
Und die felsigen Inseln all' nach der Reih',
Die um Staffa halten die Wacht.
Da thürmt sich plötzlich das Felsenhaus,
Wo der Reiher rastet vom Fluge aus
In dunkler, sicherer Nacht,
Wo die Möve, entlang dem Meeresstrom,
Sich sucht ihr Nest in dem Wunderdom,
Wo, spottend unsr'er Tempelpracht
Und unserer Kunst und unserer Macht,
Natur ein Muster hoch erhob
Zu ihres Schöpfers ew'gem Lob.
Nicht anders steigen die Pfeiler auf,
Noch ragen die Bogen vom Felsenknauf,
Noch anders rauscht der Wogen Chor
Die Felsen hinunter, die Felsen empor,
Noch anders antworten bei jeglicher Pause
Die Pfeiler in dem erhabenen Hause,
So dumpf und gewaltig, durchdringend und lang,
Wie einer Riesenorgel Klang;
Und nicht umsonst blickt die Grotte hinaus
Auf Jona's altes Gotteshaus,
Als rufe die Stimme der mächt'gen Natur:
Ihr Kinder des Lehmes, ja, quälet euch nur,
Thürmt auf Altäre und übt eure Stärke,
Wölbt Tempelhallen — und schaut meine Werke!"

Doch, so weit sind wir noch nicht. Wir sind nur erst am Lande. Da freut man sich denn als Landratte recht ordentlich, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, und selbsten auf der merkwürdigen Insel zu stehen und ihre Basalttrümmer in der Nähe zu schauen; denn solche liegen und stehen hier allenthalben am Ufer herum. Am liebsten wäre ich gleich für den ganzen Tag auf der Insel geblieben, um mit einem Nachen alle die Höhlen zu besuchen, von denen sie wie ein Fuchsbau auf allen Seiten unterminirt ist. Aber da ist kein Haus und

kein Bewohner als Seevögel, Möven und dergleichen Gelichter. Folgen wir also schleunigst der Karawane, welche bereits die Alpe hinaufsteigt. Alpe? Natürlich ist das nur eine solche Alp, wie sie mitten im nördlichen Salzwasser gedeihen kann. Keine liebäugelnde Enziane, kein strahlendes Alpenröschen, keine würzigen Alpenkräuter, aber doch etliches Gras zwischen dem Haidekraut, und das sieht in der grauen Meereswüste so freundlich und labend aus, wie eine erquickende Oase. Es heimelte mich an, es schweizerte mir im Herzen, während ich zwischen all' den fremden Leuten einherschritt.

Aber damit war's bald aus. Je höher man kömmt, desto mehr entfaltet sich die Insel als einsam ödes Felsennest, desto weiter und unerfaßlicher breitet das Meer seine dunkle Fläche aus. Nur nach Mull hin ist es von Bergen begrenzt. Zwischen Gonetray und den übrigen kleinen Inseln im Norden scheint es durch, ein riesiges Blachfeld mit ein paar Felsenbasteien, die schwarz wie die Nacht und trotzig wie Geharnischte, ihrer Kleinheit ungeachtet, die ewig bewegliche Fläche beherrschen. Die Wolken fingen an, sich ein wenig zu lösen, so daß lichte Streifen das Dunkel durchzogen und die schwarzen Inselgespenster sich noch schärfer und markirter von der Meeresfläche abhoben — für den Neuling am Meere ein seltsam schönes Schauspiel.

Ich sah so viel um und blieb so oft stehen, daß ich richtig wieder der Letzte war, als die Karawane bereits auf einer künstlichen Holzstiege von der Höhe zum Meeresufer hinabstieg. Früher wurden, glaube ich, die Passagiere gleich per Nachen in die Höhlen geführt. Die gegenwärtige Anordnung läßt indeß das Schauspiel viel bequemer genießen und dehnt auch den Genuß in der anziehendsten Weise aus. Man kommt nämlich nicht gleich zur Fingalshöhle, sondern hat einen überaus interessanten Weg dahin zu gehen. Schon die steile Treppe an's Meer hinab macht einen sonderbaren Eindruck: es ist, als ging's in's Meer hinein und durch's Meer in die Unterwelt. Unten aber beginnt der Basalt seine volle Zauberei zu entfalten. Links am Ufer ragt ein getrenntes Inselchen, Buachaile, der Schäfer genannnt, ein Basaltkegel, dessen gegen einander gestemmte Schäfte von einem Stratum gebogener horizontaler Säulenbündel getragen werden — ein sonderbares quid pro quo und Durcheinander der urweltlichen Baukunst. Rechts aber beginnt die Prachtfaçade der Insel, welche hier von der Alp beinahe vertikal nach dem Meere hin abfällt. Sie verläuft erst südwärts an der Ostseite der Insel, dreht sich dann nach Westen und macht, durch die

Höhlen in mehrere rundlich vorspringende Basteien getheilt, die ganze Südfront der Insel zur uneinnehmbaren Feste. Der obere Theil ist, wie schon gesagt, amorpher Basalt, der untere eine ununterbrochene Colonnade von Basaltsäulen. Was mich aber am meisten überraschte, war der Causeway. Wie soll ich das nennen? Ein colossaler Damm, eine Riesentreppe, die sich von der Colonnade herab an's Meer zieht und von lauter sechseckigen Säulenstummeln gebildet wird, von denen der eine so regelmäßig gebaut ist, wie der andere, der eine an den andern festgekeilt ist, wie Granitquadern, bis hinab an's Wasser. Zieht sich die Woge zurück, so werden neue Stufen sichtbar, als ginge es so ununterbrochen weiter zu Neptuns und Pluto's Palästen. Stürmt die Woge wieder an, so bricht sie sich wie an der ungeheuren Treppe eines Felsentempels in vielfach getheiltem Strahl, und der eben noch so ausgelassene überstürzende Schaum rinnt wie Thränen an den Säulen herunter. Kein Spaziergang in meinem Leben hat mir so sehr den Eindruck des Seltsamen, Wunderbaren gemacht. Alles wie Architektur und Alles reine Natur, das Detail wie nach der Wasserwage bemessen, das Ganze phantastisch angelegt und von gigantischen Dimensionen, die starre Unbeweglichkeit der stereometrischen Formen und das in unermüdlich neuen Curven tanzende Meer, die Stille der einsamen Felswand und die magisch tosende Brandung — — welch' entzückender Gegensatz! Ich fragte mich mehr als einmal, ob das denn auch Wirklichkeit sei, ging auch hinunter an's Meer, um die Brandung ganz in der Nähe zu schauen. Es ist das wissenschaftlich nichts Besonderes, steht auch nicht im Reisebuch — aber es ist unvergleichlich schön, namentlich der Moment, wenn die breite Welle sich theilt, um die Fortsetzung des Baues in unnahbaren Tiefen halb schauen, halb ahnen zu lassen! So kam mir das Gros der Gesellschaft schon wieder voraus. Es war lustig zu sehen und hob den Eindruck des mächtigen Baues, wie die kleinen Menschlein bald stiegen, bald hüpften; denn für Menschenbeine ist der Weg nicht gut angelegt; die nächste Stufe ist zu nah, die folgende zu weit; auch hatte der Architekt seine Launen und machte die Abstände bald ein paar Zoll, bald einen bis zwei Fuß lang, so jedoch, daß bei der ununterbrochenen Angliederung die ganze Treppe eine gewisse Symmetrie bewahrt. Das Schauspiel gewinnt noch dadurch, daß das Ufer viele Zacken bildet, das Meer bald vor-, bald zurücktritt, die Treppe sich um so breiter an die Felswand hinaufdehnt, je näher wir der Höhle kommen, auch die Aussicht auf's Meer sich langsam erweitert. An der

südöstlichen Spitze der Insel dreht sich der Bau langsam und ziemlich peripherisch wie um eine Achse und bildet einen förmlichen Kegel. Das Meer rauscht dann vorbei in's Innere der Insel. Die Fingalshöhle steht vor dem erstaunten Blick.

Bilder und Beschreibungen waren wie weggeblasen bei diesem Anblick. Nie hat ein Naturschauspiel mich so überrascht. In ein kleines Dreieck eingefangen, rauscht der Ocean mit gesteigerter Bewegung an die Ufer, dringt durch eine weite Halle zwischen die zwei Säulenmauern, verliert sich tosend im Dunkel des Innern. Gegenüber dem Säulenkegel, auf dem wir stehen, verläuft sich ein ähnlicher, treppenförmig absteigend, in zierlicher Ausrundung in's Meer. Aus beiden starrt die feingegliederte Felswand in ihrer vollen Höhe, von der drückenden Last des amorphen Felslagers überragt. Ein wilder Riß in die ungefügen Massen verbindet die beiden Säulenmauern oben zum Gewölbe, so spitz, daß es ein gothischer Bogen zu sein scheint; so phantastisch, daß es den Dom zum Feenpalaste macht. 230 Fuß dringt die Höhle in's Innere, vorn etwa 70 Fuß hoch und 40 Fuß breit; sie verengt sich aber im Innern auf die halbe Breite. Die Säulen stehen hier ziemlich senkrecht, der Oberfläche entsprechend, die sie deckt und die fast horizontal über das Meer vorragt. Bald sind sie regelmäßig und von gleicher Höhe, bald abgestumpft und von Trümmern unterbrochen. Das Gewölbe besteht theilweise aus amorphem Fels, theils aus zerbrochenen Säulenbündeln, zwischen denen Stalaktiten in sonderbaren Figuren herabhängen. In das vorherrschend dunkle, schwärzliche Colorit mischen die vorstehenden, glatten Seiten der Pfeiler graue, grünliche, röthliche, purpurne Farbentöne, die Kalkkrusten oben schneeweiße und gedämpfte Lichter, der Reflex der eindringenden Helle und des milchweißen Wogenschaums einen blitzartigen Farbenwechsel. Meine Reisegefährten waren durchweg in freudiger Bezauberung und hielten sich in ehrfurchtsvoller Stille, um den Genuß des Wunderdomes nicht zu verderben.

Da sah man denn aus der dunklen Grotte heraus, von den zerrissenen Säulentrümmern, auf denen wir standen, das Meer, von weißem Schaum gekräuselt und von einem Stück heiteren Himmels beleuchtet, wie aus unendlicher Ferne daherkommen und in die Höhle hineinwogen, um mit seinen krystallgrünen Wassern dem schwarzen Dom als Boden zu dienen. Dieß feuchte Meergrün mit seinem bläulichen und gelblichen Schimmer, die siedende Milch, die drauf wirbelt, die Woge, die so still-gewaltig heranschwellt, die leichtgeschwungene Curve, die sie

in die folgende verschlingt, der zierliche Bogen, der sie von der nächstliegenden scheidet — welch' unerschöpflichen Reiz bietet dieses allein schon! Ocean, der grenzenlose Riese, ist hier gefangen und wir können jede Locke seines Scheitels zählen. Schmeichlerisch dringt eine jede dieser Wellen in die engen Hallen, schmiegt sich, duckt sich, theilt sich, klettert wie geschmolzenes Silber in Eisblumen an den dunklen Säulenkanten hinauf. Aber nirgends findet sie Einlaß für die blumigen Ornamente, keine Hand reckt sich, um den Silberflitter an den Säulencapitälen zu festigen. Die oberste Spitze des Schaumes zerstiebt und das Licht bricht sich in seinen feinen Bläschen; die Masse des Schaumes aber sinkt plätschernd in die Tiefe nieder, während das Echo im Gewölbe das dumpfe Rauschen der Wogen wiederhallt. Und schon rauscht eine neue Woge heran, schlüpft hinauf an die Felsen, läßt die weißen Kalkkrusten blitzen, zaubert an die schwarzen Mauern ein träumerisches Farbenspiel, ruft dem Echo, umwirbelt die abgestumpften Säulen mit dem Silberdiadem eines Augenblicks und sinkt murmelnd in die dunklen Risse der krystallgrünen Fluthen nieder. Optik und Akustik erneuern von Minute zu Minute den seltsamen Traum — eine in ihrer Einförmigkeit großartige Psalmodie, im Zwielicht eines wunderbaren Felsentempels. Dom, Orgel, Feenpalast — vereint zu einer Grotte. Meer und Fels, Himmel und Unterwelt grüßen sich. Gefangen im Porticus eines unterirdischen Palastes streift der Blick in's Unendliche. Was Wunders, wenn einem Dichter da das Schildern vergeht und er zu singen beginnt. Hören Sie ein Sonett von Wordsworth:

„Dank für die Lehre! Hier entflieht der Wahn,
Nach ird'schem Maß von Gotteskraft zu sprechen,
Nach unserm Schulgesetz, dem kindisch frechen,
Zu rechten mit der Allmacht Riesenplan.

Wir glauben stolz das Herrlichste gethan.
Doch schau' dieß Felsenthor! Die Pfeiler stechen
All' uns're Arbeit aus. All' uns're Werke brechen
Zusammen hier am Fels und Ocean.

So fein und zart, so wild, gigantisch groß
Erschließt das Thor sich eines Meeres Wogen,
Ein Ocean dringt in der Erde Schooß,

Bäumt schäumend auf an den basalt'nen Bogen,
Ringt mit dem Riesen — sinkt. Der Fels hallt wieder
Des unbesiegten Gegners dumpfe Lieder."

Gewöhnlich vergleicht man die Fingalshöhle mit einem Dome; in der That erweckt die Anlage des Baues und die Feierlichkeit der Scene unwillkürlich diesen Vergleich. Ohne indeß gerade ein Freund unnöthigen Moralisirens zu sein, kann ich mich mit der Auffassung nicht befreunden, als habe der „Baumeister des Weltalls" durch solche Felsen-, Berg- und Waldesdome unsere Dome überflüssig machen wollen. Wie auf den wilden Felszinnen der heimathlichen Berge und in den unheimlichen Schluchten dunkler Höllenthäler, traf mich auch hier der Gedanke: Was kann der Baumeister leisten, wenn er strafen will, und was kann er um uns zaubern, wenn er uns beseligen will! Und wenn er uns so lieb hat und mit uns spielt, wie ein Vater mit lieben Kindern, und Wunderwerke um uns thürmt, um uns in Bildern der Natur seine Schönheit ahnen zu lassen, müssen wir ihn nicht auch lieben und alle Pracht und Kunst, und was in unsern Kräften steht, entfalten, um uns und alle seine Gaben liebend zu ihm zurückzuführen? Je länger ich hineinschaute in die wunderbare Grotte, desto weniger erschien sie mir wie ein Dom, desto mehr wie ein seltsam Spiel, das die Allmacht hier gespielt hat, um in einer nachlässig hingeworfenen architektonischen Skizze ihre Schöpferfülle zu zeigen. Die Architektonik der Säulen, ihre feine Gliederung hat den vollen Reiz eines menschlichen Kunstwerks. Aber derselbe Blick sagt, daß sie spielend hingeworfen wurden. Der hehre Architekt gab sich keine Mühe, sie genau zu stellen. Er warf das Bleiloth weg, setzte den Palast mit einem Ruck in die tosenden Wellen und sprach: „Das mach' jetzt Einer nach!" Peterskirchen und Kölner Dome sind Kinderspielzeug gegen seine anscheinend mißlungenen Versuche.

Kein Tempelbau, ein Spiel nur ist's,
Gespielt von dem Alten der Tage,
Als Land und Meer und Feuer und Luft
Er maß auf der prüfenden Wage.

Da schäumend, vom Feuer gejagt und gehetzt,
Die Erde sich bäumt und windet,
Da glühend die qualmende Luft sie zersetzt
Und schneidet und umwälzt und bindet:

Führt er den Ocean brausend herein
In der Stoffe Kämpfen und Ringen,
Daß er aufzischt an dem Urgestein
Und will die Massen verschlingen.

Doch schäumend reckt sich der Berg aus dem Meer,
Und tausend kleine Gewalten

Zergliedern den Felsen die Kreuz und die Quer
In herrliche Säulengestalten.

Das Feuer nennt das Gebilde sein:
„Ich habe gemodelt die Quadern!"
Die Luft: „Die fürstliche Burg ist mein,
Ich habe gezogen die Adern."

Und tausend Gewalten, zum Knäuel vereint,
Lobpreisen die eigenen Kräfte,
Die eine bejaht, was die andere verneint,
Und tobt um die ragenden Schäfte,

Und rüttelt daran mit Sturmesgewalt
Und kämpft — und rühmt sich als Sieger — —
Da dröhnt des Meisters entscheidendes Halt!
Und trennt die entrüsteten Krieger.

Ein Felsenpalast ragt aus Trümmern hervor,
Auch er mit zerklüftetem Bogen,
Und grollend zischet die Gluth dran empor
Im Donner stürmender Wogen.

Und es singt es das Meer und vom Felsen es tönt,
Daß spielend der Herr sie bezwungen,
Da über dem Chaos sein Werde erdröhnt,
Da Meer und Land sich umschlungen.

„Ich sah ihn schweben auf himmlischer Bahn,
Er streute dort Sonnen und Sterne;"
So singt zum Felsen der Ocean —
„Ich sah es aus ahnender Ferne."

„Ich sah ihn im innersten Kerne der Welt,"
So sprachen die felsigen Wände,
„Er hat dort ein riesiges Feuer bestellt,
Ich fühlte die glühenden Brände!"

„Ich trug ihn" — so sang die zitternde Luft —
„Zu des Weltall's äußersten Kreisen;
Dort wallte hernieder ein himmlischer Duft,
Es erschollen selige Weisen."

„Und überall ist er" — so sang da mein Herz,
„Um Herzen nach seinem zu bilden,
Zu führen die Menschen durch Freude und Schmerz
Aus Trümmern zu seinen Gefilden!"

So, sehen Sie denn, hat uns die Fahrt durch's Mittelalter und die Trümmer der ältesten christlichen Jahrhunderte in die Wunder und

Geheimnisse der Urwelt hineingeführt. Fingals und Ossians Namen, die Klänge der altnordischen Harfe, geleiteten uns an den Eingang der Höhle. Da aber haben wir nur noch die Natur vor uns und ihre geheimnißvolle Geschichte. Die Insel ist übrigens erst seit einem Jahrhundert bekannt und berühmt. Sir Jos. Banks, der berühmte Reisende, wurde 1772 auf einer Islandfahrt in die Nähe verschlagen, hörte zufällig — wie ja eine Menge bedeutender Entdeckungen zufällig gemacht wurden — von dem seltsamen Weltwunder, untersuchte es und machte es in einer Zeitschrift bekannt.

Nun wieder zu Schiff. Es ist Mittag. Der Himmel hat sich völlig aufgeklärt und mildert in etwa die Wildheit der Landschaft, ohne sie indeß aufzuheben. Wir steuern nordwärts, die Inseln Ulva, Colonsay, Gonetray und Inch Kenneth zur Rechten, die Treshnish-Inseln zur Linken. Die ersterwähnten erheben sich in festungsartigen Felsterrassen bis zu 800 Fuß Höhe und darüber, die Treshnish-Inseln sind kleine unbewohnte Klippen, mit dürftigem Gras und Haidekraut bewachsen. Wie in der geologischen Beschaffenheit, so zeigen sich auch in der Landschaft wieder die Formen von Jona und Staffa, aber jetzt sonnenhell und in freundlicheren Farben. So sind Gonetray und Ulva nach Staffa hin ganz mit Basaltsäulen umgürtet. Der geschöpfte Eindruck klingt fort und lenkt sich nur langsam auf Anderes über.

Etwas weiter sieht man die Inseln Tiren und Coll, von denen erstere als Terra ethica bei Adamnan erwähnt wird. Sie wurde von den Mönchen von Jona cultivirt und hat in zahlreichen christlichen Alterthümern ihr Andenken verewigt. Nördlich ist die Insel Muck sichtbar, hinter ihr der steile Scuir oder Pic von Eig. Diese Insel gehört mit den westlichen Hebriden zu den Plätzen, in welche die schottische Reformation trotz aller Anstrengungen nicht gedrungen ist. Die katholische Religion erhielt sich hier bis auf unsere Tage und zeitweilig diente sie sogar den apostolischen Vicaren des westlichen Hochlandes als Aufenthalt und Basis ihrer Operationen. Von hier aus drangen Missionäre, nicht weniger kühn und unternehmend als die Söhne Columba's, in die einsamen Thäler der katholisch gebliebenen Clans, sammelten und pastorirten die zerstreuten Katholiken, errichteten in einer armen elenden Hütte sogar ein kleines Missionsseminar und legten so den Grund zum Wiederaufblühen des Katholizismus in jenem Land, in welchem der harte, eiserne Calvinismus seine Unduldsamkeit auf die äußerste Spitze getrieben hatte. Eig hat mehrere Höhlen. Walter Scott erwähnt, eine derselben habe

in Zeiten der Verfolgung als Kirche, eine vorspringende Felswand als Altar gedient. Ein solcher Gottesdienst, meint er, der Priester im heiligen Gewande am Altar, und die gläubige Gemeinde ringsum in malerischer Hochlandstracht in der dunklen Felshöhle am Meere, würde den Vorwurf eines ergreifenden Gemäldes bilden. Wie gern hätte ich das merkwürdige Eiland besucht! Aber das Schiff kennt kein Erbarmen, und um Spezialfahrten nach eigenem Geschmack zu unternehmen, müßte man mehr von den „unerschöpflichen Reichthümern des Ordens" wissen als meine armen Taschen, mit deren Inhalt sich selten ein Gentleman bis hierher verstiegen haben mag. Es wurde hier herum etwas sichtbar, was die Schiffsgesellschaft als einen Walfisch bezeichnete. Ich sah indeß nichts als etwas größere Wellen. Etwa eine Stunde genossen wir nun wieder die herrlichste Meeransicht des „Atlantischen", der zwischen den nächsten Inseln durch geradezu von Amerika herkömmt und auch in guter, gemüthlicher Laune recht anständige Wellen zu Stande bringt. Dann lenkt das Schiff ostwärts gegen Loch Sunart und die Halbinsel Morven und hält uns für den ganzen übrigen Nachmittag in einem Panorama der bereits geschilderten Hochlandsscenerie. Eine Straße von zwei bis drei Meilen Breite (engl.) trennt die bergige Halbinsel Morven von der ebenso bergigen Insel Mull, die eigentlich nur ein abgerissenes Stück der Halbinsel ist. Beiderseits dieselben phantastischen Hügelreihen und Kuppen, Buchten, Wälder, Vorgebirge, Klippen, kleine Dörflein, alte Schloßruinen und die duftige Haide, die sich über Thal und Hügel an höhere Berge hinanstreckt. Eine Beschreibung reicht hier nicht aus; die Motive sind immer dieselben, und ihre Zeichnungen könnten ein Album füllen; aber der Genuß ist köstlich. Die zwei Hauptelemente sind immer die Bucht und das sie bildende Vorgebirge, mit den majestätischen Trümmern ritterlicher Herrlichkeit gekrönt. Die Bucht erscheint in allen möglichen Curven, die Ritterburg in den verschiedensten Formen des Baues und der Zerstörung. Die Mannigfaltigkeit der Staffage gibt dem Bilde immer neuen Reiz — im Hintergrund die fernere Fläche des Sundes, entlegene Bergeshöhen, das offene Meer, auf dem die Sonne spielt. Da die Gegend sehr dünn bewohnt ist, das Moderne hinter den stolzen Überresten früherer Zeit zurücktritt, so fühlt man sich halb in's Mittelalter zurückversetzt. Man schwebt träumend vorbei an lauter Illustrationen einer Reimchronik oder eines Ritterromans, der halb auf dem Meere, halb auf diesen Meeresfesten spielt. Es ist das auch die Ge-

gend, deren Anblick Walter Scott den Lord of the Isles inspirirte, und hier spielt der erste Theil dieser schönen Epopöe.

Kaum sind wir an den Inseln Gonetray und Ulva vorbei, so fangen schon auf Mull die Castles an. Wahrhaft imposant ist das von Mingary, das den Eingang des Sundes beherrscht, ein wuchtiges dreistöckiges Schloß, dessen Mauerzinnen unmittelbar aus steiler Felswand emporwachsen. Hier wenden wir uns — um Ihnen wenigstens einige andeutungsweise Notizen zu geben — vom offenen Meer mit seiner Inselwelt in einen prächtig blauen, vielbuchtigen See, Loch Sunart, um dessen grünes Gelände in vielfachen Terrassen Hügelrücken, Berge, zuhinterst der gewaltige Ben Nevis sich aufthürmen — eine in ihrer Großartigkeit an den Vierwaldstättersee erinnernde Scene. Eine Wendung nach Süden, und wir sind in der waldumsäumten Bai von Tobarmory eingeschlossen, welche ähnlich wie die von Oban durch eine vorgeschobene Insel von dem Sunde von Mull getrennt und zum friedlichen Hafen gestaltet ist. Frisches Grün und ein freundliches Dorf spiegelt sich in der stillen, klaren Fläche. Der Name Tobar Mory bedeutet Mariaborn, wieder eine Reliquie katholischer Vorzeit. Gegenüber im Drimninhouse ist auch richtig eine neue, katholische Kapelle.

Und so find' ich wieder Dich,
Liebes Bild, das ich im Alpenthale
Grüßte einst so minniglich,
Da ich pilgerte zum ersten Male.

Hier auch wohnst Du, liebe Frau!
Stern des Meers! im fernen Norden.
Hier auch tönt's auf Fels und Au:
„Und das Wort ist Fleisch geworden!"

Wenn es auch kein Glöcklein singt,
Grüßen doch Dich fromme Herzen,
Denken, wenn die Stunde klingt,
Deiner Freuden, Mutter! Deiner Schmerzen!

Und der Fels in Andacht glüht,
Und das Meer schickt tausend fromme Lieder,
Daß es flammt und jauchzt und sprüht,
Von den fernsten Küsten auf und nieder.

Ave! haucht die Waldesau,
Ave! seufzen die Kastelle,
Ave! die zerstörte Zelle,
Ave! jede Meereswelle,
Ave Maria! Himmlische Frau!

Wie der Eintritt von Loch Sunart in den Sund und in die stille Bai von Tobarmory, so bietet die Rückkehr in letztere wieder neue Überraschungen. Die Prachtaussicht auf Ben Nevis erhält einen ganz neuen Vordergrund; man meint fast, es müßte ein neuer Berg sein. Dann öffnet sich das Panorama auch südöstlich, und Ben Cruachan und die Berge von Lorn treten als prächtiger Hintergrund in die Scene. Am schönsten wurde die Sicht am Ausgange des Sundes, wo derselbe in Loch Linnhe ausmündet. Da öffnet sich erst links Loch Aline, ein freundliches Thälchen mit einem blauen See, darauf starrt Ardtornish Castle in den Sund hinein, eine der Hauptfesten der Inselherren, die in Jona ruhen; nicht lange und es legen sich uns die kleinen Glaßinseln in den Weg, Smaragde auf dem blauen Seidenstreifen des Sundes, und kaum sind sie vorüber, so erhebt sich rechts Duart Castle, der andere Hüter des Sundes, während im Meere draußen die Klippen des Lady-Rocks hervortreten, sowie die breite, niedere Insel Lismore mit dem Schlosse Auchindown und rechts Kerrera und dahinter das Festland mit seinen Hügeln und Bergen in der vollen Gluth der abendlichen Sonne glüht. Die grünen, grünlichen, gelblichen und goldenen Farbentöne der Inseln auf dem tiefblauen Meeresgrund, die magischen Gestalten der alten Burgen auf ihren röthlichen oder grauen Klippen und Vorgebirgen, die bläulichen Schattenrisse der ferneren Berge, der leichte, weiße Schaum der Brandung am blauen Meeressaum — ein köstlicher Anblick! Und nun die ritterlichen Parlamente der Inselherren drüben auf Ardtornish; des Bruce's Kahn, der auf den Wogen des Sundes treibt; der Abt, der von der Versammlung der Herren nach Jona zurückkehrt; die Maid von Lorn, die im Brautschmuck oben auf dem Wartthurm auf die hundert Burgen ihres Erbgutes ausschaut und dabei traurig ist — das ganze Drama des Lord of the Isles — ritterliche Geschichte und dichterische Romantik rechts, links — auf allen Seiten! Dazwischen ein moderner Leuchtthurm, der aber, wie alle Aufklärung, nur dann leuchtet, wenn man ringsum Nacht macht — und endlich eine kirchengeschichtliche Erinnerung, die auch bei Tage die ganze Gegend erleuchtet: Lismore, der große Garten, der frühere Episcopalsitz der westlichen Inseln. Das ist nun schon die dritte bischöfliche Residenz, der wir heute begegnen. Politische Wirren und sogar Schisma haben die Succession dieses Bisthums zeitweilig gestört und seine Umschreibung verändert; der Culturkampf der Reformation hat den Bischof von Insel zu Insel verschlagen, ihn bis an die äußersten Hebriden, Uist und

Barra, gedrängt — aber ihn zu verdrängen, gelang nicht. Fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durchzogen Bischöfe diese weiten Gewässer, um den verlassenen Einwohnern dieser Inseln mit der Handauflegung und dem Chrisma auch den Segen des obersten Hohenpriesters zu bringen. Freudig blickte ich im Geiste auf das alte Jona zurück, von dem die religiöse Lebensbewegung ihren Ausgang genommen, und ließ die verschiedenen Bilder der Fahrt sich um das eine gruppiren: die Urwelt Staffa's, die mittelalterliche Welt der alten Burgen und das moderne Oban, in das uns der Dampfer gemüthlich zurückführte. Nächst der schönen Natur ist nichts, was weit und großartig die Zeiten umspannt, wie die Kirche, welche diese Inselwelt so unvergeßlich und bedeutsam gemacht hat.

Zum Schluß ein herrlicher Sonnenuntergang, und wir sind wieder in Oban.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Kaiser Leopold I. Von **R. Baumstark.** (Sammlung historischer Bildnisse. II. Serie. 3. Bdchn.) Freiburg, Herder. 1873. 12°. VII u. 213 S. Preis: *M.* 1.50.

Kaiser Leopold I. hat eine lange und ereignißreiche Periode auf dem deutschen Kaiserthrone ausgefüllt; dennoch ist er dem Geschichte lesenden Publikum wenig anders bekannt, denn als ein frömmelnder, bigotter und schwacher Fürst, der von den Jesuiten und seinen Beichtvätern blindlings abhängig gewesen. Es war daher ein glücklicher Gedanke, ein Leben desselben der Sammlung historischer Bildnisse einzureihen; und von der Feder des Herrn Baumstark, der gewohnt ist, seinen Gegenstand geistig zu erfassen, lebendig zu durchdringen und in das Mannigfaltige Zusammenhang, Übersichtlichkeit und Einheit zu bringen, ließ sich nur ein treffliches Volksbuch erwarten.

Als Mensch, als Christ und als Familienvater war Leopold einer der edelsten Charaktere; als Regent hat er jedenfalls Großes geleistet, nicht durch hervorragendes Talent, sondern durch Fleiß, Ausdauer, Treue, Redlichkeit, durch festes Gottvertrauen und durch seine von katholischen Fürsten leider zu oft und zu sehr unterschätzte Eigenschaft, von welcher der hl. Paulus sagt: „Pietas ad omnia utilis.“ Als Kaiser zwar hat ihm das Glück im deutschen Reiche wenig gelächelt. Wie war es auch möglich, in den ersterbenden Leib, welcher das Reich hieß, Leben, Begeisterung und Bewegung zu bringen? Wie war dieses besonders seit dem westfälischen Frieden möglich? Durch die Niedertracht, Selbstsucht, Bestechlichkeit und den Unverstand der Fürsten — der katholischen und protestantischen, der geistlichen und weltlichen — war der Kaiser an Hand und Fuß gelähmt. Zum Nutzen und Frommen derjenigen, welche vom deutschen Berufe Brandenburgs und des „großen Kurfürsten“ viel Wesens machen, führen wir die Worte des Verfassers an über den Vertrag von Regensburg (1684), durch welchen dem König Ludwig XIV. der vermittelst seiner Reunionskammern gemachte Raub genehmigt wurde: „Diese ganze Schmach verdankt die deutsche Geschichte nicht, wie gewöhnlich gelehrt wird, der undeutschen Politik des Hauses Habsburg, sondern recht eigentlich und nahezu ausschließlich der im Bunde mit Frankreich entwickelten rastlosen und rachsüchtigen Thätigkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Branden-

burg. — Der große Kurfürst und sein Sohn haben an das Wohl und an die Zukunft der deutschen Nation ebensowenig gedacht, als sie überhaupt an irgend Jemand außer sich selbst zu denken gewöhnt waren." Dennoch war es dieser Sohn, dem Kaiser Leopold gegen die Abmahnung des Prinzen Eugen und gegen den energischen Protest des Papstes Clemens XI. gestattete, die Königskrone zu nehmen. Bekanntlich geschah das am 18. Januar 1701, genau 170 Jahre, bevor die Kaiserkrone hinzukam. Wenn die Legende wahr wäre, daß zwei Jesuiten in „grundschlechter österreichischer Politik dem Kaiser anriethen, dieses Verlangen zu bewilligen", so halten sich der Scharfblick der beiden Jesuiten und die Dankbarkeit des hohenzollern'schen Hauses die Wage.

Das ruhmvollste Blatt für Leopolds äußere Regierungsgeschichte liegt im Osten, in den Türkenkriegen und auf den Schlachtfeldern Ungarns. Es ist das Schwert Österreichs, nicht das der Magyaren, welches dieses Land mit der äußersten Anstrengung aus hundertfünfzigjähriger türkischer Knechtschaft befreite. Welchen Dank Österreich dafür von den ungezogen stolzen Magyaren geerntet hat, weist fast jedes Blatt der Geschichte Ungarns nach. Leopold selbst hatte sieben, theilweise sehr gefährliche Rebellionen niederzuschlagen. Aber „Ungarn ruht nicht, bis es Österreich todt sieht und sich mit ihm". Man könnte wünschen, der Verfasser hätte etwas mehr betont, daß der eigentliche Verschwörungsherd und die vitale Kraft fast aller dieser Verschwörungen sowohl als der späteren bis auf 1848 herab viel mehr im ungarischen Calvinerthum als im ungarischen Nationalcharakter liegen. Dafür liefert die Geschichte die unumstößlichsten Beweise.

Möchte man in Österreich von dieser höchst lehrreichen, aber leider nur zu kurzen Lebensgeschichte Leopolds in gewissen Kreisen Kenntniß nehmen. Man würde daraus lernen, daß weder Niederlagen, noch sonstige Schicksalsschläge diesem Reiche so verderblich sind, wie die Schwächung der Religion. Weit mehr als das bekannte Sprüchwort: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube", sollte gerade in diesem Lande der Schutz und die Pflege der Religion und der Kirche als oberster und unverwüstlicher Staatsgrundsatz gelten; denn nur der Katholizismus und nicht äußere Culturmacherei ist der Kitt des österreichischen Völkerlebens. Schwindet dieser Kitt, dann sinkt Österreich auch ohne auswärtigen Feind in sich selbst zusammen. Alle Staaten zwar schädigen sich durch Culturkämpfe, aber die anderen haben wenigstens immer noch ein Element in sich als Gegengewicht, welches den Schaden nicht sofort bis in's innerste Mark des staatlichen Lebens dringen läßt, nämlich die nationale Gleichförmigkeit.

Der Verfasser hat in der Erzählung für gut befunden, den chronologischen Gang zu verlassen und den Stoff nach den Hauptgegenständen zu ordnen. Darin liegt allerdings ein gewisser Vortheil, der die Frische der Darstellung und die Übersichtlichkeit begünstigt; wir glauben aber doch, daß einzelne Theile darunter gelitten haben. Dahin rechnen wir die Türken- und Franzosenkriege, die vielfach in einander greifen; auch sind dadurch Wiederholungen nothwendig geworden, wie ein Vergleich der Kapitel „Türkenkriege" und „Ungarn" zeigt.

In Bezug auf den spanischen Erbfolgekrieg gestatten wir uns auch noch eine kleine Bemerkung. Herr Baumstark weist aus verschiedenen früheren Heirathen nach, „daß Kaiser Leopold in dem großen Kampfe das gute Recht für sich hatte"; allein den Hauptgrund für dieses Recht scheint er uns übergangen zu haben. Österreichischerseits wurde geltend gemacht, daß nach dem Aussterben der älteren männlichen Linie das Erbrecht an die jüngere falle, somit an Leopold, der von Ferdinand I., dem Bruder Karl' V., abstamme; denn es sei kein Zweifel, wenn Karl V. nur Töchter hinterlassen hätte, daß ihm dann Ferdinand gefolgt wäre. Dieses Recht war auch durch die Testamente Philipp' III. und IV. anerkannt und bestätigt — nicht aber geschaffen worden in der Art, wie Ludwig XIV. das Recht seines Hauses auf das Testament Karl' II. basirte, denn das hätte nothwendig die Natur eines Patrimonialstaates vorausgesetzt. (Wir vermögen daher, beiläufig sei es gesagt, auch nicht die Ansprüche des baierischen Prinzen Joseph Ferdinand, auch wenn er länger gelebt hätte, als legitim zu betrachten.) Wenn nun Leopold gleichwohl sich auf die Erbansprüche seiner Mutter und seiner ersten Gemahlin berief, so waren das secundäre Gründe, eigentliche Argumenta ad hominem den Franzosen gegenüber, denen gleichsam gesagt wurde: Wenn ihr Franzosen auf direkte Erbfolge auch für weibliche Descendenz euch beruft, so sei es, denn auch in diesem Falle gebührt die Succession dem Hause Österreich.

R. Bauer S. J.

Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Von **Dr. M. Bach.** IV. Band. Münster, Nasse. 1875. 8°. XVI u. 290 S. Preis: *M.* 2.50.

Mit diesem vierten Bande der „Studien und Lesefrüchte" will der Verfasser dieselben zu einem Abschluß bringen. Wir haben somit jetzt ein abgeschlossenes Ganze vor uns, das aber gewiß nicht erst unserer Empfehlung bedarf, da die ersten Bände dieses Werkes bereits durch mehrmalige Auflagen bekundet haben, welche Anerkennung ihnen in weiten Kreisen geworden.

Der Anklang, den dieses gewiß segensvolle Unternehmen gefunden hat, ist aber offenbar nicht nur in dem behandelten Stoff allein zu suchen, sondern ganz vorzüglich in der Art und Weise seiner Behandlung selbst. Gleiche und ähnliche Stoffe werden ja heutzutage allenthalben verarbeitet. In allen Schichten der Gesellschaft ist ein Interesse für die Naturwissenschaften rege geworden, wie vielleicht kaum je zuvor; die Befriedigung desselben wird aber in der verschiedensten Weise angestrebt und dieser selbst wieder in mannigfaltigster Art Rechnung getragen. Von der objektivsten populären naturwissenschaftlichen Abhandlung bis zur tendenziösesten materialistischen Broschüre werden alle Stadien der Polemik und Schilderung durchlaufen. Und das ist nicht genug. Eines dieser Werke drängt das andere. Woher, so stellen wir uns mit Recht wohl die Frage, woher dieses allseitige,

allgemeine Interesse? Es mag von Nutzen sein, uns hierauf etwas näher einzulassen.

Für den Augenblick wollen wir uns aller zu mancherlei ethischen Consequenzen vorauseilenden Gedanken entschlagen und bei Freund und Feind objektiv das vorliegende Interesse in's Auge fassen. Da können wir uns der Erwägung, welche ein berühmter Physiker unserer Tage, Helmholtz, anstellt, nicht ganz verschließen[1]. Es ist wahr, dadurch, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften einerseits einer faßbaren Wirklichkeit uns gegenüberstellt und andererseits ein vom wilden Zufall scheinbar mehr als von Vernunft beherrschtes Material in ein geordnetes Ganze fügt, gewinnen dieselben einen hohen Reiz. Beides liegt offenbar in der Natur des Menschen begründet. Als vernünftiges, aber zugleich sinnenbegabtes Wesen wird sich stets mehr oder weniger in dieser oder jener Weise ein Drang in ihm äußern, den seinen Sinnen wahrnehmbaren Gegenständen auch seine Verstandesthätigkeit zuzuwenden: vollends aber den Sinnen verhüllte Räthsel allmählich aus der Sinnenwelt ablesen, ist ein Triumph des Geistes, der als Abglanz der Weisheit des Schöpfers, wenn auch oft unbewußt, in gerechtem Stolz sich erhebt, wenn er dessen Plane auch nur kümmerlich zu entziffern vermag. In diesem Sinne ist auch das Gesammtwerk von Bach angelegt: „Es sollte die Naturobjekte nicht nur an und für sich kennen lehren, sondern auch behülflich sein, das Verständniß ihrer Bedeutung, die Einsicht in den Sinn ihrer Zusammenstellung, in die Aufgabe der Thiere und Pflanzen, in das Ineinandergreifen ihrer Thätigkeiten in dem großen Räderwerke der Natur herausfinden zu können, weil gerade das Eindringen in diese Verhältnisse und deren Verständniß es ist, was der Naturwissenschaft ihren erhabenen Reiz verleiht."

Es ist nun allerdings richtig, daß dieser neue wissenschaftliche Zug vorzüglich den Charakter unseres Jahrhunderts und seiner Bildung ausmacht: ob wir aber darob berechtigt sind, auf die, wie Helmholtz sagt, „literarisch-logische" Bildung früherer Zeiten mit stolzer Miene herabzublicken? Ganz gewiß fehlte dieser Bildung nicht das objektive Wissen, wie Helmholtz zu unterstellen scheint, wenn er die Logik aus einem Obersatz, über dessen Herkunft und Gewißheit sie nichts weiß, Folgerungen ziehen läßt; ebensowenig ging die frühere Bildung in Phantasiebauten auf, denen die Wirklichkeit gebrach, wie davon „die vergleichende Mythologie und die Kritik der metaphysischen Systeme erzählen" sollen. Erhebend ist es gewiß und ein Sieg des menschlichen Verstandes — ein wahres Beherrschen der Natur — in ihre innersten Gemächer einzudringen und von vielfacher verwickelter Thätigkeit im Schooße der Erde mit Hülfe weniger Gesetze der Chemie sich Rechenschaft zu geben; erhabener noch, die Wunder des Himmels mit dem Falle des Apfels auf gleiche Kräfte zurückzuführen. Doch sind die früheren Zeiten der Bildung deßhalb nicht zu bedauern, weil ihnen noch mangelte, was uns geworden ist;

[1] Vorrede zu „Fragmente aus den Naturwissenschaften" von Tyndall.

aber trauernd müssen wir es gestehen, indem es uns wurde, entschwand uns gleichmäßig das, was sie groß machte — das solide Wissen und die solide Bildung des Verstandes. Wäre die Logik, wäre die Philosophie in wahrem Sinne mehr Gemeingut unserer Zeit, nie und nimmer würden Theorien wie der Darwinismus oder der Materialismus solche Eroberungszüge machen. Auf Kosten der Schulung des Verstandes werden heutzutage die Sinne geschult. Das ist leider der Charakter unserer Zeit und ihrer Bildung. Nicht genug, in ethischen Fragen den Sinnenmenschen obenan zu stellen, wird ihm auch in rein wissenschaftlicher Beziehung der Vorrang zugestanden. Beides eng verknüpft und verwebt, in richtige Beleuchtung gesetzt, erklärt hinreichend das allgemeine naturwissenschaftliche Interesse. Ist es ja doch selbst wieder Helmholtz, der dieses nicht verkennt, indem er sagt: „Mir scheint aber, daß nicht sowohl Kenntniß der Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen an sich dasjenige ist, was die verständigsten und gebildetsten unter den Laien suchen, als vielmehr eine Anschauung von der geistigen Thätigkeit des Naturforschers, von der Eigenthümlichkeit seines wissenschaftlichen Verfahrens, von den Zielen, denen er zustrebt, von den neuen Aussichten, welche seine Arbeit für die großen Räthselfragen der menschlichen Existenz bietet." Die unverkennbarste Illustration dieser Worte enthält der Inhalt des Werkes, als dessen Vorwort obige Zeilen geschrieben. Da wird den Wundern jede Möglichkeit abgesprochen, einer Kraft ohne materielles Substrat der Garaus gemacht, dem Materialismus das Wort geredet — letztlich in demselben Geiste von demselben Tyndall das Dasein Gottes formell geläugnet. Solche Ziele, Aussichten und Räthselfragen haben allerdings ihr Interesse.

Aber sind denn solche Resultate die einzig möglichen, im Studium der Naturwissenschaften die einzig erzielbaren? Hier haben wir die volle Schattenseite unserer Bildung. Mit einer vermeintlich nur zu berechtigten Opposition gegen die Schulung des Verstandes begann die Ausbildung der Beobachtung. Auch zur Lösung seiner Aufgabe dem Menschen gegeben, errang sie unter der Führung der Vernunft in Kepler, Newton, Laplace, in einem Cuvier und Linné und in vielen Anderen manch' herrlichen Sieg. Der Muth und mit ihm der Oppositionsgeist wuchs, bis jetzt in den schwachen Epigonen solcher Helden der Beobachtung Alles, der leitenden Vernunft Nichts mehr zugeschrieben wird. Als stolze Siegerin glaubt sich die Beobachtung einzig berechtigt auf dem Felde; nur Beobachtetes existirt, nur Greifbares kann existiren. Doch zu laut spricht Alles hiergegen, einem Extrem traut Niemand. Wie überall, so ist auch hier die Mitte golden. Ein Mittel der Erkenntniß ist die Beobachtung, ein anderes der Verstand, jenes induktiv, dieses deduktiv. Soll aber die Beobachtung wirklich der Wissenschaft dienen, so muß einerseits der Verstand als selbstständiges Erkenntnißmittel nicht geläugnet und andererseits in der Praxis auch nicht vernachlässigt werden. Kurz, der Naturforscher muß sich bewußt bleiben, daß es ebensowohl noch andere Wahrheiten gibt, an die er beobachtend nicht herantreten kann, als auch, daß das beobachtete Material und seine weitere Verarbeitung der Controle der Vernunft nie und nimmer entzogen werden darf. Werden diese in der Natur des Menschen ge-

botenen Rücksichten beobachtet, dann wirken die Naturwissenschaften nicht nur fördernd auf den geistigen Bildungsgang ihrer Anhänger, sondern der berufene Naturkundige kann auch getrost mit seinen Errungenschaften sich dem gebildeten Volke nahen, in der Überzeugung, auch ohne tendenziöse Färbung zur wahren Bildung desselben nicht wenig beizutragen.

In diesem Sinne sehen wir Dr. Bach in seinen Studien und Lesefrüchten thätig. Auf die drei ersten Bände und ihren Inhalt hier näher einzugehen, überhebt uns die Bekanntschaft unserer Leser mit denselben. Wie dem mannigfachen und vielseitigen Interesse der Naturwissenschaften Rechnung getragen wird, davon mag uns ein kurzer Überblick des vierten Bandes überzeugen. Am weittragendsten ist wohl das Verlangen, was es denn für eine Bewandtniß mit diesem oder jenem Naturkörper habe, kurz, die Antwort auf die Fragen: Was ist das, woher kommt es, wie entsteht es? besonders da, wo es sich um Merkwürdiges, Schädliches oder Nützliches handelt. Diesem entsprechen Aufsätze, z. B. der Biber, der Häring, der Kartoffelkäfer aus Colorado, über Aphiden oder Blattläuse, die wollige Rindenlaus, die Schmarotzerpflanzen. In allen diesen Aufsätzen ist der Verfasser bemüht, an der Hand eigener oder fremder Beobachtungen allen gemeinnützigen oder aufklärenden Fragen gerecht zu werden. Von nicht minder großer Bedeutung ist für die Jugend oder ihre Lehrer, ja selbst für manche Dilettanten die Anleitung zur Verschärfung der Beobachtung. Im Studium der Naturwissenschaften die Grundlage bildend, darf derselben Nichts entgehen, muß der unterscheidende Blick auf Vieles fallen. Hierfür wird vor Allem in dem Aufsatz: „Die Schnirkelschnecken" reichliche Andeutung geboten. Denn abgesehen von der Bekanntschaft mit unseren einheimischen Schnecken, hat dieser Aufsatz in den angeführten Beobachtungen über die Abänderungen der Helix nemoralis und hortensis eine nicht gering zu schätzende didaktische Bedeutung. Wäre es auch nur die gewonnene Überzeugung, daß man nichts als klein übersehen dürfe, so hat dieser Aufsatz seine Bestimmung für die Naturwissenschaft erreicht. Jünger der Naturwissenschaften sind nicht selten in Verlegenheit über den Fund der Objekte. In dem Aufsatze: „Wann, wo und wie sucht man Käfer?" bietet der Verfasser seine eigene reiche Erfahrung an, wie er dieses schon früher ausführlicher in einem Werkchen: „Vollständiger Wegweiser zum Studium der Käfer" gethan. Ganz besonders aber lag dem Verfasser am Herzen, zu zeigen, „daß eine rechte Naturforschung, im Geiste des Christenthums ausgeführt, nothwendig wieder zu Gott, dem Schöpfer und Erhalter der ganzen Natur, hinführe und den redlichen Forscher durch die in den Geschöpfen geoffenbarte Allmacht, Weisheit und Liebe zur wahren Gottesfurcht, Andacht und Nächstenliebe begeistere." Wir glauben hervorheben zu sollen, daß diese Aufgabe glücklich gelöst sei. Verfolgt ist sie mit Geschick in einer nicht aus dem Zusammenhang gerissenen Beobachtung der Naturobjekte. Gerade eine solche dürre Beschreibung wäre der Todesstoß. In ihrer vielfachen Verkettung, in der durch mannigfachste Complication erreichten Bestimmung, die der Verfasser in allen seinen behandelten Gegenständen festhält, offenbart sich die Größe Gottes

auch im Kleinsten. Darin, also in Darlegung der reinsten Objektivität, liegt eben das Überraschende, Anziehende, darin auch das wahrhaft Erbauende. In dieser Behandlungsweise, verbunden mit einem leicht fließenden, angenehm schildernden Stil, liegt ein großer Vorzug der Arbeiten Dr. Bachs.

Mögen die Studien und Lesefrüchte in noch recht viele katholische Familien Eingang finden als vollgiltiger Ersatz gegenüber den verpesteten und besudelten Produkten unserer darwinistisch-materialistischen Vielschreiber.

H. Jürgens S. J.

Miscellen.

Freimaurerische Toleranz. Da es unter den Katholiken noch immer Gimpel gibt, die an die Toleranz der Freimaurer glauben, weil sie von denselben die Toleranz immer mit vollem Munde preisen hören, so wollen wir zu ihrer Belehrung folgenden Vorschlag abdrucken lassen, den das erste Logenorgan Deutschlands, „die Bauhütte" (J. 1875, S. 132), kürzlich angeregt hat:

„In ihrem Streben nach Weltherrschaft hat die katholische Kirche von jeher die meisten Schwierigkeiten bei dem deutschen Volke gefunden. Deßhalb die Kämpfe der alten deutschen Kaiser, deßhalb die Kirchen-Reformation in Deutschland und deßhalb die Kämpfe unserer Zeit. Das neue deutsche Reich hätte Frieden haben können, denn die katholische Kirche wollte mit ihm pactiren; allein die Führer des Reichs sahen ein, daß dieser Frieden den Untergang desselben, der Cultur und der Freiheit bringen werde. Wir stehen nun inmitten eines Kampfes zwischen Staat und Kirche, der in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht hat ..... Jeder Katholik Deutschlands muß sich nun die Frage vorlegen: „Soll ich der Kirche mehr gehorchen, als dem Staat? soll ich mich auf die Seite des Papstes oder auf die Seite des Vaterlandes stellen?" Diese Fragen sich im Stillen vorzulegen und zu beantworten, ist nicht genug; es muß Farbe bekannt werden, wie es der Manneswürde und der patriotischen Thatkraft entspricht. Leider nimmt die Masse des Volks keine entschiedene Stellung ein, in der Hoffnung, daß, je nach der persönlichen Neigung, Staat oder Kirche ohne offene Parteinahme der Einzelnen schon siegen werde. Nichts mehr als dieses ist geeignet, die inneren Kämpfe des Vaterlandes zu verlängern, den Frieden seiner Bürger zu verzögern. Kann der Freimaurer-Bund, welcher das Gute und Edle, die Freiheit und die Wahrheit fördern will, zu der unentschiedenen Volksmasse sich stellen? Nein! er kann dieses nicht wollen, sobald er jenes will .....

„Wir sind duldsam, auch dem religiös befangenen Bruder gegenüber. Ich kann aber daraus nicht folgern, daß wir unsere Duldsamkeit bis zur Gleichgiltigkeit ausdehnen dürfen, bis zur Gleichgiltigkeit, die sogar Qualificationen bei Aufnahmesuchenden als Folgerungen voraussetzt, ohne, um Gewißheit zu

erlangen, darauf zu prüfen[1]. Eine so wichtige, hervorragende Qualification, wie der Patriotismus, darf nicht aus Folgerungen und wenn diese auch noch so logisch richtig wären, sondern muß aus Thaten und directem augenscheinlichen Verhalten nachgewiesen werden. Die in Gleichgiltigkeit leicht ausartende Neutralität des Freimaurer-Bundes in kirchlichen und politischen Dingen hat demselben schon viel geschadet ..... Mir scheint die freimaurerische Toleranz zugleich auch die Mutter der Thatenlosigkeit zu sein, welche, den Logen wahrlich nicht zum Ruhme gereichend, strebsame Männer aus denselben fern hält.

„Entschiedenheit, mehr Entschiedenheit, das ist diejenige Forderung, welche viele Freimaurer an den Bund stellen, jetzt insbesondere stellen müssen, nachdem ein Kampf entbrannt ist zwischen Staat und Kirche, der keine Vermittlung mehr zuläßt, der auch Entschiedenheit bringen wird in die Abgrenzung der Gebiete dieser beiden größten Vereinigungen von Menschen ... Vor Allem sollten die deutschen Logen in der jetzigen Zeit den Aufzunehmenden kurz und bündig, jedes Mißverständniß und Deuteln ausschließend, sagen, *was sie von den Bestrebungen der Römlinge halten*, daß die Gesetze des Staats von den Brüdern zu achten seien, auch wenn Geistliche oder sonstige nicht staatliche Autoritäten ein Anderes wollen. Ich schlage folgenden Revers vor:

„Ich Unterschriebener .... erkläre hiermit bei meinem Gewissen und bei meiner Ehre, daß ich, ein Katholik, *die neuen vaticanischen Dogmen und Lehren nicht anerkenne und nie anerkennen werde*, daß ich vielmehr die verfassungsmäßigen Gesetze des Staats als zu Recht bestehend ansehe, auch wenn diese dem Papst, den kirchlichen Obern oder sonstigen Geistlichen nicht genehm sein sollten."

Dieses Aktenstück ist, denke ich, so deutlich zur Kennzeichnung der freimaurerischen Toleranz, daß jedes Wort zur Erläuterung überflüssig erscheint.

Assyrisches. Reges Interesse erregte die im Laufe unseres Jahrhunderts erfolgte Entdeckung verschiedener, bald größerer, bald kleinerer Fragmente von Königslisten des alten Pharaonenreiches, welche zugleich mit den Monumenten den Beweis lieferten, daß die langen Manethonischen Königsreihen keine Erfindung einer zügellosen Einbildung waren, sondern einen reellen historischen Hintergrund hatten. Eine analoge Entdeckung hat G. Smith auf dem Gebiete der babylonischen Alterthumskunde gemacht und nunmehr im 2. Theile des 3. Bandes der Transactions of the society of biblical archaeology ver-

---

[1] Bei diesem und ähnlichen Sätzen wollen unsere Leser nicht vergessen, daß wir ein *wörtliches* Citat geben und der wirklich ungeheuerliche Styl also nicht auf unsere Rechnung kömmt. Wer überhaupt sehen will, wie viel sich unsere arme deutsche Sprache gefallen lassen muß und wie weit man in ihrer Mißhandlung geht, der muß die Bauhütte, die Freimaurerzeitung, überhaupt Blätter der Freimaurer und Protestantenvereinler lesen. Allerdings, die „altkatholischen" Briefe und Schriften des Ritters v. Schulte und seiner Genossen leisten in dieser Beziehung ebenfalls Erkleckliches. A. d. R.

öffentlicht. Er hat drei Fragmente eines Ziegeltäfelchens aufgefunden, welches in sechs Colonnen von je 50—60 Zeilen, von der ältesten Zeit angefangen, einen erheblichen Theil der babylonischen Regentenreihe aufführte. Freilich ist von diesem werthvollen Täfelchen nur ein sehr geringes Bruchstück auf uns gekommen und selbst auf diesem befindet sich mehr als die Hälfte der Angaben, namentlich gerade der auf die älteste Zeit bezügliche Abschnitt, in einem äußerst kläglichen Zustande. Indessen liefert auch so schon das Fragment den wichtigen Beweis, daß auch die Dynastienliste des Berosus auf einheimische Urkunden zurückgeht, und weckt die Hoffnung, diesen kostbaren Fund vielleicht in Bälde erweitert, vielleicht sogar dereinst vervollständigt zu sehen. Die sehr magere Übersicht der Dynastien des Berosus, welche wir besitzen, stellt die Könige von Babylon in neun große Gruppen: chaldäische, medische u. s. w. Herrscher, zusammen; unser Fragment zerlegt die einzelnen Gruppen in Regentenfamilien. Um unseren Lesern einen Begriff von der Anlage dieses Dokumentes zu geben, lassen wir hier einen Abschnitt desselben folgen; die Könige, von denen die Rede ist, dürften ungefähr dem 11. Jahrhundert v. Chr. angehören.

„Der Fürst der Kuabar" (wahrscheinlich Name eines Stammes) „vom Meereslande, Simmas-sihu, Sohn des Iriba-Sin: seine Regierung war glücklich, sein Gott verlieh ihm Sieg im Kriege, er regierte 17 Jahre und liegt begraben im Palaste Sargon's" (des Älteren). — „Hea-mukin-ziru, der sich zum Könige aufwarf, Sohn des Kutmar: er regierte drei Monate und liegt begraben auf dem Felde Bit-Kutmar. — Kassu-nadin-achu, Sohn des Sappai: er regierte sechs Jahre und liegt begraben im Palaste... Zusammen drei Könige aus der Dynastie des Meeslandes, regierten 23 Jahre." Es folgen drei Könige aus dem Hause Bazi, mit zwanzig Jahren drei Monaten, und ein älamitischer König mit sechs Jahren: hier endet das Fragment. Die der eben citirten vorangehenden Stellen bieten vier vollständige und fünf unvollständige Königsnamen; von allen vorkommenden Namen war bisher bloß ein einziger bekannt.

Die religiösen Orden und ihre Bedeutung.

III.

Ein unterscheidendes Merkmal unserer Zeit bilden die zahlreichen, über alle wirthschaftlichen, industriellen, wissenschaftlichen, socialen und politischen Gebiete ausgebreiteten Vereine. Allenthalben spricht sich der Drang nach Vereinigung aus; unter den verschiedensten Namen und für die verschiedensten Zwecke treten ununterbrochen neue Gesellschaften in's Dasein, bald für die ernsten Aufgaben des Lebens, bald für die Erheiterung desselben. Warum sollen nun Vereine, deren Ziel die Pflege der evangelischen Vollkommenheit ist, warum sollen die Orden und ordensähnlichen Congregationen nicht geduldet werden?

Im vorhergehenden Artikel haben wir das Ordenswesen und seine Berechtigung aus dem Evangelium und dem Glauben der katholischen Kirche nachgewiesen; daraus hat sich uns ohne Weiteres ergeben, wie der Katholik sich zum Ordenswesen stellt, wie er es betrachtet, und welche religiösen Ideen er in ihm verkörpert findet. Der hl. Thomas nennt als Zweck des Ordensstandes „die Vollkommenheit der Liebe", ihm ist derselbe „eine Anleitung und Übung, um zur Vollkommenheit zu gelangen"; daher ist der Eintritt in den Orden „ein höheres Gut" als das allgemeine christliche Leben, „wer daran zweifelt, fügt Christo, der jenen Rath gegeben, eine Unbild zu", und der Ordensstand schließt das vollkommenste Opfer in sich, das der Mensch seinem Gott darbringen kann.[1] Diese Anschauungen waren und sind das Gemeingut der gesammten katholischen Kirche, die nie anders über das Ordenswesen gedacht hat und nie anders denken kann. Das ist die wahre Auffassung desselben.

Es ist charakteristisch für unsere Culturkämpfer, daß sie im gemeinsten und plattesten Gegensatz dazu, ohne Spur eines Verständnisses für tief re-

[1] Summ. theol. II. 2. qu. 186.

ligiöse Anschauungen, im Ordensberufe nur die grob materiellen Beweggründe der Versorgung sehen können. Hinschius stellt sich die Frage, warum die weiblichen Congregationen in den letzteren Jahren einen so bedeutenden Aufschwung genommen haben. Er antwortet: „Diese Erscheinung erklärt sich leicht. Die in heutiger Zeit immer mehr schwindende Möglichkeit, in der Ehe eine entsprechende Versorgung zu finden, die schwierige und unbefriedigende Stellung unverheiratheter, namentlich unbemittelter Mädchen, und die Beschränktheit der Erwerbsquellen für dieselben sind die Faktoren, welche den weiblichen Congregationen ihre Mitglieder zuführen." Und jene edlen Jungfrauen, die eine glänzende Lebensstellung und lockende Aussichten freudig dahingeben? Doch einen Anflug religiösen Verständnisses sucht man bei denen, welche über die Orden zu Gericht sitzen, meistens vergebens. Würde Christus heute im Bereiche des Staatsgebietes, in dem Herr Dr. Hinschius Sitz und Stimme hätte, seine evangelischen Räthe ertheilen, er würde sogleich von der Staatsgewalt gefaßt und mundtodt gemacht werden müssen, denn der Staat darf es unter keinen Umständen dulden, „daß der Verzicht auf die Fundamente des Staates und der Gesellschaft, auf das Recht zur Begründung der Familie und zu eigenem Eigenthum und Erwerb auch nur durch den leisesten Druck hervorgerufen und die absolute Freiheit des Austrittes aus einer geistlichen Genossenschaft irgendwie beeinträchtigt wird." [1] Oder sind etwa die Anpreisungen Christi und die in Aussicht gestellten Verheißungen und Belohnungen nicht „ein leiser Druck"? Wenn der Staat unter keinen Umständen auch nicht den leisesten Druck gestatten darf, so confiscire man doch die Evangelien als staatsgefährlich!

Das Ordenswesen ist unzertrennlich von der katholischen Kirche; es wächst — wie früher entwickelt wurde — historisch und dogmatisch aus ihr hervor und hat seine lebensvollen Wurzeln im Evangelium, im Worte und Beispiele Christi. Als gottgewollte Einrichtung am Organismus seiner Kirche hat es nicht bloß für diese und den Einzelnen eine weitgehende Bedeutung, es hat auch den Absichten Gottes entsprechend *für die menschliche Gesellschaft* eine große Aufgabe zu lösen. Und die Orden haben in der Vergangenheit der großartigsten und zugleich wohlthätigsten Arbeit, die erdacht werden kann, sich auf's Ruhmvollste unterzogen. Die Geschichte der Orden ist zugleich die Geschichte der Civilisation. Sie haben das Abendland materiell und

[1] Die Orden und Congregationen, S. 115.

geistig cultivirt, die Wissenschaft und ihre Schätze gerettet, vermehrt und vererbt. Cassiodor hatte bereits das Abschreiben werthvoller Manuskripte zu einer Hauptbeschäftigung der Mönche gemacht, und zu einer Zeit, wo die Nachwehen der Völkerwanderung noch hemmend und beklemmend auf Europa lagen, da waren die Klöster Irlands die Zufluchtsstätte der Frömmigkeit und Wissenschaft. „Unter dem Schutz zahlloser Klöster bildeten sich daselbst eine Menge von Missionären, Lehrern und Predigern zum Dienste der Kirche und zur Verbreitung des Glaubens. Man trifft dort eine weitgehende und andauernde Entwickelung der wissenschaftlichen und kirchlichen Studien, die weit hinaus geht über das, was damals in irgend einer Gegend von Europa geleistet wurde. Die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Metallarbeiten wurden mit Erfolg betrieben.“ [1] Mönche waren es, die nicht bloß das Christenthum nach England brachten, sondern mit ihm auch die Baukunst, die Glasarbeiten, die Malerei. Irische und englische Mönche cultivirten sodann Deutschland. Was ferner die alte Zeit und das Mittelalter in Verbreitung der Gesittung und des Glaubens nach dem Inneren Asiens hin oder nach Nord- und Osteuropa geleistet, das ist gleichfalls das Verdienst der Mönche. Man kann und muß auf die Geschichte der Wissenschaften und zwar für Deutschland insbesondere anwenden, was Montalembert sagt: „Man rühme alles, was die Mönche gethan haben, um das Abendland zu cultiviren: man wird stets *unter* der Wahrheit bleiben. Aber jeder Versuch einer gerechten Würdigung, wie zaudernd und unvollständig er auch ausfallen möge, wird doch ein Anfang sein der Rechtfertigung dieser vorgeblichen Nichtsthuer, als welche sie so lange und so ungerecht verläumdet wurden, und eine vom Pflichtgefühl abgedrungene Verwahrung gegen die häßliche Undankbarkeit, deren Opfer sie geworden sind. Wer wird wohl in der Zukunft glauben können, daß das französische Volk Männer und Einrichtungen, denen drei Achtel der Städte seines Landes ihr Dasein verdanken, in seinem Namen schmachvoll hat austreiben, plündern und verbannen lassen?“ [2]

Doch es sollen hier nicht die Verdienste hervorgehoben werden, die sich die katholischen Orden um das Wohl der Menschheit in *früheren* Zeiten erworben; wir wollen noch viel weniger für die altehrwürdigen Orden, denen unser Vaterland die Begründung seiner Cultur schuldet,

[1] Montalembert, Les moines de l'Occident, III. 307.
[2] L. c. I. LXX.

die Dankbarkeit der späten Enkel anrufen; nur das muß untersucht werden, ob das Ordenswesen „nicht mehr als Bestandtheil unserer modernen Cultur geduldet werden kann", wie Virchow im Reichstag meinte, oder ob gerade im Gegentheil die heutige Gesellschaft mehr als je für die Lösung der drängendsten Fragen auf das katholische Ordenswesen angewiesen ist. Der Ordensgeist ist die Frucht und Blüthe des Christenthumes; selbst protestantische Stimmen räumen ein, daß „das Klosterwesen zu den wichtigsten, wirksamsten und unentbehrlichsten Bestandtheilen der Kirche und Christenheit gehörte"[1] — wie charakterisirt sich also eine Cultur, die das Ordenswesen als unvereinbar mit sich erklärt? Diese steht offenbar außerhalb des Christenthums und ihm feindlich und zerstörend gegenüber. Jener aber, bei dem das Christenthum noch ein Name mit Inhalt und Bedeutung ist, sieht im Ordensleben zunächst den heilsamen Einfluß des Beispieles auf das religiös-sittliche Leben. Wer als Christ leben, wer seine ewige Seligkeit in Sicherheit bringen will, muß die Gebote Gottes halten, mit anderen Worten: er muß glauben und nach dem Glauben leben. Manche Gebote Gottes sind aber dem Menschen höchst unbequem. Das siebente verbietet jeden ungerechten Gewinn; das sechste beherrscht und regelt in strenger Zucht den mächtigsten und leidenschaftlichsten Trieb; nicht einmal die Gedanken sind zollfrei, sondern „wer ein Weib mit Begierde ansieht, hat schon die Ehe gebrochen"; das freiwillige, wenn auch nur innerliche unlautere Ergötzen eines Augenblickes gebiert schon die schwere Schuld, die todbringend auf der Seele lastet — das ist der Ernst und die Strenge des christlichen Sittengesetzes. Zu den Geboten Gottes gehört in erster Linie die Erfüllung bestimmter religiösen Pflichten, denn „du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen", und doch droht die Sorge des täglichen Lebens alle Gedanken und alle Zeit für sich allein zu beanspruchen.

Nimmt man alle diese und viele andere Anforderungen zusammen, so mag wohl manchen Christen zeitweise das Gefühl beschleichen, dem die Jünger Christi einst Ausdruck gaben: hart ist diese Rede und wer kann sie hören? Will aber so dem Christen die Haltung der Gebote hart und schwer erscheinen, so greift das Ordensleben mit seinem Beispiel heilend, belehrend und ermunternd ein. Der Ordensmann verpflichtet sich zur Beobachtung der Räthe; er nimmt also zu der Summe von Pflichten,

[1] Herzog, Realencykl. VII. 751.

die jedem Christen obliegt, noch neue hinzu, und indem er Gebote und Räthe unter dem Beistande der Gnade befolgt, liefert er den thatsächlichen Beweis, daß das Joch des Herrn süß und seine Bürde leicht sei. Er macht dem zaudernden und zögernden Christen Muth, indem er ihm die Kraft der Gnade und des von der Gnade getragenen festen Entschlusses an seinem eigenen Leben zeigt. Man darf diese Macht des vor Augen liegenden Beispieles nicht unterschätzen. Der nachdenkliche Christ bemerkt, wie der Ordensmann sich von der Welt zurückzieht, auf ihre Freuden verzichtet, ein streng geordnetes und hartes Leben führt, getheilt in Gebet, Studium, Arbeit, wie er seine Neigungen zum Opfer bringt, und warum? weil er Gott besser dienen, seine Ewigkeit sicher stellen will. Tritt da nicht der Glaube des Christenthums an den Werth der Ewigkeit lebhaft und greifbar vor ihn? Muß er sich nicht sagen: wenn jene so viel leisten und zu dem Maße des Gebotenen noch das Freiwillige hinzufügen, kann dann ich das Nothwendige nicht auf mich nehmen? Der Ordensstand ist eine praktische Illustration zum Worte Christi: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?“ Er ist die Verkörperung des christlich-religiösen Lebens, der sichtbare Ausdruck des Strebens nach dem Geiste Christi, und die in die Wirklichkeit vollzogene Befolgung und Umsetzung seines Wortes: „Komm' und folge mir nach.“ Wie jede entsprechende Verkörperung und Darstellung einer hohen sittlichen Idee, kann er demnach nicht verfehlen, dem christlichen Geist neue Anregung und Schwungkraft zuzuführen; und wie es überhaupt Aufgabe des Idealen ist, das gewöhnliche Leben und Treiben mit höheren Keimen und Motiven zu durchsetzen, es zu verklären und zu sich emporzuziehen, so hat und löst der Ordensstand diese Aufgabe in würdiger und erfolgreicher Weise. Als Wegweiser und Herold, als fortdauernder lebendiger Vertreter des höheren christlichen Strebens, und zugleich als Muster und Probe der durch die That vollzogenen Hingabe der gesammten Menschennatur in den Dienst Gottes steht er da auf dem Boden der Kirche, und indem er den geistigen Inhalt derselben sich aneignet und die Anforderungen der Vollkommenheit als Ziel seines Ringens sich setzt, hält er ermuthigend und Nacheifer weckend die Fahne des christlichen Lebens hoch und trägt sie den Schaaren der Gläubigen siegreich voran. Als Augustinus von dem Leben der Anachoreten und Mönche hörte, da rief er aus: „Was thun wir? was ist das? Diese erheben sich und erstürmen den Himmel, und wir wälzen uns in den

Freuden der Erde!" Der Grund seiner Bekehrung war gelegt. Wie oftmals mag sich seitdem dieser belebende Einfluß des Ordensstandes in der Ermunterung zum christlichen Leben bewähr haben! Das Hirtenschreiben der Erzbischöfe und Bischöfe der Vereinigten Staaten (um nur ein Beispiel anzuführen), welche im Oktober 1866 zu Baltimore versammelt waren, stellt in dieser Beziehung den Ordensschwestern ein ebenso vollgiltiges als die Richtigkeit des oben Erörterten klarstellendes Zeugniß aus. „Wir sind," heißt es darin, „von der tiefsten Ehrfurcht durchdrungen gegen diese heiligen Jungfrauen, die unsere religiösen Genossenschaften bilden. Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, indem wir der Tugend und dem Heldenmuthe dieser christlichen Jungfrauen ein öffentliches Zeugniß ausstellen, deren Leben überallhin den guten Geruch Jesu Christi verbreitet und die durch ihre Hingebung und ihren Opfergeist vielleicht mehr als irgend etwas Anderes dazu beigetragen haben, in dem Geiste einer großen Anzahl der unserem Glauben Entfremdeten eine glückliche Veränderung hervorzurufen."

Neben dieser Bedeutung des Ordensstandes, die ihm überall und zu allen Zeiten zukam, tritt bei der unterscheidenden Physiognomie unserer Zeit noch eine andere in den Vordergrund. Diese liegt in den drei Ordensgelübden und in deren Verhältniß zur Richtung und Signatur des herrschenden Zeitgeistes. Dieser trägt den Stempel der ungemessenen Besitzsucht, der ungezügelten und raffinirtesten Genußsucht und eines unbändigen Freiheitsdünkels, der alle von Gott, Vernunft und Gesetz gegebenen und geforderten Schranken niederreißen, alle Auctorität, trage sie welchen Namen sie wolle, von Grund aus verwerfen will. Und während der eine Theil der menschlichen Gesellschaft im Besitze des Kapitals, in dessen schwindelhafter Vermehrung und genußreichster Ausnützung schwelgt, steht ein anderer finster und drohend im Hintergrunde, nur auf Veranlassung und Gelegenheit harrend, um die ganze Civilisation in Schutt und Trümmer zu begraben und im Blute ihrer Träger zu ersticken. Der Vulkan gährt und droht, einzelne Lichtgarben hat er schon zur eigenen Illustrirung in die bang ahnende und schaudernde Welt hinausgesandt. Da tritt der Ordensstand auf den Plan mit seinem Wahlspruche und seiner Lebensregel: „Ich gelobe Armuth, Keuschheit, Gehorsam." Was will und vermag er?

Schon der hl. Chrysostomus zeichnet für seine Zeit einen Umriß der Bedeutung und des Einflusses des Ordensstandes in Betreff der socialen Fragen. Er schildert die Gefühle, die sich eines Armen bemächtigen müssen,

wenn er plötzlich in den ungeheuren Luxus und die Prachtverschwendung des Theaters von Konstantinopel versetzt würde. „Siehe da," würde er sich sagen, „an Dirnen und Tänzerinnen werden Tausende verschwendet, während ich trotz harter Arbeit hungere;" und dabei verzehrt ihn Unmuth und Schmerz; er ballt die Faust gegen die vom Glücke Begünstigten, die in solcher Weise dem Sündengenusse fröhnen. Ganz anders aber, meint der heilige Lehrer, wird sich die Stimmung seines Herzens beim Besuche der Mönche gestalten. Dort trifft er Glieder reicher und angesehener Familien, sogar Sprößlinge erlauchter Geschlechter, Männer, die in der Welt ein Leben voll Ehre und Genuß führen könnten — Alle aber sind in ärmlicher Kleidung, bedienen sich einfacher Nahrung, arbeiten emsig und sind voll Freude und Glück inmitten ihrer Entsagung. Wie erscheint ihm jetzt seine Armuth und Dürftigkeit, sein Loos von Mühe und Arbeit in einem ganz anderen Lichte! Er kehrt mit einem Gefühle des Friedens und der Zufriedenheit zurück; denn, so schließt der Heilige, bei den Mönchen tröstet sich der Arme wegen seiner Armuth, der Reiche aber lernt bei ihnen Tugend und Genügsamkeit.

Galt etwa diese geräuschlose Einwirkung und stumme Predigt des Ordensstandes nur zu den Zeiten des hl. Chrysostomus? Oder ist unsere Zeit einer solchen Belehrung nicht mehr bedürftig? Das Gelübde der Armuth, der Verzicht auf persönlichen Besitz und beliebigen Genuß des Vermögens ist auch heute noch, wie in den Tagen des hl. Chrysostomus, ein Protest, der angesichts der geldhungerigen Welt aus der Mitte der Ordensgenossenschaften gegen die Überschätzung des Mammons, gegen die unersättliche Geldgier und den lockenden Goldflitter abgegeben und mit vernehmbarer Stimme in's Treiben und Jagen nach Erwerb hineingerufen wird. Sie verhallt nicht ungehört, sie findet oft ein Echo. Die freiwillige Armuth ist ein lebendiges Zeugniß, daß es zur Ehre der Menschheit und zur wirksamen Glaubensbethätigung noch genug Herzen gibt, welche die idealen Güter hoch halten und den Gott dieser Erde und die Versenkung in die Interessen des allregierenden Geldes nicht zur Triebfeder ihrer Handlungen machen. Und während sie so auf der einen Seite die Menschheit auf die Werthschätzung und Erstrebung höherer Güter hinweist, umkleidet sie die Dürftigkeit und Besitzlosigkeit der unfreiwillig Armen mit religiöser Weihe; denn seitdem Christus arm geworden, hat die Armuth aufgehört eine Schande zu sein, und so lange der Arme solchen begegnet, die freiwillig auf den Besitz und Genuß ihres Vermögens verzichtet haben, erträgt er sein Loos leichter, söhnt

sich mit seiner Armuth und Entbehrung aus und erfährt, daß auf dem Stande der Armuth keine Verachtung ruhe. So ist der Ordensstand mit seinem Gelübde der Armuth eine dauernde Mahnung an die Besitzenden, ihr Herz nicht an das vergängliche Erdengut zu heften, er ist eine Ermunterung für die Armen, eine Einladung zum christlichen Verständnisse und zur christlichen Würdigung der Armuth. So hebt er die Armen moralisch und bringt den echt evangelischen Gedanken zum Ausdruck, der die Armen selig preist, den Armen und Bedrängten Trost und Hilfe ankündigt.

Im inneren Zusammenhange damit steht die Thatsache, die immer und überall sich geltend machte, daß die Klöster auch die wirkliche Armuth in ihrer Umgebung gelindert und ihr stets das Herbe und Drückende genommen haben. Das Elend des Proletariates, wie es nur zu häufig gerade an den belebtesten Mittelpunkten der Production und Industrie in schreckenerregender Weise zu Tage tritt, war früher unbekannt, und das verdankte man großentheils den alten Klosterstiftungen. Sobald der Unglaube diese weggefegt hatte, wuchs und erstarkte das sociale Übel, das man heute Pauperismus nennt. Und wer hat in das Elend und die Verlassenheit der armen Klassen auch in unsern Tagen noch am meisten Linderung, Trost und Zufriedenheit gebracht? Es sind wiederum die freiwillig Armen, die Congregationen der katholischen Kirche, die dem Dienste der Armen, der Erziehung und dem Unterrichte der armen Kinder, der armen Waisen und der Besorgung armer Kranken sich widmen. Will man denn nicht einsehen, daß zwischen dem Gelübde der Armuth und dieser hingebenden Liebe für die Armen eine innere und nothwendige Verbindung besteht? Das Gelübde, der Ausfluß einer echt christlichen Würdigung der Armuth, der eben Christus selbst durch Wort und Beispiel diesen hohen Rang und diese Bedeutung für die Entwickelung des Gottesreiches angewiesen, bekundet eine heilige Ehrfurcht und Liebe zur Armuth; wie anders sollte diese sich bethätigen, als eben in den Werken, wie wir sie von den Congregationen unternommen und ausgeführt sehen? Wer aber sollte auch geeigneter sein, die Wunden der Armuth zu heilen, ihre Schrecken zu mildern, ihren drohenden Gefahren vorzubeugen? Merkwürdiger Widerspruch! Unsere Zeit krankt an entgegengesetzten Übeln. Der eine Theil der Gesellschaft ist dem Mammonsschwindel anheimgegeben und zehrt sich im Goldfieber auf; diesem steht ein hohläugiges und hungerndes Proletariat gegenüber, das mehr und mehr die gierigen Hände

nach dem Besitze seiner Dränger grollend ausstreckt — zwischen beiden steht versöhnend, berichtigend, belehrend, für beide ein Beispiel, und beiden die mangelnden sittlichen Motive, die religiöse Anschauung und glaubensinnige Auffassung vermittelnd, die freiwillige Armuth des Ordensstandes. Er ist ein Faktor, der in die gesellschaftliche Gährung heilsam eingreifen kann, das bezeugt seine Geschichte; der die socialen Schäden zu heilen vermag, das bezeugt die zeitgenössische Erfahrung — aber trotzdem spricht ihm der Zeitgeist das Verdikt. Lieber keine Rettung, als eine vom Christenthum stammende! Und es scheint in der That, daß der Liberalismus zu diesem haßerfüllten Grundsatz sich bekennt, besonders wenn man das Vorgehen gegen die Orden noch unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet.

Die Völker sind stark und gesund, so lange Zucht und Sitte unter ihnen herrscht. Wie der Einzelne durch Ausschweifungen seine leiblichen und geistigen Kräfte ruinirt, so wird die edelste Kraft eines ganzen Volksthumes geknickt, wenn der Taumel der sinnlichen Genüsse einreißt. Nichts zerstört so sehr alles ideale Streben, alle hochherzigen und großen Gesinnungen, nichts macht so brutal, gemein und gefühllos, als der berauschende Freudenbecher sinnlicher Lust. Und trotzdem umgibt ihn zur Steigerung der Gefahr ein mächtig lockender Reiz, und — sagen wir es nur offen heraus — die verdorbene Menschennatur verfällt ihm unwiderstehlich, wenn nicht die Gnade von oben heilend und helfend in's Mittel tritt. Das sind Sätze, an deren Wahrheit sich nicht rütteln läßt. Auf der anderen Seite treten bereits auf der Oberfläche unserer heutigen Gesellschaft Erscheinungen und Symptome hervor, die auf eine tiefer und tiefer um sich fressende Corruption schließen lassen; es tauchen Blasen empor, die einen entsetzlichen Pfuhl von gährender Fäulniß verrathen. Und wo das Laster noch nicht in voller Häßlichkeit sich entfalten kann, da lauert es auf dunkeln Schleichwegen oder kleidet sich in die sinnebestrickenden Reize von Vergnügungen. Aber gerade eine solche Zeit braucht doppelt nothwendig das Ordenswesen mit seinem Gelübde der Keuschheit.

Die Möglichkeit dieser Tugend, die nach den Lobsprüchen der heiligen Väter die Menschen den Engeln ähnlich macht, muß dem entarteten Zeitgeiste gegenüber betont, ihr Duft, ihre Weihe und Schönheit entfaltet, ihre Würde, Heiligkeit und ihr himmlischer Adel als erreichbar dargestellt werden. Dem unbändigen Drang nach Sinnengenuß muß als beschämendes und zugleich belehrendes Beispiel

die Entsagung selbst der erlaubten Freuden gegenübertreten. Und wie Viele fühlen mit einem hl. Augustin die heilsame Macht eines solchen Beispieles! „Diese und jene haben es gekonnt, warum soll ich es nicht können?" Dieses Wort zerriß die Stricke, mit denen die Sinnlichkeit ihn gefangen gehalten hatte. Das Leben der reinen, unentweihten Hingabe an Gott, wie es im Ordensstande sich darstellt, gewährt Vielen durch seinen bloßen Anblick einen Halt und eine Stütze; für Andere ist es ein Leuchtthurm, der sie aus dem tobenden Meere in den sicheren Hafen einladet; sodann ist es eine Sühne, dargebracht aus der Mitte der Menschheit für die Frevel, mit denen ein so großer Theil derselben sich befleckt. Wer kann in Abrede stellen, daß die menschliche Gesellschaft durch manche ekelhafte Beule angefressen und entstellt sei? Was ist demnach wünschenswerther, als eine unversiegliche Quelle der moralischen Erneuerung und Kräftigung? Diese sprudelt aber in der Pflege jener Tugend, der mit einem gewissen Vorrecht der Ausschließlichkeit dieser Name beigelegt und die eben darum als der blühende Schmuck der edlen Menschheit anerkannt wird. Was ist aber von einer Zeit zu halten, die christlich sein will und dieser Tugend ihre eigenste Stätte und Heimath benimmt? Das heidnische Römerthum schützte, bewahrte und ehrte seine Vestalinnen. Es glaubte jungfräulichen Händen das Unterpfand für das Bestehen des Reiches und das heilige Palladium der ewigen Roma, das signum, quo salvo salvi sumus futuri, wie der Redner Cicero sagt, anvertrauen zu müssen, und umgab diese Jungfrauen mit einem Kranze ausgesuchter Huldigungen, mit einer Weihe von Unverletzlichkeit und Heiligkeit. Ihre Gegenwart allein reichte hin, jede Gewaltthat ferne zu halten, ihre Begegnung begnadigte den Verbrecher noch auf seinem Todesgange — sogar der Consul, der Repräsentant der heidnischen Staatsmacht, ließ die Fasces ehrfurchtsvoll vor ihnen senken und gab ihnen ehrerbietig beim Begegnen den Vorrang. Das war der Tribut, den das tiefgesunkene Heidenthum dem matten Schimmer der Tugend darbrachte, eine beredte und staatliche Anerkennung für die moralische Machtfülle, die Weihe und den Segen der wahren Tugend.

In der Gegenwart beliebte man, dem Gelübde den Vorwurf zu machen, daß es eine Negation des für Cultur und Staat so wichtigen Fundamentalinstitutes der Familie sei. So Petri im Reichstage und ähnlich die Motive zum Klostergesetz. Nichts ist oberflächlicher und lächerlicher und verstößt gleich sehr gegen Christenthum und vernünftige

Weltanschauung. Hat man nicht schon manchmal darauf hingewiesen, daß nahezu zwei Drittel der Menschheit ehelos bleiben müssen? Das ist einfach das Ergebniß des Zusammenwirkens mannigfacher Umstände, deren Beseitigung keiner Menschenmacht möglich ist. Was also für den größeren Theil der Menschheit schon durch die Natur geboten scheint, wie soll das durch freiwillige Uebernahme, die aus der höchsten sittlichen Auffassung entspringt, zerstörend wirken? Oder ist etwa das Gelübde eine Verurtheilung des Familienlebens? Ebenso wenig, als das höhere Gut bewirkt, daß ein wahres Gut niederer Ordnung aufhört, in der That ein Gut zu sein. Oder können denn in der moralischen und physischen Ordnung der Dinge nicht verschiedenwerthige Vorzüge nebeneinander bestehen? Gehört es nicht gerade zum Wesen des Organismus und der Harmonie, daß unter sich Ungleichartiges, daß Höheres und Niederes sich zu einer planvollen Einheit, zu einem Zweck und einer Gesammtthätigkeit vereine?

Das sittliche Gut höheren Ranges zerstört nicht, es adelt nur und verklärt. Den sittigenden Lebensgrund bilden die Ideale; wo das Leben an Idealen sich nicht mehr erhebt und stärkt, da kriecht es aller geistigen Erhebung und Schwungkraft baar am Boden dahin. Die christliche Jungfräulichkeit birgt einen Reichthum des Idealen in sich — wehe uns, wenn diese ideale Kraft und deren Verständniß den Völkern abhanden käme. Die Jungfräulichkeit ist die Blume des Christenthums, der geheiligte Boden, auf dem die innigste Vereinigung zwischen Gott und Mensch stattfand — darum ist sie auch der Brautschmuck der Kirche Christi. Doch nicht „Alle fassen dieses Wort; wer es fassen kann, der fasse es." Der Lichtstrahl beleidigt auch das kranke, blöde Auge; hört deßwegen die Sonne auf, die Königin des Tages voll Pracht und Majestät und die unversiegliche Spenderin neuen Lebens und wechselvoller Herrlichkeit zu sein?[1] Aber das ist leider die Blindheit eines

---

[1] Selten bringen es Protestanten und namentlich Pastoren zu einer unbefangenen Würdigung der Ehelosigkeit. Es ist darum der Mühe werth, Aeußerungen zu verzeichnen, welche auf der hannoverischen Pfingstconferenz gefallen sind, und — allerdings eine Merkwürdigkeit — in einem Kreise von Predigern vernünftig die Ehelosigkeit zunächst der Diakonissen, damit zugleich aber des ganzen Ordens- und Priesterstandes beurtheilen. Ein Vortrag über die Diakonissensache führte durch, wie sich das Diakonissenamt nicht nur nach der Schrift, sondern auch nach Geschichte und Anschauung der protestantischen Kirche als eine von Gott gewollte Ordnung bewähre. Der erste Einwand dagegen sei die Ehelosigkeit. „Es ist wahr, wir müssen eheloſe

Theiles unserer Zeitgenossen. Die sittlichen Grundlagen, auf denen das gesellschaftliche Leben allein ruhen kann, will man nicht sehen, ihr Verständniß ist entschwunden.

In trauriger Wirklichkeit drängt sich diese Wahrnehmung ebenfalls auf in der Thatsache, daß das Grundprincip des christlichen Gehorsams, das zugleich die Grundlage des menschenwürdigen Gehorsams ist, so vollständig mißkannt, so beispiellos verhöhnt wird. Das Christenthum kennt keinen Gehorsam außer um Gottes willen, von dem allein alle Macht, alles Ansehen, alle Gewalt, alle Vaterschaft und jeder Anspruch auf Unterwürfigkeit herstammt. Beugt sich der Christ in Gehorsam, so beugt er sich vor Gottes Auctorität, vor Gottes Willen, der als Schöpfer und Regierer die Verhältnisse der Abhängigkeit des Menschen vom Menschen gewollt und grundgelegt und die für das menschliche Gemeinwesen nothwendigen Träger der Gewalt eben deßwegen mit einem über deren persönliche Würde hinausliegenden Ansehen ausgerüstet wissen wollte. Daher und nur daher entspringt der christliche Gehorsam gegen den Staat und dessen Vertreter. Dieser allein wahrt die Würde des freien Menschen seinem Mitmenschen gegenüber, der ihm von Natur aus nicht übergeordnet, nur nebengeordnet ist. Wenn aber aller Gehorsam ein um Gottes willen und somit Gott dem Herrn geleisteter ist, was schlägt man über den Gehorsam der Ordensleute so viel Lärm, weil er um Gottes willen und Gott dem Herrn dargebracht wird? Warum versteigt sich Hinschius selbst bis zur Behauptung des „ethischen Selbstmordes", der durch einen solchen Gehorsam vollzogen werde? Und doch haben die Ordensleute eben durch ihr Gelübde des Gehorsams für den herrschenden Zeitgeist eine nicht zu unterschätzende Mission zu erfüllen.

Diakonissen haben, das ist nicht Zweck, aber Mittel. Ihr Amt, das lehrt die Erfahrung, fordert die Zeit und Kraft einer ganzen Person.... Fragen aber möchten wir: ist denn jedes eheloſe Leben ein verfehltes? Schlägt diese von unserer Zeit mit Vorliebe kolportirte Behauptung nicht die bekannten Stellen der Schrift (Matth. 19, 12 und 1 Kor. 7) in's Gesicht? Ist es nicht fast eine Grausamkeit, den starken Überschuß des weiblichen Theiles der Bevölkerung, der allein in Württemberg sich auf 90,000 Personen beziffert, von vorn herein zu einem verfehlten Dasein zu verurtheilen? Das eheloſe Leben befreit von der Sorge um das Irdische und befähigt zum Liebesdienst; das ist zweifellos seine Lichtseite, die auch am Diakonissenamt offenbar wird." So wird also selbst von protestantischer Seite die Aufstellung der „Motive" widerlegt, nach denen das Ordenswesen „die wirthschaftlichen Fundamente der Staatsexistenz negirt."

Gestaltung und Dauer eines gesellschaftlichen oder staatlichen Zusammenlebens ist ohne Gehorsam, ohne Unterordnung nicht denkbar. Die Familie ruht auf dem Princip der Auctorität, der Staat gleichfalls. Aber gerade hiervon will das Zeitalter der Revolution und der allseitigen Emancipation nichts wissen. Unbändiger Freiheitsdrang, schrankenlose Willkür und Unbotmäßigkeit, ungemessene Selbstüberschätzung und eigensüchtiger Stolz, der nur die eigene Person vergöttert und nur vor der eigenen Einsicht das Knie beugt, — das sind die treibenden Grundelemente, die in allen Schichten und Kreisen der Gesellschaft mehr und mehr Platz greifen. Damit hängt das fieberhafte Bestreben zusammen, im titanischen Anlauf gegen die durch Alter ehrwürdig gewordenen Einrichtungen mit allen Traditionen der Vergangenheit, mit aller und jeder überkommenen Auctorität zu brechen. Daher ist denn auch diesem Geschlechte das Königthum „von Gottes Gnaden" ein Greuel; der souveräne Volkswille, d. h. das Gelüsten der jeweilig herrschenden Partei, soll allein Quelle und Norm jedes Rechtes sein. Und wie die Auflehnung gegen die politische Auctorität in Scene gesetzt wird, sobald diese Miene macht, den Plänen der Umsturzpartei nicht Vorschub und Handhabe zu bieten, so macht sich der Geist der stolzen Unbotmäßigkeit und der Verachtung gegen die rechtmäßig angestammte Auctorität und das erworbene Recht auch in den verschiedenen Gebieten des industriellen und gesellschaftlichen Lebens geltend und hat sogar die Erziehung und den Unterricht angegriffen. Es ist, als hätte eine mächtige centrifugale Bewegung die heutige Gesellschaft erfaßt und suchte sie mit Macht loszureißen von dem Schwerpunkt alles Gedeihens und Bestehens, von der Ordnung, die ohne Unterordnung, ohne leitende Auctorität und fügsame Unterwerfung eben nicht gedacht werden kann. Soll dieses centrifugale Streben den Organismus der Gesellschaft nicht in tausend und abertausend lose Atome auseinander reißen, so muß die centripetale Richtung verbessernd, bewahrend, verbindend eingreifen. Dieses im besten Sinne reaktionäre Element verkörpert sich im Gelübde des Gehorsams. Es ist die Proklamirung des Grundsatzes der von Gott gesetzten Auctorität, der um Gottes willen dem Menschen zu leistenden Unterwürfigkeit, es ist die feierliche Betheuerung, daß die Menschheit nur auf dem Wege der von Gott vorgezeichneten Unterordnung ihrem natürlichen und übernatürlichen Ziele entgegengehe.

Der Glaube an die Nothwendigkeit des Gehorsams ist Vielen abhanden gekommen, das Verständniß seines Werthes, der Würde

seines Ursprunges und der sittlichen Kraft seiner Vollführung hat sich bei der großen Menge verloren; dafür haben die Trugbilder von Mündigkeit, Freiheit, Unabhängigkeit, allseitiger Selbstbestimmung und Selbstgenügsamkeit Geist und Phantasie erobert — da muß in realer und greifbarer Erscheinung das große erhaltende Princip der Ordnung, der Gehorsam, sich offenbaren. Dieses Schauspiel ist der Welt im Ordenswesen geboten. Mit Lust und Liebe wird da um Gottes willen das Joch des Gehorsams aufgenommen; der sonst berechtigte Freiheitsdrang und das Vergnügen, dem eigenen Willen zu folgen, wird selbst für die Fälle zum Opfer gebracht, in denen es anderweitig ohne Verletzung einer Pflicht hätte befriedigt werden können. Wie sollte der Umfang und die Bereitwilligkeit dieses Gehorsams, den Tausende aus voller Überzeugung in freiwilliger Unterwürfigkeit und mit voller Freudigkeit leisten, nicht die Pflicht des Gehorsams in den Augen der nachdenkenden Beobachter ehrwürdig erscheinen lassen und durch die moralische Stärkung des Beispieles dessen Schwierigkeit mildern? Gilt das schon vom bürgerlichen und politischen Gehorsam, so ist der Einfluß des Ordensgehorsams auf den kirchlichen ein noch ungleich bedeutenderer. Die Orden wecken und befördern den kirchlichen Geist. Das ist so allgemein zugestanden, daß Hinschius eben aus diesem Umstande hauptsächlich die „Staatsgefährlichkeit" des Ordenswesens darthut. Für Denjenigen aber, der in der Kirche nicht ein Wahnbild und einen Schatten sieht, sondern das, was sie in Wahrheit ist, die Heilsanstalt für das Menschengeschlecht, ist es leicht, die Tragweite und das Segensreiche dieses Einflusses zu ermessen, namentlich in einer Zeit, wo eine liberalisirende Richtung schon mehrmals versucht hat, bis in's Heiligthum einzudringen.

Eine altkatholische Stimme hat vor einiger Zeit das Ordenswesen als eine Einrichtung des frühesten Mittelalters ausgegeben, die sich ebenso überlebt oder vielmehr ausgelebt habe, wie das Ritterthum mit seiner Kampf- und Lebensweise, mit Rüstung und Waffenzier. Thörichtes Vorgeben! So wenig der ideale Gehalt und das geistige Princip des Ritterthums identisch war mit Harnisch, Helm und Beinschienen, ebenso wenig ist mit diesen auch jenes entschwunden. Die Formen mögen wechseln, der Geist beharret; die Idee des Ritterthums hat Wahrheit und Geltung, die höheren Güter, für die es sein materielles Schwert zog, sind und bleiben wahre Güter, die auch heute noch im Nothfalle mit edlem Blute nicht zu theuer errungen oder gewahrt

werden. Noch viel weniger aber hat das Ordensleben seine Zeit hinter sich. Es steht — und das haben wohl die vorausgegangenen Erörterungen in mehrfacher Hinsicht klar gelegt — mitten in unserer Zeit da mit einem Berufe für die Bedürfnisse dieser Zeit, wie er nicht leicht umfassender und idealer begriffen werden kann. Das Ordenswesen ist durch das Beispiel der in ihm angestrebten Vollkommenheit und durch seine Gelübde die Verkörperung des Idealsten und Höchsten, was das Christenthum in der Menschheit hervorrufen kann. Wenn der geistige Inhalt und die sittliche Größe den Gradmesser abgibt für den dauernden Werth einer Einrichtung, so gebührt dem Ordenswesen die Palme, und wenn die Lage einer Zeitperiode und die in ihr hervortretenden Gebrechen durch die Mittel einer geistigen und sittlichen Erneuerung geheilt werden können, so muß man eingestehen, daß gerade dem zehrenden dreifachen Krebsschaden unserer Zeit gegenüber das dreifache Ordensgelübde helfend und rettend auftritt, daß es Grundsätze in sich ausprägt, die allein Licht, Verständniß, Ordnung bringen, und jene moralische Schwungkraft darstellt, die als Folge einer idealen Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse auch einzig im Stande sein wird, dem gährenden Prozesse der Auflösung und Zerstörung nicht bloß ein Ende zu machen, sondern die widerstrebenden Elemente zum höheren Lebenszwecke gedeihlich hinzuleiten. Gewiß, hätten wir auch keine andere Bedeutung des Ordenswesens für die menschliche Gesellschaft zu verzeichnen, dieß würde schon hinreichen zum Beweise, daß jenes sich nicht überlebt habe, daß es im Gegentheil noch voll und kräftig in unserer Zeit dastehen und eine unermeßliche Aufgabe lösen müsse. Doch ist hiermit die Wirksamkeit desselben nicht erschöpft. War die bisher entwickelte eine mehr ideelle zu nennen, so richten wir jetzt unsere Blicke auf den *reellen* Nutzen, den auch heute noch das Ordenswesen der Menschheit bringt.

Frägt man die Heiligen der christlichen Vorzeit nach dem Nutzen der Klöster, so sind sie alle in ihrer Antwort einig mit dem hl. Augustin, der an vielen Stellen bemerkt, daß jene, die dem beschaulichen Leben sich widmen, nicht wenig *durch ihr Gebet* zum Wohle der Gesammtheit beitrügen. In gleicher Weise lag bei den Klosterstiftungen der alten Zeit oft der Wunsch nach der Hilfe des fürbittenden Gebetes der Mönche als leitender Gedanke zu Grunde, oder man wollte angesichts der in zeitliche Geschäfte versunkenen Welt eine Stätte des stellvertretenden Gebetes zum Ersatz für die Lauigkeit und den Kaltsinn der

Christen gründen. Man glaubte, es gereiche einer Stadt oder einer Gegend zum Segen und zur besonderen Weihe, wenn aus ihr vermittelst eines eifrigen Klosters ununterbrochen der Weihrauch des Gebetes zum Himmel emporsteige. Ein ebenso rührender, als in den christlichen Wahrheiten begründeter Glaube! Heutzutage freilich wollen Manche höchstens den thätigen Orden wegen ihrer Beschäftigung mit dem leiblichen oder geistlichen Wohle des Nächsten oder wegen literarischer Leistungen noch einigen Nutzen für die Menschheit zugestehen; auf den beschaulichen Orden lastet der Vorwurf der Unthätigkeit, der Unfruchtbarkeit. So wenig kennt und schätzt man die Arbeit des Gebetes, die unermeßliche Wirksamkeit der Fürbitte! Und doch gehört wahrlich nur etwas Glaube an die Wahrheit der Worte und Verheißungen Christi dazu, um zur Überzeugung zu gelangen, daß durch Übung des Gebetes eine Thätigkeit entfaltet werden kann, die an Gnade und Segen ihres Gleichen nicht hat. Welch' glänzende Zusagen knüpft der Heiland nicht an das Gebet! Schränkt er die Kraft des Bittgebetes irgendwie ein? soll nicht gerade die Übung desselben eine Hauptbedingung sein, um die Reichthümer göttlichen Wohlwollens den Einzelnen und den Völkern zu vermitteln? Und wer sollte so der religiösen Anschauung entbehren, um nicht die Nothwendigkeit eines umfassenden Sühnegebetes angesichts der individuellen und socialen Sünden und eines fortdauernden Appells an Gottes Barmherzigkeit zu begreifen? Nun sind aber gerade die Ordenshäuser die Stätten des Gebetes, und die Ordensleute selbst wünschen und ersehnen in dem Maße, in dem sie sich ihren Ordensgeist aneignen, nichts mehr, als das wahre Wohl und Heil ihrer Mitmenschen. Je mehr nämlich die wahre Gottesliebe Wurzel faßt, desto fähiger wird das Herz auch für die wahre Menschenliebe, desto expansiver, gefühlvoller und theilnehmender bewährt es sich der Lage seiner Mitmenschen gegenüber. Und deßwegen beten die Ordensleute viel, recht viel, und bestürmen beständig den Himmel, daß Gnade, Barmherzigkeit und Sühne, Rettung und Heil der Menschheit zufließen möge. Kann solches Gebet nutzlos bleiben? Ein Christ muß mit seinem Glauben an Christi Wort und an das Walten der göttlichen übernatürlichen Vorsehung gebrochen haben, wenn er diesen Nutzen der Klöster nicht versteht oder ihn gering anschlägt. Was der hl. Bernhard ausrief, als er Hand an die Gründung einer Abtei legte: „Hier werden viele Seelen gerettet werden!" bewahrheitet sich auch durch das Sühne- und Bittgebet der Ordensleute. Der hl. Paulus entrollt ein umfassendes Gemälde dessen, was durch die

verschiedenen Gebetsarten erreicht werden soll. „Ich ermahne demnach zuerst, vor Allem zu verrichten Gebete, Bitten, Fürbitten, Danksagungen für alle Menschen, für Könige und alle, welche in Amtswürde sind, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit" (1 Tim. 2, 1). Welchen Werth legt also Paulus dem Gebete bei? Wer war mehr ein Mann der That und Energie als er? und dennoch, besser sagen wir und richtiger, gerade deßwegen steht ihm die Wichtigkeit des Gebetes an erster Stelle. Der Nutzen der Orden wäre daher schon ein umfassender, wenn die menschliche Gesellschaft von ihnen nichts erhielte als die Hilfe des Gebetes. Doch unsere Zeit liebt mehr die greifbaren, die zähl- und wägbaren Resultate. Tragen wir auch diesem Zuge Rechnung, indem wir zusehen, ob etwa unter diesem Gesichtspunkte das Ordensverbot dem öffentlichen Wohle einen leicht zu verwindenden Nachtheil zufüge.

An erster Stelle kömmt hier die Aushilfe in Betracht, welche der Ordensklerus in Seelsorge und Missionen der von der katholischen Kirche und ihrem Hirtenamte zu lösenden Aufgabe entgegenbringt. Der Weltklerus war nie im Stande, allen desfallsigen Anforderungen zu genügen; er hat zu allen Zeiten die Unterstützung durch die Ordenspriester bereitwillig angenommen, wie er selbst oft bemüht war, durch Verkehr mit den Klöstern und durch theilweises Eingehen in die Übungen des klösterlichen Lebens, durch Exercitien, sich im echten priesterlichen Geiste und Streben zu erneuern oder zu befestigen. Was die Orden für den Zweck der katholischen Kirche zu leisten berufen sind, darüber ist wohl, wie Niemand sonst, das sichtbare Oberhaupt und der oberste Regent derselben ein Urtheil zu fällen berechtigt. Und dieses Urtheil ist ergangen in der officiellsten und feierlichsten Weise vor dem ganzen Erdkreise, nicht einmal, sondern hunderte von Malen. Man durchgehe die fast zahllosen Urkunden und Bullen, welche den einzelnen Orden bei ihrer Gründung und Ausbreitung und sonstigen Gelegenheiten ausgestellt wurden. Überall ist von den ausgezeichneten Diensten die Rede, welche die Kirche von ihnen empfangen hat und welche zu erwarten sie berechtigt ist. Man hält sich manchmal auch von katholischer Seite über die den Orden gegebenen Exemtionen und Privilegien auf; sie waren eine Belohnung und Anerkennung für die der Kirche geleisteten Dienste, und als solche sind sie ein neuer Beweis, wie die Kirche über die Orden urtheilte. Wir brauchen sicher nicht aus der Geschichte und den kirchlichen Urkunden- und Bullensamm-

lungen diesen Beweis zu führen, er ist durch das Gebahren der Gegner auf's Augenscheinlichste geliefert, denn eben deßwegen sollen ja die Orden fallen, weil sie eine mächtige Stütze und Wehr der Kirche sind, weil sie so entschieden und erfolgreich für Verbreitung und Hebung des kirchlichen Geistes arbeiten. Zu diesem gegnerischen Zeugnisse sei nur noch der Hinweis beigegeben, daß es größtentheils Orden und ordensähnliche Congregationen sind, welche unter fernen Heiden täglich der Kirche neue Kinder zuführen und für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden in den Missionen sich aufopfern. Durch das Ordensverbot in Deutschland werden auch diese Missionen empfindlich geschädigt. Wie manche Ordenshäuser in Deutschland waren zugleich Pflanzstätten für die Missionäre! Deutschland hat durch seine Missionäre einen ausgiebigen civilisatorischen Beruf geübt; will es auf den Ruhm dieser menschenfreundlichen Aufgabe und auf die Ehre des Apostolates, die es theilweise seinen Ordensleuten verdankt, aus engherziger Befangenheit verzichten?

Doch das sind etwas weitabliegende Interessen, wenigstens im Vergleich zu denjenigen, die ferner noch tiefe Schädigung erfahren. Das katholische Volk Deutschlands erhielt durch seine Orden und ordensähnliche Congregationen außer der Seelsorge, der Pflege des kirchlichen Vereinswesens, noch vorzugsweise Unterricht für seine Kinder und Pflege für seine Kranken, Armen und Waisen. Dieser Unterricht und diese Erziehung war durch und durch in religiös-sittlichem Geiste gehalten; das ist's, was die offenen und erklärten Kirchenfeinde nicht ertragen konnten. Die Leitung der Schulen war eine ausgezeichnete; amtliche Zeugnisse unzweideutigster Art bestätigen dieses. Eltern und Kinder waren mit ihren Lehrern und Lehrerinnen aus den Congregationen sehr zufrieden; Zeuge dessen das Lob und die Anerkennung der Eltern, die Anhänglichkeit und Liebe der Kinder. Der Unterricht war zudem ein so billiger, wie er auf keine andere Weise hergestellt oder beschafft werden kann. Wie viele Stadtgemeinden Deutschlands wissen davon zu erzählen! Man hob die Schulen der Brüder und Schwestern auf, und die Gemeinde muß für das neu importirte Lehrpersonal um Tausende mehr zahlen. Kein Wunder; eine Ordensgemeinde hat nur bescheidene, leicht zu befriedigende Ansprüche; Pensionen, Wittwengehälter u. dgl. sind ja völlig unbekannt. Und doch hatte dieser beispiellos billige Unterricht für alle Betheiligten, voran die Eltern, noch einen Vortheil, der hoch veranschlagt werden muß und den kein anderes

Lehrerpersonal in dieser Weise bieten kann — eine Garantie einzig in ihrer Art. Die einzelne Anstalt, die einer religiösen Congregation zur Besorgung anvertraut war, repräsentirte für die betreffende Stadt den guten Ruf und das Ansehen der Congregation; diese also war schon durch diese rein menschliche Rücksicht es der Ehre des ganzen Institutes schuldig, dafür zu sorgen, daß die Posten bewährten Händen übergeben würden. Das einzelne Ordensmitglied aber handelte und arbeitete nicht bloß im Bewußtsein seiner persönlichen Verpflichtung und Verantwortlichkeit: die Liebe zum religiösen Institute, zu seinem Orden, und das moralische Wechselverhältniß, das zwischen einer Genossenschaft und ihren einzelnen Bestandtheilen sich findet, gab ihm neue Schwungkraft, flößte ihm die entschiedenste Sorgfalt in der Pflichterfüllung ein und hob auch deren geringste Geschäfte durch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen und achtungswerthen Ganzen. Wenn ferner ein Personenwechsel nöthig oder erwünscht war, wer konnte ihn leichter vornehmen, als eben eine religiöse Genossenschaft? wer mußte von vorneherein auf die beständige Hebung und allseitige Förderung der Anstalt mehr bedacht sein, als eine solche Genossenschaft, deren Ehre eben in der Anstalt und durch sie und ihre Haltung verpfändet ist? Unterricht und Erziehung sind weiterhin Sachen, die sich nicht von selbst ergeben; sie gehören zu den schwersten Künsten und wollen tüchtig erlernt und eingeübt sein. Wo aber kann sich leichter eine Tradition der erfolgreichen Handhabung dieser Kunst bilden, als eben in einer religiösen Körperschaft, die sich mit Liebe und Glück dieser Aufgabe widmet, die die jüngeren Mitglieder zu ihr heranzieht und bildet, in der die Erfahrungen und Kenntniß Aller am leichtesten Gemeingut für jeden Einzelnen werden? Man nehme dazu den echt religiösen Geist, den Quell von Begeisterung und hoher Auffassung der obliegenden Pflicht, wie er frisch und unversieglich aus dem Glauben entspringt; dann den Fond moralischer Stärke und unverwüstlicher Ausdauer trotz aller Schwierigkeiten, wie er einer großen Genossenschaft innewohnt: so hat man das Geheimniß, woher es komme, daß religiöse Körperschaften so Großes auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichtes geleistet haben.

Dieselben Gesichtspunkte machen sich auch geltend für die von Orden übernommene Krankenpflege. Ist schon im Allgemeinen nur die übernatürliche Liebe hingebend, opferfreudig und zugleich erfindungsreich genug, um diesen Dienst mit jener Herzlichkeit, Ausdauer und Freudigkeit zu versehen, die den Kranken Erquickung an Seele und Leib

gewährt, so sind — und das hat Erfahrung und Zugeständniß der Gegner mehr als genug in's Licht gestellt — besonders die Ordensgenossenschaften für dieses Gebiet geeignet. Auch hier ist der moralische Verband, in dem das einzelne Mitglied zu dem Ganzen der Genossenschaft steht, von ausgiebiger Bedeutung sowohl für Pflichteifer, Hingabe und Sorgfalt in der Pflege, als auch insbesondere in Betreff der für den glücklichen Fortbestand des Unternehmens und dessen geschickter Leitung zu stellenden Garantie. Bürgt ja gewissermaßen der ganze Orden für die Tüchtigkeit und den Eifer des einzelnen Gliedes, und liegt es in seinem eigenen Interesse, für die bestmögliche Ausbildung und hingebendste Sorgfalt seiner Angehörigen Alles aufzubieten und in allen von ihm übernommenen Anstalten durch geschickte Auswahl des Personals die besten Erfolge zu erzielen. Ergibt sich irgend ein Mißstand, so ist wiederum der Orden selbst in erster Instanz schon seines Rufes und der durch ihn bedingten Wirksamkeit wegen am meisten an der baldigsten Abstellung und Beseitigung desselben interessirt. Man muß dabei unwillkürlich fragen: Welches andere Pflegepersonal ist auch nur im Entferntesten im Stande, ähnliche Garantien zu bieten? Und der Kostenpunkt? Aber die Genossenschaften sind eben echt und treu katholisch, und man fürchtet, „daß sie für eine bestimmte kirchliche Richtung Propaganda machen", und „überdieß fordern sogar auch viele Constitutionen ausdrücklich, daß diese sich des Seelenheiles der Kranken annehmen" [1] — horribile dictu und natürlich im höchsten Grade staatsgefährlich!

Die christliche Liebe und Barmherzigkeit hat weiterhin durch andere Genossenschaften für die verlassenen Waisenkinder, für die verschämten Hausarmen, für verlassene und mittellose Kranke, kurz für die verschiedensten Arten des menschlichen Elendes in diesem Thale der Thränen in großartigster Weise Hilfe und Beistand zu schaffen gewußt. Die Religion allein ist eben die Freundin und Trösterin des Unglückes. Und all' diese Früchte der edelsten Menschenliebe sollen, weil sie auf dem Boden des Glaubens gewachsen sind, auf dem sie allein gedeihen können, als Opfer fallen? Man klagt so viel über das sich mehrende Proletariat, über das Umsichgreifen socialistischer Umsturztendenzen. Ein Bollwerk dagegen und ein Heilmittel bietet die katholische Kirche in ihren religiösen Genossenschaften. Doch unsere Zeit scheint das nicht

[1] Hinschius, a. a. O. S. 86.

verstehen zu wollen. Möge sie nur nicht durch allzu traurige Erfahrungen zur Einsicht gelangen, daß Religion und Gerechtigkeit allein die Völker beglücken!

Die Geschichte der Kirche und ihre Dogmatik verkünden die Zugehörigkeit der Orden zur Kirche; die evangelische Vollkommenheit erheischt sie als den höchsten Ausdruck der Hingabe des Menschen an Gott, Christus hat sie durch Wort und Beispiel grundgelegt; die geistlichen und materiellen Bedürfnisse unserer Zeit finden gerade durch die Orden in mehrfacher Hinsicht entsprechende Abhilfe. Und was verlangen die Orden, auf all' diese ihre Rechte gestützt, vom Staate? Keine Privilegien, keine Subventionen; nur was die Christen von den römischen Kaisern begehrten, daß man sie einfachhin leben lasse. Wir erröthen, es zu sagen: man lasse den Orden wenigstens die Freiheit, die man dem Laster und der Prostitution gewährt! Treffend schreibt der „Zweifler" bei Balmes, und seine Worte mögen das Maß der Freiheit und Rechtsgleichheit kennzeichnen, der wir uns im Zeitalter der Aufklärung und Freiheit zu rühmen haben: „Niemals konnte ich begreifen, worauf jene das klösterliche Leben beschränken wollende Ansichten sich gründen. Diejenigen, welche Geld haben, genießen volle Freiheit, es anzuwenden, wie es ihnen beliebt, und Niemand mischt sich darein, wenn es auch auf die thörichteste und verschwenderischste Weise geschieht; wer an Vergnügungen Geschmack findet, genießt dieselben ohne andere Beschränkungen, als die ihm sein Geldbeutel und seine Gesundheitsrücksichten auflegen; die Freunde der Festgelage überlassen sich ihnen, ohne daß irgend Jemand sie daran hindert, auch wenn der laute Jubel und der Lärm der Musik die Nachbarschaft stört; wem prächtige Wohnung und glänzendes Gefolge Vergnügen macht, kann sich seiner Neigung ohne andere Formalität hingeben, als den Bestand seiner Kasse und die Langmuth seiner Gläubiger zu Rathe zu ziehen; es fehlt sogar nicht an Freiheit für das Verderbniß der Sitten, und die Regierungen dulden selbst die Ausschweifung in bestimmter Form. Der Verschwender verschwendet, der Geizhals scharrt zusammen, der unruhige Geist bewegt sich, der Neugierige reist, der Gelehrte studirt, der Philosoph meditirt, jeder lebt nach seinen Ideen, Bedürfnissen, Launen. Es gibt volle Freiheit für alle Welt; es bilden sich Vereine, Gesellschaften von Fabrikanten, Handelsleuten und Arbeitern, Associationen zur Beförderung dieses oder jenes Zweiges der menschlichen

Thätigkeit, Wohlthätigkeitsvereine, wissenschaftliche, literarische, künstlerische Gesellschaften, — und wir sollten nicht einigen Individuen Freiheit gönnen, die ein gutes Werk zu thun, Gott zu dienen, dem Nächsten nützlich zu sein, einem Rufe des Himmels zu folgen glauben, wenn sie unter bestimmten Gesetzen sich vereinigen, mit Übernahme dieser oder jener Pflichten! Ich wiederhole es, niemals habe ich diese sonderbare Gerechtigkeitspflege begreifen können."

J. Knabenbauer S. J.

Felibre und Felibrige.

Studien über die provenzalische Literatur der Gegenwart.

V. Ludwig Simeon Lambert. (Schluß.)

Die zweite Abtheilung des Gedichtes (Betelèn), die mit ihren gewaltigen Bildern und großartigen Compositionen bisweilen an die unsterblichen Werke eines Dante und Milton erinnert, bildet, wie P. Bouffier richtig bemerkt, „die Epopöe des Werkes", denn trotz ihres vorherrschend mystischen Charakters enthält doch gerade sie den eigenthümlichen Kern der welterschütternden Handlung, um die sich wie kleine Nebendetails die anderen historischen Begebenheiten in zweiter Linie anreihen. Nur wie der Dichter den Stoff aufgefaßt hat, war er eines packenden epischen Effektes fähig — denn niemals wird es der menschlichen Kunst gelingen, das in den heiligen Evangelien Gebotene in seiner ganzen göttlichen Erhabenheit dem Menschen nahe zu bringen. Man schweigt darüber oder man erzählt das Unsagliche mit der himmelstiefen Einfalt der Evangelisten. Und dennoch haben die Auskunftsmittel Lamberts nicht jenes Unbeholfene, Gemachte und Unnatürliche der meisten Maschinerien in neuchristlichen Epen, denen man den homerischen oder virgilischen Ursprung von der ersten Zeile ab ansieht. Wann werden doch endlich einmal die christlichen Poeten, zumal in Frankreich, auch christlich denken und schreiben, und den ganzen Ballast mythologischer Stukkatur bei Seite lassen! Die erste Anforderung an ein christliches Werk ist doch christliche Auffassung und Wahrheit!

Es ist übrigens interessant, die verschiedenen poetischen Tableaux dieses zweiten Gesanges mit der genialen Composition Führichs „Der

Triumphzug Christi" zu vergleichen. In beiden Schöpfungen ist Alles so identisch und frappant kenntlich dargestellt, daß man sich bisweilen fragt, ob der deutsche Meister des provenzalischen Dichters Werk illustrirt oder dieser den Gebilden des Malers Leben und Sprache geliehen. Das Letztere ist die Wahrheit, denn es ist unmöglich, daß Lambert, der sich viel mit Malerei beschäftigte, die Schöpfung Führichs nicht gekannt haben sollte, da zumal dieses Werk unseres großen Landsmannes im Süden Frankreichs eine weite Verbreitung gefunden hat. Im großen Portalfenster des Aixer Domes sahen wir mit nicht geringer Verwunderung das Kernbild der Führich'schen Schöpfung, „den Triumphwagen Christi", mit einigen nicht besonders glücklichen Abänderungen dargestellt.

Mit dem Verschwinden der geheimnißvollen Heidenseherin löst sich der ganze Zauber des zweiten Gesanges, und mit Beginn des dritten Canto schlägt der Dichter einen so unerwartet realistischen Ton an, daß der Leser sich fast etwas unsanft aus der idealen Höhe auf den harten Erdboden geworfen fühlt. Wenn dieser Leser aber ein Provenzale ist, so kann ihm der Fall nicht schaden.

„Vau la peno de se dereviha," „es lohnt die Mühe, aufzustehen," hebt gleich das erste Lied des dritten Cyclus an, und in der That, die folgenden Bilder sind so kräftig, lebensfroh und geräuschvoll, daß man darob die stillen Schatten der Vorwelt bald vergessen hat.

Wir befinden uns mitten in der frischesten Idylle. Wenn bisher der Priester Lambert sich mit seinen theologischen Kenntnissen und erhabenen Weltanschauungen im Chore der höchsten Engel und tiefsinnigsten Propheten fast heimisch fühlte, so tritt jetzt in ihm der provenzalische Dichter hervor, der auf dem festen Erdboden der Bethlehemitischen Triften, bei den derben, lustig-frommen Hirten gleichsam alte Bekannte aus dem theuern Heimathlande wieder findet. Lebensfroh, schelmisch, bisweilen anmuthig tändelnd, oft wieder grobkörnig realistisch, wie es eben der Augenblick und die Stimmung eingibt, folgt nun ein Weihnachtshirtenlied auf das andere. Der Grundton ist immer derselbe — eine Mutter mit dem Kinde, ein Stall und der einfache Menschenschlag naturwüchsiger Haidekinder, die dem neugeborenen Hirtenkönig ihre Huldigungen darbringen. Aber welcher Wechsel in den Nebenumständen! Da schreckt vor Allem ein ungeschlachter Hirte nächtens unversehens aus dem Schlaf und weckt mit seinem tölpelhaften Treiben die Nachbarn — man sagt sich gegenseitig Grobheiten, weil Niemand

weiß, wer und warum sein Schlaf gestört. Und in diese komische Unordnung hinein singt ernst und feierlich ein Engel die erhabene Freudenkunde:

„O Hirten, lauscht der Freudenkunde,
Wie süß're floß aus keinem Munde.
Nach Bethlem eilt und gläubig schaut
Das Heil, vom Himmel Euch gethaut.
Auf Stroh ein Kind im Stall geboren,
Liegt dort in Nacht ein Gott verloren —
Euch ward zuerst dieß Wort vertraut.
Gloria in excelsis!

Das freilich lohnt die Mühe, aufzustehen, und gegen Tagesanbruch gibt es auf Bethlehems Fluren eine lustige Fahrt:

„In aller Früh'
Was soll das tolle Lärmen!
In aller Früh'
Musik und Melodie!
Di rum, di bum! Laßt das Härmen, laßt das Härmen,
Di bum, di rum, di bi!
Lustig zieht die Compagnie!

Hell Hirten all'
Die Dudelsäcke blasen —
Hell Hirten all'
Mit frohem Liederschall!
Di rum, di bum! Aller Ecken, Weg' und Straßen
Rum di, bum di, rum bum,
Pfeife geht und Trommel um!" u. s. w.

In diesem lustigen Tone geht es weiter. Der Besuch der Hirten im Stalle, die Begrüßung des Kindes und der Mutter, die Weihegeschenke, ein Wettgesang des Engels und einer frommen Nachtigall an der Krippe und tausend andere Scenen bieten dem Dichter unerschöpflichen Stoff zu den in tausend Weisen schon gesungenen, aber immer wieder neuen und besonders den romanischen Stämmen so theuern Noëls, wie sie in seiner ganz eigenen Art der unsterbliche Saboly im 17. Jahrhundert gepflegt hat. Mitten hinein klingen dann aber wieder die allerzartesten Klänge der reinen Minnedichtung, jene beiden Wiegenlieder der Jungfrau, „die wie eine goldene Engelsstimme klingen". Die Hirtinnen dürfen während des Liedes nicht in den Stall; Maria singt nur, wenn sie sich allein glaubt, aber, meint Joseph, „ihr Athmen allein sei schon eine süße Symphonie".

Erstes Wiegenlied.

„O schlumm're süß, mein Jesulein,
Mein Augentrost, mein Sonnenschein!
Die Mutter wacht
Und wiegt Dich ein,
Nun schlumm're sacht,
Süß Kindelein!

1. Ein Eng'lein seh' ich lenken
Gen uns sein Flügelpaar,
Sein Rauchfaß fromm zu schwenken
Vor Jesu Ruhaltar.

O schlumm're süß ꝛc.

2. Will Dir die Locken schmücken
Mit Rosen und Knospen fein,
Einen Engelskuß Dir drücken
Auf's Gottesherzelein.

O schlumm're süß ꝛc.

3. Eine Lilie wird es geben
Zum Fähnlein Dir in die Hand,
Dein Haupt wird klar umschweben
Die Taube vom Sternenland.

O schlumm're süß ꝛc.

4. Der Silberengel lenket
Zum Stalle schon den Flug,
Das Täublein auch sich senket
Mit liebender Gnade Zug.

O schlumm're süß ꝛc.

5. O schlumm're, Kindlein, in Frieden,
Von Engel und Taube bewacht,
Sie hat der Vater beschieden
Zu Dir aus Himmelspracht."

(S. 156.)

Von diesem ersten, ganz heiteren Liede seliger Mutterwonne, das in den schlichtesten Symbolen die verschiedenen Titel des schlummernden Kindes aufzählt, sticht ein zweites, mit banger Furcht durchschauertes Angstgebet des bekümmerten Mutterherzens eigenthümlich wehmüthig ab. Die beiden sind übrigens durch andere Lieder sattsam getrennt, und paßt jedes an seine Stelle.

Zweites Wiegenlied.

„O schlumm're lind
In Sturm und Wind,
Jesu, Jesu, mein Herzenskind!

1. Aus den Thalen grün gezogen
Fromm und zahm auf Deine Hand
Silbertäublein kommt geflogen,
Trägt am Hals ein Königsband.

O schlumm're lind ꝛc.

2. Hab' die Wiege Dir bereitet,
Weiße Linnen, weiches Heu,
Warm als Decklein d'rob gebreitet
Mein' Jungfrauenmantel neu.

O schlumm're lind ꝛc.

3. Aber ach! Die Schlummerlieder,
Kindlein, heut' vergebens fleh'n,
Muß ja immer offen wieder
Deine Rosenwimpern seh'n.

O schlumm're lind ꝛc.

4. Rastlos fliegt mit leisem Singen
Stets ein Schwälblein ab und zu —
Schlägt wie Lailach schwarze Schwingen:
Mutterherz, was bangest Du?

O schlumm're lind ꝛc.

5. Kindes Äuglein flieht der Schlummer,
Schwer mein Herz, mein Auge naß —
Kindestod und Mutterkummer,
Schwarze Schwalbe, singst du das?"

Das Schwälblein fliegt —
Mutter, o, vergebens wiegt,
Schlaflos immer das Kindlein liegt!
„Schwarze Schwalbe, du freust mich nicht —
Jesus weinet, mein Augenlicht,
Schwertgleich die Angst mein Herz durchsticht." (S. 194.)

Wir müssen darauf verzichten, dem Leser in diesen fragmentarischen Studien alles Werthvolle zu bieten, können aber nicht umhin, die rührende Episode „von der armen Dora" in einem metrischen Versuche zu geben. Dora war eine Jungfrau aus Bethlehem und hatte am Weihnachtsabende, eben wie die übrigen Bewohner der Davidsstadt, der heiligen Familie ein Obdach versagt. Der Dichter erzählt uns nun ihre Reue und ihre Begnadigung.

I. Dora's Reue.

„Sprich, arme Dora, warum sah'n wir Dich
Mit Bethlems Mägdlein nicht im Wunderstalle?
Das Kindlein anzubeten eilten Alle,
Nur einzig Dora hielt verborgen sich.
O säh'st Du erst der Mutter Schönheitsblüthe,
Des Vaters Demuth, all' der Beiden Güte —
O nimmer ahnst Du, Freundin, wie beim Kind
So herzensfroh wir All' geworden sind.

Auch wollen oft in diesen Tagen wir
Recht oft zum Stalle freudig wiederkehren.
Dann sollst auch Du mit uns das Kind verehren,
Denn schön ist's — schön ob Gold und Perlenzier.
Doch wie! — Ist Dora krank? Welch' tiefes Grämen?
Dein Aug' ist roth und heiß die Thränen strömen —"
„„O laßt! Denn nie darf Dora mit Euch geh'n —
Mein Herz zerspräng' im Stall vor tausend Weh'n.

Und morgen nicht, und niemals wird sich Euch
Beim Kind im Stall die arme Dora einen.
Krank bin ich nicht, es sind nicht Körperpeinen
Die Schuld, daß ich so still und thränenreich.
Ach, Dora, die dereinst so herzensfröhlich,
Wird ihres jungen Lebens nie mehr selig;
Sie ganz allein — allein darf niemals geh'n,
Im Stall die Jungfrau mit dem Kind zu seh'n.

O ich Verworf'ne! Hätt' ich nur gewollt,
Das Kind wär' nie in diesem Stall geboren.
Mein eig'nes Kämmerlein war auserkoren,
Daß drin zur Welt der Heiland kommen sollt'.
An meine Thür' sah ich die Pilger treten,
Um Obdach bitten, sie, die Allverschmähten!
Ich aber, ich verstieß sie, fuhr sie an . . . . .
Da sollt' ich heut' mich ihrem Stalle nah'n!""

„O Dora, wenn nur dieß der Trauer Grund,
Magst ruhig Du mit uns zum Stalle geben.
Daß Gott erbarm', 's war Sünd', doch ist's geschehen,
Doch that's ganz Bethlehem mit einem Mund.
Denn Jedem, der die heil'gen Pilger schaute,
Sofort vor solchen Paares Armuth graute —
Gleich Dir erkannte Niemand ihren Werth,
Und sind doch Alle schon zum Stall gekehrt."

Und Morgens mit den and'ren Mägdelein
Auch arme Dora kam zum Stall gezogen.
Wie ist sie bleich! Wie nur so seltsam wogen
Ganz thränenlos im Herzen Lust und Pein!
Sie kann verhalten länger nicht die Reue —
„Verzeih', o Kind, der Hirtin! Gott, verzeihe!"
Dann stürzt sie hin — o süßer Reuefall!
Todt arme Dora lag im Wunderstall.

II. Dora's Leichenfeier.

1. Und in Silbermantels
Königlicher Pracht
Wallt der Vollmond strahlend
Durch die stille Nacht.

2. Also rasch er eilet,
Und sein Licht ist schön,
Daß die Sterne bleichend
Aus dem Pfad ihm geh'n.

3. Will er niedersteigen
In das heil'ge Thal?
Was nur hat erspähet
Dort sein Silberstrahl?

4. Sah an heil'ger Schwelle
Eine Leiche steh'n,
Keinen um die Todte
Hat er weinen seh'n.

5. Von des Stalles Pforte
Trägt die Todtenbahr
Nun der schönsten Engel
Schwebend Doppelpaar.

6. Und Maria streuet
Blumen allerwärts
Auf der schönen Todten
Neugebroch'nes Herz.

7. Alle die Gespielen,
Die ihr Leid gekannt,
Kommen nun zu Dora,
Lilien in der Hand.

8. Und sie stimmen Alle
Ein in's Trauerlied,
Das Maria singend
Vor dem Sarge zieht.

9. Joseph still die Feier
Durch den Thalgrund führt,
Kaum der Engel Sohle
Gräsleins Halm berührt.

10. Schön war das Begräbniß,
Schön auch, die man trug,
Lächelnd um die Lippen
Spielt ein Himmelszug.

11. Und den Leib sie senken
Schweigend nun in's Grab —
Aber aus den Lüften
Klang es hell herab:

12. „Süß ist uns're Traube,
Schnell gereift und gut,
Lieb' hat Schuld gesühnet
In der Sonne Gluth.

13. Liebentflammte Seele,
Herz, so reuefromm,
Komm', o Todgeweihte,
Komm', o Dora, komm'!"

14. Also klang es nieder —
Von dem Grabe schwang
Eine weiße Taube
Sich den Berg entlang.

15. Und in weißen Mantels
Königlicher Pracht
Wallt der Vollmond leise
Durch die Zaubernacht.

16. Also machtvoll zieht er
An den lichten Höh'n,
Daß die Sternlein bleichend
Aus dem Wege geh'n. (S. 164 ff.)

Rührend ist wiederum das X. Stück „La Courouno", mit seinem eigenthümlichen Refrain: „La niue sara misteriouso" (und geheimnißvoll ist die Nacht). Der Schutzengel des Jesukindes steht neben der Wiege, eine Dornenkrone in der Hand — er wagt es nicht, sie dem Heiland aufzusetzen, u. s. w.

In einem der Provence ganz fremdartigen und an unsere Volkslieder erinnernden Tone erzählt der Dichter eine traurige Legende „vom kleinen Lämmlein".

„Von meinem Großvater weiß ich sie,
Er hat sie jedes Jahr erzählt.
Der gute Alte, baarhaupt, weinend,
Mit banger Stimme, ängstlich ganz erzählt' er sie —
Wir weinten Alle drum wie er," 2c.

Ganz ähnlich klingt das folgende Lied „der Alte und das Kreuz".

„Und Abends, als das Kind geboren,
Ein frohes Jubeln gab es dort;

Ganz Bethlem war in Luft verloren,
Der Landesalte sagt' kein Wort.
Er kannt' die dunkelen Propheten,
Oft hat er auf des Städtleins Wall
Sie durchgeforscht mit bangem Beten,
Heißt drum der Seher überall."

Und als ihn nun Abends die Leute so traurig sehen, reden sie ihn an: „Unser Alter, Mann des heil'gen Glaubens, nun ist es schon einen Monat her, daß Ihr kein Wort gesprochen. — Was sagt Ihr denn zu der heutigen Geburt? Was denkt Ihr von dem göttlichen Kind?" — „Meine Kinder, mein Herz wallt über von Freude und mein Herz ist gebrochen vor Leid; ein Stall, eine Krippe! Wie häßlich ist die Sünde! Wenn bei der Geburt er in einem Stalle geboren wird — sterbend, wo wird er sterben? Und wenn es kommt, wie ich's gelesen, so wird dann sein Haupt in der Luft hangen. Als Wiege gab die Welt ihm Streu und ein Tannenbrett — eines Tages wird er auf zwei gekreuzten Zweigen nur Dornen zum Kissen haben! Morgen werden wir Alle zum Stalle gehen. Ich werde Spielwerk und ein Kreuz mitnehmen, und Ihr sollt sehen, was von beiden das Kind sich wählen wird! Ich bin alt, ich gehe bald von hinnen, das Grab harrt meiner, und das ist gut, Eurer harrt die Verwüstung. Ihr werdet die Erde zittern und krachen hören, wenn das Kind in Sion seinen Geist aufgibt." Und als sie Morgens zum Stalle kamen, nahm das Kind aus den welken Händen des Greises „das Kreuzlein des Alten". (S. 183 f.)

Es liegt ein ganz eigenthümlicher Reiz in diesen so einfachen Erzählungen, deren Inhalt man schon aus der Überschrift erräth, die man aber immer wieder gerne durchliest, so wecken sie stets verwandte Anklänge und wohlthuende Gedanken. Ein schriller Mißton in diesem halb heiteren, halb traurigen, aber immer frommen Gesange ist das folgende Gedicht XIII: „Die Versuchung." Wir wollen nicht entscheiden, ob dessen Motiv einer Behandlung würdig ist; wir mochten es aber auch nicht in abgeschwächter Form hier mittheilen, da es uns wenigstens nicht hierhin zu passen scheint.

In diesem dritten Gesange begann die eigentliche Schwierigkeit für den Herausgeber, richtig die fortschreitenden Motive aus der Unzahl loser Lieder zu wählen und aneinanderzureihen. Wir glauben, daß er seine Aufgabe so gut gelöst hat, als es beim vorliegenden Material möglich war, und wir müssen es eben dem fragmentarischen Charakter des Ge-

dichtes zuschreiben, daß der Leser trotz achtsamen Studiums sich bisweilen nicht mehr recht zu orientiren weiß. — Es gilt dieß ebenso von den zwei noch übrigen Cyclen, Canto IV. und V.

Der vierte Gesang umfaßt in 17 Liedern den Zeitraum von der Ankunft der heiligen Weisen bis zum Auszug der heiligen Familie aus Judäa, also besonders die Geschichte des bethlehemitischen Kindermordes.

„Am Firmament, gen Orient
Ersteht ein neues Wunderlicht,
Ein Stern, den noch kein Name nennt —
Die Sonne steht verwirrt, der Stern gehorcht ihr nicht,
Von ihrem Licht sein Strahlenglanz nicht brennt.

Ein fremder Gast im Sonnenreich,
Geht er — ein Lichtmysterium,
Dem großen Erdenschutzgeist gleich —
Die selbstgewählte Bahn am Tageshimmel um,
Und wer ihn sieht, dess' Herz wird sehnsuchtsweich" . . . u. s. w.

In einer der letzten Nächte hat er sich nach langem Sinnen aufgemacht, der Erde sich genaht, als ob er da drunten Jemand begrüßte, und dann ging er fort zum Orient . . . Wie ein Weihrauchfaß schwebt er seitdem vor den Weisen her, und sein Gang am Himmel zieht einen Lichtpfad auf Erden . . . Nachts schlägt man die Zelte auf, der Stern verschleiert sich und schläft am Himmel; aber sobald am Morgen das Manna thaut, läßt er seine Strahlen knattern, um die Karawane zu wecken.

Folgt nun in einem lustigen Marschlied unter Schellenbaum-, Tamburin- und Trommel-Begleitung der Einzug der Weisen in Jerusalem. Als sie bei dem Verräther Herodes und der Synagoge sich Rathes erholt haben, geht es weiter nach Bethlehem, wo uns der Dichter den „Glauben der Weisen" bewundern läßt. Nach diesen Königsscenen, die wenig Originelles enthalten, wird uns plötzlich ein höchst zeitgemäßes Bild in den „Travaiadou" vorgeführt.

Eine Schaar sonnverbrannter, arbeitgebrochener Tagelöhner zieht Abends heimwärts und kommt, der Gewohnheit gemäß, zu kurzem Gruß am Stalle vorbei. Maria ist in häuslichen Geschäften thätig, Joseph bessert ein Joch aus. Bei ihm halten die Arbeiter an. „Ich sehe," sagt einer von ihnen zu Joseph, „auch Ihr, lieben Leute, kennt die Mühe des Schaffens. Die Arbeit ist die Sühne, und Ihr seid unschuldig

und der Unschuld heil'ge Schutzengel. Wir hatten die Unschuld verloren, da stieg sie vom Himmel und barg sich in Eurem Hause. Arme Arbeiter, wie sehnten wir uns lange nach ihr! Unterdessen zufrieden mit dem Bissen Brod, boten wir hoffend unser Haupt dem Regen, dem Sturm und der Sonnengluth. Geduld! sagten wir uns immer, Geduld, arme Arbeiter! Wenn Jener kommt, der verzeiht, dann verlassen wir den Pflug und schleudern den Karst weit weg, mit dem Fluch hat auch die Arbeit ein Ende. — Doch nun Er gekommen ist, und Gott Ihn wie uns behandelt, und auch für Ihn die Erde geizig ist, und auch Seine Mutter bei schwerer Arbeit schwitzen muß, wenn Sein Palast ein Stall ist — wer von uns wollte sich da beklagen!" Und Joseph sagte freundlich zu ihnen: „Ihr seid Arbeiter und darum Brüder Jesu." Unterdessen hatte Maria ihre Arbeit beendet und wollte nun an der Männergruppe vorbei in die Hütte zurücktreten. Auf den Armen trug sie das holdsüße Kindlein und gar nicht stolzer als ein züchtig Mägdlein aus dem Volk grüßte sie freundlich im Vorübergehen die Arbeiter. Diese aber streckten mit ihrer rauhen, müden Hand die Äxte und Karsten vor: „Verweile, um Gottes willen, halte einen Augenblick an bei uns, Du Friedensengel, o laß des Kindes göttliche Hand uns segnen! Wir glauben aufrichtig, spotte, wer da mag, über einen in der Krippe geborenen Gott. Gottes entzückende Armuth ist der gläubigen Armuth Samariter-Wein. Laßt uns wenigstens glauben, ihr reichen Spötter! Ohne Glauben entfällt uns die Axt — und wer gibt uns Brod?... Ihr wißt nicht, wie schrecklich der Hunger nagt..." Maria hielt an, die Arbeiter lagen auf den Knieen, und von Einem zum Anderen trug die Jungfrau ihr Kind, und Jesu königliches Händlein berührte die schwielige Faust und die vorgestreckten Werkzeuge der braunen Gesellen und segnete Alle. Dann erheben sie sich dankbar, schwingen mit erneutem Muthe Axt und Karst auf ihre Schultern und ziehen betend und singend weiter in die Abendfluren. — „Und nun mögt ihr wieder ruhig schlafen, ihr Mächtigen und Reichen." — Der Pfarrer Lambert gibt uns in diesem ernsten Gedicht eine glänzende Probe, daß der wahre Dichter in seiner Zeit fußen muß. Er, der als Priester immer fast mit der arbeitenden Klasse lebte und ihre Mühsale kannte, bietet uns hier in hochpoetischer Form die tiefwahre Lösung der Zeitfrage über die Arbeiter.

Die Opferung Christi im Tempel, Simeon und Anna, die Pro-

zession der Mütter von Rama, die Erscheinung des Warnengels bilden den Stoff der folgenden, im Ganzen nicht so bedeutenden Gedichte. Die Form ist wieder der schlichte Legendenton des ersten Gesanges, an die man sich aber nach den vorhergehenden großen Bildern nur schwer gewöhnen kann. Kräftiger ist der dramatische Dialog zwischen Herodes und dem Henker. Das nächste Lied: „Die Unschuldigen", ist wieder eine Perle mystischer Dichtung, welche das Opfer der unschuldigen Kinder als Übergang zwischen den „beiden Blutaltären" des alten und neuen Bundes auffaßt. Die Lieder 13—17 führen uns bisweilen etwas gar zu realistisch die Mord- und Blutscenen, die Verzweiflung der Mütter von Rama und schließlich einen unangenehmen Auftritt zwischen Herodes und seinem Weibe vor.

Maria und Joseph sind mit dem Kinde glücklich entkommen. Der fünfte und letzte Gesang erzählt uns die Schicksale der heiligen Familie seit ihrer Flucht bis zur Rückkehr nach Nazareth. Im ersten Liede begegnen wir am frühen Morgen den heiligen Pilgern auf ihrem Wege in die Verbannung. Am Ausgang des Dorfes treffen sie eine Abtheilung Kinderwürger. Maria's Herz bebt — die Henker wollen wissen, was in dem Hängekorbe sich befindet. Sie öffnen den Korb — Maria möchte vor Angst vergehen, aber sie beobachtet ein kluges Schweigen, sie betet. Der Würger sucht und tastet mit verwegener Hand in dem Heu. „Das Heu ist warm, Leutchen, es fühlt sich da drinnen wie Fleisch an, am Ende doch noch ein Kind!" Er sucht und auf dem Boden des Korbes liegt ein junges, schneeweißes Lamm. Unmuthig und enttäuscht lassen nun die Schergen unsere Pilger ziehen. Sobald diese aber aus dem Auge der Bluthenker sind, heben sie die Decke des Korbes voll Erwartung auf: „O, wie süß lag da das Kind, schlummernd auf den Binsen!" — Eine andere Begegnung:

Die Närrin.

„Sankt Joseph müd am Strick das Saumthier zog,
Das fromm die Mutter mit dem Kindlein trug.
In banger Flucht von Pfad zu Pfad einbog
Die kleine Pilgerschaft, bis sie genug
Nach langem Weg sich endlich sicher glaubte.
Maria gleich des Kindes Hunger letzte,
Dort, wo der Palmwald gastlich sie umlaubte,
Derweil zur Rast sich Joseph abseits setzte.

Doch horch, wie wild, wie schaurig plötzlich schallt
Aus nahem Buschwerk heis'rer Schmerzensschrei:

„Weh Gott! mein Knäblein schön! Weh, Blutsgestalt!"
Dann klang es greller und es lacht dabei:
„Heisa, man hat mein Täublein mir verborgen,
Ich such' nun singend, bis ich's wieder funden!"
O armes Weib, seit Henkerstahl am Morgen
Ihr Kindlein traf, hat Nacht ihr Herz umwunden.

Sieh', stieren Augs und bleich und blutbedeckt
Ihr wildes Haupt nun aus dem Zweigwerk bricht;
Sie sieht das Kind und schreit, daß Alles schreckt:
„Gib her das Kind! 's ist mein, 's ist Deines nicht!
Hab' gut gesucht! mein Täublein, fand Dich wieder,
Und will Dich hüten treu in weichen Armen."
Dicht bei der Jungfrau setzt das Weib sich nieder —
O Jesukind, hab' Du mit ihr Erbarmen!

Maria klagt um sie und fleht ihr Kind
Mit lieber Trauer an für solche Noth.
Sie ist erhört. Der Irrwahn löst sich lind,
Für Jesus trägt nun gern des Kindleins Tod
Die arme Mutter, da sie voll Entzücken
Der blut'gen Taufe Gottgeheimniß schaute.
Und solcher Trost aus Jesu Kindesblicken
Seither noch mancher armen Mutter thaute. (S. 275.)

Die fünf Schlußzeilen enthalten, wie der Leser sieht, eine tiefe christliche Idee. Opferfreude ist eben der göttlichste Trost in so namenlosen Wehen! Mit den Kindern Bethlehems läßt der Dichter auch den eigenen Sohn des Herodes ermorden. Das Stück „Eroudoun" (der kleine Herodes) führt uns nun den blutdürstigen Vater vor, wie er unruhig im Palast, unruhig im Garten umhergeht, die Rückkehr der Henkerschaar erwartend, welche ihm das Haupt des neugeborenen Judenkönigs bringen soll. Die Henker kommen blutbedeckt — aber den Einen haben sie nicht gefunden. Und während der enttäuschte Tyrann seinem Zorn Luft macht, „schwebt über die Terrasse des Palastes ein lichter Engel, in seinen Armen liegt ein schlummerndes Kind. Und ab und zu schwebt mit dem Kinde der leuchtende Engel: Herodes, kennst Du Deinen Sohn?" (S. 279.)

Es folgen nun Reise- und Wüstenbilder, die bekannten Legenden von der Milchgrotte, dem Engelboot u. s. w. und endlich die Ankunft in Ägypten.

In dem Engelboot bietet uns der Dichter ein allerliebstes Bildchen: „Zwei reichbeschwingte Cherubim vereinen mehrere ihrer Flügel zu einem Schifflein, während die anderen, in der Luft ausgebreitet, als

Segel dienen. Inmitten des Schiffleins aber sitzt das göttliche Kind — wie ein Rubin in einem Lilienkelch!"

Allerliebst sind ebenso die Kinderspiele des Heilandes in Ägypten und das Genrebildchen eines Abends in der heiligen Familie. „Maria sitzt auf einem Holzblock, an der Seite die Spindel, und sie spinnt — die Diamanten der Königskronen wären nicht im Stande, auch nur eine Nadellänge dieses Fadens zu bezahlen, den ihre Zunge genetzt und ihr Finger gesponnen hat. Alle Frauen des Landes kaufen ihn gerne." Um die Arbeit zu erheitern, singen die drei Verbannten „das Lied des Exiles":

„Die ganze Welt ist Vaterland
Für's arme Herz,
Wenn's nur in Liebe unverwandt
Schaut himmelwärts," u. s. w.

Endlich stirbt Herodes, denn „nie hat auf Erden noch der Böse tiefe Wurzeln geschlagen; seine Stunde kommt, und der Tod streckt ihn nieder". In seinem Todeskampfe sah er eine weiße Kinderhand am goldenen Getäfel seines Gemaches die Worte schreiben: „Kindermörder". Und seine sterbende Hand suchte nach einem Messer, aber von seiner eigenen Stirn floß der blutige Angstschweiß — und er stirbt. Das Kind aber schrieb fort, und Stimmen hallten im Palast: „Die Stunde des Richters schlägt, sie schlägt dem Tyrannen!" (S. 315.)

Und als die Kunde von diesem Tode durch einen Engel nach Ägypten kam, gab es einen traurigen Abschied dort, zumal bei der Kinderwelt, die ihren lieben Spielgesellen nicht ziehen lassen wollte.

Ein würdiger Abschluß des ganzen Werkes folgt nun in dem XII. Gedicht: „Lou camin de la Crous", wo der Dichter sich noch einmal zu allgemeinen, Zeit und Welt umspannenden Ideen erschwingt.

„Es ist dunkle Nacht. Nur über Nazareth und Bethlehem wirft der Himmelswagen hie und da einen Lichtgruß. Aber die Stadt der Könige liegt begraben in schwarzer Finsterniß. Und die Stadt der Könige, die kronlose Königin, tausend Jahre hindurch die Stadt des Herrn, heute geschmeidige Sklavin — Jerusalem, schläft. Der alten Königsherrlichkeit, seines Gottes vergessend, wird Sion bald die Hände seines Gottes und Königs mit Ketten beladen sehen. Und des Cedrons klagende Wellen gehen so langsam, als wollten sie anhalten und verweilen ... Eilt nur weiter, ihr Wasser, heute ist noch nicht der Tag der Thränen, aber er wird kommen; dann, wenn ihr wieder um diese

Stunde vorbeifließt, mögt ihr innehalten. „Wir haben uns verirrt, meinst Du nicht, Maria?“ „„Ich höre den Cedron rauschen.““ „Wir mußten ihn rechts lassen und nun sind wir schon seit geraumer Zeit zur Linken gewandert, meine Schwester.“ „„Ich glaube, wir sind im Ölgarten, der an den Bach stößt,““ gab Maria traurig zur Antwort. „Wo ist Jesus?“ fragte wieder ängstlich der Nährvater. „„Drüben kniet er unter einem Ölbaum und betet. Laß auch uns zu ihm gehen und mit ihm eine Weile beten, das gibt uns wieder neuen Muth!““ Und sie beteten eine Zeit lang und standen auf, aber Jesus betete immer noch. Maria berührt ihn endlich leise — das Kind ist schweißbedeckt und eisigkalt neigt es sein Angesicht zur Erde. „Jesus, mein Sohn! was ist Dir?“ „„Nichts, liebe Mutter, laßt uns aufbrechen.““ Und sie machen sich auf, Joseph nimmt das Kind auf seine Arme, und so ziehen sie über den Cedron hinauf gegen die dunklen Wälle Jerusalems. — Die Heiligen befällt eine eigene Furcht. Wiederum verirrt sich Joseph. „Es ist Mitternacht und in Jerusalem liegt noch Alles in tiefem Schlaf,“ sagt Jesus, „durchschreiten wir die Königsstadt. Seht, die Thore öffnen sich; habt nur keine Furcht.“ Und Jesus selbst führt die Eltern durch die Straßen der Stadt. Er geht voran — edles Kind, all' das Blut aus Deinen Adern wird eines Tages den Weg bezeichnen, den Dein Fuß diese Nacht für solche Gnade weihet! Du bist Gott und weißt, daß in einigen Jahren Deine Stunde schlagen wird. Du willst Deine Mutter auf den Todesweg vorbereiten, und auch Joseph soll vor seinem Ende den Kreuzweg wandeln. — Jerusalem, die Todesstadt, schläft; und doch, sein König steht nun vor dem Prätorium — er kniet dort und betet, betet für sie und für uns! Und an allen künftigen „Stationen“ vorbei führt sie das Kind, bis sie endlich schweigend den tausendjährigen Pfad des Calvaria ersteigen, den ehedem Isaak gewandert. Auf der Höhe des Hügels steht nun das Kind, und seine Gestalt wächst mit einem Male, und sein Haupt steigt empor und immer höher, bis es sich verliert in den Wolken des Sturmhimmels — aber aus der Nacht der Wolken leuchtet sonnenhell seine göttliche Stirne. Und des Gottes Riesenarme breiten sich weit, weit in die schwarze Nacht hinaus und lassen Freiheitsstrahlen über die müde Welt hingleiten. Zu den Füßen des Heilandes, die den Felsen berühren, klappert ein dürrer Beinhaufen durcheinander, Knochen suchen Knochen, sie fühlen die Nähe des Lebens. Die Erde spaltet sich und ein nackter Schädel grüßt die Ankunft des Todbeherrschers. — Auf einer

lichten Rosenwolke schweben Maria und Joseph, erleuchtet von dem Glanz der Gottesstirne, durchschauert von der Liebesfluth des Gottesherzens. — Aus dem Felsen des Golgatha aber sprudeln vier Brunnen auf, und vier Ströme ergießen sich über die Erde und ihre Wogen sind Wasser und Blut; wo sie fließen, keimt und gedeiht die Liebe . . ." (S. 319 ff.)

Diese Idee eines nächtlichen Kreuzweges ist so neu und unerwartet, daß man nicht recht weiß, was man dazu sagen soll; als poetische Fiktion scheint sie uns aber vollständig zulässig, wenn auch vielleicht in der fragmentarischen Form, welche der Dichter ihr gegeben, uns Manches stößt. Auch hätte der Sammler besser gethan, mit dieser prophetischen Erscheinung das Buch abzuschließen, anstatt das letzte Gedicht: „Nazareth", noch hinzuzufügen, in dem uns der Dichter verspricht, „die Geheimnisse des himmlischen Haushaltes" zu besingen, wenn „die Stunde seiner Ewigkeit spät schlagen und Gott ihm Kraft und Gesundheit lassen wird."

Diese Stunde schlug nach Gottes ewigem Rathschluß bald; es war wie ein Vorgefühl seines nahen Todes, als der Dichter im Februar 1868 den Engel seiner Krippenlieder also anredete:

Vaqui longtemps que trève
Emé tu Bételèn,
Juei, toun ouro es vengudo:
Torno au céu moun ajudo
E ma peno es perdudo! . . .
Vendras plus, l'an que vèn!

Schau', lange Zeit ging ich mit Dir
Nach Bethlehem,
Heute kam Deine Stunde,
Du kehrst zum Himmel, mein Liedgeselle,
Und all' mein Mühen ist verloren! . . .
Du kommst nicht mehr im kommenden Jahr.

Freilich kam der Krippenlieder-Engel Lamberts nicht wieder, aber des Dichters Arbeit ist nicht verloren gewesen, wenn sie auch nicht jene Vollendung besitzt, welche wir von einer sorgfältigen Selbstrevidirung des Autors erwarten konnten. Wir haben absichtlich die Proben in dieser Bethlehemsstudie gehäuft, damit der Leser sich ein selbstständiges Urtheil über den Werth der Dichtung bilden könne und uns nicht auf's bloße Wort zu glauben habe. Bis jetzt nämlich steht die gegenwärtige Kritik allein da, und weder in Frankreich noch selbst in der Provence hat das Buch eine Besprechung in den Blättern erhalten. Es muß dieß für den deutschen Literaturfreund etwas fremdartig erscheinen, läßt sich jedoch aus zwei Ursachen leicht erklären. Vorerst stand der Pfarrer Lambert auf eigenen Füßen, und ohne die Gesellschaft der Felibre mit bösem Auge zu betrachten, blieb ihr doch sein stiller, sinnender

Charakter ferne. Er hatte sein eigenes Talent und seine eigene Manier und meinte, die friedliche Stille seines Krippenheiligthums nicht stören zu dürfen durch den bunten Lärm profaner Liederjäger. Es mochte auch wohl im Anfang die neue Schule ihm nicht genug Garantie sittlicher Würde bieten, und wollte er vielleicht abwarten, ob mit der Zeit ein Bund zwischen dem Talar des Priesters und dem lustigen Sammtbaret und der Citole des Troubadour ohne Anstand und Gefahr sein werde. Der Hauptgrund des eigenthümlichen Stillschweigens über die schönheitsreiche Dichtung Lamberts ist jedoch einem Fehler in der Herausgabe des Werkes zuzuschreiben, welcher eine große Verbreitung desselben unmöglich machte und schließlich zur völligen Einziehung der im Buchhandel noch vorhandenen Exemplare führte. Wir hoffen jedoch, daß auf unsere Vorstellungen hin die Person, an der die Schuld liegt, nicht länger mehr bei ihren Ideen beharren und dem hochwürdigen Herausgeber freiere Hand in der äußeren Ausstattung des Buches geben wird. Es sollte nach der Auffassung des Dichters ein Volksbuch sein und wäre es ohne Zweifel auch geworden, wenn nicht die einzig erschienene Prachtausgabe seiner Verbreitung im Wege gestanden hätte.

Und somit wären wir an den unseren Studien vorgesteckten Grenzen angelangt, da es unsere Absicht nicht sein kann, in diesen Blättern eine vollständige Literaturskizze der neuen Schule zu bieten. Übrigens glauben wir nichtsdestoweniger das Hauptsächlichste von Personen und Sachen gesagt zu haben; wir hätten freilich mit leichter Mühe unsere Blüthenlese wirklich schöner und edler Schöpfungen noch um ein Bedeutendes vermehren können, wenn wir nicht mit Recht befürchten mußten, des Lesers Geduld endlich zu ermüden. Unfertiges, Ungesundes und bloß technisch Vollendetes haben wir geflissentlich übergangen, und dazu zählen wir freimüthig, im Widerspruch mit mehreren Kritikern, die vielgerühmte „Farandoulo“ von Anselme Matthieu. Die ewige, am Ende fade und fadenscheinige Liebelei und ekelhafte Kußwaarenhandlung, die uns immer wieder in den 45 Gedichten der Sammlung unter verschiedenen Etiquetten geboten wird, kann bei einem ernsten Geiste nur Abscheu und Langweile hervorrufen, bei der Jugend aber bloß einen schlechten, erniedrigenden Eindruck hinterlassen. Der Dichter kritisirt seine Richtung am besten selbst, indem er des heidnischen Catull

„Quaeris, quot mihi basiationes“ etc. übersetzt und in seine Sammlung aufnimmt, wo dieser römische Gast sich wirklich ganz heimisch unter den christlich(?)-provenzalischen Brüdern ausnimmt. Uns wird dieses harte, zur Warnung der neuen Schule gesprochene Wort wohl eben so gestattet sein, als es dem Dichter freistand, mit demselben Catull zu sagen: „Vivamus, mea Lesbia, atque amemus, rumoresque senum severiorum omnes unius aestimemus assis.“ Carm. V. Zu diesen senes severiores gehört nebst dem Gott des Sinai und dem römischen Katechismus wohl auch Altmeister Roumanille, der in dieser Gedichtsammlung einen strengen Verweis in Versen erhält, weil er den Dichter über die „basiationes“ recht freundlich zur Rede stellte. Wir bedauern herzlich die Vorrede, die Mistral zu diesem Buche schrieb, sie wird ihnen Beiden kein Gutes thun. „Gott führe die Barke und die Orangen,“ beten wir beim Anblick solcher Farandolen. Sollte es je wieder dahin kommen, daß diese Poesieen den Grundton der provenzalischen Literatur ausmachten, wie Matthieu es andeutet und Mistral zu billigen scheint, dann können wir nichts Besseres und Christlicheres thun, als der Schule ein baldiges Ende zu wünschen. Gott sei Dank, ist dem bis jetzt nicht so, und die Aufmerksamkeit, welche endlich auch der höhere und Pfarrklerus der Sprachbewegung schenken, läßt eine immer tiefere Befestigung und volle Zuwendung zum Guten hoffen.

Das letzte Gesammtwerk der Felibre ist ein allerliebstes Büchlein, ein frommes duftiges Myrrhensträußlein, auf Golgatha gepflückt und an dem Votiv-Riesenkreuz des Mont-Victoire niedergelegt. Es handelte sich nämlich vor einem Jahre darum, eine provenzalische Inschrift für das auf gedachtem Berge errichtete colossale Kreuz zu finden, und so wurde ein Felibreconcurs eröffnet, der uns, wenn auch nur eine einzige wirkliche Inschrift, so doch eine Menge herrlicher Gedichte gebracht hat. Die besten wurden ausgewählt und unter dem Gesammttitel: „Lou libre de la Crous“ veröffentlicht. Wie eine Blume im Morgenschein öffnet sich hier die Seele, um nur recht reichlich den Thau zu schlürfen, der aus jedem dieser Lieder träufelt. Man staunt über den ungeahnten Poesiereichthum, den dieß eine christlich-katholische Wort „Kreuz“ in den hundert Dichterherzen hervorgezaubert. Die Provenzalen haben hier durch die That bewiesen, daß auch christliche Stoffe interessant und künstlerisch behandelt werden können. Möchte dieses Büchlein eine epochemachende Erscheinung für die Schule sein,

und wie sich hier die besten Namen in Strahlen um das Kreuz reihen, so möge auch fortan das Kreuz mit seiner Gottesminne der Grundton des Dichterlebens und Strebens werden. Im Kreuz und seinen welterneuenden Ideen und Gnaden ist auch für die Poesie nur Heil, Auferstehung und Leben.

Wir könnten hiermit unsere Arbeit abschließen. Da wir jedoch mit Freude vernommen, daß diesen Blättern auch von Fachmännern einige Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, so müssen wir diese Freunde der neuprovenzalischen Kunst von unserer mehr belletristischen als philologisch-wissenschaftlichen Skizze auf eingehendere Studien und eigentliche archäologische Quellen verweisen. Solche sind hauptsächlich die beiden Zeitschriften: Revue des langues romanes und die Romania. Außerdem gaben wir schon früher den Armana provençau an, der in seiner Crounico felibrenço eine fortlaufende Geschichte der Schule, ihrer Erfolge und Kämpfe bietet und deßhalb eine der wichtigsten Quellen für den Literarhistoriker bildet. Neben dem Avignoner Armana besteht seit einigen Jahren auch ein Armana cevenoù (Alès), ein Armana gascoun (Bordeaux) und der junge Calendàri catala (Barcelona), so daß die vier Hauptgruppen des provenzalischen Idioms glücklicherweise mit einer das Volk berührenden Zeitschrift bedacht sind. In der Revue des Deux-Mondes und den Causeries du samedi von de Pontmartin finden sich vereinzelte Artikel über neue Erscheinungen, welche dem Fachmann nicht geringe Dienste leisten können. Der beste Provenzalist Frankreichs ist zweifelsohne Paul Maier in Paris, der unermüdliche Forscher nach alten literarischen Schätzen und warmer Freund und Förderer des jungen Felibrige. In der Sitzung vom 29. Mai 1874 hat die Akademie der Inschriften seine äußerst werthvollen „Studien über die Dialekte Languedocs" gekrönt und damit endlich eine alte Ehrenschuld abgetragen. Seit dem Jahre 1865 wurde es Paul Maier gestattet, öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der provenzalischen Literatur zu halten. Während in Deutschland fast an jeder Universität ein Lehrstuhl für die romanischen Sprachen und speciell für das Altprovenzalische besteht, hält das romanische Frankreich noch immer mit ähnlicher Begünstigung einheimischer Studien zurück. Schon längst beklagen sich die Provenzalen, daß dem wissenschaftlich doch berechtigten Idiom des Südens keinerlei Förderung von ministerieller Seite durch Aufnahme in die Schulprogramme oder Prüfungen zu Theil wird. Paul Maiers letzte und höchst nützliche Schrift: Rapport sur l'état actuel de la philologie des langues romanes. wurde auf Kosten der philologischen Gesellschaft von London herausgegeben. Diese Angaben mögen genügen; alle genannten Werke der Felibre und die darauf Bezug haben, sind in Avignon durch die provenzalische Buchhandlung von Roumanille zu beziehen[1].

Schließlich drängt sich jedem Leser ganz natürlich die Frage auf, welche Garantien die bisherigen Resultate und der gegenwärtige Zustand

---

[1] Soeben erhalten wir die zwei ersten Bogen des neuesten Werkes von Mistral: Lès isclo d'or, die goldenen Inseln, welches die kleineren Gedichte des berühmten Felibre enthält. Wir können sie keiner Besprechung unterziehen, bevor sie vollständig in unseren Händen sind. Sie erscheinen bei F. Seguin in Avignon.

der Sprachbewegung für ihren zukünftigen Verlauf und ihre literarisch-volksthümliche Lebensfähigkeit bieten. Statt mit einer großartigen Dissertation, die doch am Ende nur Conjekturen enthalten könnte, antworten wir mit Erfahrungen. Seit Beginn dieser Arbeit ist mehr denn ein Jahr verflossen, dessen größten Theil wir fern von allen literarischen Studien nicht in der Provence, sondern in der eigentlichen Languedoc zugebracht haben. Unser Beruf führte uns häufig mit den Landleuten jener Gegenden zusammen, und hatten wir so Gelegenheit, mehrere Beobachtungen über Berechtigung und Möglichkeit eines Durchdringens der Neuprovenzalen anzustellen. Die Schule hat einen hinreichenden, soliden Boden im ganzen Volk unterhalb der Loire, eben weil dieses Volk zum weitaus größten Theil der französischen Sprache unkundig ist. Es ist unmöglich, auf dem Lande als Priester angestellt zu werden, wenn man nicht der Volkssprache insoferne mächtig ist, um in derselben predigen und Beicht hören zu können. Selbst in Städten wie Castres muß in der Frühmesse eine kurze Ansprache im „Patois" gehalten werden. Es wäre von der größten Bedeutung, diese anscheinend etwas komische Sitte auch in den übrigen Theilen Südfrankreichs einzuführen; der wahre Volksunterricht könnte dabei nur gewinnen, während jetzt der arme Bauer mit hochfranzösischen Phrasen gespeist wird, die er nur zur Hälfte verstehen kann. In der christlichen Lehre ist diese Unklarheit um so gefährlicher, als das Volk sich sehr leicht falsche Begriffe über die Wahrheiten des Glaubens bildet. Die jetzige Sprachbewegung hat also auch eine tiefere moralische Bedeutung und Tragweite. Wenn bis jetzt das Volk in manchen Gegenden rein bewahrt wurde von den infamen neueren Ideen, so ist dieß bloß dem undurchbrochenen Walle zu danken, den die Sprache den meist französisch geschriebenen Schandblättern entgegensetzte. Wenn aber dem Volke, das nun doch einmal lesen will, nicht bald gesunde, provenzalische Schriften geboten werden, so muß es dahin kommen, daß Alles französisch lernen wird, um auch seine Zeitung zu lesen. Bislang genügte es noch, sich die colportirten Blätter vom hochgelehrten Schulmeister übersetzen zu lassen. Also Rath geschafft, eifrige Felibre; der Stoff fehlt nicht und die Zuhörer noch weniger. Eure Sprache ist noch keine todte Sprache, und die Verschiedenheit der Dialekte dürfte einer einheitlichen Schriftsprache ebensowenig im Wege stehen, als in Deutschland oder Italien. Gott gebe Euch ein reines, reiches und langes Leben. Wir beten mit Euch und für Euch:

„O crux ave! Sourgent d'immortalo lumièro!
Emè lou sang d'un Diéu o testament escri!
La Prouvençe a ti Pèd se clinè la proumiero:
Assousto la Prouvençe, o crus de Jesus Christ.“ [1]

O crux ave! Du Quelle unsterblichen Lichtes!
O Testament, geschrieben mit eines Gottes Blut!
Als Erstlingskind vor Dir kniet die Provence,
O schütze die Provence, Du Kreuz Jesu Christi!

W. Kreiten S. J.

Die Abstammung des Menschen nach Darwin und Haeckel.

(Schluß.)

IV. Das „Gewissen“ und die „Moralität“ der Thiere.

Den Schluß unserer Beschäftigung mit Darwin haben endlich die descendenz-theoretischen Ideen über die Züchtung der moralischen Eigenschaften zu machen. Um einer zu weiten Ausdehnung des Themas zuvorzukommen, beschränken wir unsere Erörterung auf die Genesis dessen, was Darwin „Gewissen“ nennt; denn darein legt er selbst, wie es scheint, das ganze Gewicht seiner Deduktion.

„Es scheint mir in hohem Grade wahrscheinlich,“ sagt der neue Moralist, „daß jedes Thier, welches es auch sein mag, wenn es nur mit scharf ausgesprochenen socialen Instinkten versehen ist, unvermeidlich ein moralisches Gefühl oder Gewissen erlangen würde, wenn sich seine intellektuellen Kräfte so weit, oder nahezu so weit als beim Menschen entwickelt hätten. Denn *erstens* führen die socialen Instinkte ein Thier dazu, Vergnügen an der Gesellschaft seiner Genossen zu haben, einen gewissen Grad von Sympathie mit ihnen zu fühlen und verschiedene Dienste für sie zu verrichten. *Zweitens*, sobald die geistigen Fähigkeiten sich hoch entwickelt haben, durchziehen Bilder aller vergangenen Handlungen und Beweggründe unaufhörlich das Gehirn eines jeden Individuums, und jenes Gefühl des Unbefriedigtseins, welches unabänderlich die Folge irgend eines unbefriedigten Instinktes ist, wird entstehen,

---

[1] Inschrift des Votivkreuzes der Provence, errichtet im Jahre 1874, zum Dank für die Bewahrung vor einer feindlichen Invasion während des deutsch-französischen Krieges.

so oft bemerkt wird, daß der andauernde und stets gegenwärtige sociale Instinkt irgend einem andern, zu der Zeit stärkern, aber weder seiner Natur nach dauernden noch einen sehr lebhaften Eindruck zurücklassenden Instinkte nachgegeben hat. . . . Drittens, nachdem die Fähigkeit der Sprache erlangt wurde und die Wünsche der Mitglieder einer und derselben Gemeinschaft deutlich ausgedrückt werden konnten, wird die allgemeine Meinung darüber, wie ein jedes Mitglied zum allgemeinen Besten wirken soll, naturgemäß in einer großen Ausdehnung das Bestimmende bei den Handlungen werden. . . . Endlich wird auch die Gewohnheit beim Individuum eine sehr wichtige Rolle in Bezug auf die Bestimmung der Handlungsweise jedes Mitgliedes spielen." (I. S. 60, 61.)

Das „Gewissen" oder „moralische Gefühl" ist also nach Darwin ein Produkt, welches bei einem sozialen Wesen mit menschlicher Intelligenz und Sprache aus dem Conflikte zwischen socialen und individuellen Instinkten nothwendig resultirt.

Diese Idee ist, so viel wir wissen, eine ganz neue; wird aber auch die Entstehung des „Gewissens" nach derselben von Darwin bewiesen? Das ist die erste Frage, welche wir zu beantworten haben. An zweiter Stelle werden wir sehen, was denn das Darwin'sche „Gewissen" eigentlich ist. Zum Schlusse endlich wollen wir untersuchen, was mit Darwins „Gewissen" aus der Moralität der menschlichen Gesellschaft wird.

1. Wie beweist also Darwin seine Gewissensgenesis?

In dem langen Traktate über die moralischen Eigenschaften haben wir vergebens nach diesen Beweisen gesucht; es sei denn, daß der englische Gelehrte glaubt, einen Beweis in der Antwort auf folgende Fragen gegeben zu haben. „Warum," so heißt es, „soll ein Mensch fühlen, daß er der einen instinktiven Begierde eher gehorchen soll, als der andern? Warum bereut er es bitterlich, wenn er dem starken Instinkte der Selbsterhaltung nachgegeben und sein Leben nicht gewagt hat, um das eines Mitgeschöpfes zu retten, oder warum bereut er es, in Folge peinlichen Hungers Nahrung gestohlen zu haben?"

„An erster Stelle," so lautet die Antwort, „ist es offenbar, daß beim Menschen die instinktiven Impulse verschiedene Grade der Mächtigkeit haben . . . Warum bereut nun der Mensch, selbst wenn er sich Mühe gibt, jedes solche Gefühl der Reue zu verbannen, daß er mehr dem einen natürlichen Impulse gefolgt ist als dem andern, und ferner, warum fühlt er, daß er sein Betragen bereuen sollte? In dieser Beziehung weicht der Mensch völlig von den niederen Thieren ab; doch können wir, wie ich glaube, die Ursache dieser Verschiedenheit mit einem ziemlichen Grade von Deutlichkeit einsehen. In Folge der Lebendigkeit seiner geistigen Fähigkeiten kann der Mensch es nicht

vermeiden, zu reflektiren: vergangene Eindrücke und Bilder durchziehen stets mit Deutlichkeit seine Seele. Bei denjenigen Thieren nun, welche beständig in Massen vereinigt leben, sind die socialen Instinkte fortwährend gegenwärtig und ausdauernd. . . Dasselbe gilt für uns; ein Mensch, der keine Spur derartiger Gefühle besäße, wäre ein unnatürliches Monstrum. Auf der andern Seite ist die Begierde, den Hunger oder irgend eine Leidenschaft, wie die der Rache, zu befriedigen, ihrer Natur nach temporär und kann zeitweise vollständig befriedigt werden . . . Der Instinkt der Selbsterhaltung wird nicht gefühlt, außer bei einer gegenwärtigen Gefahr . . . Der Wunsch nach dem Besitzthum eines andern Menschen ist vielleicht ein so beständiger, wie irgend einer, der angeführt werden kann; aber selbst in diesem Falle ist das befriedigende Gefühl wirklichen Besitzes meist ein schwächeres Gefühl als der Wunsch darnach. . . . Da nun der Mensch es nicht vermeiden kann, daß alte Eindrücke beständig wieder durch seine Seele ziehen, so wird er gezwungen, die schwächeren Eindrücke, z. B. vergangenen Hungers oder befriedigter Rache, oder auf Kosten anderer Menschen vermiedener Gefahr, mit dem Instinkte der Sympathie und des Wohlwollens gegen seine Mitmenschen, welche noch immer vorhanden und in einem gewissen Grade stets in seiner Seele thätig ist, zu vergleichen. Er wird dann in seiner Erinnerung fühlen, daß ein starker Instinkt einem andern, welcher jetzt vergleichsweise schwach erscheint, nachgegeben hat, und dann wird unvermeidlich jenes Gefühl des Unbefriedigtseins gefühlt werden, welches dem Menschen wie jedem andern Thiere eigen ist, um ihn zum Gehorsam gegen seine Instinkte zu zwingen. . . . In dem Momente der Handlung wird der Mensch ohne Zweifel geneigt sein, dem stärkeren Antriebe zu folgen, und obschon ihn dieses gelegentlich zu den edelsten Thaten führen kann, so wird es doch bei weitem häufiger ihn dazu bringen, seine eigenen Begierden auf Kosten anderer Menschen zu befriedigen. Nach deren Befriedigung aber, wenn die vergangenen und schwächeren Eindrücke mit den immer vorhandenen socialen Instinkten verglichen werden, wird sicherlich Reue eintreten; der Mensch wird dann unbefriedigt mit sich selbst sein und sich entschließen, mit mehr oder weniger Kraft in Zukunft anders zu handeln. Dieß ist das Gewissen; denn das Gewissen schaut rückwärts und beurtheilt vergangene Handlungen, indem es jene Art von Unbefriedigtsein veranlaßt, welches, ist es schwach, Bedauern, ist es stark, Gewissensbisse genannt wird." (I. S. 75—78.)

Der langen Rede kurzer Sinn sind nun wohl Phantasien, aber keine Beweise. Ist das Gewissen wirklich jenes Etwas im Menschen, welches über gewisse Handlungen ein Unbefriedigtsein, über andere ein Gefühl des Behagens veranlaßt, so hatte Darwin zu zeigen, daß dasselbe in dem werdenden Menschen in Folge der Lebendigkeit der geistigen Fähigkeiten sowie der socialen und individuellen Instinkte **wirklich entstanden ist**, nicht aber, daß man sich diese Genesis allenfalls **mit der Phantasie zurechtlegen könne.**

Da hätten wir denn zuerst erwartet, daß Darwin wenigstens versucht hätte, eine Spur seines „Gewissens" auch bei den socialen Thieren nachzuweisen; denn wenn dasselbe für jene Thiere, welche sich endlich zum Menschen entwickelten, so nützlich war und der züchtenden Thätigkeit der natürlichen Auslese anheimfiel, weßhalb nicht auch bei den Bienen, Ameisen u. s. w.? Aber diesen fehlt die „Lebendigkeit der geistigen Fähigkeiten"; weßhalb haben denn sie nicht ebensogut dieselbe durch die Zuchtwahl erhalten, wie der werdende Mensch? Und wenn umgekehrt diese Thiere ihren socialen und individuellen Instinkten ohne jedweden Nachtheil genügen, wenn unter der Befriedigung ihrer „selbstischen Begierden" ihre Sorge für's Gemeinwohl niemals leidet, wenn sie mit ihren socialen und individuellen Instinkten vollständig ausreichen zur Bildung wahrer Musterstaaten, weßhalb mußte der werdende Mensch noch durch ein „moralisches Gefühl" oder das Darwin'sche „Gewissen" über seine Pflichten gegen das Gemeinwesen belehrt werden?

Wir hätten ferner erwartet, daß Darwin den Versuch gemacht hätte, wenigstens bei den socialen Thieren irgendwo eine Spur von jener „Lebendigkeit der geistigen Fähigkeiten" zu entdecken, welche nach ihm das Entstehen des Gewissens einleitete. Aber statt dessen erfahren wir in einem neunseitigen Traktate alles Mögliche, nur nicht die leiseste Andeutung eines Beweises. Und so sind wir dann am Ende des langen Kapitels über Moralität genau so klug, wie am Anfange; wir sind auf einigen dreißig Seiten mit der großen Wahrheit bekannt geworden, daß ein Thier, welches in intellektueller Beziehung ein Mensch wäre, zweifelsohne auch in moralischer Hinsicht es zu einem solchen gebracht haben würde.

2. So hat Darwin die Genesis seines „Gewissens" *bewiesen*; aber was ist das für ein „Gewissen", welches er seinem Ahnherrn anzüchtet? Das war der zweite Punkt, den wir erörtern wollten.

Die lange Entwicklung seiner Ideen hat uns darüber belehrt, daß Darwin sein „Gewissen" auf der Basis „instinktiver Impulse" verschiedener Mächtigkeit begründet. Sociale Instinkte treiben den werdenden Menschen zu Handlungen für das Wohl der Gesellschaft, individuelle Instinkte verhindern ihn, sich selbst vollständig zu vergessen, beide gerathen in Conflikt mit einander und das Resultat des Kampfes ist in Folge der Lebendigkeit der geistigen Fähigkeiten ein Gefühl des Unbehagens, wenn man mehr an die Befriedigung der individuellen, als an die der socialen Instinkte gedacht hat, mit einem Worte, es ist Darwins „Gewissen".

Haben sich auch manche der schöneren Phantasien unseres Gelehrten bei näherer Betrachtung in den Dunst aufgelöst, aus welchem sie bestanden, den Ruhm müssen wir ihm jedenfalls lassen, daß er mit seinem „Gewissen" etwas ganz Neues zu Stande gebracht hat. Denn wo wäre es bisher Jemandem eingefallen, die unumwundene Behauptung aufzustellen, daß das Gewissen sich an rein instinktiven Handlungen bethätige! Darwin aber thut dieses mit dem vollsten Bewußtsein. Darum weiß er nichts davon, daß alle Menschen mit Ausnahme der Materialisten nur solche Handlungen als moralische ansehen, welche der vernünftigen Erkenntniß und freien Willensentschließung entspringen. Darum umgeht er die Frage nach der Freiheit des Willens und definirt das moralische Wesen als ein solches, welches „seine vergangenen und zukünftigen Handlungen oder Beweggründe mit einander zu vergleichen und sie zu billigen oder zu mißbilligen vermag". (I. S. 75.) Darum zieht er sogar noch die habituellen Handlungen, welche oft „wiederholt, zuletzt ohne Ueberlegung oder Zaudern verrichtet werden", ähnlich den instinktiven, in den Bereich seiner Erörterung. Natürlich sagt er nicht, daß diese von Allen als moralisch angesehen werden, weil die Neigung zu ihnen durch überlegte und freie Handlungen erworben und ebenso überlegt und frei erhalten wird.

Doch Darwin geht so weit, daß er Ueberlegung und Freiheit von seinen „vollkommenen" Handlungen geradezu ausschließt. „Wir fühlen Alle," sagt er, „daß eine Handlung nicht als vollkommen oder in der edelsten Weise ausgeführt angesehen werden kann, wenn sie nicht in Folge eines augenblicklichen Impulses, ohne Ueberlegung oder Anstrengung, und in derselben Weise ausgeführt wird, wie sie ein Mensch thun würde, bei dem die nöthigen Eigenschaften angeboren sind." (I. S. 75.) Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß unser Moralist dieses „Gefühl Aller" in dem wahren Sinne deute und der Ansicht sei, eine solche Handlung sei deßhalb so vollkommen, weil die Tugend, der sie entsprießt, in so vollkommenem Grade erworben wurde. Nein, Darwin spricht, wie wir unmittelbar nachher erfahren, von Handlungen, welche in Folge einer „angeborenen Disposition ohne weitere Anstrengung ausgeführt werden". (I. S. 75.) Das neue „Gewissen" beschäftigt sich also gerade mit jenen Handlungen, welche das Gewissen anderer Leute unbehelligt lassen; es kümmert sich aber zur Entschädigung nicht um dasjenige, was bei Andern Bedenken erregt. Denn ein vernünftiger Mensch beunruhigt sich in seinem Gewissen doch sicher nicht weiter wegen Handlungen, die er ohne alle

Überlegung und ohne jedweden Einfluß des freien Willens verrichtete; diese aber sind der Gegenstand des Darwin'schen „Gewissens". Dieses „Gewissen" offenbart sich in einer Empfindung des Unbefriedigtseins, wodurch der Mensch zu seinen guten Handlungen ebenso getrieben wird, wie zur Stillung des Hungers oder Durstes durch die unangenehmen Empfindungen, welche diese unbefriedigten Instinkte hervorrufen. (I. S. 78.)

Ist nun aber Darwins „Gewissen" etwas Anderes als das anderer Leute, so müssen auch die Ansichten über die Moralität, welche mit demselben zu Stande kommen, ganz neu, von den heutigen völlig verschieden sein; und damit sind wir am letzten Punkte unserer Untersuchung angekommen.

3. Die Bedingungen, welche nothwendig vorhanden sein müssen, damit von einer Moralität die Rede sein kann, findet Darwin, wie wir sahen, nicht in der vernünftigen Erkenntniß und dem freien Willen, sondern in der „Lebendigkeit der geistigen Fähigkeiten", gepaart mit „socialen und individuellen Instinkten". Worin besteht nun aber das Wesen seiner Moralität, wodurch wird nach ihm die Güte und Bosheit der menschlichen Handlungen begründet, welches ist die Norm, nach welcher er das Gute vom Bösen unterscheidet? Denn da auch für ihn noch gute und schlechte Handlungen existiren, so muß er doch auch einen Maßstab, eine Norm haben, nach welcher er dieselben beurtheilt. Wir müssen suchen, diese in seinen Ideen zu entdecken.

„Obgleich der Mensch," sagt er, „keine speciellen Instinkte hat, welche ihm sagen, wie er seinem Mitmenschen helfen soll, so fühlt er doch den Antrieb dazu, und bei seinen vervollkommneten intellektuellen Fähigkeiten wird er in dieser Hinsicht natürlich durch Nachdenken und Erfahrung geleitet werden. Auch wird ihn instinktive Sympathie veranlassen, die Billigung seiner Mitmenschen hoch anzuschlagen; denn die Empfänglichkeit für Lob und das starke Gefühl für Ruhm einer-, andererseits der noch stärkere Widerwillen gegen Spott und Verachtung sind, wie Mr. Bain klar gezeigt hat, Folge der Sympathie. In Folge hiervon wird der Mensch durch die Wünsche, den Beifall und Tadel seiner Mitmenschen, wie diese durch deren Gesten und Sprache ausgedrückt werden, bedeutend beeinflußt. So geben die socialen Instinkte, welche der Mensch in einem sehr rohen Zustande erlangt haben muß, noch immer den Anstoß zu vielen seiner besten (!) Handlungen, werden aber in hohem Maße durch die ausdrücklichen Wünsche und die Beurtheilung seiner Mitmenschen und unglücklicherweise noch öfter durch seine eigenen, starken, selbstischen Begierden bestimmt. In dem Maße aber, als die Gefühle der Liebe und Sympathie und die Kraft der Selbstbeherrschung durch die Gewohnheit ver-

stärkt werden und das Vermögen des Nachdenkens klarer wird, so daß der Mensch die Gerechtigkeit seiner Urtheile würdigen kann, wird er sich unabhängig von irgend einem Gefühle der Freude oder des Schmerzes, das er in dem Augenblicke fühlen könnte, zu einer gewissen Richtung des Benehmens sich getrieben fühlen. Dann kann er sagen: ich bin der oberste Richter meines eigenen Benehmens." (I. S. 73.)

Nach dem letzten mit Emphase hervorgehobenen Ausrufe sollte man glauben, der neue Moralist proklamire Alles als gut, was eben einem Jeden so scheint; nichtsdestoweniger will er dennoch, wie die vorhergehenden Bemerkungen andeuten, die Moralität nicht so ohne Weiteres Jedermanns Gutdünken preisgeben; denn er läßt ja den Menschen „sich zu einer bestimmten Richtung seines Benehmens getrieben fühlen"; es scheint daher wirklich für ihn etwas objektiv Gutes und Böses zu existiren. So viel wir nun aus den angeführten und andern Auslassungen entnehmen können, ist für Darwin alles gut, *was dem socialen Nutzen gemäß ist und den Beifall der Menschen gewinnt*; alles Andere aber ist vom Bösen; beide also sind auch für ihn der Maßstab, die Norm der Moralität.

Was ist nun aber der sociale Nutzen? Unser Gelehrter meint, der Ausdruck „Allgemeines Beste" könne dahin definirt werden, daß er die Mittel bezeichne, „durch welche die größtmögliche Zahl von Individuen in voller Kraft und Gesundheit, mit allen ihren Kräften vollkommen und zwar unter den Lebensbedingungen, welchen sie ausgesetzt sind, erzogen werden kann." (I. S. 84.) Zu Darwins „allgemeinem Besten" gehören also drei Dinge: 1) daß im Staate möglichst viele Individuen sind; 2) daß sich dieselben des Vollbesitzes ihrer Gesundheit und aller Kräfte erfreuen, und 3) daß alle Kräfte aller Individuen vollkommen ausgebildet werden. Alles also, was auf dieses hinzielt, ist moralisch gut; alles, was sich von ihm entfernt, ist böse.

Wir wollen nun vollständig davon absehen, daß Darwins „allgemeines Beste" im dritten Punkte eine völlige Unmöglichkeit verlangt, und uns auf die Frage beschränken, weßhalb denn alle geistigen und körperlichen Kräfte des Menschen zu einer vollkommenen Entwicklung gebracht werden müssen? Natürlich, weil jedes Individuum mit allen seinen Kräften dem „allgemeinen Besten" angehört und dieses von ihm einen möglichst hohen Beitrag verlangt.

Wer bestimmt nun aber, wie ein Jeder für das allgemeine Beste mit allen seinen Kräften thätig sein soll? Am einfachsten wäre es,

daß Jeder dieses für sich selbst bestimmte; dann würde es genügen, daß irgend eine Schandthat das „allgemeine Beste" befördere, und er wäre zu derselben nicht bloß ermächtigt, sondern im „Gewissen" verpflichtet. Ja, er dürfte nur glauben, daß das Gemeinwohl durch sein Lügen und Betrügen, seinen Verrath, Diebstahl oder Mord gewinne, und Lug und Trug und Spitzbüberei und Todtschlag würden sittlich gute Handlungen. Doch nein, das setzte beim werdenden Menschen schon eine zu hohe Entwicklung der „Selbstbeherrschung" und Intelligenz voraus; erst wenn er „sich unabhängig von irgend einem Gefühle der Freude oder des Schmerzes zu einer gewissen Richtung des Benehmens getrieben fühlt", erst dann kann er sagen: „ich bin der oberste Richter meines eigenen Benehmens." Auf der niedern Entwicklungsstufe, von der hier die Rede ist, müßte er wohl durch sociale Instinkte geleitet werden. Aber „der Mensch hat keine socialen Instinkte, welche ihm sagen, wie er seinen Mitmenschen helfen (also für's allgemeine Beste thätig sein) soll; er fühlt eben nur einen Antrieb dazu." (I. S. 73.) Also auch von diesen haben wir nichts zu erwarten. Wer bestimmt also das Wie seiner Thätigkeit? „Auf einer frühen Periode der Geschichte der Menschheit," äußert sich Darwin, „werden die ausgesprochenen Wünsche der Gesellschaft nothwendig in hohem Grade das Benehmen jedes einzelnen Mitgliedes beeinflußt haben." (I. S. 84.) Aber wer spricht denn die Wünsche der Gesellschaft aus? Wer anders als derjenige oder diejenigen, welche an der Spitze derselben stehen? Wenn nun wirklich, wie Darwin will, alles, was zum Gemeinwohle beiträgt, gut ist, so müssen nicht bloß „auf einer frühen Periode der Geschichte der Menschheit", sondern auch heute noch die „Wünsche der Gesellschaft" oder des Staates, wie dieselben durch ihre Lenker ausgesprochen werden, das Maßgebende für die Staatsangehörigen sein. Dieselben sind also nach Darwin verpflichtet, Alles, was die Staatsobrigkeit zu Gunsten des „allgemeinen Besten" von ihnen verlangt, unbedingt zu thun, in keiner andern Weise thätig zu sein, als diese es bestimmt, keine andere Pflicht zu kennen, als die der vollständigsten Unterwerfung unter ihren Willen. Erklärt dieselbe, das „allgemeine Beste" verlange einzig und allein die Entwicklung der Intelligenz, so hat Jeder nur auf diese sein Augenmerk zu richten, und das materielle Wohl des Einzelnen ist Nebensache, darf von Jedermann geschädigt oder zu Grunde gerichtet werden. Findet sie hingegen in der größtmöglichen Beförderung des materiellen Staatswohles die Aufgabe eines Jeden, so haben Alle im vollkommen-

sten Epikuräismus ihr Heil zu suchen. Meint sie endlich, das „allgemeine Beste" würde ganz besonders durch ein Mixtum compositum von Intelligenz und materiellem Wohl befördert, so ist der Willkür vollends Thür und Thor geöffnet; ist sie intelligenter Laune, so haben sich die subalternen Gewissen in jedem Conflikte pflichtgemäß zu Gunsten der Intelligenz zu entscheiden, anders, wenn sie sich mehr für das materielle Wohl enthusiasmirt hat; dann hat Jeder vorkommenden Falles diesem seine Intelligenz aufzuopfern. So kann es denn kommen, daß heute ein Verbrechen ist, was gestern eine Tugend war und nach einigen Tagen wieder als solche proklamirt wird.

Läßt sich schon von den Früchten, welche dieser eine Zweig trägt, auf die Beschaffenheit der Darwin'schen Moralitätsnorm ein Schluß ziehen, so führen die beiden andern Zweige in eine Kloake der gemeinsten Verbrechen, als eben so vieler sittlich guten Handlungen. Denn was will es heißen, wenn Darwin sagt: „Das allgemeine Beste verlangt, daß eine möglichst große Anzahl von Individuen herangezogen werde"? Ist damit nicht der Staat oder sein Lenker auf dieselbe Stufe gestellt mit einem Viehzüchter, der darauf sein besonderes Augenmerk richtet, daß seine Heerde möglichst zahlreich werde? Derselbe muß sich also auch (Darwins Moralitätsnorm schreibt es ihm vor) derselben Mittel bedienen, wie dieser; da darf kein gesundes Individuum ohne Nachkommen bleiben wollen; da darf von einer Ehe nach den heutigen Begriffen keine Rede sein: die eheliche Verbindung muß nach dem jeweiligen Gutdünken der Behörde eingegangen, wieder aufgelöst und von Neuem geschlossen werden; kurz, jeder Staat ist eine Heerde von Thieren, sonst auch Menschen genannt, für deren Vermehrung der Eigenthümer, d. h. die souveräne Behörde, ganz ebenso sorgt, wie der glückliche Besitzer einer Schafheerde für Vervielfältigung derselben.

Unter den so erhaltenen Individuen muß sodann eine Auslese getroffen werden; denn die letzte Sorge für das „allgemeine Beste" beschäftigt sich damit, daß alle Individuen sich „in voller Kraft und Gesundheit" befinden. Was demnach eine gewisse Zeit nach der Geburt keine Aussicht auf „volle Kraft und Gesundheit" hat, muß beseitigt werden: der Kindesmord ist eine „Gewissens"pflicht des Gemeinwesens, resp. seines Oberhauptes; verliert irgend ein Individuum im Laufe der Jahre Kraft und Gesundheit, und wird es für das Gemeinwohl unnütz, so würde seine längere Existenz dem Staate nur nachtheilig sein; auch dieses also muß weggeräumt werden. Die Sorge der Ärzte darf nicht

darauf ausgehen, den Kranken wieder eine irgendwie erträgliche Existenz zu ermöglichen; nein, sehen sie, daß dem betreffenden Individuum nicht volle Kraft und Gesundheit wieder gegeben werden kann, so haben sie dieses der Behörde anzuzeigen, damit sie für Beseitigung desselben sorge. Hat der Mensch ein gewisses Alter überschritten, so wird er für das Gesammtwohl überflüssig; alles Überflüssige oder Nutzlose aber kann dem Staate nur schädlich sein, da es Plätze einnimmt, welche von gesunden und kräftigen Individuen occupirt werden können; Greise also, welche nicht mehr im Stande sind, für den Staat thätig zu sein, haben kein Recht, in demselben zu existiren; Darwins „Gewissen" macht es dem Staate zur Pflicht, für ihre Beseitigung zu sorgen.

Aus demselben Grunde verbietet die Sorge um das „allgemeine Beste" dem Staate die Duldung von Invaliden- und Irrenhäusern; denn wie die Bewohner der erstern sich nicht des Vollgenusses ihrer Körperkräfte erfreuen, so entbehren die Irren den Besitz ihrer geistigen Kräfte; das „allgemeine Beste" aber darf kein Individuum dulden, welches nicht „in voller Kraft und Gesundheit mit allen seinen Kräften vollkommen" versehen ist.

Sollte man glauben, daß es Darwin selbst niemals eingefallen sei, diese Consequenzen aus seinem „Gewissen" zu ziehen, so würde man sich sehr täuschen. Denn er findet es „der Mühe werth," bei Gelegenheit seiner „Bemerkungen über die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl auf civilisirte Nationen" sich folgendermaßen auszulassen.

„Bei Wilden werden die an Geist und Körper Schwachen bald beseitigt, und die, welche leben bleiben, zeigen gewöhnlich einen Zustand kräftiger Gesundheit. Auf der andern Seite thun wir civilisirte Menschen alles nur Mögliche, um den Prozeß dieser Beseitigung aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und Kranken, wir erlassen Armengesetze, und unsere Ärzte strengen die größte Geschicklichkeit an, das Leben eines Jeden bis zum letzten Moment noch zu erhalten. Es ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Impfung Tausende erhalten hat, welche in Folge ihrer schwachen Constitution früher den Pocken erlegen wären. Hierdurch geschieht es, daß auch die schwächern Glieder der civilisirten Gesellschaft ihre Art fortpflanzen. Niemand, welcher der Zucht domestizirter Thiere seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird daran zweifeln, daß dieß für die Rasse des Menschen im höchsten Grade schädlich sein muß. Es ist überraschend, wie bald ein Mangel an Sorgfalt oder eine unrecht geleitete Sorgfalt zur Degeneration einer domestizirten Rasse führt; aber mit Ausnahme des den Menschen betreffenden Falles ist kein Züchter so unwissend, daß er seine schlechtesten Thiere zur Nachzucht zuläßt. — Die Hilfe,

welche dem Hilflosen zu widmen wir uns getrieben fühlen, ist hauptsächlich das Resultat des Instinktes der Sympathie. . . . Sollten wir absichtlich den Schwachen und Hilflosen vernachlässigen, so könnte es nur geschehen wegen einer aus dieser Vernachlässigung entspringenden großen Wohlthat trotz dem Vorhandensein eines sichern und großen Unglücks. Wir müssen daher die ganz zweifellos schlechte Wirkung des Überlebenbleibens und Vermehrens der Schwachen ohne weitere Klagen ertragen." (I. S. 146, 147.)

Der letzte Satz dieser Peroration trägt die Heuchelei gar zu offen zur Schau, als daß wir noch zeigen müßten, daß er Darwin nicht ernst gemeint sein kann.

Wir glauben fest, daß die Staatspflichten, welche Darwins „Gewissen" mit sich bringt, genügen, um seine Affentheorie in ihrer ganzen Niederträchtigkeit zu charakterisiren.

Doch verfolgen wir das „Gewissen" Darwins auch noch in's Privatleben. Wir sehen sofort, daß es da Handlungen gibt, welche in irgend einer näheren oder entferntern Beziehung zum öffentlichen Wohle stehen, und andere, die einer jeden solchen Relation entbehren. In Bezug auf die erstern ist alles moralisch gut, was irgendwie zum öffentlichen Nutzen beiträgt. Es ist nun, um unter Vielem nur Einiges hervorzuheben, nach den heutigen Begriffen vom Staatswohle sicher ein Vortheil, wenn Industrie und Handel blüht, beide aber werden durch den Luxus der Staatsmitglieder wesentlich befördert; es ist diesen also nicht mehr anheimgestellt, dem Luxus zu huldigen oder nicht, sie sind vielmehr im „Gewissen" verpflichtet, einen möglichst großen Aufwand zu machen. Mit Unrecht wirst du also dem Verschwender vorwerfen, daß er Frau und Kinder an den Bettelstab bringe, er darf nicht anders handeln; denn seine Verschwendung befördert den öffentlichen Nutzen. Ferner wird Darwins Staat durch jedes Individuum beeinträchtigt, welches sich seiner Gesundheit und vollen Kräfte nicht mehr erfreut. Die glücklichen Erben! Die brauchen sich jetzt nicht mehr mit der Pflege ihrer gebrechlichen Verwandten zu befassen oder auf ihren Tod zu warten; Darwins „Gewissen" berechtigt sie, den Staat baldigst von diesem Krebsschaden zu befreien. Und wenn sie dann von Unglück heimgesucht werden, wenn innere oder äußere Leiden sie bedrängen, so daß ihnen der Tod erwünschter ist als das Leben, was zögern sie mit dem Selbstmord? Ihr descendenz-theoretisches Gewissen sagt ihnen ja, daß es eine gute Handlung ist, wenn sie den Staat von einem solchen Mitgliede befreien.

Doch genug von den Anforderungen, welche das „allgemeine

Beste" an die Menschheit stellt; welche Bedingungen stellt denn Darwin an jene Handlungen, die in keine Beziehung zum socialen Nutzen treten? „Um in denjenigen Handlungen," so belehrt uns der neue Moralist, „in welchen sich die eigenen Begierden nicht mit den socialen Instinkten (d. h. mit dem allgemeinen Besten) kreuzen, vor eigenen Vorwürfen, oder wenigstens vor Unbehagen völlig sicher zu sein, ist es beinahe nothwendig, die Mißbilligung seiner Mitmenschen, möge sie gerechtfertigt sein oder nicht, zu vermeiden." (I. S. 79.) Hier also tritt die zweite Moralitätsnorm in ihre Rechte: das Lob oder der Tadel der Menschen, ob gerechtfertigt oder nicht. Da nun Alles, worüber man sich Vorwürfe macht oder wenigstens ein Unbehagen fühlt, vom Bösen ist, so folgt zunächst, daß Lob und Tadel, auch wenn sie „nicht gerechtfertigt" sind, die Handlungen gut oder schlecht machen. Die Moral, welche damit zu Stande kommt, bedarf nicht erst einer nähern Ausführung.

Doch sehen wir hiervon völlig ab, um uns die neue Norm ein wenig näher anzuschauen. Fühlt also ein Mensch eine Befriedigung oder wenigstens ein Behagen bei der Bemerkung, daß eine Handlung die Billigung Anderer erfahren dürfte, so kann er überzeugt sein, daß dieselbe gut ist; umgekehrt gibt ihm ein Gefühl des Unbehagens bei der Furcht vor Mißbilligung Kunde von der moralischen Schlechtigkeit dessen, was er zu thun im Sinne hat. Natürlich wird er Behagen oder Unbehagen nur empfinden mit Rücksicht auf die Ansicht derjenigen, an deren Billigung ihm etwas gelegen ist; die Meinung aller andern Menschen ist ihm durchaus gleichgültig. Daraus folgt aber, daß für verschiedene Klassen von Menschen dieselbe Handlung eine verschiedene Note der Moralität erhalten wird; für die eine Klasse ist eine Handlung gut, welche in der andern durch Mißbilligung als nichtswürdig gekennzeichnet wird. Gehe z. B. in die Klubbs der jungen Männer in großen Städten und Du wirst staunen über die Schändlichkeiten, welche da erzählt werden; das descendenz-theoretische Gewissen macht sie zu eben so vielen guten Handlungen; denn sie werden aufgetischt, weil man der Anerkennung seiner Gesinnungsgenossen gewiß ist und sich zu neuen Schändlichkeiten ermuthigen will. Oder besuche die Spelunken der Freibeuter unserer Hauptstädte und Du wirst hören, wie dieselben ihren Ruhm setzen in die Verübung der abscheulichsten Verbrechen; sie besitzen das Darwin'sche Gewissen, denn sie rühmen sich dessen, was ihnen das Lob und die Achtung ihrer Spießgesellen einträgt. Vielleicht sagst Du, dieses sei nicht die Billigung, von welcher Darwin spreche; aber es ist doch sicher jene

Billigung, welche in diesen Menschen jene Befriedigung oder jenes Behagen erzeugt, das ihnen nach Darwin ihre Handlungen als gut bezeichnet.

Endlich was erübrigt noch vom descendenz-theoretischen Gewissen für diejenigen Handlungen, welche sich der Öffentlichkeit vollständig entziehen? Weder das Gemeinwohl noch die Billigung anderer Menschen sagen, welche von ihnen gut, welche schlecht seien. Der Grad ihrer Moralität kann also nur mehr durch das Gefühl des Befriedigt- oder Unbefriedigtseins bestimmt werden; und damit stürzt das Gewissen Darwins den Menschen in den schamlosesten Epikuräismus. Der Zweck seines Privatlebens ist der Genuß; er muß genießen, so lange er kann, und die einzige Vorsicht, welche er bei seinen Ausschweifungen und Orgien zu beobachten hat, besteht in der Sorge, so lange als möglich genießen zu können. Das macht Darwin aus der Sittlichkeit des Menschen, nachdem er denselben aus dem Affen herangezüchtet hat.

Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag
Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein. (Goethe)

Nichtsdestoweniger erlaubt sich Darwin, noch von dem „tiefen Gefühle des Rechtes und der Pflicht" zu sprechen und sein Moralitätskapitel mit einer der emphatischern Stellen aus Kants Metaphysik der Sitten zu intoniren. „Pflicht," ruft er mit dem Königsberger Philosophen aus, „wunderbarer Gedanke, der du weder durch sanfte Überredung oder Schmeichelei, noch durch irgend welche Drohung, sondern nur dadurch wirkst, daß du dein bloßes Gesetz der Seele vorhältst und dir damit stets Ehrerbietung, wenn auch nicht immer Gehorsam erzwingst, vor dem alle Bestrebungen stumm sind, so verborgen sie sich auch auflehnen: woher stammst du?" Kant konnte noch von Pflicht sprechen; denn wenn er auch seine Moral von Gott emancipirte, so unterwarf er sie doch der Vernunft, und hielt den innern Unterschied zwischen Gut und Bös und das Sittengesetz mit seiner unbedingt verpflichtenden Kraft fest. Darwin aber reißt sich von Gott und Vernunft los, annullirt den innern Unterschied zwischen Gut und Bös und vernichtet das ganze Sittengesetz. Doch die Erkenntniß, welche jedem unbefangenen Menschen mit voller Klarheit sagt, daß er das Eine thun müsse, weil es geboten ist, das Andere zu lassen habe, weil es verboten, ist noch

nicht vollständig in ihm verschwunden; für sie sucht er daher eine Erklärung und kommt endlich zu „einem durch erlangte und vielleicht ererbte Gewohnheit erzeugten Gefühl, daß es am besten für den Menschen sei, seinen andauernden Instinkten zu gehorchen". So wird ihm schließlich „die Pflicht oder das gebieterische Wort „Soll" das Bewußtsein geben von der Existenz eines entweder angeborenen oder theilweise erlangten beständigen Instinktes, welcher ihm als Führer dient, trotzdem ihm auch einmal nicht gehorcht werden kann". (I. S. 78.)

Aber ist dieses „Gefühl", dieses „Bewußtsein von der Existenz eines Instinktes" — ich sage nicht, dasjenige, was die christliche Moral Pflichtbewußtsein nennt, nein — ist es auch nur dasjenige, was seit Kants Zeiten in den Köpfen unserer rationalistisch-pantheistischen Philosophen als „kategorischer Imperativ" herumspukt? Läßt sich in ihm jene „innere Stimme des Sollens wiedererkennen, jenes Gebot in uns, das wir nicht aus der Erfahrung schöpfen, jenes Gebot, das Gute zu thun schlechthin um des Guten willen, unter Verwerfung jeder bestimmenden Rücksicht auf Erfahrung, d. i. auf Nutzen, sinnliche Neigung und Annehmlichkeit?" Gewiß nicht; denn Darwins Gefühl wird ja erworben durch die Erfahrung, bestimmt durch Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, unterscheidet sich in nichts von dem Gefühle, welches den Jagdhund antreibt zu jagen, oder den jungen Schäferhund „die Schafe zu treiben und rund um die Heerde herumzulaufen, aber nicht zu beißen". Darwin „braucht das Wort „Soll" kaum in einem übertragenen Sinne, wenn er sagt, Jagdhunde sollen jagen, Vorstehhunde sollen stehen und Wasserhunde sollen das Wild apportiren. Führen sie diese Handlungen nicht aus, so vernachlässigen sie ihre Pflicht und thun Unrecht." (I. S. 78.) Darwin degradirt den Menschen zu einem potenzirten Affen und macht die menschliche Moral zu einer Hundemoral.

4. Und damit nehmen wir von Darwin, seiner Descendenz- und seiner Affentheorie Abschied. Wir haben versucht, seinen Wegen nachzugehen und überall das Sichere von dem Hypothetischen, das Wahre von dem Falschen zu trennen. Wir erstrebten eine rein objektive Prüfung seiner Ansichten und fanden

> In bunten Bildern wenig Klarheit,
> Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit (Goethe);

in der Entwicklung der menschlichen Intelligenz aber entdeckten wir nichts als Täuschung und Einseitigkeit, sei dieselbe bewußt oder nicht.

Darwin unternimmt den Nachweis, daß der Mensch in intellektueller Beziehung nicht fundamental vom Thiere verschieden sei; er beweist, daß gewisse sinnliche Empfindungen und Gefühlsäußerungen beim Menschen analog sind jenen der höheren Thiere, macht dieselben durch Äquivokation zu intellektuellen Fähigkeiten, und *versucht* nicht einmal, die eigentlichen Äußerungen des menschlichen Verstandes, die Abstraktionsfähigkeit u. s. w. in den Bereich seiner Erörterungen zu ziehen. Er zeigt, daß zwischen den *sensitiven* Empfindungen und Erregungen von Mensch und Thier kein fundamentaler Unterschied ist, nennt die Quellen dieser Sensationen „intellektuelle Fähigkeiten", und meint, erwiesen zu haben, daß Mensch und Thier in ihren geistigen Eigenschaften nichts weniger als fundamental verschieden seien. Seinen Culminationspunkt aber erreicht der descendenz-theoretische Humbug in dem Aufbau der Moralität des Mensch gewordenen Affen. Wir hätten uns da kurz fassen können, da Moral ohne Freiheit ein Unsinn ist; aber wir suchten den Mann kennen zu lernen und gingen deßhalb auf seine Ideen ein, um zu erfahren, was er aus der menschlichen Moralität mache. Da fanden wir, daß für ihn ein innerer Unterschied zwischen Gut und Bös nicht mehr existirt; ein Gefühl der Befriedigung oder Unbefriedigung, „Gewissen" genannt, gibt ihm Kunde von der Moralität seiner Handlungen, ganz so, wie ihm ein Gefühl des Behagens oder Unbehagens darüber berichtet, ob er gut oder schlecht dinirt habe. Dieses „Gewissen" leitet ihn an, in seinen öffentlichen Handlungen stets das „allgemeine Beste" zu erstreben und läßt ihn die Vorzüglichkeit seiner Handlungen mit Behagen „fühlen", ob sie nach den heutigen Begriffen Schandthaten waren oder nicht. Dieses „Gewissen" verkündigt ihm durch das Gefühl, daß in dem Theile seines Privatlebens, der zur Kenntniß Anderer gelangt, alles gut ist, was die Billigung derjenigen erfährt, deren Ansichten für ihn einen Werth haben. Dieses „Gewissen" endlich lehrt ihn, in denjenigen Handlungen, welche er nicht will zur Öffentlichkeit kommen lassen, dasjenige als moralisch gut aufzusuchen, was in ihm ein Gefühl des Behagens erzeugt, und vor Allem als etwas Bösem zurückzuschrecken, was ihm ein Unbehagen veranlassen könnte. Kurz, das „Gewissen" Darwins treibt den descendenz-theoretischen Menschen,

Nur thierischer als jedes Thier zu sein.

Heinr. Kemp S. J.

Ein Ausflug in das Land der Seen.

Glencoe.

Noch ein Tag Hochland! Ich könnte ihn fast einen Besuch bei Ossian nennen; Sie werden sehen. Um acht Uhr Morgens verlassen wir den Hafen von Oban, der mir immer noch nicht langweilig geworden ist, und recapituliren gleich einem vernünftigen Leser, was wir zuletzt gehabt, um das Folgende daran zu knüpfen. Da gibt's vorerst einen möglichst vollständigen Anblick von Dunolly Castle, dann offene Aussicht nach Süden hin und rechts einen köstlichen Seitenblick auf die altersgraue Herrlichkeit des Königsschlosses Dunstaffnage, des Loch Etive und des Berges Cruachan. Aus weiter Bucht schlüpfen wir in einen sich immer mehr verengenden Sund zwischen der Insel Lismore und dem Festland, rechts aber führt schon wieder ein blauer See tief in's Land hinein, und kaum ist der große Garten (Livs Mor) der ganzen Länge nach durchfahren, so sind uns schon wieder grünsammtne Inselchen in den Weg gestreut, Smaragde aus dem Schatzkästlein vorsündfluthlicher Riesentöchter oder was die Dingerchen sonst vorstellen sollen. Denn sie sind reine Zierrath auf dem tiefblauen Mantel der See. Ein prächtiger Morgen! Das Meer hat seine graue Eisenrüstung abgelegt und sich in blauen Atlas geworfen. Frisch und jugendlich wogen die reichen Falten um uns her, von blitzenden Silberstickereien durchzogen. Mehr gehaucht als gemalt begrenzen die Gestade von Morven die Leben athmende Fläche, und duftend steigt die Haide an Hügel und Berg empor in den reinen durchsichtigen Äther. Nähern wir uns der Küste, so fächelt ein frischer Wind das sanft lispelnde Gras und die Brandung tanzt am Kieselrande; herrliche Eichen ragen am einsamen Strande und in vielverschlungenen Thälchen treibt das Morgenlicht seine optische Zauberei. Geht's wieder in's Meer hinaus, so kräuselt dieselbe frische Brise die Wogen, und helles Sonnengold glitzert an tausend vorspringenden Felsen. Ein paar Segel beleben den anmuthigen See, ohne ihm seine reizende Einsamkeit zu nehmen. Das graue Segeltuch ist lilienweißer Byssus auf dem blauen oder bläulichen Grunde.

Loch Linnhe, auf dem wir fahren, ist ein breiter Meeresarm, der

nordöstlich in's Land hineingreift, an der Halbinsel Morven ziemlich gerade verläuft, aber in's Festland einen See um den andern hineinreckt. Das ist nun die Quelle stets neuer Überraschungen. Das Bilderbuch scheint durchblättert — und flugs öffnet ein umschiffstes Vorgebirge ein neues Blatt; zuletzt verlor ich wirklich meine landkartlichen Anschauungen; denn der See war nach allen Seiten geschlossen, sandte aber nach allen vier Himmelsgegenden Buchten aus; dabei wurde die Gegend einsamer, gebirgiger und mehr Wald unterbrach die Haide. Da ich eine Wendung des Schiffes nicht beachtet hatte, so meinte ich, wir steuerten noch immer gen Norden; wir zogen aber völlig östlich, wo sich Loch Leven in Waldesduft zu verlieren scheint. Wir hätten wieder einen wahren Alpsee vor uns, wenn nicht die Ossian'sche Haide die Hügel überflösse und die Alpenwelt mit dem Meere verbände. Aber das ist schon genug, um die Helden der Schweizergeschichte von dem Seegelände zu entfernen und es mit einsamen Schiffen Ossian'scher Helden, mit nordischen Geschwadern und den kühnen Jägern des blinden Barden zu bevölkern. Das gab mir denn auch genug Beschäftigung bei der sonst einförmigen Panoramaschau und machte sie zu einer äußerst angenehmen Erklärung und Beleuchtung der so viel bestrittenen und hart kritisirten und doch so einfachen und schönen Gedichte.

Ein paar Tage in diesen Gewässern sind wohl der schönste Commentar, den man dazu finden kann. Sie werden einem ordentlich lieb, weil man sie so wahr, so ungekünstelt, so ganz der Natur entflossen findet. Was der blinde Sänger oft nur in einem Worte andeutungsweise hinwirft, das faßt sich hier in deutliche, entzückende Contouren, belebt sich in magischem Farbenspiel, klingt in lebendigen Wellen an die Seele. Die Wiederholung derselben Motive, die bei dem beschränkten Farbkasten unserer Worte eintönig werden muß, ist in der Natur eine Reihe der überraschendsten Variationen in Zeichnung und Farbe. Die auf diese Weise gemilderte Einförmigkeit hat eine eigenthümliche Anziehungskraft, sie beruhigt und befriedigt, und das Heldenpathos wie die einfache Erhabenheit, welche auf der Stube rasch ermüdet, findet sich in der Großartigkeit der Natur wohl begründet. Die tiefe Trauer, welche in Ossians Todtenklagen waltet, hat Göthe, wie bekannt, dazu benützt, den Wahnsinn des armen Werther zum vollen Ausbruch zu bringen. Wenn man aber diese Einschaltungen an sich betrachtet, so sind sie nichts weniger als Pulver, um die selbstmörderische Pistole zu laden, auch keine gehirnverwirrende Romanpoesie. Was darin liegt, ist

eine durch und durch großartige Melancholie, die durch die Einsamkeit der Landschaft von selbst rege gemacht wird, jener tiefe Trauerklang von der Vergänglichkeit alles Menschlichen, auch des Edelsten und Besten, der erschütternd die Heldengesänge aller Nationen durchrauscht. Die gebrochenen Burgen und die Felsen und Felshöhlen, welche hier fast öfter als die Wohnungen der Lebenden das Landschaftsgemälde unterbrechen, erregen solche, mehr epischen als lyrischen, Klänge von selbst und geben der Dichtung den Zauber des Wahren.

Da braust wirklich der Sturm über die finstere Haide, der Waldstrom stürzt sich zwischen ragenden Eichen die Felsen hinab, das weiße Segel blitzt durch die Purpurfluth, und die Abendsonne thürmt Feuerwolken auf die rauchenden Berge. Dann steigt wieder leichter Nebel vom See auf, schwebt hinüber in's Thal und speist die vielen Blüthenkelche der beruhigten, träumerischen Haide; liebliche Bäche murmeln an Heldengräbern vorbei zum unermeßlichen Meere; dumpfe Höhlen starren aus dem grünen, einsamen Waldrevier; man meint den Jäger im Laube rascheln, die Hunde im Dickicht schnobern zu hören; einsame Schiffe rasten am Strand, rauschende Wellen umspielen die blinkenden Kiesel; milde Luft bewegt das lispelnde Gras, dunkle Wolken brüten auf kahlem Felsenriffe; die Möve kreischt und berührt mit dem blitzenden Fittig bald den nächtlichen Wolkensaum, bald den Silberschaum der Wogen; seltsame Lichter durchkreuzen Wald, Himmel, Meer und Fels; der Ocean treibt ein wunderliches Spiel in einem Gehege von Alpen und Bergen. Die Landschaft selbst führt in die ersten Culturstufen der Menschheit zurück, Hirtenleben und Jägerleben, Kampf auf Bergen und zur See. Wenn nicht schon die Geschichte und die Sage die Segel ferner Völker in diese Buchten hineinführten, so müßte die Phantasie dergleichen erfinden. Denn kampfeslustiger Wandertrieb liegt in diesen celtischen Inselstämmen und die Thäler der Picten sind an's Meer gerückt, so daß Berg und Meer sich gegenseitig verwirren. Der blinde Barde, der in diesen melancholischen Einöden die Todten seines Volkes betrauert, in den Nebelsäulen der Berge sie versammelt zu schauen glaubt, in dem funkelnden Stern der dämmernden Nacht sie grüßt, dieser blinde Barde, sage ich, ist die schönste, passendste, naturgemäßeste Fiction, die es geben kann, wenn die Gestalt nicht wirklich existirt hat. Aber das hat sie ja. Denn die Celten hatten ihre Barden, und unter diesem angesehensten Stand machte Columba seine ersten und einflußreichsten Proselyten. Warum sollte nicht einer der früheren Heldensänger Ossian

geheißen haben, da alte celtische Lieder seinen Namen nennen und die Überlieferungen des Hochlandes seiner gedenken?

In Ballachulish wurden wir — d. h. die Glencoe-Reisenden — abgesetzt, und der Dampfer verzog sich in den Norden. Die Hauptsache hier ist freilich keine Ossian'sche Grotte — denn mit Harfenklängen ist einem hungrigen Touristen nicht geholfen — sondern ein schönes, modernes Hotel, das übrigens im Stil eines gefälligen Landsitzes erbaut ist und der Gegend recht zur Zier gereicht. Ein prächtiger Laubwald ringsum zieht sich die Hügel empor und die Aussicht geht gerade auf jenen Theil von Loch Linnhe, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht, da er sich nach allen Seiten verspreitzt und ferne Hügelnetze alle möglichen Buchten ahnen lassen. Eine davon, Loch Leven, liegt offen vor uns, spitzt sich so scharf zu, als ob sie in einen Bach verlaufen wollte, erweitert sich aber gleich wieder und windet ein blaues Band in ein romantisches Bergthal, das ostwärts in's Land hineinläuft — das ist Glencoe, eines der berühmtesten Thäler Schottlands.

Meine Absicht war eigentlich, hier gründlich in's Land einzufallen und von hier aus an die Ostküste vorzudringen. Da das aber mehrere Tage erforderte und der Sirenengesang des eleganten Hotels mir Finanzbedenken einflößte, so wußte ich nicht recht, was ich jetzt anfangen sollte. Aus dieser Ungewißheit rissen mich vier stattliche Omnibusse und mehrere Kutschen, welche am Ufer bereit standen und auf welche sich der Schwarm der Touristen mit geschäftsmäßiger Eile warf. Ich stürzte also gleich ihnen auf einen der nächsten „Böß" — so lautet die Abkürzung — und bemächtigte mich auf dem Dache eines guten Platzes. Herren und Damen kamen nach, und in ein paar Augenblicken saß ich in dichtgedrängter Gesellschaft, zwischen einigen jüngeren Herren, offenbar Geschäftsleuten, einigen Damen und einer dicken Frau, von der mich nur wunderte, wie sie hinaufgekommen. Es waren übrigens gute, gemüthliche Leute, eine kräftige Frau aus dem Handelsstand mit ihren Söhnen, Sohnesfrauen und Töchtern, dann noch einige einzelne Reisende. Ein junger Herr machte aus seinem Reisebuch den Cicerone, die Damen gaben die nöthigen Affecte dazu: „O wie schön, anziehend, entzückend," und die Mama mäßigte das Entzücken durch prosaische Bemerkungen, Familiengerede und weitere Reisepläne. Zur Abwechslung wurde sie auch selbst über die Schönheit der Gegend entzückt und wiederholte die Ausrufe ihrer Töchter. Ich war zu sehr mit der Landschaft beschäftigt, um mich viel in die Conversation zu mischen, freute mich aber, meine

Eindrücke von Anderen bestätigt zu finden und erhielt auf meine Fragen gütige Auskunft.

Mit sausendem Hurrah rasselte der erste Omnibus fort, wir ihm nach, die anderen hinterdrein und die Kutschen dazwischen. Ich war übrigens leichtsinnig genug gestimmt, um an der fröhlichen, aber nicht ungefährlichen Fahrt mein Gefallen zu haben, ich fühlte mich in die Gemüthlichkeit der voreisenbahnlichen Zeit zurückversetzt und hielt Rundschau nach allen Seiten. Da waren nun freilich keine menschlichen Herrlichkeiten zu sehen, keine Städte und keine Dörfer, keine Kirchen und keine Landsitze, sogar keine Burgen und Ruinen — nur die große, herrliche Natur. Das Hotel, ein Dörfchen, eine Reihe Steinbrüche, ein paar vereinzelte Häuser und Inns war das Einzige, was sie unterbrach, und das lag bald hinter uns. Aber die Natur war dafür auch wirklich prachtvoll, ein Gemälde, das mich zugleich in die Herrlichkeiten schweizerischer Alpenwelt zurückversetzte und neue, noch ungeschaute Züge vor mir aufthat — ein weiteres Eindringen in Ossian, in die wilde Gebirgseinsamkeit, in welche sich seine Muse vom vielrauschenden Strand zurückzieht.

Die ahnungsreiche Sicht auf's Meer ist bald entschwunden. Als zweite Scene folgt der waldumsäumte Eingang des Loch Leven, der sich allmählich hinter Hügeln verbirgt. Wir fahren nun, der weiteren Fortsetzung des Sees entlang, in einem ziemlich breiten Thalbecken zwischen frischen Wiesen, schattigem Wald. Bald öffnet sich der Blick auf den See, bald wird er von Bäumen verdeckt, dann schaut er wieder wie verstohlen zwischen dem Laubdach hindurch. Nun kommt ein ärmliches, aber schmuckes Dörflein; es sind lauter Hütten, aber mit Schiefer gedeckt; bei denselben die gewöhnlichen Genrebilder, neugierige Frauen oder Mädchen, die vom nahen Kochherd an die Thüre huschen, um zu sehen, was vorbeifährt; Kinder, die vor der Thüre pantheistische Studien treiben, d. h. das Nicht-Ich aus Sand und Lehm erbauen, Katzen, die am Fenster schnurren, zankende Hühner, Buben, die im echten Highlandercostüm herumhopsen, alte Frauen, die vor dem Hause spinnen u. dgl. mehr; dann folgen die reichen Schieferbrüche, zwischen welchen die Straße hindurchführt. Nicht lange nachher lenkt diese aber vom Seegelände ab, südwärts in ein engeres Thal hinein; da wird es allgemach wilder. Es sind nicht eigentliche Hügelketten, welche die Mulde bilden, sondern steile, abschüssige Kegel von den verschiedensten, wunderlichsten Formen, wie eine mitten im Guß erstarrte, halb unfertige Masse.

Zwischen den Schluchten, die sie bilden, thürmen sich wieder andere empor und bei jeder Wendung der Straße gestalten sie sich zu neuen Figuren. Ein kleines, freundliches Wasser durchrieselt den Glen und gibt ihm etwas Freudigkeit und Leben. Obwohl die Sonne hoch steht, fehlt es nicht an Schattenzeichnungen in den wirr durcheinander gethürmten Blöcken. Der Weg fängt an zu steigen und das Hurrah der Wagenlenker endigt mit einem feierlichen Paradeschritt. Bei einer einsamen Inn steigen die meisten Passagiere ab und gehen in bunter Caravane den Wagen voran.

Da beginnt es nun völlig zu graubündtnern, d. h. das Thal gleicht nicht so sehr den gewöhnlichen Bergstraßen in der Schweiz, als vielmehr jenen einsamen Schluchten von Graubündten und Wallis, die von den Touristen nur wenig besucht werden. Die Vegetation wird immer spärlicher, der Fels dagegen variirt in den wunderlichsten Formen. Freilich sind die Höhenverhältnisse nicht sehr bedeutend; der höchste Gipfel in der Nähe bringt es nur zu 2500 Fuß; auch ist kein Abgrund in die Tiefe, wie das z. B. bei der Via Mala der Fall ist. Aber der schmale Bergweg wird so von den Felsblöcken in die Enge getrieben, daß man sich wie in einer Schlucht gefangen fühlt, und der Fels treibt hier dasselbe neckische Spiel wie am Meere — er schiebt plötzlich anscheinende Riegel vor, um in einer Wendung neue und noch wildere Prospecte zu öffnen. Es war schon gegen Mittag und der schönste, hellste Tag von der Welt und doch war es zwischen diesen drückenden Felsmassen so unheimlich und düster wie in einem riesigen Burgverließ. Aber wenn der Blick die Felsen hinaufkletterte in den goldenen Himmel, der sich drüber wölbte, so wurde einem wieder frei zu Muthe und dem Sonnenstrahl folgend, entdeckte man tausend seltsame Linien und Hieroglyphen an den ragenden Felsen. Und richtig, wo man's am wenigsten vermuthet, ist wieder ein kleiner See dazwischen gebettet, in welchem sich neben der lieben strahlenden Sonne just die düsterste Felswand malt. Wir sind eben ganz und gar im Land der Seen. Hier hörte ich nun zuerst Ossians Namen von den Andern, sie sagten, daß er hier gehaust habe, und etwas weiter wurde hoch oben an einer fast unnahbaren Felswand eine Höhle gezeigt, wo er musicirt haben soll — ein Adler- oder Habichtsnest auf der wildesten Höhe der ganzen Wildniß. Wie er eine Harfe da hinauf gebracht haben kann, ist mir unbegreiflich. Aber das ist sicher, einen schöneren Bardenaufenthalt als diese Schlucht, kann man sich nicht denken. Alles ist wild und groß, gewaltig und erhaben.

Fingal, Alpin, Cuchullin und wie die Helden alle heißen, passen völlig in die Scene hinein. Wie muß das ausschauen, wenn nicht die helle Mittagssonne, sondern der fahle Mond zwischen Wolken hindurch das öde Thal bescheint? wenn dunkles Gewölk die Felsgipfel umthürmt? wenn die Donner eines Gewitters in hundertfachem Echo durch die Schluchten rollen? Weite Strecken sind nur phantastische Felsenmauern, dann senkt sich wieder in melancholischen Halden und Abhängen die Haide dazwischen. Der Bach im Thale, der Gießbach an der Felswand, der Schrei wilder Vögel ist das einzige, was die Wildniß belebt.

Da ich schon lange nicht mehr in der Schweiz gewesen, konnte ich den Vergleich nicht genau ziehen. Ich glaube, daß es zahlreiche ähnliche, wildromantische Stellen gibt, vielleicht großartigere. Aber in der Nähe des Meeres und in der Verbindung mit dem Labyrinthe seiner Buchten liegt jedenfalls etwas durchaus Eigenthümliches, was an phantastischem Eindruck die Nähe und theilweise Sicht des Hochgebirges übertrifft, weil dieses in's Unzugängliche hineinragt, das Meer eine sociale Verbindung mit weiter Ferne hereinzaubert.

In einiger Entfernung jenseits des Sees warteten die Wagen. In heiteren Gruppen saßen und standen wir herum und labten uns an dem herzerhebenden Anblick. Aus einer Alphütte kamen auch arme Kinder und boten uns Milch zum Trinken. Das that wohl in der mittägigen Sonne, störte auch nicht die frühere Culturperiode, in welche wir uns hineinversetzt fühlten. Meinen Reiseplan überließ ich den Wagen; wenn sie mich weiter führten, war ich entschlossen, zu folgen; aber das war nicht der Fall, sie machten Kehrt und brachten uns in fröhlichem Galopp wieder die Schlucht hinunter. Das that mir nun gar nicht leid; denn etwas Schönes zweimal zu sehen, ist kein Verlust. In der That vertiefte ich mich noch mehr als zuvor in die Romantik der Gegend und je länger ich hineinschaute, desto größer und gewaltiger kam sie mir vor. Es war mir wirklich, als hätte ich Ossian in seiner Höhle gesehen und dann brachte die dicke Dame mit ihrem Alltagsgerede wieder die modernste Prosa in meine Heldenphantasien hinein. Ich zog jetzt eben mit Fingal wieder hinaus an's Meer — sie revidirte den Speisezettel vom vorigen Abend. Das verursachte mir den köstlichsten stillen Humor und hinderte mich nicht, gleich wieder im Ossian fortzufahren. Mein Interesse für den blinden Sänger werden Sie mir doch nicht verargen. Welchen Einfluß hat nicht sein Name und seine Poesie auch auf unsere Literatur gehabt! Klopstock wurde von ihm theilweise in-

spirirt; er hat zuerst wieder das kräftige Element des Celtischen und Nordischen in die französelnden Stuben der Deutschen hineingewettert und das Studium des Altgermanischen angeregt. Um wie viele Leistungen hat er unsere Literatur durch Action wie Reaction bereichert! Daß nun manche seiner Verehrer in ihrem furor poeticus ein förmliches Bardengebrüll anschlugen, mit urweltlichen Riesenblöcken zwischen Zöpfen und Reifröcken herumkutschirten und pedantische Pfarrerstöchter als Thusnelden beleierten, dafür kann der alte Barde nichts.

Was die Authentiefrage angeht, kam sie mir in dieser herrlichen Felsenwelt recht pudelnärrisch vor. Wer die Gedichte gemacht hat, der ist jedenfalls von einer tüchtigen Muse inspirirt gewesen und hat diese Insel- und Bergeswelt vor sich gehabt. Ich bin weit entfernt, mit dem Franzosen Taine die Literaturgeschichte auf klimatische und Bodenverhältnisse, organische und anorganische Chemie zurückzuführen — das ist auch wieder ein Fortschritt! — aber das kann man denn doch aus dem Vergleich von Landschaft und Gedicht herauslesen, daß diese großartige Natur in dem Sänger geblitzt und daß er sie gemalt hat. Die Ähnlichkeit und der Zusammenhang mit den altirischen Gedichten und Berichten aus Columba's Zeit, die vielen Zeugnisse der Hochländer, gestützt von vielen inneren Gründen, machen es mir wahrscheinlich, daß Macpherson weit mehr aus alten Volksliedern und Sagen geschöpft hat, als man gemeiniglich annimmt. Da das Christenthum sich hier ganz friedlich der Barden bemächtigte und sie als Barden beließ, so ist es unwahrscheinlich, daß in dem allzeit so sangeslustigen Volke sich die alten Sagen und Lieder total verloren haben sollten, da doch selbst die Melodien des Dudelsacks, die Pibrochs ꝛc. sich vom Vater auf den Sohn bis in unser Jahrhundert hinein vererbten und die patriarchalischen Sitten wie die Einsamkeit des Landes das Erhalten des Alten so mächtig begünstigten. Jedenfalls hat die Kritik, welche den Gedichten erst alles ältere Fundament abstritt, die colossalsten Bocksprünge gemacht und ihre Negationen wurden bis auf den heutigen Tag immer mehr herabgestimmt.

Glencoe ist aber nicht nur durch die Reminiscenzen an Ossian berühmt, sondern auch durch eine Schreckensthat, die das Andenken Wilhelm' des Oraniers auf ewige Zeiten trübt, obgleich dieselbe wohl seinen Ministern allein zur Last fällt. Hier wurde nämlich im Februar 1692 die Blüthe des Clans Macdonald auf die schmählichste Weise dahingemordet. Der Häuptling mit seinem Clan gehörte zu den begeistertsten Anhängern Jakob' II. und zögerte nach Vertreibung des Letztern einige Zeit, den

Generalpardon des neuen Gewalthabers durch feierliche Eidesleistung zu erwerben. Das war eine Anhänglichkeit und Treue an ihr angestammtes, schottisches Herrscherhaus, die man dem schlichten Bergvolk nicht verübeln kann. Aber in den oranischen Kreisen herrschte darob eine unbezähmbare Erbitterung. Wie die angebotene Amnestie gemeint war, geht schon daraus hervor, daß noch einen vollen Monat vor Ablauf der Gnadenfrist Befehle nach Schottland ergingen, welche eine vollständige Ausrottung der eifrigsten jakobitischen Stämme, der von Lochaber, Locheill, Kappoch, Glengarry, Appin und Glencoe für den nächsten Winter in Aussicht nahmen. „Ich versichere Euch," hieß es darin, „Euere Machtfülle soll ausgedehnt genug sein, und ich hoffe, die Soldaten werden die Regierung nicht mit Gefangenen belästigen." Der treue Macdonald war seinerseits zur Eidesleistung bereit, aber nur auf Erlaubniß Jakobs hin, den er für seinen legitimen Herrscher ansah und dem sein Stamm durch gemeinsame Abstammung von den „Herrn der Inseln" verwandt war. Mit brennender Spannung harrte er des Entscheids aus Frankreich; aber dieser kam nicht. Immer näher rückte der Ablaufstermin der gestellten Gnadenfrist, immer wilder rasten die Winterstürme durch das Felsenthal, und der Schnee baute fast undurchdringliche Mauern um seine Eingänge. Erst gegen Ende December traf die Antwort ein. Mit furchtbarer Schwierigkeit drang der schon betagte Häuptling nach Inverlochy zum Militärgouverneur und nach Inverara zum Sheriff der Grafschaft, um den Eid zu leisten und seine Leute dem drohenden Haß der Gewalthaber zu entziehen. Denn in weitem Kreise ringsum lagen Truppen; das Thal war förmlich blockirt. Auf Neujahrstag leistete er den Eid. Der Act wurde amtlich an den königlichen Rath gemeldet und Macdonald kehrte beruhigt zu seinem Clan zurück. Aber obwohl er die anberaumte Frist nicht verabsäumt, vielmehr allen, auch den strengsten Forderungen des Rechts Genüge geleistet — es war zu spät. Zwar hatten die Gegenvorstellungen des edeln Lord Carmarthen den König von der beabsichtigten Ausrottung sämmtlicher westhochländischen Clans abgebracht, aber der glühende Haß gegen die treuen Anhänger Stuarts forderte sein Opfer. Mag nun die Verantwortung dem König selbst oder seinem Staatssecretär Dalrymple zur Last fallen, ein Blutbad war beschlossene Sache, und man überlegte nur, welchen der angeblich noch widerspänstigen Clans es treffen sollte. „Was M'Dan (Macdonald) von Glencoe und diesen Stamm betrifft, so wird es, wenn man sie von den übrigen Hochländern

unterscheiden kann, für die öffentliche Justiz geeignet sein, dieß Geschlecht von Dieben auszurotten. W. R." So lautete eine Ordre vom 16. Januar 1692. Ballachulish wurde besetzt und eine Compagnie nach Glencoe geworfen. Da diese meist aus Schotten bestand, der Hauptmann ganz nahe mit den Macdonalds verschwägert war und die freundlichen Zusicherungen allen Argwohn verscheuchten, so wurde die Einquartierung auf's Gastfreundlichste aufgenommen und mit größter Zuvorkommenheit bewirthet. Zwölf Tage blieben sie da im Quartier, thaten wie Freunde, spielten mit ihren gutmüthigen Wirthen, tranken ihr Wohl, sprachen von völliger Versöhnung und besseren Zeiten, wiegten die guten Leute auf jegliche Weise in völlige Sicherheit ein. Diese öffneten ihnen denn auch Thor und Thür und behandelten sie wie Brüder. Aber am 12. Februar erhielt der Hauptmann Campbell von Glencoe plötzlich Befehl von Ballachulish, die Bevölkerung am nächsten Morgen zu überfallen und die Männer bis auf die Greise und Kinder niederzumachen. Zugleich war Vorsorge getroffen, das Thal noch enger zu cerniren und keinen entwischen zu lassen. Den Blutbefehl in der Tasche, ging Campbell zu den jüngeren Macdonalds und spielte mit ihnen bis in die Nacht hinein. Die Schlachtopfer ahnten nicht das Geringste von dem drohenden Verhängniß. Als es deßhalb am Morgen vor Tagesanbruch an alle Thüren pochte, wurde bereitwillig überall geöffnet und Mancher ermordet, bevor er sich nur in seine Kleider werfen oder zum Widerstande bereiten konnte. Der alte Macdonald ward halb angekleidet an seinem Bette erschossen, seine Frau, eine betagte Matrone, so mißhandelt, daß sie folgenden Tages starb. Die Soldaten rissen ihr mit den Zähnen die kostbaren Ringe von den Fingern. So ging es von Haus zu Haus, in einem wurden neun Personen auf einmal niedergemetzelt, in einem anderen neun gefesselt und dann einzeln vor der Thüre füsilirt. Schuß um Schuß knallte durch die tobende Verwirrung, das Geschrei der Frauen, das Gewimmer der Sterbenden, den Jammer der Kinder, das Commando der Mörder und den sausenden Wintersturm. Auch der Frauen wurde nicht geschont, wenn sie sich im Übermaß des Jammers und der Verzweiflung zur Wehre setzten oder das Leben ihrer Männer durch das Opfer des eigenen zu retten suchten. Der Befehl kam zu pünktlicher Erfüllung und wurde durch die Ausführung noch schrecklicher überholt. Nur zwei Söhnen des unglücklichen Thales gelang es, durch den tiefen Schnee, in Dunkelheit und Sturm, auf fast ungangbaren Pfaden zu

entkommen. Hätte nicht der wirbelnde Schneesturm ein nach dem Thale beordertes Detachement unterwegs aufgehalten, so hätten wahrscheinlich auch sie nach allen bestandenen Strapazen das Loos ihres Stammes getheilt. Als der Morgen grauend über das Thal hereinbrach, lagen alle übrigen in ihrem Blute. Auch ein mehr als siebenzigjähriger Greis, der gemäß dem Befehl hätte verschont werden sollen, lag da unter seinen Angehörigen; er war zu schwach, um zu fliehen und da er jammernd bei den Leichen saß, ward er kaltblütig ihnen nachgeschickt. Ein zwölfjähriger Knabe, der in seiner Todesangst sich zu dem Hauptmanne Campbell geflüchtet und in seinen Mantel gewickelt, ward von einem der Kannibalen weggerissen und auf der Stelle niedergeschossen. Dann wurden die Häuser geplündert, die Ställe ausgeräumt, Pferde und Vieh (nicht weniger als 200 Pferde und 900 Stück Rindvieh) weggetrieben und Häuser und Stallungen in Brand gesteckt. Weiber, Greise und Kinder überließ man ihrem Schicksal. Viele kamen um vor Hunger, Elend und Kälte. Alle Pfade waren hoch mit Schnee bedeckt, die Flüsse nicht zu passiren, der Wintersturm umtobte die flackernde Gluth im Thale und erst stundenweit lagen die nächsten gastlichen Hütten. Manche alte Weiber und Greise, mit Kindern auf den Armen, wurden hernach im Schnee gefunden — erstarrt und todt im schneidenden Frost. Viele flüchteten in Höhlen und fanden da, betäubt von Jammer und Entsetzen, ihren Tod. Die Zahl der Ermordeten war 38, die der auf andere Weise Umgekommenen bedeutend größer.

Das ist die furchtbare Schreckensnacht von Glencoe, die viel beschrieben und viel besungen, unauslöschbar in die Erinnerung des Volkes geprägt, dieß Thal auf ewig denkwürdig gemacht hat. Der Bruch des Gastrechts, die schändliche Heuchelei, die überlegte, brutale und grausame Niedertracht, mit welcher die Schandthat begangen wurde, hat nach Macaulay's Ausdruck „keine Parallele in den Annalen der Barbarei". Ob es nicht ein Stück Culturkampf war, will ich dahingestellt sein lassen. Die unglücklichen Macdonalds waren wenigstens Katholiken und ihr einziges Verbrechen Treue an ihr angestammtes Herrscherhaus und ihre Religion. Die Ehre der Urheber hat in jedem Falle durch ein solches Heldenstück nichts gewonnen, und ihr Versuch, auf eine solche Art und Weise einem besiegten und unterworfenen Volke ein neues Nationalbewußtsein einzuhauchen, ist gründlich gescheitert. Jeder ehrliche Schotte, der den Glen betritt, sendet noch heute den Urhebern der That seinen herzlichsten Fluch nach, und die Felsen hallen gleichsam noch immer das

Klaggeschrei der unglücklichen Macdonalds wieder. In der schaurigen Scenerie macht die bloße Erinnerung einen tiefdramatischen Eindruck. Die „Todtenklage der Wittwe" von Glencoe ist ein weit ergreifenderer Vorwurf als die Todtenklagen Ossians, die in ihr mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit gewissermaßen fortklingen. Das wilde Felsthal, in tiefem Schnee begraben, von der Nacht umflort, nur von der Feuersglut der brennenden Häuser blutigroth beleuchtet — welch' ein Bild! Und nun die unglückliche Frau an der Leiche ihres gemeuchelten Gatten —

„Hebt ihn nicht vom Farrenkraute,
Laßt ihn liegen — bessern Sarg
Könnt dem Todten ihr nicht zimmern
Als die Haide, öd und karg,
Den zerstampften, harten Boden,
Das Gezweige, dürr und fahl,
Wo sein brechend Herz sich wandte
Auf zu Gottes Tribunal.

Keinen Mantel sucht dem Todten,
Hüllt ihn nicht in Linnen ein,
Laßt den Schnee das Grabtuch breiten,
Kalt und rein, um sein Gebein.
Laßt das Schwert, so wie wir's fanden,
Wie er's zückte, blitzend schari,
Rächend auf den ersten Gegner,
Da der Tod ihn niederwarf.

Laßt das Blut auf seinem Busen,
Wascht nicht weg das heil'ge Mal,
Laßt es trocknen, laßt die Wunden
Klaffen hier im öden Thal:
Bis zum Tag, wo Gottes Auge
Wird in ihre Tiefen seh'n,
Wo der Mörder und sein Opfer
Vor des Richters Throne steh'n!"

Da haben Sie etwas aus den vielen poetischen Klängen, welche das tragische Loos der Macdonalds bis herab auf unsere Tage gefeiert haben. Unter der Reisegesellschaft bildete das Lob der „Getreuen" und die furchtbare Nacht für eine Weile das Hauptgespräch. Das Interesse der Fahrt wurde dadurch nicht wenig gehoben.

In Ballachulish stiegen meine Gefährten zum Theil beim Hotel ab, die anderen fuhren an den Pier (Landungsplatz). Ich wußte eigentlich noch nicht recht, wohin ich jetzt wollte. Es war etwas über Zwei, und Glencoe mit seiner Romantik hatte mich so angezogen, daß ich auf das

frühere Projekt zurückkam. Aber da stand schon ein Schiff für Fort William bereit, die Leute stiegen ein, und ich zog mit auf den Dampfer, um noch ein Stück weiter nördlich zu fahren. Es hat etwas Eigenthümliches, aus dem finsteren Glen so rasch wieder in die anmuthigste Seelandschaft versetzt zu werden. Das Meer kommt hier nun freilich etwas in die Sackgasse, zwischen zwei nahen Vorgebirgen drängt es sich in das ziemlich einförmige Loch Eil, das erst an seinem Ende einen Arm nach Westen sendet, aber immerhin ein lieblicher See ist. Wo aber das Meer von seiner Großartigkeit abgibt, da wächst die Gebirgswelt um so stattlicher heran und wir nahen dem Ben Nevis, dem höchsten der schottischen Berge. Der würde nun freilich in der Schweiz kein Furore machen, denn er ist bloß 4406 Fuß hoch, hat weder eine beschneite Spitze noch Gletscher, aber er wird dafür auch von keiner anderen Größe eklipsirt und macht, hart vom blauen Meer aufsteigend, den Eindruck eines imposanten Gebirges. Er ist mehr groß als schön. Wenig Wald daran, keine reizenden Alpenwiesen, auch nicht einmal romantische Felspartieen. Eine breite, abgestumpfte Pyramide von fast ebenso starker Breite als Höhe, bald rundlich geballt, bald mit schroffem, knorrigem Abhang, ragt massig über einen noch breiteren Unterbau von ebenso knorrigen und knolligen Hügeln und Vorbergen. Eigentlich ist er auch mehr ein wildgeballter Felscoloß als eine Pyramide. Er besteht hauptsächlich aus Porphyr und rothem Granit; die Felswände haben deßhalb röthlichen Teint und bräunliche Schatten, welche sich gar artig von den grünlichen Tönen der spärlichen Vegetation und dem lichtblauen Grunde des Firmaments abheben. Die Haide, welche den größten Theil der Abhänge tapeziert, vermag die Rauhheit des ungeheuren Klotzes nicht zu besiegen, der, ohne Alphütten oder Zeichen der Cultur, selbst in dem vollen Mittagsstrahl des schönsten Tages düster, unheimlich und gewaltig über das Meer hereinragt, eine echte Titanengestalt, nur ihrer Größe wegen imposant. Um so mehr Grazie entfaltet die Haide an den Ufern, die beiderseits den ziemlich schmalen See umgürten. Sie duftet in sonnigen Lichtern, da und dort von weißen Häuschen oder Häusern unterbrochen, von schattigen Thälern und Hügeln eingerahmt. Blendend weiße Segel ziehen an uns vorbei. Alles erscheint niedlich klein gegen die dräuende, imperatorische Felsenburg.

Rundum ist keine Ortschaft von hervorragender Bedeutung. Fort William, am Fuß des Berges Nevis, ist ein kleines Städtchen mit nur einer bedeutenderen Straße. Das Fort, von dem es den Namen trägt,

wurde vom General Monk gebaut, um den unbezwinglichen Cameron von Loch Eil im Schach zu halten, der lange nach Unterwerfung der übrigen Clans den Waffen der englischen Republik noch Trotz bot. Als Schlüssel zum Hochland war die Feste damals von nicht geringer Wichtigkeit; jetzt ist sie zu einer historischen Merkwürdigkeit herabgesunken. Etwas nördlich davon ist das alte Schloß Inverlochy, dessen Ursprung von der Sage in hohes Alterthum hinaufgesetzt wird. Banquo, Than von Lochaber, der Vater späterer Könige, soll da gehaust haben; die Sage macht es aber zum Sitze viel älterer Dynastien. Im Mittelalter spielte es seine Rolle in den gewaltigen Kämpfen der Comyns und ihrer Anhänger gegen Bruce, in späterer Zeit diente es den Engländern als Stützpunkt gegen die immer etwas unbändigen Hochländer.

Wir fahren noch eine kurze Strecke nordwestlich nach Corpach, in dessen Nähe der caledonische Canal beginnt. Der größere Theil der Reisenden verläßt hier den Dampfer, wird aber durch eine zahlreichere Schaar, die von Inverneß kommt, ersetzt. Nebst einer großartigen Frontansicht des Ben Nevis erhält man da einen freundlichen Einblick in den westlichen Arm des Loch Eil, der sich wie ein völlig neuer See darbietet. Hier, wo das Meer nun endlich eingefangen ist und keine weiteren Fangarme ausstreckt, beginnt das ganze seltsame Spiel der Landschaft auf's Neue. Landseen gruppiren sich rechts und links um das Hauptthal, welches Fort William mit Inverneß verbindet; die einen sind kleine romantische Bergseen, oft nur Teiche, andere sind größere Binnengewässer, die ein langgestrecktes Thal ausfüllen, einige derselben durch den caledonischen Canal zu einer großen Wasserstraße verknüpft. An die westwärts liegenden reichen wiederum Buchten oft nur auf die Entfernung einer Stunde heran. Zwischen das wunderliche Netz der Gewässer legt sich ein zweites von Bergen und Thälern, das aber bedeutend milder ist, als das in der Nähe des Clyde. Auch lagert sich hier mehr Wald zwischen die Haide. Historische Denkmale aus dem Mittelalter beginnen hier seltener zu werden, um so mehr häufen sich die Erinnerungen an die Clans und an ihre Theilnahme an den jakobitischen Kämpfen.

Auch an katholischen Reminiscenzen fehlt es nicht. Hier gerade, wo größere Höhen die Thäler scheiden, längere Hügelcomplexe die Verbindungsstraßen unterbrechen und die Glens selbst sich immer mehr von den südlichen Hauptplätzen des Verkehrs und der Herrschaft zurückziehen, hat sich in abgeschlossenen Bezirken der katholische Glaube,

ähnlich wie auf den Hebriden, gegenüber allen Siegen des Puritanismus erhalten und wurde von den Inseln aus, wenn auch spärlich, so doch immer wieder durch Missionäre neu belebt. Mit Rücksicht auf die Verhältnisse kann man sie eigentlich nicht einmal spärlich nennen. Denn das Missionsleben wurde durch die Schwierigkeiten des Landes, wie durch die Strenge der Gesetze zu einem über alle Beschreibung abenteuerlichen und lebensgefährlichen Unternehmen. Der Missionär konnte vielleicht den Anfang seiner wissenschaftlichen Bildung, oft nicht einmal diesen in der Heimath erhalten. Er mußte also im Auslande, in Rom, Spanien oder Frankreich aufwachsen und dann verkappt, ein halber Fremdling, in dieß Labyrinth von Inseln und Thälern dringen. Oft fand sich meilenweit kein Haus, keine Wohnung, und wenn eine, so mußte er sie meiden, tagelang auf unbekannten Gebirgspfaden umherirren, um zu seinen verstreuten Leuten zu gelangen. Sturm und Unwetter sind hier nicht selten, die Stürme im Winter fürchterlich, der Regen auch in der schönen Jahreszeit sehr häufig. Abgesehen von der steten Gefahr der Erkennung und Entdeckung, war die Pastoration dieser Gegend ein stetes Ungemach, das Leben eines Gebirgsboten oder Jägers. Die Verfolgung aber und der stete Ingrimm puritanischer Jagdhunde machten den Priester eher zum gehetzten Wild als zum Jäger. In Edinburg wurde immer und immer wieder geklagt, daß der „Weinberg des Herrn" noch immer nicht gesäubert sei. Im Anfang des 18. Jahrhunderts zählten amtliche Berichte noch über 4000 Katholiken im Hochland. Dem Privy Counsel wurden genaue Namenslisten vorgelegt, damit man für ihre Bekehrung sorge. Vielerorts wurde auch die Thätigkeit der Missionäre gehemmt und gehindert, gelähmt oder theilweise unterbrochen, aber immer wieder neu aufgenommen, gewann sie in ihrer Hilflosigkeit, Unsicherheit und beständigem Kriegszustand dem Glauben neue Bekenner. Trotz aller damaligen Maigesetze kamen neue Priester von Rom, trotz aller Präventivgesetze standen mannhafte Katholiken zu ihrem Glauben, und trotz aller Gesetze gegen kirchliche Genossenschaften wirkten Ordensleute im Lande und gefährdeten es dadurch, daß sie ihrer Freiheit keinen Augenblick sicher waren. Und wie lauteten diese Gesetze? Verbannung für jeden Katholiken, Tod und Güterconfiscation für jeden Priester, Verbrennung aller katholischen Bücher, Kerker und Güterein-ziehung für jeden Beherberger eines Priesters, Ausschluß von jeglichem Vertragsrecht, jeder Erbschaft, jedem Gütererwerb für jeden Katholiken, Ausschluß von jeder politischen, Schul- und Kunstthätigkeit für jeden Katho-

liken, Geldstrafen für den geringsten, bloß materiellen Vorschub des Katholizismus, Prämien für jeden Sykophanten und Spürhund, der etwas Katholisches witterte, vollständiger, wenn möglich hermetischer, Abschluß gegen alles Katholische — katholischen Eltern sollten gemäß dem Gesetz die Kinder einfach weggenommen werden, um sie protestantisch zu erziehen. Und das Alles hat nichts geholfen! Mitten in diesem Culturkampf haben sich Protestanten dem heiligen Glauben ihrer Väter zugewandt, und die verfolgte Kirche ist gewachsen, Jesuiten haben 40 und 50 Jahre lang da fortgewirkt und Bischöfe und Priester hielten das Land mit Rom verbunden! Jetzt zählt die katholische Religion über eine halbe Million Anhänger, mehr als ein Sechstel der Bevölkerung des Landes. Das einzige Resultat eines Culturkampfes von zwei Jahrhunderten mit den schärfsten Mitteln war, daß man die Katholiken quälte, den Frieden des Landes störte, seine Interessen beeinträchtigte und daß die Staatskirche ich weiß nicht in wie viele Secten auseinanderfuhr. Bei diesen hat nun der gesunde Menschenverstand bereits vielfach den krankhaften Fanatismus überwunden — und es muß schon ein altersschwacher Russel oder ein abgehauster Gladstone kommen, um im Verein mit einem närrischen Newdegate Culturisympathien zu predigen! Angesichts solcher Thatsachen kommt mir der Culturkampf unserer Tage höchst sonderbar vor — ein Anachronismus erster Sorte! Daß Culturhelden versuchen wollten, mittelst intellektueller Mittel, aufgeklärter Philosophie und Literatur, freisinniger Theologie und naturwissenschaftlich sein sollender Schwadronage, mittelst Theater und Oper, Reden und Büchern schwache Katholiken von ihrem Glauben abzubringen, das würde ich begreifen. Aber wie man jetzt Cultur treibt — das kommt mir vor, wie wenn ein Polizist mit seinem Schnurrbart die Porphyrmassen des Ben Nevis in Staub zerreiben wollte. Wie viele Schnurrbärte haben sich an dem Experimente schon versucht und wie hat das Experiment stets geendigt!

Daß der Eifer der Missionäre nicht nur über die Angriffe der Puritaner, sondern auch über die Schwäche der Katholiken, und daß die Gnade auch noch über die Erschlaffung und Entmuthigung der Missionäre triumphirte, können Sie aus folgendem Geschichtchen ersehen, das hier in der Nähe spielt. Am nördlichen Abhange des Ben Nevis liegen die Braens (Höhen) von Lochaber, einer der älteren Missionsposten der Gegend. Da hatte sich die Zahl der katholischen Familien im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf drei reducirt. Die anderen waren zwar nicht förmlich protestantisch geworden, aber durch die ewigen

Plackereien, Kriege, Wirren, den Mangel an Priestern und Gottesdienst, an Belehrung und Gnadenmitteln in einen Zustand völliger Verwirrung gefallen. Sie wurden zwar bisweilen von Glengarry aus von einem Priester besucht; aber die so schwierigen und deßhalb seltenen Besuche reichten nicht aus. Der größere Theil der Leute fing an, nur für diese Welt zu leben, d. h. recht lüderlich. Um jene Zeit kam Johann Macdonald, ein überaus eifriger Priester, der dem Clan Ronald angehörte, in die Gegend und ließ sich bei den Leuten in Lochaber nieder. Er that Alles, was in seinen Kräften stand, um die verweltlichten und verwilderten Schäflein seiner Herde aus ihren Unordnungen wieder zu einem echt christlichen Leben zurückzuführen. Er besuchte unaufhörlich die Leute, ermahnte sie mit unendlicher Liebe und unbesieglicher Geduld, bat und beschwor sie, diente ihnen, kurz, suchte sie durch alle nur erdenkliche Zuvorkommenheit zu gewinnen. Aber der Zersetzungsprozeß war schon zu weit gediehen, die Verwilderung und Unordnung war den Leuten schon lieb geworden, und die Erfolge seiner Thätigkeit beschränkten sich auf fast Nichts. Er war auf dem Punkte, das dornenreiche und unfruchtbare Feld zu verlassen, hatte den Tag der Abreise schon bestimmt, als ihn ein Ruf zu einer Kranken nach Insh traf. Er folgte ohne Verzug, war aber nicht wenig erstaunt, die kranke Person nicht im Bette, nicht todesmatt, sondern in ihrem besten Feiertagskleide, ganz bräutlich geschmückt und anscheinend wohlauf zu treffen. Er glaubte sich getäuscht und beklagte sich über die ihm ohne alle Noth zugemutheten Beschwerden; sie sei ja wohl nichts weniger als am Sterben und nun noch gar wie zum Tanze aufgeputzt. Sie antwortete: „Ich habe mich oft so aufgeputzt während meines Lebens und zwar aus elender Eitelkeit, um der Welt zu gefallen. Um wie viel mehr muß ich mich nun so gut als möglich schmücken, wo ich im Begriffe stehe, den großen und erhabenen Gast zu empfangen, den Ihr in meine Hütte bringt — meinen Herrn und Erlöser, im heiligsten Sacrament des Altares! Was meine Sterbestunde betrifft, so fürchte ich, daß sie nahe ist, und deßhalb, Priester des lebendigen Gottes, woll' es Euch gefallen, ohne Zeitverlust meine Beicht entgegen zu nehmen, mir die Absolution zu ertheilen und mir die anderen heiligen Sacramente zu ertheilen, die unser Erlöser zum Trost sterbender Christen eingesetzt hat, damit ich mit Vertrauen vor Gottes Richterstuhl erscheinen mag." Der Priester ließ sich durch ihre inständigen Bitten bewegen, sie zu versehen, und kaum war es geschehen, da starb sie ruhig, ohne bemerkbare Zeichen von Leiden

und Krankheit. Diese merkwürdige Fügung machte aber Macdonald doch stutzig; der Werth einer geretteten Seele stand in diesem Augenblicke überwältigend vor seinem Auge; er betheuerte den Umstehenden sofort, daß er die Mission nicht verlassen werde; er halte die Mühen und Beschwerden eines langen Menschenlebens für reichlich belohnt, wenn es ihm gelänge, noch so eine Seele ihrem Herrn und Schöpfer in die Arme zu führen. In der That blieb er, aller andauernden Mißerfolge ungeachtet und harrte treu bis zum Tode auf dem dornenvollen Posten aus. Schließlich gelang es ihm auch, Viele mit Gott auszusöhnen und die Stätte seiner unglaublichen Mühen ist jetzt eine der blühendsten und bedeutendsten Missionen von Schottland. 1761 starb er, reich an Verdienst, nach einer 40jährigen Missionsthätigkeit.

Ein ähnlicher Zug von wunderbarer Fügung der Gnade wird im Leben des Missionärs White berichtet, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Glengarry — unsern von hier — wohnte und mit noch einem Priester, als Bauer verkleidet, in den Thälern ringsum die Katholiken besuchte und leitete. Es war 1654, zur Sommerszeit, wo die Hochländerbauern mit ihrem Haushalt und ihrem Vieh von den Glens auf ihre Alphütten an den Hügeln zu ziehen pflegen. Müde von langer Gebirgswanderung an heißem Tage — denn die Missionäre mußten sich der Sicherheit halber auf einsamen und wenig betretenen Gebirgspfaden halten — langten die Beiden an einer solchen Alphütte an und trafen zwei junge Leute mit sehr betrübtem Gesicht, wie es schien, in höchst ernster Berathung. Sie erwiederten den Gruß der beiden Fremden zwar freundlich, zeigten aber so viel Ängstlichkeit und gedrückte Stimmung, daß einer der Missionäre nach einigem allgemeinen Gerede nicht umhin konnte, sich nach der Ursache zu erkundigen. Da kam es denn heraus, daß der gute, alte Vater der zwei Älpler am Sterben sei, daß er aber über sein nicht unbedeutendes Vermögen noch immer kein Testament gemacht habe und daß er, ihrer Bitten unerachtet, keines machen wolle, weil er, der tödtlichsten Schwäche unerachtet, noch immer behaupte, sein letztes Stündlein sei noch nicht gekommen. Sie wären mit jedem Testament zufrieden, aber da ihrer mehrere Kinder seien, so müsse doch ein Testament gemacht werden, sonst gebe es Unfrieden und Verwirrung. Da stellte der eine der Missionäre den anderen als einen Mann von nicht geringer Erfahrung und auch einigen ärztlichen Kenntnissen vor. Das gab den jungen Leuten einige Hoffnung, den Vater zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu bestimmen

und sie beeilten sich, die beiden Fremden an das Krankenbett zu führen. Sie fanden einen so ausgemergelten, schwachen, todesmatten Greis, daß sie kaum begreifen konnten, wie er noch am Leben wäre. Er war indeß bei vollem Bewußtsein und seiner Sinne durchaus mächtig. Sie stellten ihm den Ernst seiner Lage mit den eindringlichsten Worten dar und mahnten ihn, den Frieden seiner Familie nicht länger der drohendsten Gefahr preisgeben zu wollen. Er aber antwortete in festem und entschiedenstem Tone, er werde noch nicht sterben. Die auffallende Zuversicht, mit der er das behauptete und die mit seinem jämmerlichen Zustande im schreiendsten Gegensatze stand, veranlaßte die Missionäre zu der Frage, worauf er denn seine Gewißheit stütze. Er zögerte eine Weile und sagte dann: „Ja, wenn ich's Euch auch sagte, so würdet Ihr mir nicht glauben und mich wohl auch noch verlachen!" „Gewiß nicht!" antworteten sie, „wir sehen, daß Ihr ein kluger und verständiger Mann seid." „Nun gut denn!" sagte er, „dann will ich's Euch sagen. Ich bin Katholik und sieben Jahre sind's nun, daß ich Gott jeden Morgen und jeden Abend inständig bitte, er solle mich doch nicht ohne die Hilfe der heiligen Sacramente sterben lassen. Ich weiß, er hat in seiner Gnade mein Gebet erhört. Aber es ist jetzt kein Priester in der Nähe und ich werde nicht sterben, bis ich einen gesehen habe." „O mein Freund!" rief einer der Missionäre in tiefer Rührung, „wahrhaftig, Gott hat Euer Gebet erhört und hat uns, ohne daß wir's wußten, den rechten Weg geführt, um Euch den Segen zu bringen, um den Ihr so standhaft gebetet habt. Wir sind Priester aus Irland, auf dem Wege nach Glengarry, und wir haben Alles bei uns, um Euch in Eurer letzten Noth beizustehen!" „Hinaus, meine Söhne! bis ich meine Beicht gemacht habe," war des alten Mannes Antwort, „Gott sei's gedankt! Mein Stündlein ist gekommen!" Er beichtete, empfing die heilige Wegzehrung, machte sein Testament und entschlief sanft, als der Priester eben die heilige Ölung vollendet.

Das sind nun freilich Geschichtchen, die ein Culturmensch belächeln wird. Aber die Missionäre aller Länder haben dergleichen zu erzählen; sie kommen auch in unseren Tagen vor und das katholische Volk aller Länder weiß es aus eigener Erfahrung, welch' wunderbares Gewebe von Gnaden und von Gerechtigkeit oft fühlbar und greifbar das Schmerzenslager Sterbender umgibt. Eine andere Welt berührt da die Phänomene des Sinnlichen und webt Räthsel, die man mit keinem pathologischen Geschwätz zu lösen vermag, weil sie auf die Alternative von

Casualismus oder Glauben, blindem Schicksal oder ewiglicher Erbarmung Gottes drängen. Ja wohl, wenn die Seele nur ein Aggregat von Kohlen- und Phosphoratomen wäre, da müßten schwächere Culturkräfte endlich den stärkeren weichen und riesige Eisenmassen endlich einen schwachen Luftwiderstand beseitigen! Aber diese Überzeugung wird man nie der Menschheit und noch weniger dem katholischen Volke aufdrängen können. Jeder edle Mensch fühlt und weiß, daß er ein über die Materie unendlich erhabenes Wesen, einfach, geistig und unsterblich ist, und in Millionen Seelen lebt die unauslöschliche Überzeugung, daß ein Gott für sie Mensch geworden und gestorben ist. Dieser göttliche Vollwerth der Menschenseele läßt sich durch keine Cultur fälschen oder beseitigen. So lange noch zehn ihn festhalten, werden die zehn alle Interessen in die Schanze schlagen, um eine einzige Seele zu retten. Da sitzt die Wurzel der Culturfeindschaft, und die kann kein irdischer Machthaber erreichen!

Und nun vergeben Sie mir meine Digressionen. Es ist das mein Lieblingsvergnügen, im Angesicht schöner Naturscenen oder geschichtlicher Erinnerungen mich anzupredigen, wenn Sie wollen — d. h. meine eigene Unterhaltung daran zu knüpfen. Das schönste Bilderbuch wird schließlich langweilig, wenn man nicht über die Natur zum Menschlichen und über das Menschliche zu Gott hinaufkömmt. Durch ihn wird Alles interessant, beleuchtet, verkettet, liebenswürdig gemacht. Was hilft's mir, wenn mich bloßes Chlorophyll anhaucht und Wassermolecüle sich an meinem Auge brechen, ein Porphyrklotz mich anstarrt und wunderliche Stoffcompositionen, die man Vögel nennt, auf weißen Flugmaschinen um mich schwimmen? Und was sollen die schwarzen Ruinen, in welchen die mechanische Kraft einer früheren Generation sich zufällig verewigen wollte, aber welche nach unverständlichem Gesetz zertrümmert wurden? Was die Schlösser, in denen abermals zweibeinige Fortschrittsthiere sich mit feinen Weinen und Geflügel zur Vermoderung vorbereiten? Was die Schattenbilder alter Clans, verschwundener Könige, großer Sänger? Was der seltsame Stoffroman, den man Geschichte nennt? Was ist die Welt ohne den Gott, der Himmel und Erde gemacht hat? Zum Kuckuck mit dem Blödsinn, den man „Fortschritt" nennt! Der soll mir das schöne Hochland nicht verpfuschen!

Also freute ich mich denn nochmals an dem schönen Bilderbuche, das nun rückwärts durchblättert wurde, an den Buchten und Inseln, den Schlössern und Ortschaften, an Berg und Meer, an der bewegten Men-

schengeschichte, die das Alles verbindet, und an der Providenz, die das wundervolle Epos in ihr großes Weltgedicht hineinwebt. Gegen Abend ward das Schauspiel zusehends schöner. Ben Nevis schwamm in Purpurgluth, Meer und Himmel zitterten in goldenem Lichte, die Haide duftete wie ein Abendlied, und nur zögernd nahm die Sonne Abschied von Insel zu Insel und von Berg zu Berg, bis ihr letzter Gruß am Ben Nevis verglomm. Leb' wohl, schönes Hochland!

Farewell to the mountains, high cover'd with snow,
Farewell to the straths and green valleys below,
Farewell to the forests and wild-hanging woods,
Farewell to the torrents and loud-pooring floods.
My heart 's in the Highlands, wherever I go!

A. Baumgartner S. J.

P. Karl Antoniewicz.

Ein Lebensbild.

3.

Nachdem P. Antoniewicz den Winter in Lemberg zugebracht hatte, schickten ihn seine Obern nach Pasieczna in die Karpathen[1]; die frische, würzige Bergluft und die Ruhe, welche in einer Stadt dem vielgesuchten Pater unmöglich war, sollten seine angegriffene Gesundheit wiederherstellen. Im Mai des Jahres 1847 reiste er über Tarnopol und Stanislawow nach dem Orte seiner Bestimmung, den er uns in Briefen also beschreibt:

„Sieben Meilen von Stanislawow ist ein Dörfchen, wenn man die an den Bergen zerstreuten und wie Adlerhorste an die Felsen gehängten Hütten so nennen kann; das ist Pasieczna, das der Wille Gottes mir für einige Zeit zur Wohnung und vielleicht auch zur Grabstätte bestimmt hat. Als ich so in unsere Berge hineinfuhr, wurde es mir wohl und ruhig um's Herz. Es war mir, als wenn ich zu neuem Leben wiedergeboren würde. „Wie einem

[1] Dr. Speil überschreibt das siebente Kapitel seines Buches: „Im Tatragebirge." Die Tatra, der höchste und wildeste Theil der Karpathen, liegt aber nicht an den Quellen des Pruth, wo P. Antoniewicz war und die ruthenischen Huculen (spr. Huzulen) wohnen, sondern an den Quellen des Dunajez und ist der Wohnsitz der polnischen Guralen.

Adler werde ich deine Jugend erneuern." Diese Worte der heiligen Schrift verstand ich in diesem Augenblicke. Hier ist Alles groß und riesenhaft, dessen würdig, der es geschaffen hat. Hier brausen die Ströme majestätischer, hier rauschen die Wälder feierlicher und die Felsen sind wie von Gottes Hand seit Jahrhunderten aufgestellte Altäre, von welchen fortwährend wie Opferweihrauch die Wolken zum Himmel sich erheben."

In diesen Bergen wohnen die Huculen, ein von Armuth und Elend fast beständig heimgesuchter Volksstamm, dessen größter und einziger Schatz sein kindlicher Glaube ist. Das einfache und liebreiche Gemüth unseres Paters fand sich bald heimisch in ihrer Mitte. Wie ihnen, diente auch ihm „eine armselige Hütte zur Wohnung, welche der erste Sturm niederreißen und ein angeschwollenes Bächlein davontragen konnte". Sobald die anfangs schlechte Witterung es gestattete, ließ es den Missionär, dessen Dichten und Denken nur auf das Wohl seiner Mitmenschen gerichtet war, nicht mehr zu Hause. Er eilte, Trost und Hilfe spendend, von Hütte zu Hütte, von Bergkamm zu Bergkamm, über Felsen und Schluchten, denn gerade damals lastete eine Hungersnoth auf dem armen Bergvolke und Krankheiten in ihrem Gefolge forderten viele Opfer.

„Auf allen Bergen wandere ich mit dem Stock in der Hand, mit dem Brevier unter dem Arme; in allen Winkeln bin ich bekannt. Es ist mir wohl bei diesem armen Volke. Da ich es nicht lehren kann (die Obern haben mir wegen meiner schwachen Gesundheit Beichthören und Predigen untersagt), so versäume ich keine Gelegenheit, es zu trösten und ein Wort von den ewigen Wahrheiten in sein Herz zu streuen . . . Ich liebe unser armes Volk von ganzem Herzen; ich wollte für dasselbe leben und sterben, wenn es Gottes Wille wäre."

In dem eine Meile entfernten Dörfchen Zielona war in Folge des Hungers und des Elendes ein schrecklicher Typhus ausgebrochen. P. Antoniewicz eilte mit dem Almosen hin, das er von einem Freunde erwirkt hatte, und konnte Mehl, Graupen, Bohnen unter die Bedürftigsten vertheilen. Das waren schöne Stunden für sein mitfühlendes Herz. So wirkte ein kranker Ordensmann zur selben Zeit für das Volkswohl, da bereits alle liberalen Blätter Europa's im Namen des Volkswohles die Vernichtung seines Ordens verlangten.

Die Stunden seiner unfreiwilligen Muße, in denen ihn das häufige schlechte Wetter in seiner Hütte festhielt, benützte er rastlos zu schriftstellerischen Arbeiten. Seine Erinnerungen an die von ihm gehaltenen galizischen Missionen, denen wir im vorigen Aufsatze so Vieles entnahmen,

wurden hier aufgezeichnet. Hier schrieb er auch seinen „Trost für Waisen, zehn Betrachtungen für leidende Seelen". Es sind wohl Erleuchtungen, die ihm Gott in seinen eigenen Leiden spendete. In der Form von Gesprächen zwischen einer von verschiedenen Leiden bestürmten Seele, dem Verfasser und dem Heilande, theilt er seinen Trost mit und führt die Seele auf den verschiedensten Pfaden zum Kreuze, der einzigen Quelle alles Trostes. „Ave crux!" schließen diese Betrachtungen. „Sei gegrüßt, heiliges Kreuz, an welchem das Werk meiner Erlösung vollbracht ward! An Deinem Fuße will ich alle Kreuze meines Lebens niederlegen. Ich will leiden, denn ich will Dich lieben, und Du hast mich gelehrt, o Jesu, daß die wahre Liebe gekreuzigt sein muß."

Am 25. Juli verließ P. Antoniewicz, wie es scheint körperlich ziemlich gekräftigt, die ihm lieb gewordenen Bergbewohner, um nach der Weisung seines Provinzials wieder nach Lemberg zurückzukehren.

„Morgen kehre ich nach Lemberg zurück," schrieb er damals. „Ich fühle große Sehnsucht, zu Hause und unter den Unsrigen zu sein. Kömmt es dazu, daß man uns zerstreut, dann würde ich wie eine in fremde Erde übertragene Pflanze bald verdorren. Wie ein Kind weit größere Liebe und Anhänglichkeit zu seiner Mutter fühlt, wenn es dieselbe ganz ungerecht verleumdet und verfolgt sieht, so scheine auch ich mir niemals den Orden so herzlich wie jetzt geliebt zu haben. Ja mit Gottes Gnade ließe ich mich eher in Stücke hauen, als daß ich meinem Orden ungetreu würde."

Gleich nach seiner Ankunft an das Krankenbett seiner einzigen Schwester gerufen, welche nach langem schmerzlichem Siechthum nun sichtbar dem Grabe zueilte, reichte er ihr in den letzten Tagen des Oktober die heilige Wegzehrung, harrte dann an ihrem Sterbelager aus und drückte ihr am Allerseelentage die Augen zu. An seinem Namenstage, den 4. November, geleitete er den Leichnam seiner Schwester auf den Friedhof. So war er nunmehr der Einzige seiner Familie hier auf Erden; Mutter und Schwester, Gattin und Kinder waren ihm vorausgeeilt. „Je weiter wir im Leben fortschreiten," schreibt er, „desto leerer wird es um uns her; je näher der Gipfel, um so dorniger der Pfad, und so reißt der gute Gott unser Herz allmählich von der Erde los, so daß es zwar leidet, aber im Leiden nicht bricht und im Leiden leiden lernt."

Wie überall, war unser Missionär auch in Lemberg ein beredter Anwalt der Armen, und viele Almosen der Reichen flossen durch seine Hand zur Linderung des Elendes. Er fand die Lösung der socialen

Frage in der Übung christlicher Milde, sie war ihm das Band, das sich versöhnend um Reich und Arm schlingen mußte. Gerade damals, wo so viel von Gleichheit und Brüderlichkeit gefaselt wurde, schrieb er einem Wohlthäter:

„Gott könnte seine Gaben auf Erden gleichmäßig austheilen und einen Jeden mit allem zum Lebensunterhalte Nothwendigen versehen, aber dann wäre die gesegnete Quelle der Barmherzigkeit versiegt, der alle edleren Gefühle des Herzens entströmen; zerrissen wären die heiligsten Bande, welche den Reichen mit dem Armen verbinden, und die Offenbarung der beiden so schönen Tugenden, der Geduld und der Barmherzigkeit, nähme ein Ende. Gott hat es in seiner Weisheit und Liebe so gefügt, daß die Armen die Wohlthäter der Reichen und die Reichen die Wohlthäter der Armen seien. Gott hat auf Erden eine große Nationalbank gegründet, in welche der Arme seine Leiden, sein Elend, seine Thränen legt und der Reiche sein Almosen und sein Erbarmen. Der hl. Johannes der Almosengeber, Patriarch von Jerusalem, küßte jedem Bettler die Hand und dankte ihm, als erwiese nicht er durch seine Gabe dem Bettler, sondern dieser ihm durch die Annahme eine Gnade. Welch' unbegreifliches Geheimniß der Liebe unseres Erlösers, daß er uns Armseligen erlaubte, seine Wohlthäter zu werden! Daß er uns erlaubte, ihn zu nähren, zu bekleiden, seine Thränen zu trocknen, in der Schwäche ihn zu trösten, in der Verlassenheit ihn zu besuchen: „„Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan.““

Das sind die socialen Grundsätze unseres Paters; wollte Gott, man würde überall auf diesen, von der ewigen Weisheit gelegten Fundamenten den Aufbau des Volkswohles betreiben. Der Bau wäre dann nicht so haltlos und drohte nicht allerwärts über Nacht einzustürzen und unser fortgeschrittenes Zeitalter unter seinen Trümmern zu begraben!

Jetzt kamen die Märztage des Jahres 1848. Am 19. März hatte man in Lemberg den Kaiser Ferdinand von Österreich zum „Könige von Polen“ ausgerufen und erwartete von ihm die Wiederherstellung des alten Königreiches. Jubel herrschte allerwärts; auch P. Antoniewicz, der mit heißerer und reinerer Liebe an seinem Vaterlande hing, als manche von denen, welche damals wie heute den Ordensmann als vaterlandslosen Verräther brandmarken, freute sich mit seinem Volke. Aber seine Freude war nicht blinder Enthusiasmus, seine Vaterlandsliebe nicht jene Selbstvergötterung der eigenen Nation, die diesseits der Grenzmarken Alles liebenswürdig, und was jenseits liegt, nur der Feindschaft und des Hasses werth erachtet. Die Alles vereinigende „katholische“ Liebe, welche die Nationen des Erdkreises zu einer einzigen großen Völkerfamilie zu sammeln trachtet, siegte in seinem Herzen über jenen echt

heidnischen Standpunkt der nationalen Abgrenzung und des Hasses, und er bot als Prediger in der Nikolauskirche Alles auf, in seinen Zuhörern das wahre Feuer echter Liebe, die erwärmt und erleuchtet, und nicht die verzehrende Flamme blinder Leidenschaft anzufachen. Hören wir als Beleg dieser seiner tadellosen Gesinnung einige Stellen aus Predigten jener Märztage, in denen die Wogen nationaler Begeisterung so hoch gingen.

Einige Tage, nachdem die Polendeputation nach Wien abgegangen war, predigte er über den Beruf der Nationen nach der Absicht Gottes: „Es ist der Wille Gottes, daß wir Alle einander lieben ohne Rücksicht auf Stand, Bekenntniß und Nation; daß alle Nationen sich die Bruderhand reichen, der Norden dem Süden, der Osten dem Westen, daß alle Nationen ein ewigwährendes Bündniß der Liebe und Eintracht schließen am Fuße des Kreuzes, unter dem Segen des Statthalters Christi auf Erden." Dann führt er den Gedanken aus, wie sich unter dem Einflusse der Kirche der Patriotismus entfalte; „nicht der Patriotismus einer vorübergehenden, augenblicklichen Leidenschaft, einer flüchtigen Exaltation, die nur das Echo lauttönender Worte zurückläßt," ruft er dem leichterregbaren Gemüthe seiner Landsleute warnend zu, „sondern der Patriotismus der Ausdauer, der Hingabe, der Einigkeit, der Liebe, der Reife im Denken und der Stärke im Handeln." Unter dem Einflusse der Kirche, zeigt der Prediger weiter, entwickelt sich die wahre Nationalität, welche nicht „die nationalen Sünden, sondern die nationalen Tugenden bilden". Dann geht er auf den besondern Beruf Polens über, die Vorkämpferin der Kirche, die Schutzwehr der Christenheit gegen die gefürchteten Horden des Ostens zu sein. „Welch' heiliger und großer Beruf und wie treu hat ihn Polen erfüllt!" ruft er begeistert aus, und nun beginnt er eine Schilderung jener Zeiten, die fast an den Odenschwung seines Landsmannes Sarbiewski erinnert und aus der uns eine glühende und reine Liebe zu seinem Vaterland warm entgegenweht. Um wenigstens eine Probe aus seinen Predigten zu bieten, lassen wir diese Stelle hier folgen:

„Siehe, dichte Staubwolken wirbeln auf! Wie eine Wolke von Heuschrecken überziehen die tatarischen Horden das Land, die Hufe der Heiden zerstampfen die Gefilde Podoliens, Städte und Dörfer gehen in Feuer auf; der schreckliche Allahruf braust, wie ein Orkan in der Luft. Zittere, armes Polen, deine letzte Stunde hat geschlagen! Nein, Polen hat nie gezittert, wo es sich um eine edle That, um ein großes Opfer handelte. Doch auf wem beruht deine Hoffnung? Auf Gott und der Gottesmutter im Himmel, auf dem Schwerte an deiner Seite! Wo sind deine Mauern und deine festen Burgen? Siehe da diese Helme und die Panzer auf der freien Brust! Wo sind deine Kriegsschaaren, wo dein Schlachtheer? Schau' auf das ganze Land hin: in jedem Knaben, der eine Waffe zu führen vermag, wirst du einen Krieger finden! Ruhig geht der Landmann hinter dem Pfluge her: da hört er

Kriegslärm, und er wirft Alles weg und gürtet sich das verrostete Schwert um und eilt zum blutigen Waffentanze! Siehe dieser Edelmann, umringt von Enkeln und Urenkeln, schaut die unheilverkündende Lohe; da erhebt er in Thränen das Auge zum Himmel, verläßt die Seinen und zieht auf das Schlachtfeld. Siehe, dieser Jüngling kniet vor seinen Eltern, der Vater legt ihm die ererbte Rüstung um und die Mutter befestigt unter Thränen und Segenswünschen das Bild der Mutter Gottes von Czenstochau auf seiner Brust — er besteigt das Roß und kehrt nimmer wieder. Als die heilige Hedwig die Nachricht vom blutigen Tode ihres Sohnes Heinrich in der Schlacht gegen die Tataren empfing, erhob sie in Thränen schwimmend Hände und Augen zum Himmel und sprach: „Ich danke dir, o Gott, daß du mir einen solchen Sohn gegeben! Dir empfehle ich seine Seele und hoffe, du werdest sie zu dir nehmen!“ So waren die polnischen Mütter, so waren die polnischen Söhne! Ihre Gräber hat der Glaube geweiht. Die Kirche pflanzte auf sie das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, und die ganze Christenheit setzte ihnen die Grabschrift: „Hier liegen die Gebeine unserer Retter!“ Als zum heiligen Vater Sixtus V. Gesandte kamen und um Reliquien für Polen baten, sagte er zu ihnen: „Wahrlich, ganz Polen ist ja eine Reliquie, denn dort gibt es keine Scholle Landes, die nicht mit Martyrerblut benetzt wäre!“ Dieses Blut Eurer Väter, diese Thränen Eurer Mütter wurden ihr Ruhm; sie wurden auch Euer Ruhm, denn sie sind Euer Erbe. Ahmet ihre Tugenden nach, und sie werden in Euch und Ihr werdet ewig in ihnen leben.“

Noch mehrmals hatte P. Antoniewicz in diesen Tagen der Aufregung Gelegenheit, von der Kanzel aus ein mahnendes Wort seinen Landsleuten zuzurufen, denn trotz der freudigen Theilnahme an der Wiederherstellung seines Vaterlandes, verlor sein Auge doch niemals den klaren Blick auf das höhere Ziel, dem er als Verkünder der Wahrheit sein Volk zuführen mußte. Man hatte die polnischen Staatsgefangenen aus den Festungen entlassen und sogar den Emigranten die Rückkehr in die Heimath gestattet. Die Freude in Galizien war groß. Unser Missionär predigte inmitten des Jubels über die Worte des Propheten Isaias (11, 12): „Er erhebt eine Fahne für die Völker und sammelt die Flüchtlinge Israels, und die Zerstreuten von Juda schaart er zusammen von den vier Enden der Erde.“ Diese Predigt ist der Mahnruf an seine Zuhörer, daß es erst dann an der Zeit sei, „die äußere Welt umzugestalten, nachdem wir zuerst unsere innere Welt umgestaltet haben, indem wir, uns unter das Kreuz des Erlösers stellend, den erstorbenen Glauben und die Hoffnung und die Liebe in unserem Herzen erwecken. Denn die Fahne, von welcher unser Text spricht, ist die Fahne des Kreuzes!“

Mit der dringenden Aufforderung, sich um diese Siegesfahne zu

schaaren, trat er, wie alle seine Mitbrüder, kühn dem Andrange der Revolution entgegen; denn die Fahne, welche sie damals über ganz Europa hintrug, war sicher nicht die Fahne des Kreuzes. Das haben aber die Männer des Umsturzes der Gesellschaft Jesu nie verzeihen können, daß sie es war, die überall die Grundlagen geistlicher wie weltlicher Herrschaft vertheidigte. Als daher die Männer von den Barrikaden herab die „Freiheit für Alle" ausriefen, nahmen sie von der allgemeinen Toleranz nur die Jesuiten und Redemptoristen aus, indem sie durch dieses Ausnahmegesetz klar aussprachen, wen sie für ihre verhaßtesten Feinde hielten. Die Männer der Revolution haben später den Kriegsschauplatz gewechselt, aber die Taktik ist dieselbe geblieben.

Das Dekret der Auflösung aller Häuser der Gesellschaft Jesu in Österreich, welches Kaiser Ferdinand anfangs Mai gezwungen unterschrieb[1], erfüllte P. Antoniewicz natürlich mit tiefer Trauer; sein Herz, das mit so warmer Liebe an seiner Heimath hing, blutete schmerzlich. Ein unter dem Eindrucke dieses Aufhebungsdekretes geschriebener Brief legt seine ganze edle Seele unserem Blicke offen.

Er schreibt darin unter Anderem: „Wir haben redlich, mit ganzem Herzen und nach Kraft und Möglichkeit gearbeitet, und heute stehen wir mitten in Europa, wie die Parias in Indien ohne Gerichtsverfahren, ohne Erkennt-

[1] Es liegt uns eine Abschrift des Aufhebungsdekretes vor, welches dem damaligen galizischen Provinzial, P. Baworowski, unter dem 20. Juni 1848 zugestellt wurde. In demselben ist auch nicht einmal ein Versuch einer Anklage gegen den Orden oder seine Mitglieder gemacht. Im Gegentheile „wird allen Ordensmitgliedern die Auswanderung in das Ausland (sic) freigestellt, wozu man ihnen über Anlangen die nöthigen Pässe ertheilen wird; auch bleibt ihnen unbenommen, sich um die Aufnahme in einen anderen Orden auch in den k. k. Staaten, selbst um die Säkularisirung zu bewerben, wenn sie in den Weltpriesterstand treten und sich zur Erlangung von Anstellungen in der Seelsorge oder in Lehrämtern befähigen wollen."

Das Dokument war von Minister Pillersdorf unterzeichnet, der Ursache haben mochte, seine schwankende Popularität durch eine Maßregel gegen die Jesuiten einigermaßen zu stützen. Wenigstens wird als verbürgt behauptet, daß Pillersdorf von der Wiener Aktionspartei unter Anwendung sehr ernster Drohungen zu dieser Maßregel gegen die Jesuiten gedrängt worden sei. Auf welche Weise aber dieser Minister die Zustimmung des Kaisers Ferdinand zu diesem Vorgehen gegen die Jesuiten erlangte, wird sich mit voller Sicherheit nicht feststellen, wohl aber vermuthen lassen. Als nämlich Kaiser Ferdinand, der den Jesuiten stets das größte Wohlwollen erwies, seiner meuterischen Hauptstadt den Rücken gewandt hatte und nach Innsbruck gekommen war, verlangte er die dortigen Patres zu sprechen. Als man ihm bemerkte, er selbst habe vor Kurzem den Orden aufgehoben, zeigte er sich auf's Höchste überrascht und betheuerte, Nichts von dieser Maßrege zu wissen.

niß einer Schuld, ohne Urtheilsspruch auseinandergetrieben, mit der Bitterkeit aller Verfolgung und Verleumdung getränkt, ausgeschlossen von dieser allgemeinen „„Brüderlichkeit““, zu der selbst die Juden zugelassen werden, ausgeschlossen von dem Gesetze der „„Toleranz““ und der „„Gleichheit vor dem Gesetze““. Schwer fiel die Hand Gottes auf uns! Dank sei ihm dafür! Wir können jetzt freier arbeiten, ohne etwas von den Menschen zu verlangen, ohne etwas zu hoffen, denn wir arbeiten allein aus Liebe zu Gott und dem Nächsten und die Eigenliebe hat keinen Theil daran, denn der ganze Lohn unserer Arbeiten und Opfer ist die Verachtung, die Verleumdung, der Haß und die Verfolgung — Gott sei Dank dafür! Ein Blick auf das Crucifix und Freude erfüllt mein Herz. Alles können uns die Menschen entreißen, aber diese Liebe wird uns Niemand entreißen, und wenn sie uns aus dem Lande treiben, so wird diese Liebe uns überall hin begleiten. Können wir nicht zur Ehre Gottes in Polen und für Polen arbeiten, so werden wir in fremden Ländern für dasselbe beten ... Wir sind jetzt wie die Vögel auf dem Felde allein unter der Obhut Gottes. Er wird uns nicht verlassen, und diese Überzeugung macht mich muthig und gleichmüthig gegen alles, was Gott befehlen wird ... Überall ist Gott, den ich liebe, überall sind Menschen, denen ich in der ganzen Liebe des Herzens dienen kann. Glaube mir, daß wir die Menschen umsomehr lieben, je mehr sie uns hassen. Wenn sie in unsern Herzen lesen könnten! ... Unser Volk drängt sich ungeachtet der unaufhörlichen und bis zum Ekel gegen uns wiederholten Verleumdungen in unsere Kirchen und zur Beichte. Dieses Volk liest ja nicht „den ewigen Juden“ und Gioberti, es kennt uns nicht aus Romanen, sondern aus dem Leben ... Es ist schmerzlich, ein Vertriebener zu sein, aber es ist trostvoll, zu leiden und Gott etwas aufopfern zu können. Die Welt hat ihren Erlöser einen Volksaufwiegler, Besessenen, des Todes Würdigen genannt, und wir könnten uns beklagen, wenn uns die Welt in ähnlicher Weise bezeichnet?“

Die Bürger von Lemberg schickten eine Bittschrift um Erhaltung der Jesuiten durch den Statthalter von Galizien, den Grafen Stadion, nach Wien, aber umsonst — das Haus zu Lemberg sollte zuerst fallen. Das Ministerium mußte zwar selbst bereits am 16. Mai seine Entlassung einreichen und Kaiser Ferdinand nach Tirol flüchten, allein das hinderte die Ausführung des erlassenen Dekretes nicht.

Das Haus in Lemberg wurde aufgelöst und seine Bewohner zersprengt. Unser Pater hielt sich in der Nähe der Stadt und führte auf einem abgelegenen Gute ein sehr ruhiges Leben. Die Trennung von seinem geliebten Volke wurde ihm schwer. „Ich liebte es vielleicht mehr als je,“ schreibt er, „in dem Augenblicke, da es mich verstieß.“ Aber der Wucht des Schlages, der ihn getroffen, war seine noch immer schwache Gesundheit nicht gewachsen; die Folgen seiner übermäßigen Arbeiten unter dem galizischen Volke stellten sich auf's Neue

ein und zwangen ihn, nach Gräfenberg bei Freiwaldau in Schlesien zu gehen, um daselbst die Wasserkur zu gebrauchen.

Damit tritt er sein Wanderleben an, das volle drei Jahre dauern sollte. Es war ihm ein harter Kreuzweg; immer von der Sehnsucht nach dem stillen nnd thätigen Leben, das er im Kreise seiner Ordensbrüder zu führen gewohnt war, gedrängt, nannte er den Orden seine zweite Mutter und beklagte sich wie ein untröstliches Kind, daß man ihn ihren schützenden Armen entrissen habe.

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod, denn ich habe meine Mutter verloren und bin von meinen Brüdern getrennt, bin wieder in die Welt zurückgeschleudert. Wie lange werde ich hier bleiben? ich weiß es nicht. Wohin werde ich gehen? ich weiß es nicht. Das weiß ich, daß ich immer und überall nach dem Orden verlangen und immer und überall mich bemühen werde, Gott und die Menschen zu lieben." „Ich war im Hause einer Mutter, des Ordens; an ihrem Busen ward mein Herz, meine Seele wiedergeboren zu neuem Leben. Und es kam die Zeit der Heimsuchung und die ganze Welt stand gegen meine Mutter auf, warf ihr Verbrechen vor, beschimpfte ihren Namen und schmähte und lästerte sie, und vom Gebet im Ölgarten bis zur Kreuzigung ging sie den blutigen Kreuzweg. Noch lebt sie, aber am Kreuze, und schaut vom Kreuze auf ihre Kinder, die zerstreut in der ganzen Welt, zertreten, gehaßt, verspottet, mit dem Male der Schande gebrandmarkt sind, und ich — und das ist mein ganzer Ruhm — ich gehöre zu ihrer Zahl! Ich habe eine Mutter, aber am Kreuze, und ich werde von ihr und von ihrem Kreuze nicht weichen."

Was das äußere Leben unseres Flüchtlings in dieser Zeit betrifft, so schildert er es uns in seiner kindlichen Weise in einem Bilde: „Ich bin wie ein Vogel, den man von seinem Neste vertrieb; ich setze mich auf einen Zweig, um zur Ehre Gottes zu zwitschern, und das thue ich aus ganzem Herzen, bis man mich auf einen anderen Ast verscheucht." In der That, so zog er rastlos umher, bald außer den Grenzen des Vaterlandes, bald wieder durch die Dörfer Galiziens, um nach Möglichkeit etwas für das ewige Wohl seiner Mitmenschen zu wirken. Um Weihnachten war er nach Sandec geeilt und durfte daselbst nicht nur Beicht zu hören, sondern auch die Kanzel zu besteigen wagen. Wie kindlich war seine Freude darüber! Daselbst traf er drei seiner Mitbrüder, und es war ihm vergönnt, mit ihnen einige gemeinschaftliche Stunden der Arbeit und der Erholung zu verleben.

„Du glaubst nicht," schreibt er in einem Briefe, „wie wohl mir hier ist; ich bin wieder ganz in das Ordensleben eingegangen, in dieses Leben voll Seligkeit und Friede. Wenn wir so Abends beim Scheine der Lampe uns

in der armen, engen, gewölbten Zelle versammeln — Kinder Einer Mutter, fünf arme Schiffbrüchige, dann tritt das alte Leben vor meine Seele, nur daß das Bild mit einem Trauerschleier verhüllt ist ... Wir halten die Abendandacht wie früher und die Besuche des heiligen Sacramentes wie früher und lieben uns wie früher. Gott sei Preis für Alles! Gestern und heute drängte sich das Volk von früh bis zum späten Abend zur Beicht. Es ist ja unser polnisches Volk, und es wird nicht so leicht sein, wie Manche meinen, es von Gott loszureißen — und doch ist es zum Verzweifeln, wie sie sich darum bemühen und glauben, dann erst werde es anfangen polnisch zu werden, wenn es einmal aufhöre, ein katholisches Volk zu sein. Das schmerzt und man möchte sein Blut hingeben, daß es anders wäre! Mögen sie uns bedrücken, verfolgen wie sie wollen; mögen sie aus vollem Halse schreien, daß wir Polen zu Grunde gerichtet haben und zu Grunde richten, wenn sie uns nur bei einem Stückchen erbettelten Brodes am Heile des Landes und des Volkes arbeiten ließen! Einst wird Alles offenbar werden, wer das arme Polen um Gottes willen und wer es um seiner selbst willen geliebt hat."

Die Weihnachtsfeiertage gingen vorüber und P. Antoniewicz mußte wieder zum Wanderstabe greifen, denn man ließ ihn nicht nach seinem Wunsche an dem Wohle seines Volkes arbeiten. Aber dem unermüdlichen Eifer unseres Missionärs war nicht so leicht Schranken zu setzen; er griff zur Feder, um durch Volksschriften zu wirken, wo es durch Predigen nicht möglich war. Es ist erstaunlich, was der eiserne Fleiß des durch Krankheit gebrochenen Mannes auf seinen unstäten Wanderungen alles zu Stande brachte. Etwa 60 verschiedene Schriften, worunter einige von bedeutendem Umfange, erschienen fast sämmtlich während dieser zwei Jahre, wo er doch keine bleibende Stätte hatte, im Druck; die meisten haben mehrere Auflagen erlebt und sind Volksschriften im eigentlichen Sinne des Wortes geworden. Dr. Speil gibt in seinem Leben unseres Missionärs eingehende Proben aus den meisten dieser Arbeiten; wir müssen uns aber begnügen, die vorzüglicheren zu nennen.

Gleich im Anfange der Vertreibung schrieb unser Pater für das polnische Landvolk „das Leben des hl. Isidor"; das Büchlein gefiel so gut, daß die Bauern es sich förmlich aus den Händen rissen, wie man dem Autor zu seiner Freude schreiben konnte. Auf das Neujahr 1849 wurden seine Landsleute mit den „Aufrichtigen Wünschen für das Landvolk" beschenkt, welche den Bauern, die endlich des Frohndienstes entledigt waren, warm an's Herz legen, die neue Freiheit nicht zu mißbrauchen, sondern durch Dankbarkeit gegen Gott und Menschen sich ihrer würdig zu beweisen. Daß das Büchlein keinen bloß augenblicklichen Werth hatte, zeigen die vielen späteren Auflagen, wovon eine

aus dem Jahre 1862 noch vorliegt. Es folgte das „Leben der heiligen Kunigunde", dann in 12 Liedern „Ein Kranz um das Kreuz", Betrachtungen unter dem Titel: „Am Fuße des Kreuzes", eine „Anleitung zum Gebete bei der täglichen Besuchung des heiligen Altarssacramentes", eine „Nachricht über das Skapulier vom bitteren Leiden" und eine kleine Abhandlung: „Die katholische Beichte gegenüber der antikatholischen Philosophie". In dieser Zeit schrieb er auch seine „Erinnerungen aus dem Ordensleben" nieder, die wir bereits oben erwähnten, und legte der heiligen Jungfrau 15 Lieder als „Maienkranz" zu Füßen.

„Die Festtagslesungen für das Landvolk" sind die vielleicht gesegnetste Frucht der schriftstellerischen Thätigkeit unseres Paters. Das Buch ist eine Art Hauspostille; er zeichnet mit apostolischer Offenheit die moralischen Schattenseiten des galizischen Landvolkes; aber die Wunden werden nur aufgedeckt, um heilenden Balsam in dieselben zu gießen. Als Gegenbild zu diesen scharfen Sittenpredigten schrieb er dann seine „Bilder aus dem Leben des Landvolkes". Bei seinen Arbeiten hatte der Missionär auch große und heilige Herzen unter dem Bauernkittel gefunden, und solche führen nun seinen Lesern diese anmuthigen kleinen Erzählungen vor. Das Buch war für die Landschulen bestimmt und sollte durch die Kinder Eingang in die Familien finden. Wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet, wenigstens eine dieser Skizzen, die selbst culturhistorischen Werth haben, hier mittheilen zu können.

Rechnen wir zu diesen literarischen Arbeiten noch die überaus große Correspondenz unseres Paters — 180 Briefe aus den Jahren 1847—1849 wurden später in drei verschiedenen Sammlungen: „Briefe aus dem Orden", „Geistliche Botschaft an die Menschen" und „Briefe im Geiste Gottes an Freunde", von seinen Bekannten zusammengestellt —; beachten wir ferner, daß es seinem Eifer gelang, auch in dieser Zeit nicht selten das Wort Gottes verkünden zu dürfen, und wir werden seinen riesigen Fleiß und seine ausdauernde, aller Hindernisse spottende Arbeit bewundern müssen. In der That, wenn wir in einem seiner Briefe lesen: „Ich weiß nicht, woher ich die Überzeugung habe, daß Gott von mir vollständige Hinopferung für unser Volk verlangt, so daß ich für dasselbe leben, arbeiten und sterben soll," so hat er dieses Opfer voll Großmuth gebracht und die reinste Liebe war seine Opferflamme. „Wie sollte ich die Menschen nicht lieben?" heißt es in demselben Briefe. „Ich liebe sie von ganzem Herzen, aber ich fühle immer mehr, welch'

ein Unterschied zwischen der Liebe ist, die aus dem natürlichen Zuge des Herzens entspringt, und jener, die von Gott ausgeht und zu Gott führt."

Im Juli 1850 legte eine furchtbare Feuersbrunst einen Theil der Stadt Krakau in Asche. Auf die erste Kunde eilte unser Pater nach der Stätte des Unglückes, um Trost zu spenden und die von dem schweren Schlage erschütterten Gemüther zur Buße und Bekehrung zu mahnen. Vier Kirchen waren ein Raub der Flammen geworden; um die Mittel zum Wiederaufbau derselben zu beschaffen, mußte die Mildthätigkeit der Gläubigen angesprochen werden. Unser Missionär, dessen Name allein schon eine große Zuhörerschaft versammelte, hielt zu diesem Zwecke verschiedene Vorträge, zuerst für die Minoriten und dann für die Dominikaner. Bis zur Fastenzeit des Jahres 1851 blieb der eifrige Prediger in dieser Stadt, und viele seiner zahlreichen Predigten, die er hier hielt, sind nachgeschrieben und später veröffentlicht worden. Der Beginn der Fastenzeit schien seinem Eifer ein noch größeres Feld bieten zu wollen. Er eröffnete in drei verschiedenen Kirchen einen Cyclus von Fastenpredigten über verschiedene Stoffe. Aber es war ihm nicht vergönnt, diese Aussaat des göttlichen Wortes fortzusetzen. „Der Priester, der," wie uns einer seiner polnischen Lebensbeschreiber erzählt, „für die armen Abgebrannten selbst um Brod betteln ging, der ihnen den Bissen von seinem Munde, das Kleid von seinem Leibe hingab und überall als Engel des Trostes erschien," mußte plötzlich auf Befehl der Polizei die Stadt verlassen. Mit Thränen in den Augen, aber ohne Murren habe er gehorcht, erzählt derselbe Biograph. Das Motiv dieser Verordnung ist nie bekannt geworden; einer Angabe zufolge wäre sogar sein ausgezeichnetes Wirken als Volksmissionär in Galizien im Jahre 1846 es gewesen, was die Polizei mit Mißtrauen erfüllt habe!

Im Sommer dieses Jahres finden wir den Vertriebenen in Oberschlesien. Bei dem häufigen Verkehr galizischer Jesuiten in dem gastlichen Hause des Ehrendomherrn Fietzek zu Deutsch-Piekar war der Plan gefaßt worden, für die polnische Bevölkerung dieser Provinz Missionen abzuhalten. P. Antoniewicz bereitete die Verwirklichung dieses Gedankens durch ein Büchlein, „Die Landmission", vor, und begann dieses Werk des Seeleneifers am 13. Juli zu Deutsch-Piekar als Superior unter der Mithilfe von sechs Patres. In neun größeren Gemeinden wirkten die Missionäre der Reihe nach, und die Arbeit, welche die reichste Ernte krönte, dauerte bis in den November hinein. Er hat in seinem „Andenken an die im Jahre 1851 gehaltenen ober-

schlesischen Missionen" und in dem „Missionskreuz" uns diese apostolischen Arbeiten beschrieben. Aber wir dürfen diese Mittheilungen, welche den im letzten Aufsatze mitgetheilten Schilderungen gleichen, hier nicht wiederholen. Nur aus einem Privatbriefe unseres Missionärs wollen wir einige Sätze anführen:

„Dieses verflossene Jahr war in Wahrheit ein Jahr des Segens und der Erbarmung für das oberschlesische Volk . . . Zwölf bis zwanzig Meilen weit zogen die Leute nach dem Orte der Mission. Keine Schwierigkeit hielt sie ab. „„Wie bist Du hieher gekommen,"" fragte ich einen, „„über die gesperrte Grenze?"" — „„O lieber hochwürdiger Herr,"" antwortete er, „„ich würde mich durch ein Nadelöhr durchgedrückt haben, um hier zu sein!"" Manche durchschwammen strengbewachte Flüsse. Andere, die kein Brod hatten, vermietheten sich zu Nachtarbeit, um am Tage den Predigten beizuwohnen. Viele mußten mehrere Tage bis 11 Uhr Nachts warten, bis sie sich zum Tische des Herrn durchdrängen konnten."

Den Winter brachte P. Antoniewicz mit zwei anderen Patres in Neisse zu, wo der hochverdiente Jubilar, Canonikus Neumann, den Vertriebenen in edler Opferwilligkeit Gastfreundschaft gewährte. Seine Wirksamkeit beschränkte sich hier auf den Beichtstuhl und auf einige Predigten für die polnischen Soldaten, die, wie uns ein Augenzeuge schreibt, von der Kraft und Salbung seines Wortes begeistertes Zeugniß ablegten. Der selige Cardinal Diepenbrock würdigte den Missionär seiner ganz besonderen Zuneigung. Es waren damals in Neisse in Betreff einer kirchlichen Congregation einige Mißhelligkeiten entstanden. Der selige Cardinal wünschte dringend die Beilegung derselben und ersuchte den P. Antoniewicz um ein Gutachten über den Stand der Angelegenheit und über die Mittel und Wege geeigneter Abhilfe. Er entsprach diesem Wunsche und seine Darlegung fand die verdiente Würdigung. Dieß war übrigens nicht der einzige Beweis des Vertrauens, mit dem der selige Cardinal den Missionär beehrte. Die beiden ausgezeichneten Seelen, der große Kirchenfürst und der demüthige Ordensmann, hatten sich kennen und schätzen gelernt. Mächtige, verwandte Anklänge, ein tief poetischer Zug in Beider Seelen, die im Grundtone der echten christlichen Romantik zusammenstimmten, eine Fülle von Gemüth, ein Leben, das sich aus den Tiefen des Glaubens heraus auf's Reichste entwickelte und von reiner Gottes- und Nächstenliebe durchdrungen und verklärt war, hatten diese dem Range nach so verschiedenen Männer zu einem innigen Freundschaftsbunde vereinigt. Als der Cardinal bereits auf dem Sterbebette lag und es nur noch wenigen Bevorzugten

vergönnt war, ihm zu nahen, hatte P. Antoniewicz immer freien Zutritt. Übrigens sollte der Missionär noch früher in die Ewigkeit eingehen, als der todkranke Kirchenfürst.

Kaum war der Frühling gekommen, so rüstete sich der unermüdliche Mann zu neuen Arbeiten im Weinberge des Herrn: es sollten die letzten Früchte sein, die er sammelte.

Am 27. März begann die Mission von Oppeln, die großartigste Mission, die in Schlesien gehalten wurde. Dann eilte er in das Großherzogthum Posen, um auch da das Werk der Missionen zu fördern. Die Mission in Krzywin (Kriewen), einer Gemeinde, die Manches zu wünschen übrig ließ, sollte gewissermaßen der Prüfstein für die Leistungsfähigkeit der Patres sein und über ihre weitere Wirksamkeit entscheiden. Die Mission war eine außerordentlich gesegnete. Nur der eine Fall sei erwähnt, daß ein Hauptführer im Bösen nach abgelegter Generalbeicht in den öffentlichen Lokalen, die er vorher zu besuchen pflegte, knieend die Anwesenden um Verzeihung bat und sie beschwor, sich mit Eifer bei der Mission zu betheiligen, und ihm nunmehr ebenso im Guten zu folgen, wie sie es vorher im Bösen gethan. Das Wort unseres Paters war ein mächtiges Werkzeug für die Wunder der Gnade.

Auch hier fand er inmitten seiner Arbeiten im Beichtstuhle und auf der Kanzel noch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit, wie eine ganze Reihe kleiner Erbauungsschriften beweisen, die er in diesen Monaten veröffentlichte. Nach der Mission von Niechanowo bei Gnesen machte ihm der Erzbischof Leo von Przyluski Hoffnung, daß die Klostergebäude von Obra der Gesellschaft Jesu überwiesen werden sollten. Wie das den guten Pater freute, dessen ganze Sehnsucht nach der friedlichen Heimath einer klösterlichen Niederlassung ging! Die nächste große Mission sollte in Posen selbst sein, aber der Ausbruch der Cholera gab der Regierung Veranlassung, alle Missionen zu verbieten. Gleichwohl fand der Missionär Arbeit in Fülle, mit der opferfreudigsten Liebe widmete er sich dem Dienste der von dieser schrecklichen Krankheit Befallenen. In Kosten trat die Seuche wohl am verheerendsten auf, dahin eilte der unermüdliche Mann.

„Wir sind mit Gottes Hilfe glücklich in dem armen Kosten angekommen," schreibt er. „Hier sterben fortwährend Viele. Gestern waren 13 Begräbnisse; heute sind bis Mittag schon acht gestorben. Gott sei Dank, auch nicht Einer starb uns unvorbereitet." „Die Knochen thun schon sehr wehe, aber sie haben das auch verdient. Den ganzen Tag vom Krankenbette in den Beichtstuhl,

aus dem Beichtstuhle zum Krankenbette und auch in der Nacht gibt es keine Ruhe. Wir werden unser Volk nicht verlassen, bis Gott die Cholera oder uns durch die Cholera von hier fortnimmt."

Es scheint, daß die Seuche im Herbste nachließ, denn im October treffen wir ihn wieder in Posen während der Octave des Rosenkranzfestes als Prediger in der Dominikanerkirche. Auf einem letzten Ausfluge in die heimathlichen Provinzen zum zweiten Male polizeilich aus Krakau ausgewiesen, fand er bei der großen Mission in Breslau noch einmal Arbeit im Beichtstuhle. Am Tage nach Allerseelen eilte er endlich nach dem heißersehnten Obra bei Wollstein. Wie freudig schlug ihm das Herz, als er bei seiner Ankunft den 4. November spät Abends im Dunkel die Umrisse der alten Cisterzienserabtei erkannte, die er zu einem Hause der Gesellschaft Jesu umschaffen sollte.

„Noch ist das Haus nicht in Ordnung, aber ich hoffe mit Gottes Hilfe die klösterliche Lebensweise hier einführen zu können," schreibt er. „Sie haben den Schmerz noch nicht empfunden, aus dem Hause der Mutter vertrieben zu sein, sich in allen Winkeln herumzutreiben, in fremder Atmosphäre zu leben und zu athmen, und darum können sie es auch nicht begreifen, welche Freude es ist, wieder in das Haus seiner Mutter zurückzukehren." Und dann sagt er fürchtend: „O, wenn man uns nur von hier nicht vertriebe! Das wäre ein schrecklicher Schmerz!"

Nein, diesen Schmerz ersparte Gott seinem getreuen Knechte; er berief ihn in jene Heimath, deren glückliche Bürger keine Verbannung mehr zu fürchten haben. Der 7. November fiel auf einen Sonntag. P. Antoniewicz hielt die Predigt, es war seine erste in Obra und die letzte seines Lebens. In der darauf folgenden Nacht kam die Krankheit, deren Keime er im Dienste der Cholerakranken in sich aufgenommen hatte, zum Ausbruche; es war die Cholera, die bald in Typhus überging. Diesem Übel konnte seine durch übermenschliche Arbeit bereits zerrüttete Gesundheit keinen Widerstand leisten; mit klarem und ruhigem Blicke sah der Kranke den Tod vor Augen und bereitete sich zum Hingange in die Ewigkeit ernst, aber ohne alle Ängstlichkeit vor. Zu den Ordensbrüdern, die traurig sein Lager umstanden, sagte er: „Vier Jahre sind wir umhergeirrt. Immer betete ich und bat ich Gott, er möge mich in einem Ordenshause unter Brüdern sterben lassen. Kaum haben wir nun durch wunderbare Fügung Gottes uns hier versammelt, kaum habe ich den Fuß über die Schwelle dieses Ordenshauses gesetzt, und schon klopft der Herr und naht der Tod." Dann ergriff er das Crucifix und sprach: „Ich hätte wohl Ursache, den Tod zu fürchten,

aber ich verstehe es nicht, ich kann mich nicht fürchten, denn Du, o Jesu, bist so gut." Nach einer Weile bat er die Umstehenden: „Begrabet mich im Ordenskleide. Denket daran, hier sofort die Hausordnung unserer Gesellschaft und die Beobachtung aller unserer Satzungen einzuführen. Bedenket, daß unser Haus der erste Keim unseres neuen Ordenslebens in diesem Lande ist: möge es das Vorbild aller sein, die nach ihm gegründet werden!" Und wieder verweilte der fromme Ordensmann bei dem Glücke, in den Mauern eines Ordenshauses sterben zu können: „Mein Gott, ich bin ein solch' elender Mensch und sterbe so süß unter Brüdern, während so viele wackere Männer in der Verlassenheit ihr Leben enden!" Dieses sprach er am ersten Tage seiner Krankheit vor dem Empfang der heiligen Sterbesacramente.

Seine Ergebung in den Willen Gottes, seine Sanftmuth und Geduld in den Schmerzen der Krankheit, der Friede seiner Seele, der sich auf seinem Antlitze abspiegelte, erbaute die Ärzte und Alle, die sich seinem Sterbelager nahten. Das Fest des hl. Stanislaus Kostka stand bevor; so riethen ihm seine Mitbrüder, sich der Fürbitte dieses Heiligen zu empfehlen. Zum Sterben wie zur Arbeit gerne bereit, machte P. Antoniewicz auch das Gelübde, im Falle der Genesung ein Leben dieses heiligen Jünglings zu schreiben. Aber der Selige erflehte ihm statt dieses hinfälligen Lebens voll Schmerz und Arbeit die Wonne und Ruhe des ewigen Lebens. Am 14. November Abends 5 Uhr hatte er bei vollem Bewußtsein den letzten Kampf bestanden. Seine letzten Worte waren: „Miserere mei!" Man sagte ihm die heiligen Namen Jesus, Maria und Joseph vor, der Sterbende verstand sie sichtlich; dann gab er seine Seele in die Hände ihres Schöpfers und Richters zurück, der ihr, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, den reichen ewigen Lohn für alle Mühe und Arbeit zusprach.

Im Ordenskleide und mit den priesterlichen Gewändern angethan, wurde seine Leiche in der Gruft der Kirche unter dem Altare des hl. Stanislaus bestattet. Auf seinem Grabstein sind die schönen Worte eingemeißelt: „Vir religiosis et apostolicis virtutibus conspicuus... Grassante cholerae epidemia cecidit victima charitatis." Als der Tod des Missionärs in Galizien bekannt wurde, weinte das Volk „dem guten Manne", „dem armen Pater", wie es P. Antoniewicz gern nannte, manche heiße Thräne nach. In Posen feierte der Erzbischof selbst das Requiem; an vielen Orten, so in Kosten, wo er eben noch so aufopfernd gewirkt hatte, und sogar im fernen Paris wurden in Trauer-

reden die Gefühle des Schmerzes und der Dankbarkeit ausgesprochen, die das polnische Volk beim Anblicke seines Grabes erfüllten.

P. Antoniewicz, dessen Lebensbild wir hiermit abschließen, ist kein „großer Mann" in den Augen der Welt. Er hat ja nicht geräuschvoll in die Geschichte der Menschheit eingegriffen, er haschte weder nach dem blutigen Lorbeer des Siegers, noch nach dem eitlen Ruhme des Gelehrten, und die Lieder, die er aus frommer Brust sang, verschaffen ihm keinen Platz unter den Fürsten der Dichtkunst, wenn sie auch noch lange im Munde des polnischen Volkes fortleben werden. Aber als ein durch die Gnade geadelter Mensch, eifriger Priester und demüthiger Ordensmann verdient er in hohem Grade unsere Verehrung, und hat Großes geleistet für das Reich Christi auf Erden. In seiner Brust schlug ein Herz voll kindlicher Liebe zu seiner Mutter, voll glühender Liebe zu seinem Volke, voll aufopfernder Liebe zu den Kranken und Armen, voll ausdauernder Liebe zu seinem verfolgten und geschmähten Orden, endlich — und das ist die Quelle seines ganzen Wesens und Wirkens — voll reiner und heiliger Liebe zu Gott. Aus diesem höheren Grund und Boden zogen seine bedeutenden Naturanlagen ihren Lebenssaft und ihre reiche Fruchtbarkeit; an dieser Flamme entzündete sich das heilige Feuer seiner Begeisterung, welche in den Missionspredigten die Herzen des Volkes wie im Sturme von der Erde losriß und dem Himmel zuführte. Seine zahlreichen Schriften und Privatbriefe erschließen uns jede Falte dieses für Gott und die Menschen glühenden Herzens, das sich in unablässiger Arbeit für das wahre Wohl seiner Brüder aufzehrt, bis es endlich im Dienste der Cholerakranken den Todeskeim in sich aufnimmt — und wo begegnet uns auch nur eine Spur von „gewaltsamer Unterdrückung der Individualität", von „Ertödtung der Verwandtenliebe, der Vaterlandsliebe"? Wie ist es möglich, daß man Instituten, welche solche Männer bilden und von solchen Männern geliebt werden, nur Haß und Verfolgung zollt?

„Wenn Ihr von der Welt wäret" — so hat der Herr seinen Jüngern dieses Räthsel geweissagt und gelöst — „so würde die Welt, was ihr eigen ist, lieben; weil Ihr aber nicht von der Welt seid, und ich Euch auserwählt habe von der Welt: deßhalb hasset Euch die Welt."

Jos. Spillmann S. J.

Pastoral-Schreiben des Episkopates der Kirchenprovinz Quebec (Canada)

über die gegenwärtigen Zeitfragen.

Obgleich die Beschränktheit unseres Raumes uns meistens verhindert, bischöfliche Hirtenschreiben und ähnliche Aktenstücke zum Abdruck zu bringen, haben wir doch geglaubt, in Bezug auf das folgende eine Ausnahme machen und dasselbe ganz und ohne Abkürzungen unseren Lesern vorlegen zu sollen, weil es sich einerseits in klarer und eingehender Weise über die wichtigsten Principienfragen der Gegenwart verbreitet und andererseits den Katholiken auch die Regeln angibt, nach welchen sie sich in der schwierigen Zeitlage zu richten haben. Die nächste Veranlassung zu diesem gemeinsamen Hirtenworte boten die auch in Canada, wie gegenwärtig überall, sich regenden Bestrebungen, die Freiheit der Kirche zu unterdrücken und die Kirche als Sklavin dem Staate zu unterwerfen. Namentlich ein von einigen Liberalkatholiken provocirtes und vom höchsten Gerichtshof Englands zu Ungunsten der Kirche gefälltes Urtheil, welches beinahe einen blutigen Zusammenstoß herbeigeführt hätte, mußte es den Hirten nahe legen, die ihnen anvertrauten Gläubigen über das Verhältniß von Staat und Kirche aufzuklären. Zwar bezieht sich dieses Urtheil nur auf ein verweigertes Begräbniß, aber es war wohl an der Zeit, diesen einen speciellen Fall von einem höheren Gesichtspunkte aus und im Zusammenhang mit dem ganzen System, das man gegen die Kirche geltend machen möchte, zu betrachten. Obgleich die Kenntniß dieses Urtheiles nur zum Verständniß des 8. Punktes des Hirtenschreibens nothwendig ist, wollen wir ihn dennoch schon hier unseren Lesern ausführlich mittheilen, da er doch auch sein Licht auf die anderen Auseinandersetzungen der Bischöfe wirft. Der Fall also ist folgender:

In Montreal, Can., besteht unter dem Namen Institut canadien eine Gesellschaft, welche wegen ihrer notorischen Verbindung mit der Freimaurerei von der Kirche verboten wurde. Da das Verbot nicht hinzureichen schien, um alle Katholiken zum Austritt zu bewegen, ließ die bischöfliche Behörde erklären, daß den Mitgliedern jener Gesellschaft sowohl der Zutritt zu den Sacramenten, als auch, wenn sie stürben, das kirchliche Begräbniß werde versagt werden. Daraufhin traten die meisten Katholiken aus, aber ein ge-

wisser Guibord, Druckereibesitzer in Montreal, wollte sich nicht fügen. Kurze Zeit nachher erkrankte er und er schickte nach einem Priester, der ihm jedoch die Sterbesacramente verweigerte, wofern er nicht aus der verbotenen Gesellschaft austrete. Guibord gab das Versprechen, empfing die heiligen Sacramente, wurde aber wieder gesund und — fuhr fort, dem Institut canadien anzugehören, wie zuvor. Ungefähr ein Jahr später (November 1869) starb er so plötzlich, daß man keinen Priester zu ihm rufen konnte, und die Kirche verweigerte ihm selbstredend das Begräbniß auf dem Gottesacker der Pfarrei Notre-Dame, obgleich Guibord, als er noch Katholik war, sich dort eine Begräbnißstätte gekauft hatte. Alle Besitztitel nämlich, die für Begräbnißplätze auf den katholischen Kirchhöfen ausgestellt werden, enthalten die Clausel, daß nur Solche, die in Verbindung mit der katholischen Kirche sterben, dort begraben werden können. Als daher Guibords Frau, aufgestachelt von den Mitgliedern des verbotenen Vereins, die Beerdigung ihres Mannes auf dem von ihm gekauften Begräbnißplatze verlangte, wies der hochwürdigste Herr Ignatius Bourget, Bischof von Montreal, dem die Sache zur Entscheidung vorgelegt wurde, das Verlangen einfach zurück, gestützt auf die oben angegebene Clausel. Zugleich aber erklärte er, die Leiche könne auf besagtem Kirchhof in ungeweihter Erde beigesetzt werden; davon wollte die Frau nichts wissen und Guibord wurde vorläufig auf dem protestantischen Kirchhof begraben.

Das canadische Institut scheint nun aber noch mehrere Mitglieder zu zählen, die zwar nicht als Katholiken leben und sterben wollen, aber doch als Katholiken begraben werden möchten. Diese beschlossen, aus dem vorliegenden Fall sich einen Präcedenzfall zu schaffen, und trieben die Wittwe an, die Sache vor die Gerichte zu bringen. Ein sich katholisch nennender Advocat, Jos. Doutre, Mitglied jenes Vereins, nahm den Proceß in die Hand. Die Anwälte des katholischen Klerus stützten sich hauptsächlich auf gewisse Bedingungen, unter denen Canada im Jahre 1763 von Frankreich an England abgetreten wurde. In der Abtretungsurkunde heißt es nämlich ausdrücklich, die katholische Kirche solle auf ewige Zeiten in den Territorien frei und unbehindert bleiben; weder die Regierung noch sonst Jemand solle je das Recht haben, sich auf irgend eine Weise in ihre Angelegenheiten zu mischen; dem katholischen Klerus aber sollten alle seitherigen Rechte und Privilegien auch fernerhin gewährleistet bleiben.

Die Frau Guibords starb vor der Beendigung des Processes, aber der Verein führte denselben auf eigene Faust weiter; er ging durch die verschiedenen Instanzen und kam endlich sogar vor das höchste Tribunal Englands, den Geheimrath der Königin (Privy Council) zu London. Am 28. November 1874 wurde hier das Urtheil gefällt, welches dem Klerus befahl, dem Begräbniß des Guibord in geweihter Erde keinen Widerstand entgegenzusetzen, widrigenfalls der Pfarrer in eine Geldstrafe bis zu 2000 Dollar verfallen werde. Als diese Entscheidung in Montreal bekannt wurde, erregte sie eine solche Aufregung, daß der Advocat Doutre es für gerathen hielt, einen Compromiß abzuschließen. Er schlug daher dem Pfarrer vor, die Leiche in aller Stille, in Gegenwart weniger Zeugen, auf dem geweihten Platze be-

graben zu lassen, ehe das Urtheil des Privy Council in Canada officiell verkündet werde. Indessen der Pfarrer erwiederte, kein Civilgericht habe das Recht, sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, und die Entscheidung des königlichen Geheimen Rathes kümmere ihn daher nicht. So blieb die Sache ruhen, bis Ende August d. J. das königliche Urtheil in Montreal verkündet wurde.

Am 28. August forderte das canadische Institut den Pfarrer auf, am 2. September Nachmittags 3 Uhr auf dem Begräbnißplatze gegenwärtig zu sein, um die Leiche Guibords unter den gewöhnlichen religiösen Ceremonien zu beerdigen. Allein die Herren hatten die katholische Gesinnung des Volkes nicht in ihre Berechnung gezogen; die katholischen Canadier und Irländer wollten die Entweihung ihres Begräbnißplatzes nicht gutwillig gestatten. Am 2. September Morgens schrieb der Bischof von Montreal an den Mayor (Bürgermeister) der Stadt: „Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß mir gestern Abend spät berichtet wurde, die Irländer beabsichtigten, sich mit den französischen Canadiern zu vereinigen und sich heute in Masse vor dem Thore des Gottesackers zu versammeln, um sich dem Begräbniß der Leiche des verstorbenen Guibord zu widersetzen. Ich brauche nicht zu bemerken, daß dieß nothwendig bedauernswerthe Vorgänge zur Folge haben muß. Zur Verhütung derselben wird ohne Zweifel die Polizei rechtzeitig auf dem Platze erscheinen, damit keine Unordnungen beklagt werden müssen, welche ohne weise Vorsichtsmaßregeln vorkommen würden." Die Stadtbehörde scheint aber mit dem canadischen Institut geglaubt zu haben, daß das Volk sich um die Entweihung des Gottesackers gar nicht kümmern werde, und traf keine Vorsichtsmaßregeln. Zur bestimmten Zeit scharrten die Mitglieder der geheimen Gesellschaft die Überreste ihres Logenbruders, die bereits sechs Jahre lang auf dem protestantischen Begräbnißplatz ruhten, aus der Erde hervor und zogen damit, 300 Mann stark, zum katholischen Gottesacker. Dieser aber war von den Irländern und Canadiern besetzt, welche dem Leichenzug den Eingang weigerten. Es kam dabei zu skandalösen Auftritten, die man nicht billigen kann; Steine flogen hin und her, und schließlich sah sich der Rädelsführer Doutre gezwungen, mit den Seinigen und der Leiche den Rückzug anzutreten. Wenige Tage nachher wurde dann unter Aufbietung von Militärmacht die Leiche noch einmal zum Gottesacker gebracht, und es wäre nach dem Wunsche der Liberalen zu einem blutigen Kampfe gekommen, wenn es nicht dem Bischofe gelungen wäre, die Katholiken zu beruhigen. Er erließ einen Hirtenbrief, in welchem er zunächst die Gläubigen aufforderte, als treue Söhne der Kirche sich jeder Gewaltthat zu enthalten, wenn die Obrigkeit den richterlichen Ausspruch zur Vollziehung bringen wolle. Er werde für die bedrohten Rechte der Kirche schon einzutreten wissen, und kraft der ihm verliehenen Gewalt erkläre er schon jetzt den Platz, auf welchem die Leiche Guibords etwa mit Gewalt beigesetzt werden würde, auf ewige Zeiten für interdicirt und trenne ihn schon jetzt von dem übrigen Kirchhof. Nie werde der Klerus die heiligen Ceremonien mißbrauchen und mit Füßen treten lassen. Zum Schlusse ermahnt er die Gläu-

bigen, Petitionen an die Königin zu richten, auf daß sie die den Canadiern feierlich garantirten Rechte nicht schmälern lasse und die Katholiken in der freien Ausübung ihrer Religion beschütze.

Die Liberalen werden sich ihres Sieges nicht besonders rühmen und insofern konnten die Bischöfe mit dem Ausgang zufrieden sein. Aber die Rücksichtslosigkeit, mit welcher einige hervorragende Männer, welche sich Katholiken nannten und ihres Katholizismus rühmten, den Proceß gegen den Pfarrer geführt, denselben vor die weltlichen Tribunale geschleppt und in der Presse mißhandelt hatten, verdiente um so mehr vor dem katholischen Volke an den Pranger gestellt zu werden, als sonst nur gar zu leicht ihr Beispiel und ihr Wort die einfacheren Seelen hätte verführen können. Daher nahmen die Bischöfe von diesem einen Fall Veranlassung, ihre Heerden über das von den Liberalkatholiken so sehr mißkannte Verhältniß von Kirche und Staat zu belehren. Wir theilen dieses Hirtenschreiben in getreuer, wörtlicher Übersetzung mit. R. C.

„Wir, durch die Barmherzigkeit Gottes und die Gnade des hl. apostolischen Stuhles Erzbischof, Bischöfe und Administrator der Diözesen der Kirchenprovinz Quebec, entbieten den Weltgeistlichen und allen Gläubigen der Provinz Gruß und Segen in Unserm Herrn.

Um unsere Hirtenpflicht zu erfüllen, theuerste Brüder, müssen wir an euch einige Worte richten über sehr wichtige Fragen, welche in unserer Zeit verschiedene Umstände haben auftauchen lassen.

1. Die Vollmachten der Kirche. Jeder, der sein Heil wirken will, heißt es im Athanasianischen Glaubensbekenntniß, muß festhalten am katholischen Glauben. Um aber eine sichere Kenntniß dieses Glaubens zu erlangen, ohne den es unmöglich ist, Gott zu gefallen (Hebr. 11, 6), muß man die Kirche hören, in welcher Jesus Christus selbst lehrt und außerhalb welcher man nur Irrthum, Zweifel und Ungewißheit finden kann; denn sie ist die Kirche des lebendigen Gottes, eine Säule und Grundfeste der Wahrheit (1. Tim. 3, 15); sie hat den Auftrag empfangen, alle Völker alle Gebote des Heilandes halten zu lehren (Matth. 28, 20). Zur Erfüllung dieses erhabenen und schwierigen Auftrages mußte die Kirche von ihrem göttlichen Gründer *als eine in sich vollkommene Gesellschaft, als verschieden und unabhängig von der bürgerlichen Gesellschaft* hingestellt werden. Nun aber kann keine Gesellschaft bestehen, wenn sie keine Gesetze, folglich wenn sie keine Gesetzgeber, keine Richter, keine ihr eigene Macht, um ihren Gesetzen Achtung zu verschaffen, besitzt. Somit hat also die Kirche nothwendig von ihrem Gründer eine Autorität über ihre Kinder empfangen, um die Ordnung und die Einheit zu bewahren. Diese Autorität läugnen, hieße die Weisheit des Sohnes Gottes läugnen; diese Autorität der bürgerlichen Gewalt unterwerfen, hieße einem Nero und einem Diocletian Recht geben gegenüber jenen Millionen Christen, welche eher sterben, als ihren Glauben verläugnen wollten, hieße einem Pilatus und einem Herodes Recht geben gegenüber dem Herrn Jesus Christus selbst.

Die Kirche ist aber nicht bloß von der bürgerlichen Gesellschaft unabhängig, *sie ist ihr auch übergeordnet durch ihren Ursprung, ihre Ausdehnung, ihre Bestimmung.*

Ohne Zweifel hat die bürgerliche Gesellschaft ihre Wurzel im Willen Gottes, welcher angeordnet hat, daß die Menschen in Gesellschaft leben; aber die Formen der

bürgerlichen Gesellschaft (die Staatsformen) wechseln mit den Zeiten und mit dem Ort. Die Kirche aber ist auf dem Calvarienberg aus dem Blute des Sohnes Gottes entstanden; sie hat direct aus seinem Munde ihre unveränderliche Constitution empfangen und keine irdische Macht kann ihre Gestalt verändern. — Eine bürgerliche Gesellschaft (ein Staat) umfaßt bloß ein Volk; die Kirche hat als ihr Gebiet die ganze Erde empfangen; Jesus Christus hat sie beauftragt, alle Völker zu lehren (Matth. 28, 20); der Staat ist also in der Kirche und nicht die Kirche im Staat. — Die Bestimmung der Kirche geht auf das ewige Heil der Seelen, also auf das höchste und letzte Ziel des Menschen, die bürgerliche Gesellschaft hat das zeitliche Glück der Völker als Bestimmung. Durch die Natur der Dinge also findet sich die bürgerliche Gesellschaft in einer zwar indirect, aber wirklich untergeordneten Stellung; denn nicht nur muß sie sich alles dessen enthalten, was dem letzten und höchsten Ziele des Menschen hinderlich sein kann, sondern sie muß auch die Kirche in ihrer göttlichen Sendung unterstützen und dieselbe nöthigenfalls beschützen und vertheidigen. Ist es nicht auch einleuchtend, daß das zeitliche Glück der Völker selbst von der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Moral, kurz von allen jenen Lehren abhängt, deren Schatz der Kirche anvertraut ist? Die Erfahrung der letztverflossenen hundert Jahre hat dargethan, daß es keine Ruhe und keine Beständigkeit gibt für jene Völker, die das Joch der der Kirche zur Obhut anvertrauten Religion abgeschüttelt haben.

Diese Unterordnung verhindert aber durchaus nicht, daß die beiden Gesellschaften (die Kirche und der Staat) verschieden seien in Bezug auf ihre nächsten Ziele und gegenseitig unabhängig in der jeder einzeln zukommenden Sphäre. Sobald jedoch eine Frage den Glauben, oder die Moral, oder die göttliche Verfassung der Kirche, oder deren Unabhängigkeit, oder die zur Erfüllung ihrer geistigen Aufgabe nöthigen Mittel berührt, hat die Kirche allein zu urtheilen, denn ihr allein hat Jesus Christus gesagt: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden ... Wie mein Vater mich gesandt hat, sende ich euch ... Gehet also, lehret alle Völker ... Wer euch höret, höret mich, und wer euch verachtet, verachtet mich, und wer mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat ... Wer die Kirche nicht hört, soll euch sein wie ein Heide und ein Zöllner, d. h. wie Einer, der unwürdig ist, ihr Kind genannt zu werden. (Matth. 28, 18. 19. Joh. 21. Matth. 18, 17.)

Indem wir indessen so die Rechte der katholischen Kirche über ihre Kinder betonen, wollen wir durchaus keinen Eingriff in die bürgerlichen Rechte unserer getrennten Brüder machen, oder dieselben beschränken; wir wollen vielmehr mit diesen getrennten Brüdern für die Zukunft das nämliche freundschaftliche Verhältniß gewahrt wissen, wie es bis jetzt bestand. Die von uns dargelegten Grundsätze sind nicht neu; sie sind so alt wie die Kirche selbst. Wenn wir heute daran erinnern, so geschieht dieses darum, weil gewisse Katholiken sie vergessen zu haben scheinen.

2. Die Einrichtung der Kirche. Die Gewalt, in der Kirche Gesetze zu geben und zu richten, kömmt im höchsten Grade dem Papste zu, als dem Nachfolger des hl. Petrus, dem Jesus Christus die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut und dem er befohlen hat, seine Brüder zu stärken. Die allgemeinen Concilien, welche vom Papst berufen, präsidirt und bestätigt sind, haben die nämliche Gewalt.

Die Bischöfe sind vom heiligen Geist gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren (Apstg. 20, 28); sie haben also in ihren einzelnen Diözesen das Recht, zu lehren, Gesetze zu geben, zu richten. Diese Gewalt ist jedoch der des Hauptes der Kirche untergeordnet, da in diesem allein die Vollgewalt der apostolischen Autorität und unfehlbare Lehrgewalt ihren Sitz hat. Priester und Laien sind somit den Bischöfen gegenüber zur Gelehrigkeit, zur Achtung, zum Gehorsam verpflichtet.

Jeder Priester seinerseits hat dann wieder, sobald er von seinem Bischofe mit der Predigt und der Spendung der Gnadenmittel für eine bestimmte Anzahl von Gläubigen beauftragt wurde, ein strenges Recht auf die Achtung, die Liebe und den Gehorsam Jener, deren geistiges Wohl seiner Hirtensorgfalt anvertraut wurde.

Dieses ist der göttliche Grundplan jener katholischen Kirche, welche Jesus Christus mit seiner Macht bekleidet hat, dieses die geistliche Hierarchie, welche in ihrer bewunderungswerthen Zusammensetzung eine vollkommen organisirte Gesellschaft darstellt, die fähig ist, sicher ihr Ziel zu erreichen, d. h. das ewige Heil jedes einzelnen ihrer zahllosen Kinder aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Nationen zu sichern.

3. Der Liberalismus der Katholiken. Der katholische Liberalismus ist, wie Pius IX. sagt, der erbittertste und gefährlichste Feind der göttlichen Einrichtung der Kirche. Der Schlange ähnlich, die sich in das irdische Paradies schlich, um das erste Menschenpaar zu versuchen und zum Falle zu bringen, bietet er den Kindern Adam's die trügerische Lockspeise einer gewissen falschen Freiheit und einer gewissen falschen Wissenschaft, die zum Tode führen; er versucht, sich unmerklich in die heiligsten Stätten zu schleichen, verzaubert die sonst klarsehenden Augen und vergiftet die einfachsten Herzen, sobald man nur zu wanken beginnt im Glauben an die Autorität des Papstes. Die Anhänger dieses fein versteckten Irrthums vereinigen alle ihre Kräfte, um das Band zu zerreißen, das die Völker mit den Bischöfen und die Bischöfe mit dem Stellvertreter Jesu Christi verbindet; sie spenden ihren Beifall der bürgerlichen Autorität, so oft diese in das Heiligthum einen Eingriff sich gestattet; sie suchen durch alle möglichen Mittel die Gläubigen zur Annahme, wenn nicht gar zur Billigung der ungerechten Gesetze zu bewegen. Kurz sie sind um so gefährlichere Feinde, je häufiger sie, ohne es selbst klar zu erkennen, die verderblichsten Irrthümer begünstigen, jene Irrthümer, in welchen man nach dem trefflichen Worte Pius' IX. nur eine chimärische Versöhnung der Wahrheit mit dem Irrthum erkennen kann.

Der Liberalkatholische wiegt sich selbst in Sicherheit ein, weil er noch an einigen katholischen Principien festhält, einige fromme Übungen noch fortsetzt, einen Fond von Glauben und Anhänglichkeit an die Kirche sich noch bewahrt, aber er schließt sorgfältig seine Augen vor dem Abgrund, den der in seinem Herzen heimlich wuchernde Irrthum gegraben hat. Er rühmt noch vor dem Ersten Besten seine religiösen Überzeugungen, er wird böse, wenn man ihn aufmerksam machen will, daß er gefährliche Grundsätze hege; er ist vielleicht aufrichtig und guten Glaubens in seiner Blindheit, Gott allein weiß das — aber neben dieser schönen Außenseite findet sich auch ein großer Hochmuth, der ihn glauben macht, er sei weiser und klüger, als die, welchen der heilige Geist den Auftrag und die Gnade gegeben hat, die Gläubigen zu lehren und zu leiten. Man sieht ihn daher ohne alle Scrupel die Handlungen und Entscheidungen der höchsten kirchlichen Autorität tadeln; unter dem Vorwand, die Ursache des Zwiespaltes entfernen und die Fortschritte der heutigen Gesellschaft mit dem Evangelium versöhnen zu wollen, begibt er sich selbst in den Dienst Cäsars und aller Jener, welche zu Gunsten einer falschen Freiheit vorgebliche Rechte erfinden. Als ob wohl Finsterniß zusammen bestehen könnte mit dem Licht, und als ob nicht die Wahrheit aufhörte, Wahrheit zu sein, wenn man ihr Gewalt anthut, indem man ihr ihre wirkliche Bedeutung entzieht und sie der ihr wesentlich zukommenden Unveränderlichkeit beraubt.

Angesichts der fünf apostolischen Breves, welche den katholischen Liberalismus als absolut unverträglich mit der kirchlichen Lehre erklären, wenn sie ihn auch nicht förmlich als häretisch verdammen, kann derselbe im Gewissen nicht mehr gestattet sein.

4. Die katholische Regierungskunst. Der hl. Thomas, einer der größten

Geister aller Zeiten, definirt das Gesetz im Allgemeinen „als eine von der Vernunft zum allgemeinen Besten gegebene und von dem, welchem die Obsorge für die Gesellschaft obliegt, verkündete Verordnung.“ In dieser kurzen Definition findet die katholische Kirche alle Züge der christlichen Politik.

Das allgemeine Beste ist ihr einziges und höchstes Ziel.

Die Vernunft muß ihre Quelle sein; die Vernunft, d. h. die Übereinstimmung der anzuwendenden Mittel nicht nur mit dem zu erreichenden Ziel, sondern auch mit der Gerechtigkeit und der Moral; die Vernunft, und nicht der Parteigeist, nicht das Streben, die erlangte Macht zu bewahren, nicht die Sucht, der entgegenstehenden Partei Schaden zuzufügen.

Die Autorität endlich, welche das Gesetz auflegt, ist eben so schön bezeichnet. Der heilige Geist stellt uns diese Autorität oft vor als bewaffnet mit dem Schwerte, bereit, zu schlagen den, welcher ihr die schuldige Ehre, Furcht und Anerkennung nicht darbringt. So muß sie den Völkern erscheinen, als Dienerin des rächenden Gottes gegen jene, welche Böses thun (Röm. 13, 4). Aber unser heiliger Lehrer betrachtet auch diese Autorität in der Person, welche mit ihr bekleidet ist, und diese Person weist er zu gleicher Zeit auf ihre Pflichten wie auf ihre Rechte hin. „Euch, Fürsten, euch, Gesetzgeber, obliegt die Obsorge für die Gesellschaft; nicht um euren Ehrgeiz, euren Durst nach Ehre und Reichthum zu befriedigen, ist euch die Autorität anvertraut worden; es ist eine Pflicht, die euch auferlegt wurde.“

Wahrhaft göttliche Politik! Wie weit läßt sie jene falsche und durchaus unvernünftige Staatsweisheit hinter sich zurück, welche die gewichtigsten Interessen eines Volkes wie ein Kinderspielzeug behandelt, mit welchem blinde Parteimänner sich zu vergnügen oder auch sich zu bereichern und gegenseitig auszustechen suchen.

Fern sei es von uns, die Vortheile einer constitutionellen Regierung, in sich betrachtet, zu verkennen; fern somit auch von uns, den Nutzen dieser Unterscheidung von Parteien zu leugnen, welche sich wechselseitig in Schach halten, um auf alle Ausschreitungen der Regierungsgewalt hinzuweisen und sie zu verhindern. Was wir beweinen und verurtheilen, ist der Mißbrauch, den man mit diesen Einrichtungen treibt; ist die Anmaßung, die zu kleinlichen und lächerlichen Parteizänkereien herabgewürdigte Politik als höchste Regel für die ganze öffentliche Verwaltung hinzustellen; ist das Verlangen, daß Alles nur zum Nutzen der Partei und nicht zum allgemeinen Besten gereiche, daß Nichts für jene Gesellschaft sei, deren Obsorge doch den Machthabern anvertraut ist. Was wir noch ferner verdammen, ist, daß man Alles zu sagen und zu thun sich gestattet, sobald es nur als Mittel zum Siege der Partei dienen kann. „Höret meine Worte, ihr Herrscher der Völker,“ mahnet der heilige Geist (Weish. 6). „Bedenket, daß ihr die Macht vom Allerhöchsten empfangen habt, der eure Werke untersuchen und selbst eure Gedanken erforschen wird. Denn da ihr die Diener seines Reiches waret, habt ihr nicht das Gesetz der Gerechtigkeit beobachtet und seid nicht nach seinem Willen gegangen; deßhalb wird er zu euch kommen in schrecklicher Weise, um Euch zu richten mit äußerster Strenge.“

5. Die Aufgabe des Klerus in der Politik. Menschen, die euch, geliebteste Brüder, betrügen wollen, wiederholen ohne Unterlaß, die Religion habe nichts mit der Politik zu thun, auf die religiösen Principien brauche man bei der Discussion der öffentlichen Angelegenheiten keine Rücksicht zu nehmen, der Klerus habe seine Thätigkeit auf die Kirche und die Sakristei zu beschränken, und das Volk müsse in der Politik sich seine moralische Unabhängigkeit bewahren.

Es sind dieses, theuerste Brüder, ganz ungeheuerliche Irrthümer, und wehe dem Lande, in welchem sie Wurzel schlagen würden! Schließt man die Geistlichkeit vom

öffentlichen Leben aus, so schließt man damit zugleich auch die Kirche aus, so beraubt man sich alles dessen, was sie Nützliches und Unveränderliches in sich begreift, so weist man Gott selbst, die Moral, die Gerechtigkeit, die Wahrheit zurück. Hat man aber alles dieses bei Seite geschoben, steht man nur mehr vor der nackten Gewalt!

Jeder Mensch, dem sein Seelenheil am Herzen liegt, muß seine Handlungen nach dem göttlichen Gesetze regeln, das seinen Ausdruck und seinen Schutz in der Religion gefunden hat. Wer sieht nicht ein, welche Gerechtigkeit und Billigkeit überall herrschen würden, wenn Regierungen und Völker stets das göttliche Gesetz, d. h. die höchste Billigkeit selbst vor Augen hätten und stets eingedenk wären, daß sie eines Tages ein furchtbares Gericht vor dem bestehen müssen, dessen wachsamem Auge und dessen allmächtigem Arm Niemand sich entziehen kann? Die größten Feinde des Volkes sind daher jene, welche die Religion aus der Politik verbannen wollen; denn unter dem Vorwande, das Volk von dem zu befreien, was sie Priesterherrschaft, ungerechten Einfluß des Klerus nennen, schmieden sie für dieses nämliche Volk die schwersten und unlösbarsten Ketten; sie stellen die Gewalt über das Recht und nehmen der bürgerlichen Gewalt den einzigen moralischen Zügel, der sie verhindern kann, in Despotismus und Tyrannei auszuarten.

Man will den Priester in die Sakristei einschließen! Weßhalb? Vielleicht weil er in seinen Studien eine gesunde und sichere Kenntniß der Rechte und Pflichten aller einzelnen seiner Obhut anvertrauten Gläubigen geschöpft hat? Vielleicht weil er sein Vermögen, seine Zeit, seine Gesundheit, sogar sein Leben für das Wohl seiner Mitmenschen aufopfert? Ist er denn nicht ebenso gut Bürger, wie jeder andere? Wie, der Erste Beste darf schreiben, reden, handeln, wie ihm beliebt; zuweilen strömen in eine Grafschaft oder eine Gemeinde Fremde in großer Anzahl zusammen, um ihren politischen Meinungen den Sieg zu verschaffen; nur der Priester darf nicht reden und nicht schreiben! Jeder Beliebige mag in einer Gemeinde alle möglichen Grundsätze auskramen, aber der Priester inmitten seiner Heerde hat kein Recht, zu sprechen, kein Recht, gegen die Schändlichkeiten zu protestiren, die man in seiner Gemeinde anpreist! Mancher, der jetzt sehr laut schreit, daß der Priester nichts mit der Politik zu thun habe, fand ehemals den priesterlichen Einfluß sehr nützlich! Mancher, der jetzt die Fähigkeit des Klerus, über dergleichen Fragen zu urtheilen, in Abrede stellt, pries ehedem die Sicherheit der Grundsätze, welche man aus dem Studium der christlichen Moral schöpft! Hat diese Änderung nicht wohl bloß darin ihren Grund, daß man sich bewußt ist, den Einfluß des Priesters nicht mehr für sich zu verdienen? Allerdings ist die Übung aller bürgerlichen Rechte für den Priester nicht immer opportun; diese Übung kann ihre Ungelegenheiten und ihre Gefahren haben; aber man darf nicht vergessen, daß es der Kirche zusteht, ihren Dienern die ihr angemessen erscheinenden Instructionen zu geben und diejenigen zurecht zu weisen, welche denselben nicht Folge leisten. Es haben ja auch die Bischöfe dieser Kirchenprovinz nie die Erfüllung dieser Pflicht versäumt.

Bisher betrachteten wir den Priester bloß als einfachen Bürger, der in seinem eigenen und privaten Interesse sich mit der Politik befaßt, wie jeder andere Staatsbürger. Gibt es nun auch Fragen, in welchen der Bischof und der Priester im Namen der Kirche Stellung nehmen können oder sogar müssen? Wir antworten ohne Bedenken: Ja, es gibt politische Fragen, in welche der Klerus im Namen seiner Kirche eingreifen kann und muß. Dieses Recht und diese Pflicht finden wir in dem oben angegebenen Verhältniß zwischen Kirche und Staat begründet.

Es gibt in der That politische Fragen, welche das geistliche Wohl der Seelen

berühren, sei es, weil sie sich auf den Glauben oder die Sittenlehre beziehen, sei es, weil sie die Freiheit, Unabhängigkeit oder Existenz der Kirche, wenn auch nur in zeitlicher Hinsicht, betreffen. Es kann ja ein Candidat für ein öffentliches Amt auftauchen, dessen Programm kirchenfeindlich ist oder dessen Vorleben seine Candidatur als eine Drohung für die kirchlichen Interessen erscheinen läßt. Oder eine politische Partei kann als gefährlich erscheinen, nicht nur wegen ihres eigenen Programms und ihrer Antecedentien, sondern auch wegen der Programme und Antecedentien ihrer Führer, ihrer Hauptmitglieder, ihrer Presse, falls die Partei dieselben nicht offen zurückweist und sich von denselben trotz aller Mahnung nicht trennen will. Kann in solchen und ähnlichen Fällen ein Katholik, ohne seinen Glauben zu verleugnen und ohne sich der Kirche, welcher er angehört, feindlich gegenüber zu stellen, der Kirche das Recht versagen, sich oder vielmehr die geistigen Interessen der ihr anvertrauten Seelen zu vertheidigen? Die Kirche aber handelt, redet, kämpft durch ihren Klerus; dem Klerus jenes Recht verweigern, heißt dasselbe der Kirche selbst verweigern.

In jenen Fällen also können Priester und Bischof in aller Gerechtigkeit und müssen sie in ihrem Gewissen ihre Stimme erheben und auf die Gefahr hinweisen; sie müssen mit ihrer Autorität erklären, daß die Abstimmung in diesem oder jenem Sinne sündhaft ist und daß diese oder jene Handlungsweise die kirchlichen Strafen auf sie herabruft. Sie können und müssen nicht nur zu den Wählern und den Candidaten reden, sondern sie dürfen und müssen auch ihre Stimme bis zu den bestellten Regierungsgewalten erheben, denn die Pflicht jedes Menschen, der seine Seele retten will, ist vom göttlichen Gesetze vorgezeichnet, und die Kirche als gute Mutter ist verpflichtet, alle ihre Kinder, welchen Rang sie auch immer bekleiden mögen, zu lieben und somit zu überwachen. Die Kanzel wird also noch durchaus nicht in eine politische Rednerbühne verwandelt, wenn von ihr herab das Gewissen der Gläubigen aufgeklärt wird über alle die Fragen, mit denen das ewige Heil in Beziehung steht. Allerdings tauchen solche Fragen nicht gerade täglich auf, aber darum ist das Recht des Klerus um nichts weniger sicher, sobald sie auftauchen. Es ist aber auch klar — denn es geht aus der Natur der Sache selbst hervor — daß die Kirche allein darüber zu entscheiden hat, ob die Umstände fordern, daß sie ihre Stimme zur Vertheidigung des Glaubens und der christlichen Moral erhebe.

Man wird vielleicht einwenden, der Priester sei so gut wie jeder Mensch der Gefahr ausgesetzt, die ihm angewiesene Grenze zu überschreiten, und müsse deßhalb vom Staat zu seiner Pflicht zurückgeführt werden. Allein wir antworten darauf zunächst, daß man grundlos der ganzen Kirche eine Beleidigung in's Gesicht schleudert, wenn man voraussetzt, es gebe in ihrer Hierarchie kein Heilmittel gegen die Ungerechtigkeit oder den Irrthum eines ihrer Diener. In der That hat ja die Kirche ihre ordentlichen Gerichte, und wenn Jemand sich über einen Kirchendiener glaubt beklagen zu müssen, darf er ihn nicht vor das bürgerliche Gericht laden, sondern vor den geistlichen Gerichtshof, der allein competent ist, über die Lehre und die Handlungen des Priesters zu richten. Deßhalb erklärt Pius IX. in der Bulle Apostolicae sedis vom October 1869 diejenigen der größeren Excommunication verfallen, welche direct oder indirect die Laienrichter veranlassen, geistliche Personen gegen die Bestimmungen des kanonischen Rechtes vor ihr Tribunal zu laden. Würde es ferner nicht das Übermaß der Thorheit sein, wenn man einem Staate, der, wie das in Italien, der Schweiz . . . . . geschieht, die heiligsten Rechte der Kirche mit Füßen tritt, noch obenein das Recht geben wollte, seine Schlachtopfer zu knebeln? Drittens endlich müßte man, wenn es gestattet wäre, die Existenz aller der Vollmachten zu leugnen,

die mißbraucht werden können, vor Allem die bürgerlichen Gewalten leugnen, denn alle, die damit bekleidet sind, sind fehlbar.

6. Die Presse und ihre Pflichten. In unserer Zeit spielt die Presse eine Rolle, deren Wichtigkeit nach der guten sowohl, als nach der bösen Seite hin nicht in Abrede gestellt werden kann. Die Kirche darf nicht gleichgültig diesen täglichen Kämpfen zuschauen, welche, sei es in Büchern, sei es in Zeitungen, geliefert werden. Die Schriften, welche die Presse gewissermaßen verewigt und nach allen Himmelsrichtungen ausstreut, sind sowohl für die Erbauung als für das Ärgerniß viel fruchtbarer, als ein Wort, das fast eben so rasch vergessen wird, als es von einem kleinen Auditorium vernommen wurde. Ehre und Ruhm daher jenen katholischen Schriftstellern, die vor Allem die Wahrheit schützen und vertheidigen wollen und sorgfältig die wichtigen Fragen, welche sie behandeln sollen, zu ergründen sich bemühen! Aber was werden dem höchsten Richter jene Schriftsteller antworten, welche das Parteiinteresse als höchste Richtschnur befolgen, um die Kirche sich nicht kümmern oder wohl gar diese Braut Christi zur elenden Sklavin Cäsars herabwürdigen möchten, jedenfalls aber die Mahnungen derjenigen vernachlässigen oder sogar verachten, welchen Jesus Christus die Verkündigung der Religionswahrheiten aufgetragen hat?

Die Pflichten der Presse hat unser letztes Concil von Quebec ungefähr in folgender Weise zusammengefaßt: 1. Man muß immer seine Gegner mit Liebe, Mäßigung und Achtung behandeln, denn der Eifer für die Wahrheit entschuldigt nicht eine heftige Sprache. 2. Man muß seine Gegner unparteiisch und gerecht beurtheilen, wie man selbst beurtheilt sein möchte. 3. Man darf sich nicht beeilen, zu verurtheilen, bevor man Alles gehörig untersucht hat. 4. Man muß das Zweifelhafte gut auslegen, sich keiner Spöttereien, Sarkasmen, ehrenrühriger Voraussetzungen oder ungegründeter Anklagen bedienen und keine geheimen Absichten unterlegen, die ja Gott allein kennt. Was die Kirche nicht verdammt hat, darf man zwar bekämpfen, aber nicht als häretisch bezeichnen. So oft es sich um kirchliche oder bürgerliche Obrigkeiten handelt, muß die Sprache stets angemessen und ehrfurchtsvoll sein. Man darf nicht vor das, ja stets incompetente, Tribunal der öffentlichen Meinung jene Anstalten citiren, welche die Bischöfe zu ihren natürlichen Beschützern und Richtern haben. Fügen wir noch hinzu, daß auch der Priester, und noch vielmehr der Bischof, in der Ausübung seines Amtes durchaus unabhängig ist von der öffentlichen Meinung und nur seinen hierarchischen Vorgesetzten Rechenschaft schuldet. Wenn Jemand sich zu einer Klage für berechtigt hält, kann er sie bei Demjenigen anbringen, welcher sie anzunehmen das Recht hat; vom Priester kann man an den Bischof, vom Bischof an den Erzbischof und vom Erzbischof an den Papst appelliren; aber es kann nicht gestattet sein, die Tausende von Gerüchten, welche sich bei den politischen Stürmen wie die Wogen in einem wüthenden Meere erheben, in den Journalen zu wiederholen und zu verbreiten. Man darf auch nicht vergessen, daß zwar die von einem Bischofe erlassenen Particulargesetze Niemanden außerhalb der betreffenden Diözese verpflichten, daß aber die Principien, welche er in seinen Hirtenbriefen erklärt, allgemein sind nach Ort und Zeit. Wenn aber auch ein Priester oder Laie berechtigt zu sein glaubt, auf die Stimme eines Hirten, welcher nicht der seinige ist, nicht zu hören, so hat er darum nicht das Recht, ihn zu kritisiren oder zu richten.

7. Der Eid. Der Name Gottes ist ein heiliger und schrecklicher Name (Ps. 110, 9); er darf daher nur mit der tiefsten Ehrfurcht ausgesprochen werden, und der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der den Namen Gottes seines Herrn eitel nennt (2 Mos. 20, 7). Ferner heißt es in der heiligen Schrift: „Und du sollst schwören: So wahr der Herr lebt, in Wahrheit und in Gericht und in Gerechtigkeit"

(Jerem. 4, 2). Der Eid ist eine religiöse Handlung und daher gehört er vor Allem vor das Forum der Kirche, welche allein den Auftrag hat, ihn zu erklären und seine Natur und seine Bedingungen anzugeben. Bei jedem Eide gibt es zwei ganz unterschiedene Theile: die Bejahung einer Thatsache oder eines Willensentschlusses, und die Anrufung Gottes als Zeugens der Wahrheit dieser Thatsache oder dieses Entschlusses. Die Bejahung wird als eine Formel bezeichnet (Eidesformel), wenn die Ausdrücke von der Obrigkeit genau bestimmt sind, aber dieser Name ändert durchaus nichts an der Natur dieses Theiles des Eides. Alles hängt stets ab von der Übereinstimmung dieser Bejahung oder dieser Formel mit der Wahrheit, wie sie von dem den Eid Leistenden erkannt wird. Wenn die Bejahung oder die Eidesformel in allen ihren Theilen der Wahrheit entspricht, ist der Eid gut und wahr; es liegt aber ein falscher Eid vor, sobald in der Bejahung oder Eidesformel sich irgend etwas Falsches vorfindet, das als falsch von dem den Eid Leistenden erkannt wird. Wenn in deiner Bejahung oder Eidesformel tausend Dinge wahr sind und du nur ein einziges falsches Wort wissentlich hinzufügst, so reicht diese eine Lüge hin, dich zum Meineidigen zu machen.

Aus dieser Lehre fließen zwei sehr wichtige praktische Folgerungen. 1. Bevor man einen Eid leistet, muß man die Formel, die man beschwören soll, genau untersuchen und verstehen, aus Furcht, es möchte sich etwas darin finden, was mit der Wahrheit, wie man sie erkennt, im Widerspruch steht. Wenn sich etwas darin findet, was man nicht gut versteht, oder wenn man zweifelt, muß man sich die Sache erklären lassen und den Eid verweigern, bis das Gewissen in dieser Hinsicht beruhigt ist. Sonst setzt man sich der Gefahr eines Meineides aus und begeht somit eine schwere Sünde. 2. Man darf nie von der Eidesformel als von einer unbedeutenden Sache reden; und wir verdammen durchaus die Unterscheidung, welche man zwischen den verschiedenen Eidesformeln machen möchte, um einige herabzudrücken und ihnen einen Sinn zu geben, der mit den angewendeten Ausdrücken nicht übereinstimmt. In sich klare Worte sind einer Erklärung nicht fähig, wie das Licht, um gesehen zu werden, keines andern Lichtes bedarf. Wenn eine Formel klar und deutlich sagt, daß diese oder jene Sache vorhanden ist, läßt sie sich auf keine Weise dahin erklären, daß sie aussagt, die Sache sei nicht vorhanden.

Beim Antritt ihrer Stellen müssen die Beamten einen Eid ablegen, den sogenannten Amtseid. Sie versprechen in demselben feierlich vor Gott dem Allmächtigen, pünktlich gewisse ihnen obliegende Pflichten zu erfüllen. Es ist dieses keine leere Formel, kein Versprechen ohne Bedeutung, sondern eine sehr schwere Verpflichtung, die so lange dauert, als man im Amte bleibt; und man hat darüber speciell und eingehend sein Gewissen zu erforschen, wenn man sich den heiligen Sacramenten nähert.

Wenn man aber den Eid für sich selbst heilig halten muß, muß man ihn nicht weniger achten in den Andern. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um als eine Gottlosigkeit und als ein Ärgerniß die Praxis gewisser Advokaten zu verdammen, die im Interesse ihrer Sache die Zeugen so lange durch Kreuzfragen quälen, bis sie dieselben verwirrt gemacht und in Widersprüche verwickelt und zu einem Meineid gleichsam gezwungen haben. Es genügt nicht, daß die vertretene Sache gut sei; auch die zu ihrer Durchführung angewendeten Mittel müssen den ewigen Gesetzen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe entsprechen.

8. **Das kirchliche Begräbniß** hat allerdings nicht den nämlichen Grad der Heiligkeit, wie die heiligen Sakramente, gehört aber nichtsdestoweniger ganz und gar dem Bereiche der Kirche an. Wir sprechen nämlich vom kirchlichen Begräbniß, wie es von den kanonischen Gesetzen beschrieben und geregelt wird, also insofern es ge-

heiligt und geweiht wird durch Gebete und Segnungen, welche speciell für die im Frieden der katholischen Kirche Gestorbenen bestimmt sind.

Keine irdische Macht kann der Kirche vorschreiben, auf dem Grabe eines Verstorbenen zu beten, den sie ihrer Gebete für unwürdig erklärt hat; es ist ein gotteräuberisches Attentat, durch Gewalt die Heiligkeit des durch die Gebete und Segnungen der Kirche geweihten Ortes zu verletzen. Man wird vielleicht sagen, die Entziehung der Ehre des kirchlichen Begräbnisses sei eine Entehrung und schwere Beleidigung und unterliege als solche der bürgerlichen Gewalt, welche die Ehre der Bürger zu schützen hat. Wir antworten aber, die Entehrung und Beleidigung sei die Schuld dessen, der sich gegen seine Mutter, die Kirche, empört hat, und nichts vermag den Flecken eines solchen bis zum Tode anhaltenden Ungehorsams abzuwaschen. Alle Processe, alle Appellationen, alle Urtheilsprüche der Welt werden nur den Fehler mehr hervortreten lassen und die Entehrung und Beleidigung in den Augen der wahren Katholiken offenkundiger und betrübender machen.

Jesus Christus, sagt der hl. Paulus, hat seine Kirche geliebt und sich für sie dahingegeben (Ephes. 5, 25). Nach dem Beispiel unseres Herrn und Vorbildes darf auch uns nichts lieber sein in dieser Welt, als diese nämliche Kirche, deren Glieder wir sind unter unserm gemeinschaftlichen Haupte Jesus Christus. Die Kirche ist unsere Mutter, denn sie hat uns zum Leben der Gnade geboren. Wir müssen sie also lieben mit einer kindlichen Liebe, uns freuen über ihre Siege, ihre Traurigkeit theilen und unsere Stimme erheben zu ihrer Vertheidigung. Wenn wir aber ihre Freiheit und Würde bedroht sehen, ist es ihren Kindern und vor Allem ihren Hirten durchaus nicht gestattet, zu schweigen; denn Schweigen wäre hier fast ein Verrath. Die heilige katholische Kirche lehrt gemäß den Unterweisungen ihres göttlichen Meisters ihre Kinder, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott zu geben, was Gottes ist. Sie wiederholt ihnen mit dem großen Apostel: „Gebet Jedem, was ihm gebührt: wem Tribut, Tribut; wem Zoll, Zoll; wem Furcht, die Furcht; wem Ehre, die Ehre" (Röm. 13, 7). Diese Pflicht der Gerechtigkeit, welche sie verkündet, darf sie auch mehr als irgend ein Anderer verlangen, sich gegenüber erfüllt zu sehen, und sie muß darauf bestehen, daß man auch der Kirche gebe, was der Kirche ist. Nun aber, theuerste Brüder, wir sagen es zu unserm Schmerze, beweist ein höchst trauriges, Euch wohlbekanntes Ereigniß [1], daß die katholische Kirche von Canada in ihrer Freiheit und ihren kostbarsten Rechten bedroht ist. Und zum Übermaße unseres Schmerzes müssen wir sogar gestehen, daß die Kirche mit dem Propheten sagen darf: „Ich habe Kinder ernährt und mit Wohlthaten überhäuft, sie aber haben mich verachtet" (Jes. 1, 2). Die ersten Urheber dieses Angriffes auf die Freiheit der Kirche wurden auf dem Schooße katholischer Mütter erzogen, sie wurden in ihrer Kindheit am Tische des Herrn mit dem heiligsten Fleische des Menschensohnes genährt, empfingen in der heiligen Firmung den unauslöschlichen Charakter als Streiter Jesu Christi, und hören auch jetzt, trotz ihrer Empörung, nicht auf, sich Katholiken zu nennen, um das Recht zu haben, durch Gewalt sich den Zugang zu einem Kirchhof zu öffnen, der durch die Gebete der Kirche geweiht und für das Begräbniß ihrer treuen Kinder bestimmt ist.

Um diese verbrecherische Anmaßung zu verdecken, hat man sich auf die vorgeblichen „gallikanischen Freiheiten" berufen, als wenn die von Jesus Christus auf den Felsenmann Petrus gegründete Einheit nur ein leerer Name sei. Was gilt denn noch eine Autorität, gegen welche jeder Unterthan sich jedesmal auf seine „Freiheiten" berufen kann? Welcher Fürst, welche Republik würde einer Provinz ein solches Princip zu-

[1] Die hochwürdigsten Bischöfe sprechen von dem oben erwähnten Guibord-Fall.

gestehen, wenn die Constitution und die höchsten Gerichte des Staates hundertmal die Nichtigkeit dieses Princips erklärt haben? Daß Diejenigen, welche außerhalb der Kirche stehen, solche Principien schön und herrlich finden, ist begreiflich, denn sie glauben ja nicht an die Autorität, welche das Fundament der katholischen Kirche bildet; aber daß Männer, die sich noch Söhne der Kirche zu nennen wagen, so sehr die Lehre von der Hierarchie verkennen, ist unbegreiflich.

Diejenigen, welche dieses unqualificirbare Attentat gegen die klarsten Rechte der Kirche begonnen, unterhalten oder durch ihre Unterschriften ermuthigt haben, halten wir für offene Aufrührer gegen die Kirche, und wir erklären sie für einer schweren Ungerechtigkeit schuldig, von der sie erst Verzeihung finden können, wenn sie sich bemühen, sie durch alle in ihrer Kraft stehenden Mittel wieder gut zu machen. Alle wahren Kinder der Kirche aber laden wir ein, das göttliche Herz unseres Erlösers um Erbarmen anzuflehen für die, welche sich so weit von den Pfaden des Glaubens und der Gerechtigkeit verirrt haben, damit sie ihre Sünde erkennen, bereuen und Verzeihung finden.

Schluß. Das sind, theuerste Brüder, die wichtigen Lehren, welche wir euch unter den gegenwärtigen Umständen geben zu müssen glauben.

Mißtrauet dem Liberalismus, der sich mit dem schönen Namen „katholisch" schminken will, um sicherer sein verbrecherisches Ziel zu erreichen; ihr werdet ihn leicht erkennen an den Zügen, mit welchen ihn der heilige Vater gezeichnet hat: an seinen Anstrengungen, die Kirche dem Staat zu unterwerfen; an seinen unabläßigen Versuchen, das Band zu zerreißen, das die Kinder der Kirche untereinander und mit dem Klerus verbindet; an dem ungeheuerlichen Bündniß, das er zwischen der Wahrheit und dem Irrthum zu Stande bringen will, unter dem Vorwande, Alles zu vereinigen und alle Conflicte zu hindern; endlich an der Verblendung oder auch an der Heuchelei, die unter dem Schein der Religiosität und unter schönen Unterwürfigkeitserklärungen einen unbändigen Stolz zu verstecken sucht.

Erinnert euch, daß die wahre christliche Politik nur ein Ziel kennt, das öffentliche Wohl; nur ein Mittel zu diesem Ziel, nämlich die vollständige Übereinstimmung der Gesetze mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Achtet den Eidschwur als einen religiösen Akt von großer Wichtigkeit; bevor ihr ihn leistet, prüfet wohl, ob die Formel in allen ihren Theilen nach eurer besten Erkenntniß wahr ist; erfüllet auf's Genaueste die Pflichten, welche euer Amtseid euch auflegt, und hütet euch, euren Nächsten zum Meineid zu verleiten.

Gegenwärtiger Hirtenbrief soll am ersten Sonntag nach seinem Empfang in allen Kirchen und Kapellen der Pfarreien und Missionen unserer Diözese, in denen öffentlicher Gottesdienst stattfindet, während desselben verlesen werden.

Gegeben unter unseren Unterschriften und unserm Siegel und unter der Gegenzeichnung des erzbischöflichen Secretärs am 22. September 1875.

† **Alexander,** Erzbischof von Quebec.
† **Ignatius,** Bischof von Montreal.
† **Ludwig,** Bischof von Trois-Rivières.
† **Johannes,** Bischof von S. Germano de Rimouski.
† **Carl,** Bischof von Gratianopolis (Can.).
† **Anton,** Bischof von Sherbrooke.
† **J. Thomas,** Bischof von Ottawa.
L. Z. Moreau, Capitelvikar von S. Hyacinth.

C. A. Collet, Secretär.

Recensionen.

Der christliche Staatsmann. Handbuch für jeden Staatsbürger zur richtigen Erkenntniß und Ausübung seiner politischen und socialen Rechte und Pflichten. Von Graf **Theodor Scherer-Boccard.** Solothurn, Schwendimann. 1875. 8°. V u. 287 S. Preis: *M.* 3.60.

Der Titel dieser Schrift dürfte bei Manchen verwunderndes Kopfschütteln erregen. Was hat der Staatsmann mit dem Christenthum zu thun? wird Mancher fragen. In vielen Kreisen gilt es ja als etwas sich von selbst Verstehendes, daß der Privatmann und der Staatsmann in seinem Privatleben Christ sein dürfe — vielleicht auch sein müsse — daß aber das öffentliche Leben von Gott und Christenthum sich emancipiren dürfe und müsse. Man glaubt zu dem Ende einen recht weisen Ausspruch zu thun, wenn man sagt: der Staat kann ja nicht untersuchen, welches die wahre Religion sei; deßhalb kann er auf die christliche Religion und die katholische Kirche eben so wenig wie auf andere Sekten oder Religionen Rücksicht nehmen, sondern muß unentwegt seine Bahnen gehen, als ob Christenthum und Kirche nicht existirten. Man merkt nicht, wie absurd — der Leser entschuldige den starken Ausdruck — eine solche Phrase ist. Der *Staat* kann auch nicht untersuchen, ob Zündnadel oder Chassepot, ob Krupp'sche Stahlgeschütze oder Uchatius' Bronzestahl-Kanonen vorzuziehen seien; diese Untersuchung stellen aber die *Menschen* an, die in dem Staate etwas zu sagen haben. Wenn *diesen* aber die Fähigkeit abgesprochen werden soll, in religiösen Dingen *die* Wahrheit zu erkennen — einer langen Untersuchung braucht's dazu nicht einmal — *daß* Gott sich geoffenbart und *wo* er diese Offenbarung niedergelegt habe, so traut man doch diesen Herren gar zu wenig zu. Das Wort der Schrift bleibt wahr: „Deine Zeugnisse hast Du, o Herr, überaus glaubwürdig gemacht." (Ps. 92.) In der That können auch noch so großer Dünkel und noch so arge Verblendung weder die Fähigkeit noch die Pflicht aufheben, auf die Erkenntniß der den Menschen so innig berührenden, für ihn so verhängnißvollen Wahrheit sorgfältige Mühe zu verwenden. In dieser Pflicht offenbart sich gerade die Menschen*würde*. Den Verzicht auf sie können nicht das höchste Amt, die höchste Ehrenstelle, nicht Krone und Scepter auferlegen; eben so wenig als diese von der Annahme der Wahrheit, die sich aufdrängt, von der Erforschung der Wahrheit, welche sich als Gottes-

wort darbietet, von der Unterwerfung unter das Gebot, das sich als göttliches beglaubigt, irgend Jemanden zu entbinden vermögen.

Das Band, mit welchem der Schöpfer im Paradiese den Menschen an sich zog, das Band, welches der Erlöser auf Golgatha wieder knüpfte zwischen Gott und den Menschen, welches er um die ganze Welt schlang, als er seine Apostel entsandte, sein Gesetz zu verkünden: es soll nicht bloß den Menschen als Einzelwesen mit Gott vereinen, sondern denselben in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen umfassen. In der Familie, in den Berufsgeschäften, im Staate hört der Mensch nicht auf, Mensch zu sein, deßhalb hört er auch nie auf, Gott unterworfen zu sein. Wer daher irgend eine Seite des Menschen und der menschlichen Gesellschaft losreißen will von dem wahren Verhältnisse, welches Gott in erbarmungsvoller Liebe dem Menschen gegenüber durch Christus verkündet und eingenommen hat, der macht sich eines weit verderblicheren und boshafteren Verbrechens schuldig, als wenn er die zartesten Verhältnisse des Menschen zum Menschen verletzen würde. Der Staat, der einen solchen Bruch vollzöge, würde in sich die Apostasie verkörpern, zu einem lebendigen Antichristen werden.

Leider weht gegenwärtig ein solcher Geist des Aufruhrs über die Völker einher. Inmitten dieses unheimlichen Wehens ist es deßhalb um so wohlthuender, Schriften zu begegnen, wie die des Grafen Scherer-Boccard sind; denn diese machen es sich zur Aufgabe, die christlichen Ideen zu entwickeln, nach welchen der Staat seine verschiedenen Obliegenheiten zu erfüllen hat, den Gesichtskreis zu zeichnen, von welchem aus der Staatsmann, in was immer für einer Stellung er dem öffentlichen Wohle dient, seine Aufgabe erfassen und durchführen muß. Die Wichtigkeit der in der vorliegenden Schrift behandelten Frage wird es rechtfertigen, wenn wir dieselbe ausführlicher hier zur Besprechung bringen.

Nach einer längeren Einleitung über den Ursprung und das Wesen des Staates und der Staatsgewalt führt der Verfasser uns in sechs Abschnitten die verschiedenen Seiten der staatlichen Thätigkeit vor Augen und erläutert, welches nach den Anforderungen des Christenthums in diesen verschiedenen Richtungen die Pflicht des Staates und des Staatsmannes ist. Die einschneidendsten Principien-Fragen kommen namentlich in den zwei ersten Abschnitten („der Staat in Hinsicht auf Religion und Kirche", „der Staat in Hinsicht auf Cultur und Schule") zur Sprache. Die ganze Schrift entrollt sich in großer Klarheit und Übersichtlichkeit dem Auge des Lesers, sie offenbart eine feste Anhänglichkeit an die Kirche und kennzeichnet den Verfasser als einen glaubenstreuen Vertheidiger der Wahrheit. Fast möchte es scheinen, als habe er es für überflüssig erachtet und es absichtlich vermieden, durch Schmuck der Rede die Wahrheit noch zu empfehlen — in schroffem Gegensatze zu so vielen Leistungen der Gegner, welche durch schönen Stil und „gelehrte" Phrasen die Gedankenarmuth und sachliche Hohlheit in geschickter Weise zu verhüllen wissen. Hin und wieder wäre in diesem Punkte weniger Zurückhaltung nicht gerade zu tadeln gewesen. Einzelne Ausdrücke und Wortformen, wie „trittet, haltet, erdenkt (als Particip), handzuhaben", weichen

gar stark von der gebräuchlichen Schreibweise ab. Indessen halten wir uns nicht bei diesen Äußerlichkeiten auf; eine einfache Diction war schon um deswillen dem Zweck der Schrift ganz angemessen, weil der Verfasser ja vor Allem den gewöhnlichen Leser, „jeden Staatsbürger", der im Heimathlande des Verfassers mehr als anderswo Staatsmann ist, im Auge hatte, und es ihn mehr interessiren mußte, durch einfache und klare Auseinandersetzung der Wahrheit zu belehren, als durch eine gewählte Form zu bestechen.

Ohne gerade in allen Einzelheiten der berührten Fragen unsere volle Übereinstimmung auszusprechen, dürfen wir doch kühn behaupten, daß im Ganzen die in der Schrift niedergelegten Grundsätze und Anwendungen die Billigung aller Derer finden werden, welche die ersten Grundwahrheiten des Christenthums ernstlich überlegen und in ihren Consequenzen verfolgen können.

Mit vollem Rechte stellt der Verfasser den kurzen Nachweis einer von Christus geschaffenen Organisation seiner Kirche an die Spitze der nachfolgenden Erörterungen. „Christus hat nicht bloß eine kirchliche Genossenschaft, sondern in dieser auch ein Priesterthum und in diesem eine bestimmte Oberleitung eingesetzt" (S. 44). „Die Staats- und Kirchengewalt sind nach katholischer Auffassung zwei in ihren Sphären selbstständige, aber keineswegs einander entgegengesetzte Gewalten" (S. 46).

Die christlichen Secten, welche diese Fundamentalwahrheit verwerfen, retten nur durch Inconsequenz noch ein Stück Christenthum, und wollen durch eine neue Inconsequenz noch etwas Selbstständigkeit sich hinterlegen, da sie sich durch die staatliche Autorität nicht Alles möchten entziehen und absorbiren lassen. Es genügte, wie S. 45 u. f. geschieht, kurz hinzuweisen auf die durch die verschiedenen Secten entstandenen Rechtsverhältnisse, welchen Rechnung getragen werden muß. Niemals aber können die Sonderanschauungen der Secten die Gültigkeit allgemeiner Norm beanspruchen. Das S. 61 citirte Urtheil aus Walters Kirchenrecht, daß es nämlich im wohlverstandenen Staatsinteresse liege, die Religion des Landes gegen Spaltungen zu schützen, glauben wir daher auch im Sinne beider Verfasser dahin erklären zu müssen, daß dieses nur von der wahren Religion gesagt sein soll. Die Parität darf ebenfalls im folgenden Citate principiell nicht zu weit aufgefaßt werden.

Ein christlicher Staatsmann also hat vor Allem mit der katholischen Kirche und ihren legitimen Ansprüchen zu rechnen. Er ist gehalten, seine christliche Gesinnung nicht etwa in ein Gebetbuch einzuschließen, das er allenfalls Sonn- und Feiertags zur Kirche trägt, sondern sie auch in seinen staatlichen Handlungen zu bekunden.

Man kommt nicht daran vorbei; entweder muß die Selbstständigkeit der Kirche anerkannt werden, oder man muß sagen, rechtlich seien die Apostel verpflichtet gewesen, einen Nero und Domitian um gnädige Erlaubniß zur Verkündigung des Evangeliums zu bitten. Letzteres wird mit Recht vom Verfasser (S. 54) durch das Citat aus dem Briefe des hl. Hilarius an Constantius lächerlich gemacht:

„Bedurften die Apostel wohl der Staatsgewalt, wenn sie in den Kerkern Gott lobten und sogar ihre Kerkermeister zum Glauben bekehrten? Rief Paulus mit Er-

laubniß des Königs die Kirche zusammen, als er öffentlich verhöhnt wurde? Schützten die Apostel sich durch die Gunst eines Nero, Vespasian oder Decius, deren Haß gegen uns die Verkündigung des Evangeliums zur Blüthe brachte? — ... Ohne irgend eine Erlaubniß der weltlichen Obrigkeit einzuholen, haben die Apostel und ihre Nachfolger gelehrt, getauft, Priester geweiht und ausgesendet. Paulus fragte weder beim römischen Proconsul, noch beim Kaiser an, als er den Titus in Kreta, den Timotheus in Ephesus als Hirten der Gläubigen einsetzte; frei von der weltlichen Gewalt, ja selbst gegen das Verbot derselben haben die Apostel und die Bischöfe nach ihnen die Kirche Christi unter den Völkern verbreitet und geleitet."

Damit ist denn auch das sogenannte Staatsplacet schon gerichtet. Das Endresultat der S. 55 dagegen angeführten Gründe lautet: „Ein solches Staatsplacet widerstreitet dem göttlichen und natürlichen Recht ... es ist der bereits von Seite des Staates aus Mißtrauen der Kirche erklärte Kriegszustand." Ebenso wird über das sogenannte jus reformandi und Säcularisationsrecht der Stab gebrochen.

Wenn wir in Bezug auf diese Ausführung des rechtlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat noch einen Wunsch ausdrücken dürfen, so ist es der, daß der Verfasser die Pflicht des Staates, die Kirche mit ihrer Organisation und ihren Instituten anzuerkennen, noch eingehender nachweisen möge.

Sehr richtig wird die Selbstständigkeit der Kirche nach der anderen Seite dahin erklärt, daß sie durchaus nicht zur Verwirklichung des „unchristlichen" Ausspruches führe: Freie Kirche im freien Staate. „Mit diesen schön klingenden, aber trügerischen Worten hofft man ... die Völker nach und nach von jeder Religion und Confession los zu machen und so die Kirche einem allmähligen Ende entgegenzuführen. ... Für einen christlichen Staat kann es sich nicht gebühren, die Kirche zu ignoriren; er muß die Lehren der christlichen Kirche in sich auffassen, dieselben in seinen Vorschriften berücksichtigen und durch seine Handlungen bethätigen" (S. 65). Die Aufgabe derer aber, welche wirklich in einem religionslosen (wir können hinzufügen: oder irgendwie kirchenfeindlichen) Staate leben, wird dahin angegeben:

„Nach dem Beispiele ihrer Kirche werden die Christen in einem solchen Falle 1) das verwerfliche Princip nicht anerkennen ...; 2) sie werden die ihnen aufgedrungenen modernen Zustände, soweit sie dieselben gesetzlich nicht ändern können, hinnehmen, wie die Christen der Vorzeit die Verfolgungen der heidnischen Kaiser; 3) sie werden fordern, daß die Staatsgewalt diese neue Lehre wenigstens unparteiisch ... anwende, und daß dieselbe alle Ansprüche und Einmischungen im Kirchengebiet fallen lasse ... namentlich jede Betheiligung an der Einberufung, Berathung, Proklamirung und Vollziehung der Concilien und ihrer Beschlüsse; an der Errichtung und Veränderung der Bisthümer, Pfarreien, an den Papst- und Bischofswahlen; an der Besetzung der Stifts- und Pfarrämter, an der Errichtung und Leitung der Priesterseminarien, der theologischen und confessionellen höheren und niederen Schulen ...; an der Erwerbung, Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens, an der Einführung und Leitung geistlicher Orden ꝛc. ꝛc."

Die Stellung des Verfassers zur Frage über Cultur und Schule ist hinlänglich gekennzeichnet, wenn er S. 78 u. f. sagt: „Das staatliche Schul-

monopol widerstreitet nach christlichem Begriff vorerst der väterlichen Gewalt . . . es widerstreitet ferner der kirchlichen Gewalt. . . . Der Staat kann allerdings von sich aus öffentliche Schulen gründen, den Eltern Gelegenheit zum Unterricht der Kinder darbieten und dieselben zur Benützung dieses Culturmittels einladen und aufmuntern; aber er darf den Privatunterricht nicht ausschließen, und er muß den Eltern freie Wahl lassen, ihre Kinder entweder selbst zu erziehen, oder durch Privatschulen oder durch Staatsschulen erziehen zu lassen." Die Erziehung durch Staatsschulen möchte immer ihr Mißliches haben! — Wenn dann nun sofort beigefügt wird, daß „der Staat gegen diejenigen Eltern maßregelnd einschreiten könne, welche ihre Pflicht bezüglich der Kindererziehung nicht erfüllen", so können wir freilich die Furcht nicht unterdrücken, daß der Verfasser diese „Pflicht" zu weit auszudehnen geneigt ist. Mag es auch richtig sein, was S. 70 gesagt wird, daß in Frankreich von 35 Millionen Menschen vier Fünftel weder zu lesen noch zu schreiben verstehen, so wissen wir doch nicht, ob das gerade als eine Thatsache bezeichnet werden muß, „über welche wir vom christlichen Standpunkte aus erröthen müssen." Ein solches Urtheil scheint das Lesen und Schreiben in einem übertriebenen Sinne als Werthmesser der christlichen Cultur zu nehmen. In nothdürftigem Lesen und Schreiben steckt wahrlich nicht das Heil der Welt; ein Kind, welches, wenn auch nur durch Hören, in den Lehren des Katechismus gehörig unterrichtet ist, steht doch wohl höher in der wahren, weil christlichen Cultur, als selbst hochgelehrte Volksvertreter und Minister, welche am Hungertuche des Atheismus oder Pantheismus oder Naturalismus herumnagen. Jedenfalls dürfte bei etwaigem staatlichen Zwange gegen pflichtvergessene Eltern das Maß der Pflicht nicht der willkürlichen Bestimmung des Staates unterliegen. Die Kirche, welcher in erster Linie die christliche Erziehung zukömmt, hätte unbedingt ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Dazu aber sprechen wir unsere Zustimmung aus, daß dem Staate (S. 85) die Aufgabe zuertheilt wird, besonders auf verschiedene Hülfsanstalten zur Verbreitung wahrer christlicher Cultur seine Aufmerksamkeit und Sorge zu richten. Damit ist ein weites Feld offen gelegt, auf welchem in wahrhaft nützlicher Weise eine große Zahl von Kräften ihre Verwendung finden könnte, während dieselben jetzt zum größern Verderben der menschlichen Gesellschaft sich aufzehren und ihr von Gott erhaltenes Talent vergeuden. Auch der „Verbreitung belehrender Bücher" wird Erwähnung gethan als ein Mittel, wodurch der Staat in der Förderung der Cultur thätig sein könnte und sollte; doch wird die wohlbegründete Beschränkung gemacht (S. 86): „Alle diese Mittel sind jedoch nur zweckdienlich, wenn sie im christlichen Geiste und in besonderm Einverständniß mit der Kirche angewendet werden; denn sonst bilden sie oft nur Gift für das Volk und stiften mehr Unheil als Heil."

Ähnlicher Beschränkung bedarf auch das Theater. Im Princip kann demselben die Fähigkeit eines wohlthätigen Einflusses auf Bildung nicht abgesprochen werden; allein praktisch geschieht es gar zu oft, daß es, von seiner Bestimmung abfallend, statt „ein Hebel zur sittlichen Bildung und Erziehung"

zu sein, eine Pflanzstätte der Unsittlichkeit wird. Damit haben wir aber das gerade Gegentheil von Cultur, die nach dem Ausdruck des Verfassers (S. 89) „die Entwicklung der intellectuellen Fähigkeiten des Menschen zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden bezweckt". Daher ist die Mahnung wohl am Platze, daß die Pflicht des Staates sei, „das Theater nicht nur als ein Culturmittel zu pflegen, sondern auch zu überwachen" — gewiß ein würdiger und legitimer Gegenstand der sonst so rührigen Staatsaufsicht.

Mit dem dritten Abschnitt des Buches beginnt die Besprechung einer Reihe von staatlichen Thätigkeiten, deren Objekten, mit Ausnahme der Ehe, nicht so wesentlich der christliche Charakter aufgeprägt ist. Daher hat sich der Verfasser auch meist darauf beschränkt, bei diesen verschiedenen Aufgaben des Staates, der Sorge nämlich für die Justiz, Polizei u. s. w., die Grundsätze des natürlichen Sittengesetzes in ihre richtige Form zu bringen. Freilich ist Grund genug, die Handhabung dieser Grundsätze auch „christlich" zu nennen. Nicht nur setzt der Begriff von christlicher Sitten- und Rechtslehre die Forderungen des natürlichen Sittengesetzes voraus, sondern das Christenthum schärft auch von Neuem die Heilighaltung desselben ein, und — was das Wichtigste ist — es allein hat es vermocht, die Principien des natürlichen Gesetzes rein und ungeschmälert aufrecht zu halten. Praktisch gibt es keinen andern Staat, als den christlichen oder den heidnischen, sofern man jede Abkehr von Gott, jede Störung des Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen, welches in der Natur des letztern begründet ist, als „heidnisch" bezeichnen kann. Es war daher auch ganz am Platze, daß in vorliegender Schrift der Verfasser die einzelnen Aufgaben des christlichen Staates an den Postulaten des unter allen Verhältnissen zu wahrenden natürlichen Sittengesetzes gemessen hat. Eine Bemerkung jedoch können wir hier nicht unterdrücken. Wenn nämlich bei den Anforderungen des natürlichen Rechtes die Bezeichnung „christliches Recht" schlechthin gebraucht oder gar betont wird, so liegt leicht zu der Mißdeutung Anlaß vor, als wären jene Forderungen wirklich erst aus positiv christlichem Rechte entstanden, und könnten ohne directen Verstoß gegen das Naturrecht unbeachtet bleiben. In diesem Sinne dem christlichen Rechte zugehörig sind aber in Wirklichkeit sehr wenige von den Fällen, welche der Verfasser der Beachtung des christlichen Staatsmannes unterbreitet. Wo jedoch die spezifisch-christliche Ordnung die Aufgabe und die Pflicht des Staates modificirt, wird in vorliegender Schrift stets der Leser darauf hingewiesen, wie denn auch in Bezug auf diese scheinbar ferner liegenden Gegenstände stets die specifisch-christlichen Wahrheiten und Anschauungen eingestreut werden. Vielleicht hätte letzteres in höherem Grade erreicht werden können, wenn bei den einzelnen Aufgaben des Staates etwas näher gezeigt worden wäre, welches Licht einestheils thatsächlich das Christenthum in die Anschauung über die betreffende staatliche Aufgabe gebracht, auf welch' neues Ziel anderntheils das Christenthum als solches die Thätigkeit des Staates gerichtet habe oder zu richten fordere. So läßt sich z. B. nicht läugnen, daß ein christlicher Staat die Befugniß und die Pflicht hat, eine Reihe von Verbrechen zu strafen, welche zu strafen ein nicht christlicher Staat das Recht

nicht hätte. Bei demselben Umfange des Buches würde das ermöglicht sein, wenn bei der Aufzählung der allgemein bekannten Aufgaben des Staates gedrängtere Kürze eingehalten wäre.

Im Abschnitte über Justiz und Gerechtigkeitspflege widmet der Verfasser auch der Besprechung des Eherechtes und der väterlichen Gewalt ein eigenes Kapitel. In der Civilehe findet er mit Recht einen „beklagenswerthen Rückschritt, welcher störend auf das eheliche und zerstörend auf das sociale Leben wirken muß, und weist den Staatsobern die Aufgabe zu, ihre gesetzlichen Verordnungen mit den Vorschriften der Kirche in Einklang zu bringen und zur Heilighaltung des Ehebandes mitzuwirken sowohl durch Strafe, als vorzüglich „durch Unterstützung des religiösen Unterrichtes in der sittlichen Zucht, sowie durch das gute Beispiel von Oben herab".

Auch hinsichtlich der väterlichen Gewalt gegenüber der Allgewalt des Staates kann diese Staatsdressur, welcher Alles anheimfallen soll, welche sich schon des Kindes auf den Schulbänken bemächtigt und mit eisernem Arme es festhält bis in's späte Mannesalter, nicht besser verurtheilt werden, als durch die nackte aber richtige Folgerung, die sich aus ihr ergibt, gegen deren Inhalt aber der letzte Rest von Ehrgefühl sich bäumen muß: „Wahrlich, diesen Staatsomnipotentisten bleibt nur noch übrig, die Wahl der Ehegatten ebenfalls obligatorisch durch den Staat bestimmen zu lassen, um die väterliche Gewalt und mit ihr das Familienleben in der innersten Grundlage zu zerstören" (S. 104). Gedeihlich für den Staat kann niemals eine Vernichtung und ein Absorbiren der Rechte der Unterthanen sein; nur in der Befestigung und Beschützung derselben befestigt er seine eigene Kraft.

Bei Besprechung der Strafgerechtigkeit wird mit Recht in Erinnerung gebracht, daß wenn auch die Strafe nicht bloß Besserung des Verbrechers bezweckt, dieses Moment doch auch berücksichtigt werden muß (S. 134); daher wäre es vor Allem eine unverantwortliche Verkehrung der Ordnung, wenn die Strafanstalten, weil nicht „durchdrungen vom Geiste des Christenthums", nicht auf „Belehrung und Tugendübung" gestellt, statt zur Besserung beizutragen, nur eine neue Pflanzstätte der Laster und Verbrechen werden.

Bezüglich der Strafarten läßt selbstverständlich das Christenthum die Normen der natürlichen Strafgerechtigkeit bestehen. Es ist auch nicht abzusehen, wie unsere hypercultivirte Zeit befugt sei, die Todesstrafe der Staatsgewalt zu entreißen; darin stimmen wir den Ausführungen des Autors völlig bei. Nur dürfte die Zulässigkeit der Todesstrafe sich nicht daher nehmen lassen, daß „die Befugniß, den Mörder zu tödten, vom angegriffenen oder gefallenen Opfer auf die andern Menschen übergehe" (S. 141). Der Angegriffene hat direct nur ein Vertheidigungsrecht, wenn und so lange der frevelhafte Angriff dauert; die Staatsgewalt hat ein weit verschiedenes, das Strafrecht, welches gerade nach begangenem Verbrechen eintritt, also da, wo das Recht des Angegriffenen erlischt, falls man nicht eine ganz andere Seite, nämlich den Ersatz für das wirklich ihm zugefügte Übel, für den erlittenen Schaden, hierher ziehen will. Auch dürfte eine zu starke Betonung der Ehrenstrafe (S. 150 u. f.), welche an sich freilich bedeutend ist, dem praktischen Bedürf-

niß nicht hinlänglich gerecht werden, wenn nicht empfindlichere Strafen für's Gewöhnliche damit verbunden sind.

In die Einzelheiten des Gerichtsverfahrens, dessen Kenntniß und dessen Beleuchtung durch richtige Principien für den christlichen Staatsmann jedenfalls nothwendig ist, können wir mit unserem Referate dem Verfasser nicht folgen, noch auch die Details des Polizeiwesens, welches den vierten Abschnitt bildet, dem Leser näher vor die Augen führen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir als die wichtigsten der Aufgaben, welche der Verfasser der Polizei zuweist, folgende hervorheben: 1) in Bezug auf die öffentliche Sittlichkeit, deren Sorge dem Staate nicht gleichgültig sein darf, hat derselbe „die das sittliche Gefühl verletzenden Handlungen zu überwachen und die Quellen und Ursachen derselben niederzuhalten — das ist eine im natürlich-göttlichen Rechte selbst begründete Pflicht" (S. 188); nach der positiven Seite hin hat der Staat die Sorge für die Sittlichkeit besonders dadurch zu bethätigen, daß er „die Lehren und Anordnungen der Kirche begünstigt und unterstützt", nicht aber selbst in die Sphäre der Kirche eingreift; 2) hat der Staat in seiner polizeilichen Thätigkeit „gegen jene politischen Gesellschaften aufzutreten, welche sich dem Auge des Staates entziehen und in das Dunkel des Geheimnisses hüllen (S. 175), er hat gegen sie das Recht und die Pflicht ... ihr Umsichgreifen zu verhindern und sie unschädlich zu machen". Hätten nur die Lenker der Staaten diese ihre Pflicht gegen die Freimaurerei und ähnlichen Spuk begriffen! Weil aber gerade in diesem Punkte die Fürsten die warnende Stimme so vieler Päpste überhört haben, so sind jetzt die giftigen Früchte jener Pflanzung herangereift, und Europa steht vor einer Katastrophe, welche, wenn Gott nicht mit gewaltiger Hand das Unheil abwendet, über die Kirche freilich nur wie eine Sturmfluth dahinbraust, die sich legen wird, Kronen und Scepter aber in den Schlund der Revolution unwiederbringlich hineinwerfen mag. Es ist das eben die unausbleibliche Frucht des Abfalls vom Christenthum. Dieser löst auf und zerbröckelt, was das Christenthum geeint hat, nicht bloß Völker und Staaten, sondern er reißt auch entzwei die Bande der Familie und des Privatrechtes — und läßt dafür die rohe Gewalt.

Nur das Christenthum ist stark genug, alle die Bande festzuhalten, welche dem Menschen und seinen wilden Leidenschaften an sich zu drückend scheinen, als daß er um solchen Preis sein eigenes wahre Wohl und das Gesammtwohl erkaufen sollte. Das Christenthum allein war auch stark genug, um das eine Band der Liebe und Eintracht um die ganze Menschheit zu schlingen und die Fremden nicht mehr als Feinde anzusehen und zu behandeln. Dadurch sind factisch die auswärtigen Beziehungen der Staaten anders geworden. Hiervon handelt der fünfte Abschnitt des vorliegenden Buches.

Das normale Verhältniß des einen Staates zum andern, das Verhältniß friedlicher Beziehungen, wird vorzugsweise auf die Achtung der gegenseitigen Selbstständigkeit und die Heilighaltung der Verträge zurückgeführt. Diese Selbstständigkeit im richtigen Sinne meint der Verfasser, wenn er S. 198 sagt: „Jeder Staat ist sich Selbstzweck." Wir hätten von diesem Ausdrucke, welcher sowohl vom Staate, als auch von den einzelnen Menschen

im Verlaufe der Schrift öfters gebraucht wird, wiewohl er in sich ungenau ist, keine sonderliche Notiz genommen, wäre er nicht, durch Kant eingebürgert, zum technischen Ausdruck einer höchst verkehrten und verderblichen Doktrin geworden.

Selbstzweck sein im eigentlichen Sinne, kommt nur Gott, dem absoluten Wesen, zu. Des Menschen Zweck und Ziel ist nicht in ihm selber, sondern in Gott und dessen Besitze. Der Verfasser will freilich bloß sagen, der eine Mensch sei nicht ein bloßes Mittel für einen andern Menschen, sondern in Anstrebung seines eigentlichen und letzten Zieles ebenso selbstständig, wie dieser. Auch der eine Staat ist nicht ein bloßes Mittel für einen andern Staat, er hat seine Selbstständigkeit; aber der Staat, als Institut und moralische Einheit von den physischen Einzelpersonen unterschieden, ist doch zum Wohle der Staatsbürger vorhanden, und deßhalb noch weniger „Selbstzweck" als die einzelnen menschlichen Persönlichkeiten. Der Name leistet zu sehr der lächerlichen Abgötterei Vorschub, welche man mit dem Staate oder vielmehr mit einem kleinen Häuflein von Staatslenkern treibt, die freilich etwas mehr beanspruchen, als den Opferduft und die Weihrauchspfanne eines Jupitertempels. Nur wegen der Gefahr der Mißdeutung haben wir dieß bemerken wollen.

Der Sache nach deducirt der Verfasser aus jener Autonomie der Staaten nur die gegenseitige Pflicht derselben, sich jeder unbefugten Einmischung und Intervention in die Angelegenheiten eines andern Staates zu enthalten. Wenn jedoch die erlaubte oder pflichtgemäße Intervention nur auf freundschaftliche Vorstellungen, und falls es eine gewaltsame Intervention sein sollte, nur auf die Abwehr der eigenen Gefahr beschränkt wird, für Umstände, unter welchen „z. B. gegen die Ruhe und Sicherheit des Nachbarstaates conspirirt . . . das Nachbarvolk durch Emissäre aufgereizt . . . ihr Eigenthum verletzt wird" (S. 196): so dürften diese Grenzen, in so engen Rahmen gebracht, wohl nicht die einzig zulässigen sein. Wenigstens ist nicht ersichtlich, weßhalb nicht auch dann, wenn z. B. von einer Partei im Staate die klaren Rechte eines andern Theils der Staatsangehörigen vergewaltigt und mit Füßen getreten würden, ein Nachbarstaat durch gewaltsame Intervention den Schutz der Unterdrückten in die Hand nehmen dürfte, zuweilen sogar müßte. Oder wer wollte es z. B. einem Nachbar zum Verbrechen anrechnen, wenn er zur gewaltsamen Vertheidigung des Nachbarkindes schreitet, das der rohen Gewalt eines unnatürlichen Vaters zu erliegen droht? Eine wesentliche Verschiedenheit des letztern und des ersten Falles ist nicht erfindlich.

Bei Besprechung der diplomatischen Verhandlungen wird mit Recht jede Unredlichkeit verurtheilt (S. 211). Wir schreiben es daher nur einem Versehen zu, daß ebendort in einem Citate aus „de Martens" ohne eine mißbilligende Bemerkung ein Passus Platz fand, wie dieser: „Die Corruption ist, vom allgemeinen Standpunkte aus betrachtet, verächtlich, denn sie gründet sich auf ein Verbrechen, doch mag es Fälle geben, wo sie als Nothwehr gerechtfertigt wird." Was ein Verbrechen ist, kann nie, auch nicht als Nothwehr, gestattet sein. Möglicher Weise kann es Fälle geben, in denen wegen

besonderen Umständen etwas nicht mehr Corruption ist, was unter andern Umständen Corruption wäre; von der bloßen Noth aber kann solches nicht abhängen.

Wenden wir uns nun zum Abschnitte, in welchem das gewaltsame Einschreiten des einen Staates gegen den andern, also die anormale gegenseitige Beziehung, das Kriegsrecht, behandelt wird, so glauben wir durch ein bloßes kurzes Referat die Anschauungen des Verfassers hinlänglich zu empfehlen. Es soll und kann nicht die eventuelle Berechtigung des Kriegszustandes in Abrede gestellt werden (S. 202—204); allein diese Berechtigung liegt nur vor, „um das verletzte oder höchst bedrohte Recht zu vertheidigen und den Gegner zur Anerkennung und Erfüllung der gegenseitigen Pflichten anzuhalten" (S. 206). Höchst verwerflich und ungerecht wäre also „ein Krieg, welcher nur wegen der heranwachsenden Macht eines Nachbarstaates unternommen" würde. Nur daraus, daß man lüstern darauf lauert, die Grenzlinie eines berechtigten Krieges zu überschreiten, läßt sich die Kriegsorganisation der Neuzeit erklären, deren Verurtheilung wir nur acceptiren können, da sie „ihrer Natur nach nachtheilig und zerstörend wirkt, Riesenopfer an Blut und Geld fordert und als bewaffneter Friede selbst ohne Kriegsfall nach und nach Europa zu Grunde richten muß" (S. 218). Durchgängig ist sicher der Staat nicht befugt, solche Opfer seinen Angehörigen aufzulegen. Wenn er größere Opfer fordert, als er zur Wohlfahrt beiträgt, so hat er sein eigenes Fundament unterhöhlt, den Lebensgrund sich selber entzogen: er mag getrost dem Untergang anheimfallen, Niemand wird ihm nachtrauern, weil er unfähig geworden ist, seine Aufgabe zu erfüllen, die Aufgabe, das zeitliche Wohlergehen seiner Angehörigen mit Rücksichtnahme auf die höhere ewige Wohlfahrt zu schirmen und zu fördern.

Dieses zeitliche Wohlergehen schließt als einen wichtigen Theil die materielle Wohlfahrt in sich. Darüber handelt der letzte Abschnitt der Schrift, nämlich „von der National- und Staatsökonomie"; es ist dieß ein Gegenstand, welcher sicher von tief eingreifender praktischer Bedeutung ist. Natürlicher Weise mußte der Verfasser, welcher sich nicht das Ziel gesteckt hatte, diese praktische Bedeutung näher zu zeigen und hervorzukehren, sich darauf beschränken, die leitenden Principien anzugeben, nach welchen ein Staatsmann in dieser Hinsicht zu verfahren hat, nicht um vielleicht in die Hände der obern Zehntausend Berge von Gold zu häufen, sondern um den allgemeinen mäßigen Wohlstand zu fördern, und um dem moralischen Ruin der Masse des Volkes einen Damm entgegenzusetzen. Solche Sorge ist der Staat seinen Angehörigen sowohl als sich selber schuldig, denn die richtige oder verkehrte Behandlung der Nationalökonomie übt ihren Rückschlag aus auf die Staatsökonomie oder die Finanzfrage des Staates, welche zur Ermöglichung aller seiner Aufgaben befriedigend gelöst werden muß. Dieser Frage werden die letzten Paragraphen des Buches gewidmet, und da die Steuern die Haupteinnahmequelle bilden, so mußte natürlich eine kurze Besprechung der Steuerfrage hier Platz finden. Wir werden mit einer doppelten Anschauungsweise über das Steuerrecht bekannt gemacht, je nachdem der Staat vom historischen oder vom idealen Standpunkt aus betrachtet wird (S. 263).

„In einem historischen patrimonialen Staate" — lehrt K. L. v. Haller — „kann dem Souverän vermöge der Natur der Sache oder dem wahren natürlichen Gesetze unmöglich das Recht zustehen, seinen Unterthanen direkte Steuern aufzulegen, gleichsam über ihr Eigenthum zu disponiren ... Ganz anders gestaltet sich das Steuerrecht und die Steuerpflicht auf dem Standpunkt des modernen idealen Staates ... Die durch die Constitution hiefür aufgestellte Behörde besitzt ein unbeschränktes Besteuerungsrecht über die ganze Nation."

Der Verfasser zieht daraus den Schluß: „Wie sehr ist es daher Pflicht jeder Finanzverwaltung, im Steuerwesen nicht nach einer beliebigen Theorie, sondern nach der Natur und der Individualität eines jeweiligen Staates zu verfahren!" — gewiß eine heilige Pflicht: sein eigenes Urtheil jedoch über die referirte Doktrin spricht der Verfasser nicht aus. Er thut Recht, sie nicht einfachhin zu acceptiren; denn in den beiden angeführten Anschauungsweisen wird sicher zu viel behauptet. Weder nach der einen noch nach der andern kann ein unbeschränktes Steuerrecht zugelassen, aber auch nicht jedes Steuerrecht darf unbedingt verneint werden. Wie immerhin ein Staat entstanden sein mag oder constituirt ist, immer hat er das Recht, so viel Steuern, sei es directe oder indirecte, zu fordern, aber auch an und für sich nur so viel, als nach vernünftigem Ermessen zur Erreichung der pflichtgemäßen Aufgabe des Staates erheischt wird. Welche Organe thätig sein müssen, um factisch die Steuer aufzulegen oder beizutreiben, ist eine Partikulärfrage, die nach den verschiedenen Staatsverfassungen verschieden beantwortet wird.

Hiermit schließen wir unser Referat über die Schrift ab, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß, den Nationen und Staaten zum Heil, die wahren Principien des Christenthums, welche im vorliegenden Buche niedergelegt sind, zur Richtschnur für alle Jene würden, denen Gott das Geschick der Völker und Staaten irgendwie in die Hand gelegt hat. Christus ist einmal zum Eckstein geworden, auf dem entweder die Menschen, sowohl als Einzelne, wie auch als Gesammtheiten in Völker und Reiche geschieden, sich aufbauen müssen zu ihrem eigenen Glücke, oder an dem sie anprallend zerschellen werden zu ihrem furchtbaren Wehe und Untergange. Die Worte, welche vor ein paar Jahren der unterdessen verstorbene P. Roh in diesen Blättern niederschrieb, können wir nur zu den unsrigen machen: „Wir christliche Völker haben keine andere Civilisation als jene, die uns das Christenthum gebracht: werfen wir diese weg, so haben wir keine. ... Also: entweder entschieden zu Christus zurück, oder vorwärts in den Abgrund!"

Aug. Lehmkuhl S. J.

Memoiren eines Todtenkopfes. Herausgegeben von **Benno Bronner.** 2 Bde. 8°. Mainz, Kirchheim. 1875. Preis: geh. *M.* 6.

Drei Monate in Spanien. Von **Bettina Ringseis.** 8°. Freiburg, Herder. 1875. Preis: geh. *M.* 3.

I. Der verehrte „Herausgeber" vorliegender Memoiren hat bereits in zwei früheren Novellen gezeigt, daß er mit launigem Humor in wirklich drastischen

Gemälden die Schattenseiten der modernen Culturzustände zu schildern und, wo es nothwendig, zu geißeln versteht. Die „Memoiren eines Todtenkopfes" übertreffen jedoch jene beiden Erzählungen bei weitem in den genannten Vorzügen. Durch eine seltsame Verkettung der Umstände ist unser Todtenkopf in einer Zeit, wo für Seinesgleichen gemeiniglich die Ruhe beginnt, noch weit in der Welt umhergekommen und in alle Ereignisse, welche seit zwanzig Jahren die Geister bewegen, als Zuschauer oder selbst als stiller Theilnehmer verflochten worden. Er kann daher schon etwas erzählen. Und da ein Todtenschädel, wie der Herausgeber sagt, zu „den offensten Köpfen gehört" und, wenn auch „hohl und leer", darum „doch noch lange kein Hohlkopf" ist, so darf man erwarten, daß er seinen Denkwürdigkeiten auch eine interessante Form zu geben vermochte. Sodann ist ein Todtenkopf von Natur ein Prediger, in dem Sinne, daß er das menschliche Treiben mit ganz anderen Augen betrachtet, als die schönen blauen, grauen, schwarzen, kastanienbraunen Augen zu thun gewohnt sind. Was so ein Todtenschädel anschaut, das erscheint ihm sofort in seiner Nichtigkeit und Vergänglichkeit, und er kann sich dann nicht enthalten, den Dingen die Verachtung als Ironie auf den Rücken zu hängen oder sie mit der Schellenkappe des Witzes zu bekleiden. Das gibt dann seinen Memoiren die eigentliche piquante Färbung. — Eine Schwierigkeit bereitet nur das schwache Nervensystem der heutigen Menschheit, die es sogar für unhöflich hält, von dem Tode zu reden, geschweige denn, daß sie gern in einen so vertrauten Verkehr mit einem Todtenschädel tritt, wie der Leser nothwendig zu dem Schriftsteller treten muß. Der Herausgeber hat diese Schwierigkeit vorgesehen und sie in dem Vorworte zum zweiten Bande gründlich gelöst. Abgesehen davon, daß ein getreu nach der Natur gemeißelter Schädel ästhetischen Werth haben kann, daß ferner in diesen Memoiren der Todtenkopf nicht Object, sondern nur der „höchst objective wahrheitsgetreue Erzähler ist", behauptet der Herausgeber auch: „es sei um alle kritische Wissenschaftlichkeit in der Welt geschehen, wenn man den Werth oder Unwerth eines literarischen Werkes nach der mehr oder weniger ansprechenden Leibesbeschaffenheit des Verfassers beurtheilen wolle." Und darin hat er gewiß nach der Ansicht aller Schriftsteller Recht.

Eine der vortrefflichsten Novellen des Cervantes ist jene, in welcher er die beiden Hunde Scipio und Berganza sich gegenseitig ihre Lebensschicksale erzählen läßt und dabei in gewandter Weise die Gebrechen seiner Zeit geißelt und ironisirt. Ebenso poetisch und geistreich sind auch diese „Memoiren eines Todtenkopfes", so daß wir nicht anstehen, zu behaupten, der Verfasser habe darin wieder einen glücklichen Wurf auf dem lang vernachlässigten Felde humoristischer Novellistik gethan. Das ist vielleicht auch die einzige Form, in welcher man unserer „eisenbahnlichen, journalverrückten Zeit" noch einige Poesie abgewinnen kann. Wir halten es für nützlich, eine kurze Analyse der Memoiren zu geben.

Von einem sammelsüchtigen Sohne Albions auf dem Schlachtfelde von Solferino aufgelesen, wird der arme Schädel, ein Prachtexemplar seiner Art, von einem Affenprofessor annectirt, um als Beweis des Darwinismus in öffentlichen

Wandervorlesungen zu dienen. Hinter den Coulissen enthüllt sich der Herr Professor in seiner Stellung als Familienvater recht wie „ein Nachkömmling der schmalnasigen katarrhinischen Affen", nämlich als niederträchtiger Frevler an ehelicher Liebe und Treue. Weiter wandert der Schädel durch die Hände eines lustigen Studenten zu dessen Freunde, und mit letzterem, der als Zuave nach Rom geht, in die heilige Stadt. Es folgt die Schlacht von Mentana; darauf führt der Todtenkopf ein stilles Einsiedlerleben in einer braven katholischen Adelsfamilie Roms. Das Concil wird eröffnet, und aus seinem Verstecke belauscht der Schädel nacheinander das thätige Arbeiten eines armen spanischen Bischofs, die Commerage der Matriarchen, das rastlose Scribeln lügenhafter deutscher Journalistenfedern u. s. w. Als sodann die Piemontesen in Rom einziehen und die Freimaurer frischer „ihre Maulwurfgeschäfte" beginnen, begleitet der Todtenkopf den jüngsten Sohn jener Adelsfamilie, der leider nicht den Traditionen seines Hauses treu geblieben, sondern in die Schlingen der Loge gefallen war, nach Portugal, wo das „Hirngebein" Gelegenheit hat, die ganze Infamie der geheimen Sekten, ihr Eingreifen in alle politischen Ereignisse des Landes, zumal „den Meuchelmord an der Ehre Don Miguels", „den Staatssturm ohne Kompaß" u. s. w. kennen zu lernen. Entlarvte Kabalen, vollführt nach Art der Männer ohne Glauben und Sitten, zwingen seinen Herrn, den Emissär der Loge, vor der Rache eines gekränkten Ehegatten zu fliehen. Nach einem Abenteuer unter den Karlisten kommen Schädel und Besitzer nach Lyon; hier muß der Todtenkopf bei spiritistischen Soirées als Werkzeug dienen, wirft Blicke in das Getriebe der „Commune", sieht dann im Jura „die freie Kirche im freien Staate nach helvetischen Decretalen", erfährt aber auch die Wunder der Gnade, wie sie zumal von Lourdes ausströmen. Abermals wechselt er bei einem Raubanfall den Besitzer, lernt das moralische Elend „confessionsloser höherer Töchterschulen" und den Schwindel der Börsenexistenzen kennen, findet schließlich einen seiner früheren Besitzer, den lustigen Studenten, als Schauspieler wieder und wird dann, nachdem eine Heirath geschlossen, „die auch in den Memoiren eines Todtenkopfes nicht fehlen darf", in einem Beinhaus in Frieden beigesetzt. Dort liest er tagtäglich auf's Neue in dem „ernsten Buch mit der ausdrucksvollen Gräberschrift", das der Friedhof vor ihm aufschlägt, und er fordert, scheidend, auch die Leser seiner Memoiren auf, diesen „unwiderleglichen Leitartikel des Friedhofes" eifrig zu studiren.

Diese kurze Skizze zeigt, welchen reichen Inhalt das Werk umfaßt. Überall war dem Verfasser Anlaß geboten, der Lüge die Wahrheit entgegenzustellen. Er hat von dieser Gelegenheit guten Gebrauch gemacht. Und in der That liegt ein Hauptvorzug der Erzählung gerade darin, daß in dem leichten Gewande dem Leser keine Dichtung, sondern wirkliche Thatsachen mitgetheilt werden. So ist die Zeit des Concils aus eigener Anschauung treffend geschildert. Der Verfasser hatte Muße, tiefer wie Andere das ganze niederträchtige Intriguenspiel zu durchschauen, welches damals von gewissen Seiten zur Schmach der Ehrlichkeit in's Werk gesetzt wurde. Bei der Dar-

stellung der spiritistischen Manipulationen mag wohl mancher Leser ungläubig den Kopf schütteln, aber wir erinnern an Shakespeare's Wort: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt!" Übrigens ist es ja von jeher der Lauf der Dinge, daß, wenn der Unglaube überhand nimmt und in den großen Salons unumschränkt zu gebieten scheint, es gerade dann in den eleganten Boudoirs zu spuken beginnt. Es will uns scheinen, als könnten diese Memoiren nach vielen Decennien einmal unsern Enkeln als getreuer Spiegel dienen, daraus ihnen das ganze Zerrbild der heutigen Culturzustände entgegentritt.

Vielleicht wird man den Einwurf machen, daß in der Erzählung die Unwahrscheinlichkeiten der Verknüpfung doch alles künstlerische Maß überschreiten. Treffend begegnet der Verfasser diesem Tadel. „Ein solches Bedenken," sagt er, „ist fast eine Beleidigung für die gebildete Welt des neunzehnten Jahrhunderts, als ob diese nämlich nicht in der Verfassung wäre, solche Ungeheuerlichkeiten standhaft zu ertragen, und es nicht verstände, sich in den abenteuerlichsten Dingen mit fabelhafter Leichtigkeit zurecht zu finden. Der Herausgeber will hier nicht von der einschlägigen Romanliteratur, oder auch nur von den allbekannten Operntexten reden, welche in der Regel Meisterstücke des sinnreichsten Unsinnes sind und dennoch mit Musikbegleitung und Dekorationenglanz, mit lärmenden Chören, unanständigen Balletten und trillernden Primadonnen von dem überfüllten Hause ganz gut verstanden werden. Aber es wird ihm erlaubt sein, auf die Tagespresse hinzuweisen. Diese ist heutzutage — so zu sagen — ein potenzirter Operntext. Ihre Telegramme, ihre Correspondenzen, ihre Leitartikel liefern im Fache nicht nur des Ungereimten, sondern auch des Unwahren, das Unglaubliche und sicherlich noch nicht Dagewesene, und dennoch liest man es und glaubt daran. Und die Lesewelt unserer Tage sollte nicht an das glauben, was ein Todtenkopf erzählt? Der Herausgeber wiederholt es, daß er in einer solchen Annahme nichts Anderes als eine unverzeihliche Unart gegen die Bildung unseres Zeitalters erblicken kann." (Bd. 2. S. XII f.) Diese Stelle mag zugleich als ein kurzer Beleg dienen für die Feinheit, mit welcher der Verfasser den Humor und die Satyre zu behandeln versteht. Gerade die Vorreden zu beiden Bänden zeichnen sich hierdurch aus. Jeder Satz sprudelt von Witz, geistreicher Kritik und launigem Spotte. Ähnlich ist das ganze Werk geschrieben; doch finden sich auch Scenen darin, welche tiefergreifend zu Herzen gehen. Der echte Humor hat ja stets eine Perlenthräne im Auge.

Und so dürfen wir unsere Besprechung schließen. Es freut uns, daß die neuere katholische Literatur solche Werke auf belletristischem Gebiete aufweisen kann.

II. Ein recht schmuckes Büchlein, was Inhalt und Ausstattung betrifft, legt die Herder'sche Verlagshandlung unter obigem Titel auf den Weihnachtstisch. In leichtem Fluge durchzieht die Verfasserin die schönen Gefilde des Südens und ergötzt sich allenthalben an den reizenden duftenden Blumen, die dort blühen. Von München durch die Schweiz, Südfrankreich, über Perpignan nach Barcelona, Valencia, Murcia, Granada, Gibraltar, Sevilla, Cordova

und Toledo geht die rasche Fahrt. In wessen Seele wecken diese Namen nicht sehnsüchtige Wünsche: „Ach! wer da mitreisen könnte durch des träumenden Südens Pracht!“ Spanien hat für uns Nordländer einen eigenthümlichen Reiz. Ist es die große Geschichte dieses Landes, sind es die Heldencharaktere, die sich dort entwickelten, die orientalischen Märchen, welche um tausend stolze Trümmer schweben, ist es das treu warme Glaubensleben, das noch heute in der Wahrheit der spanischen Herzen pulsirt, ist es der ritterliche Sinn dieses Volkes, wo selbst der Bettler die Grazie des Hidalgo kennt — oder sind es alle diese Dinge zusammengenommen, welche uns dieses Land so theuer machen?

Beim Lesen des vorliegenden Werkchens ziehen diese sämmtlichen Bilder an unserem Geist vorüber, mit leichtem Griffel gezeichnet. Auf weitläufige, geschichtliche und politische Excurse läßt sich die Verfasserin nicht ein. Vielleicht hätten dieselben dem Buch hie und da einen größeren Werth verliehen. Und doch gefällt uns auch wieder dieser Mangel, da uns nicht überall ein eitles Prunken mit Dingen entgegentritt, die sich eher für den wissenschaftlich durchgebildeten Mann gebühren. Baumstarks „Ausflug nach Spanien“ ist daher unstreitig gehaltreicher und belehrender, während die „Drei Monate in Spanien“ mehr eine interessante Lectüre sind, die, rasch durchflogen, manch' angenehmes Bildchen in der Seele zurücklässt. Obgleich die Verfasserin sich nur zunächst an Leserinnen wendet, wie sie bescheiden gesteht, glauben wir, daß auch mancher Leser das flüssig und elegant geschriebene Büchlein mit Liebe durcheilen wird. Zudem finden sich Beobachtungen darinnen, die nur ein Frauenauge zu machen versteht, das auch dem Kleinen seinen Reiz abzugewinnen weiß. Einzelne Schilderungen, wie z. B. des Carnevals in Barcelona, halten wir für recht gelungen. Und was die Landschaftsgemälde anbetrifft, so glauben wir, nach demjenigen zu urtheilen, was wir aus eigener Anschauung vergleichen konnten, daß dieselben sehr richtig aufgefaßt und treffend wiedergegeben sind.

Das Streben Ferdinands und Ysabels, die kirchliche Glaubenseinheit in ihren Reichen zu begründen und durchaus aufrecht zu erhalten, möchten wir doch nicht gerne eine „Marotte“ genannt wissen, da dasselbe nach katholischen Principien für die Herrscher eines katholischen Staates sogar Pflicht ist, entsprechend dem Wesen der einen katholischen Wahrheit.

Möge sich das Büchlein, das die Schwesterhand noch außerdem mit einigen hübschen Gedichten geziert hat, recht viele Leserinnen und auch Leser erwerben. Sie werden dasselbe mit dem Eindruck zurücklegen, daß das spanische Volk auch heute noch groß und edel und, trotz aller Machinationen der geheimen Sekten und anderer Gewalten, noch fortwährend der großen Masse nach treu an seinem katholischen Glauben hängt und an den angestammten legitimen Herrschern.

J. B. Diel S. J.

Leider verbietet uns Mangel an Raum, mehrere Übersetzungen, die sich ebenfalls als Weihnachtsgeschenke zu eignen scheinen, einer ausführlichen Be-

sprechung zu unterziehen. Es möge daher genügen, sie hier empfehlend zu nennen. In der Herder'schen Verlagshandlung erschienen die drei ersten Bändchen einer Sammlung von **„Calderon's größten Dramen religiösen Inhaltes"**, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr. F. Lorinser; ferner eine recht nett illustrirte Kinderschrift: **„Russisch und Deutsch"** von Madame de Ségur, aus dem Französischen übersetzt. Ebenfalls aus dem Französischen übersetzt wurde **„P. Isaak Jogues"**, erster Apostel der Irokesen, von P. St. Dosenbach S. J.; Regensburg, Pustet. In Mainz bei Kirchheim erschien **„Constanza Sherwood"**, einer der besten Romane der berühmten katholischen Schriftstellerin Lady Georgina Fullerton.

Wir hatten auch beabsichtigt, vor Weihnachten noch den so eben erschienenen neuen Roman der Gräfin Hahn-Hahn **„Nirwana"** zur empfehlenden Besprechung zu bringen. Nach sorgfältiger Durchsicht des Buches jedoch hat sich uns die Überzeugung aufdrängen wollen, als ob die geehrte Verfasserin dieses ihr neuestes Opus wohl kaum für jene Leserkreise und Familien bestimmt habe, in welchen die „Stimmen" gehört zu werden und ihre Empfehlungen beachtet zu sehen hoffen. Wir haben deßhalb von einer Besprechung dieses Romans ganz abgesehen.

R. C.

Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Geführt von **Dr. L. Schütz.** Paderborn, Schöningh. 1874. 176 S. Preis: *M.* 1.50.

Das Büchlein, auf welches wir hier aufmerksam machen, hat sich einen äußerst wichtigen Gegenstand zum Vorwurf genommen; es erhebt aber durchaus nicht den Anspruch, eine reife, epochemachende Arbeit zu sein, es will nur das in der katholischen Wissenschaft von jeher übliche Beweisverfahren in schlichter Weise zur Darstellung bringen. „Nächst dem Dasein Gottes, als des Schöpfers und Beherrschers der Welt, gibt es keine andere Wahrheit, die für uns von höherem Interesse wäre, als die Unsterblichkeit der menschlichen Seele." Die Wahrheit gehört zu den von der modernen Cultur über Bord Geworfenen. Die Masse der sogen. Gebildeten haltet es für einen überwundenen Standpunkt, an die Unsterblichkeit zu glauben, man denkt vielmehr, wie im verflossenen Jahre die Berliner freie Gemeinde auf ihren Leichenverscharrungsplatz schreiben ließ: „Macht hier das Leben gut und schön! Kein Jenseits gibt's, kein Aufersteh'n." Aber auch für Jene, welche sich durch die zeitlichen Interessen an der Unsterblichkeit der Seele nicht haben irre machen lassen, ist eine stichhaltige wissenschaftliche Behandlung der Unsterblichkeitslehre dringend angezeigt. Nicht selten begegnet man der Ansicht, als hätten wir über die Unsterblichkeit der Seele nur aus unserem christlichen Glauben eine volle wahre Gewißheit. Andere sind mit dem Königsberger Philosophen von dem Wahne befangen, daß sich ein Vernunftbeweis für diese Wahrheit nicht führen lasse, man müsse dieselbe als ein Postulat der praktischen Vernunft, d. i. als etwas hinnehmen, was, ohne eines theoretischen Nachweises fähig zu sein, um des praktischen Lebens und seines Zweckes willen mit unbeweis-

barer Nothwendigkeit als existirend zu fordern und anzunehmen sei. Endlich ist auch die Zahl jener gebildeten Katholiken nicht gering, welche beim Mangel einer philosophischen Durchbildung sich auf bloße Scheinbeweise hin von der Unsterblichkeit wissenschaftlich überzeugt halten.

Der Verfasser ist in erster Linie bemüht, die richtige Lehre treu wiederzugeben; weniger sieht er darauf, sich zum Standpunkt moderner Denker herabzulassen und die Beweise in einer erschöpfenden und alle Bedenken beseitigenden Weise vorzulegen. Der Leser darf deshalb nicht eine vollendete, abgerundete und in durchaus allen Punkten genügende Arbeit erwarten. Manche Beweise sind in der Form, in der sie vorgelegt werden, unklar; andere wohl klar, aber auf Kosten der Gründlichkeit, so daß man sich fast zu der Ansicht versucht fühlt, als hätte der Verfasser sein Beweismaterial nicht vollständig beherrscht. Auf modern-gebildete Leser wird das Büchlein schon darum schwerlich ganz überzeugend wirken, weil ihnen manche Ausdrücke und Gedankenwendungen weniger verständlich vorkommen werden. Diese Mängel machen aber die Schrift nichts weniger als werthlos. Schon darum verdient sie Beachtung, weil sie wiederum einmal entschieden auf die Richtung hinweist, wo die von Modernismus verrammelte und verschüttete Heerstraße der soliden, echten Philosophie liegt, und wohin die Spekulation muß, wenn sie zur Wahrheit will. Sie bietet somit für jeden wahren Freund der Wahrheit eine recht willkommene Anregung und Orientirung. Man findet hier die Methode, welche von der Scholastik stets grundsätzlich festgehalten wurde und gegenwärtig immer mehr die ihr gebührende Anerkennung findet: „Spekulative Resultate nach induktiv-wissenschaftlicher Methode". „Vermittels logischer Schlußfolgerungen aus constatirten Thatsachen wird die Vernunft mit unausweichbarer Nothwendigkeit zur Annahme des Satzes gedrängt, daß die menschliche Seele zufolge ihrer Natur und Wesenheit unsterblich sein muß. Freilich sind wir nicht im Stande, nach Vollendung des Beweises eine unsterbliche Menschenseele auch factisch vorzuzeigen und dadurch ihn in sinnesfälliger Weise in seiner Richtigkeit zu bestätigen. Werden wir aber darum die Richtigkeit des erbrachten Beweises anzweifeln dürfen? Auch der Physiker ist nicht in der Lage, jemals eine Naturkraft, deren Existenz er aus naturwissenschaftlichen Thatsachen festgestellt hat, an und für sich wahrzunehmen und vorzuführen; zweifelt er aber deßhalb an deren Existenz?"

Demgemäß liefert der Verfasser zuerst durch eine Reihe von Argumenten den Nachweis, daß die psychischen Phänomene, welche im vernünftigen Denken und Wollen des Menschen thatsächlich zu Tage treten, durch ein körperliches Organ innerlich schlechterdings nicht vollbracht sein können, daß sie somit überorganisch sind. Hieraus schließt er auf den überorganischen d. i. geistigen Charakter des jenem Phänomen zu Grunde liegenden Princips. Indem er dann einen Schritt weiter thut und zeigt, daß ein Princip, welches in seiner Bethätigung innerlich unabhängig ist von der Materie, auch in seinem Wesen und seiner Existenz diese Unabhängigkeit einschließt, hat er im Wesentlichen das Fundament gewonnen, auf welchem die Unsterblichkeit der Seele unerschütterlich fest steht. Hieran schließt dann der Verfasser die

Gründe, welche darthun, daß die Seele des Menschen nicht bloß ihrer Natur nach incorruptibel ist, sondern auch factisch ewig fortbestehen wird. Zum Schlusse zeigt er, wie die Vernunft die Glaubenslehre von der dereinstigen Auferstehung der Leiber allerdings nicht beweisen kann, wohl aber durch manche Wahrscheinlichkeitsgründe mit diesem Dogma ausgesöhnt wird. Die Beweisführung ist bis in die einzelnen Auffassungen hinein correkt und führt auch da, wo sie dem Leser unklar und lückenhaft vorkommt, auf die richtige Fährte. Über den vielen Vorzügen vergißt man leicht, was die Schrift in Bezug auf Darstellung, Anordnung und Sichtung des Stoffes und Stil zu wünschen übrig läßt.

Das Werkchen des Herrn Dr. Schütz zeigt wiederum, wie schwer es ist, bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft auf dem Gebiet der Psychologie etwas nach allen Seiten hin und in jeder Hinsicht Genügendes zu leisten. Uns eine gründliche Psychologie zu liefern, eine Psychologie, die die alte Wahrheit den vielgestaltigen, geräuschvollen Irrthümern der Jetztzeit siegreich gegenüberstellt, das muß die christliche Philosophie für die nächste Zukunft als ihre dringendste Aufgabe ansehen.

T. P.

Miscellen.

Eine schwere Anklage gegen die Freimaurer macht augenblicklich in den Vereinigten Staaten nicht wenig Aufsehen. Wir lesen darüber im Cincinnatier „Wahrheitsfreund“ vom 8. Sept. d. J.: Vor ungefähr 50 Jahren hatte ein gewisser William Morgan aus Rochester (N. Y.) ein Buch verfaßt, in welchem er alle Geheimnisse der Freimaurer enthüllen zu wollen versprach, die ihm als einem hervorragenden Mitgliede des Ordens wohl bekannt seien. Bevor aber noch das Buch erschien, wurde Morgan auf Anstiften der Freimaurer unter der Anklage des Diebstahls verhaftet, gewaltsam entführt, und schließlich wollte man, ein Jahr nach diesen Vorfällen, seine Leiche im Ontario-See aufgefunden haben, während von anderen Seiten behauptet wurde, daß die Leiche nicht die Morgans, sondern die eines Canadiers, Namens Timothy Monroe, sei. Die Sache machte damals großes Aufsehen und gab zu langen Verhandlungen Anlaß, ob William Morgan auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen sei oder nicht. Sicher ist, daß William Morgan verschwand und nicht mehr zum Vorschein kam, sowie daß sein Buch mit den Enthüllungen nicht erschien.

Diese alte Geschichte ist nun wieder zur Sprache gekommen. Der bekannte Journalist Thurlow Weed hat in zwei Schreiben an den New-York Herald Alles, was ihm von obigen Vorfällen persönlich bekannt ist, ausführlich mitgetheilt, und ohne auf die Frage nach der Identität der im Ontario gefundenen Leiche näher einzugehen, seine Überzeugung dahin ausgesprochen,

daß Morgan auf gewaltsame Weise durch seine Genossen, deren Geheimnisse er veröffentlichen wollte, um's Leben kam. Auf den Einwand, daß die Beamten der Logen nur eine gewaltsame Entführung Morgans nach dem fernen Westen, nicht aber dessen Ermordung anbefohlen hätten, antwortete Weed, das möge wohl richtig sein, dennoch aber sei der Mord von den Freimaurern begangen worden; die Sache habe sich nämlich folgendermaßen zugetragen:

Morgan wurde, um ihn an der Veröffentlichung seinen Buches zu hindern, unter der Anklage eines Diebstahles festgenommen und in einem Gefängniß im Fort Niagara eingekerkert, von wo aus man ihn nach dem fernen Westen bringen und in Obhut einiger Indianer lassen wollte. Es ist nicht sicher, ob diese Indianer gleichfalls Freimaurer waren oder nicht; aber das ist als gewiß anzunehmen, daß sie den Befehlen der Freimaurer Folge leisteten. Bis dahin war Alles gut gegangen. Nun kam aber plötzlich ein Stein des Anstoßes.

Die canadischen Freimaurer schienen gewissenhafter zu sein, als ihre Collegen in den Ver. Staaten, und lehnten jede Mithülfe an der gewaltsamen Entführung Morgans ab, so daß die mit dieser Angelegenheit betrauten Freimaurer in den Ver. Staaten in große Verlegenheit geriethen. Es stellte sich als unmöglich heraus, Morgan noch länger im Fort Niagara festzuhalten, oder ihn an sonst einen Platz zu bringen, wo er unschädlich sein möchte. Und da kamen nach Aussage von Weed einige der leidenschaftlichsten Maurer darauf, daß es nur einen Ausweg gebe, sich seiner auf immer zu entledigen, wenn man ihn ermorde und seinen Leichnam im See Ontario versenke. Herr Weed sagt dann ausdrücklich, daß „die an diesem Morde betheiligten Freimaurer sich ohne Ausnahme in der Gesellschaft eines guten Rufes erfreuten, sich eines ordentlichen Lebenswandels befleißigten und nur aus einem enthusiastischen, aber mißverstandenen Pflichtgefühl sich zu diesem Morde hinreißen ließen. Auch alle übrigen, an der gewaltsamen Entführung, Verhaftung, Gefangenhaltung und späteren Ermordung Morgans betheiligten Freimaurer waren ohne Ausnahme in ihrer Heimath allgemein geachtet und genossen das vollste Vertrauen ihrer Mitbürger."

Herr Weed schreibt mit großer Ruhe und ohne alle Leidenschaft, aber eben deßhalb machen seine Schreiben um so größeren Eindruck. Wenn er darin auch nicht behauptet, daß die Ermordung Morgan's im Auftrage der Freimaurer-Beamten geschah, so weist er doch nach, daß einige von ihnen, die sich in der bürgerlichen Gesellschaft der allgemeinen Achtung erfreuten, in diesem Falle einen Mord als eine erlaubte Sache ansahen. Eine geheime Gesellschaft aber, die die Moralität ihrer Mitglieder auf eine solche Weise untergräbt, daß sie im Interesse ihres Ordens das Leben eines Mitmenschen hinopfern, ist unbestreitbar eine Gefahr im Staate, und hat diese Anklage um so größeres Gewicht, da sie von einem Manne ausgeht, der die meisten Begebenheiten bei diesem Vorfalle aus eigener Anschauung kennt.

Theologische Bibliothek.

Bis jetzt ist erschienen:

I. **Scheeben, Dr. M. J.,** *Handbuch der katholischen Dogmatik.* Mit Approbation des Hochw. Erzbischöfl. Ordinariats zu Köln. **Erster Band, erste Abtheilung.** gr. 8°. (336 S.) *M.* 3.60.

II. **Vering, Dr. F. H.,** *Lehrbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts,* mit besonderer Rücksicht auf das Vatikanische Concil, sowie auf Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. **Erste Abtheilung.** gr. 8°. (240 S.) *M.* 3.60.

III. **Scheeben, Dr. M. J.,** *Handbuch der katholischen Dogmatik.* Mit Approbation des Hochw. Erzbischöfl. Ordinariats zu Köln. **Erster Band, zweite Abtheilung.** gr. 8°. (VII u. 320 S.) *M.* 3.60.

IV. ——— dasselbe. **Erster Band, dritte Abtheilung.** gr. 8°. (258 S.) *M.* 3.60.

V. **Vering, Dr. F. H.,** *Lehrbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts,* mit besonderer Rücksicht auf das Vatikanische Concil, sowie auf Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. **Zweite Abtheilung.** gr. 8°. (319 S.) *M.* 4.80.

Reihenfolge der Lehrbücher.

Encyclopädie von Dr. **H. Hagemann.**
Apologetik von Dr. **F. Hettinger.**
Einleitung in das alte und neue Testament von Dr. **F. Kaulen.** (Unter der Presse.)
Biblische Archäologie von Dr. **P. Schegg.**
Lehrbuch der Kirchengeschichte in 2 Bänden von Dr. **J. Hergenröther.**
Grundriss der Patrologie von Dr. **J. Alzog.** (Unter der Presse.)
Handbuch der katholischen Dogmatik in 2 Bänden von Dr. **M. J. Scheeben.** (Der erste Band ist erschienen; Fortsetzung unter der Presse.)
Dogmengeschichte.
Lehrbuch der katholischen Moraltheologie von Dr. **J. E. Pruner.** (Unter der Presse.)
Lehrbuch des katholischen und protestantischen Kirchenrechts von Dr. **F. H. Vering.** (Die erste und zweite Abtheilung sind erschienen; Schluss unter der Presse.)
Handbuch der Liturgik oder *Theorie des katholischen Cultus* von Dr. **Val. Thalhofer.**
Pastoral, Katechetik, Homiletik von Dr. **Kleinheidt.**
Pädagogik.
Theologische Literaturgeschichte.

Sammlung historischer Bildnisse.

Erste Serie.

Vollständig broschirt *M.* 12.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 22.;
geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 15.

I. **Philipp Howard, Graf von Arundel, und Marc-Anton Bragadino,** von *A. F. Rio.* Zweite Auflage. (114 S.) 90 *Pf.*

II. **Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen,** von *Karl Zell.* Zweite, umgearbeitete Auflage. (VI u. 69 S.) 60 *Pf.*

III. **Tilly im dreissigjährigen Kriege.** Nach Onno Klopp bearbeitet von *Franz Keym.* Mit Tilly's Bildniss. Zweite Auflage. (VIII u. 163 S.) *M.* 1.20.

IV. **Prinz Eugen von Savoyen.** Nach Arneth bearbeitet von *Franz Keym.* Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (IV u. 234 S.) *M.* 1.50.

V. **Karl der Grosse. Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde. Otto der Grosse. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige.** (172 S.) *M.* 1.20.

VI. **Die heilige Elisabeth,** von *Alban Stolz.* Illustrirt. (VIII u. 263 S.) *M.* 1.20.

VII. **Friedrich Leopold, Graf von Stolberg. Amalia, Fürstin von Gallitzin.** (150 S.) *M.* 1.20.

VIII. **Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien und Polen.** Von *F. Becker.* (201 S.) *M.* 1.50.

IX. **Friedrich von Spee.** Von *J. B. M. Diel* S. J. Mit einem Titelbild. (120 S.) *M.* 1.20.

X. **Papst Sixtus V.,** nach dem grössern Werke des Barons von Hübner bearbeitet von *S. Klein.* (VIII u. 182 S.) *M.* 1.50.

Zweite Serie.

Vollständig broschirt *M.* 15.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 25.;
geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 18.

I. **Daniel O'Connell.** Von *R. Baumstark.* Mit Titelbild. Zweite Auflage. (VI u. 232 S.) *M.* 1.80.

II. **Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg.** Von *Franz Binder.* (VI u. 195 S.) *M.* 1.50.

III. **Kaiser Leopold I.** Von *R. Baumstark.* (VII u. 213 S.) *M.* 1.50.

IV. **Eberhard im Bart, der erste Herzog von Wirtemberg.** Von *Anton Schneider.* (VIII u. 203 S.) *M.* 1.50.

V. **Kaiser Friedrich I.** (V u. 180 S.) *M.* 1.20.

VI. **Julian der Abtrünnige.** Von *Dr. Fr. J. Holzwarth.* (VI u. 105 S.) 90 *Pf.*

VII. **Reginald Pole, Cardinal der hl. römischen Kirche und Erzbischof von Canterbury.** Ein Lebensbild von *M. Kerker.* (VI u. 132 S.) *M.* 1.

VIII. **Joseph II.** Von *Sebastian Brunner.* (VIII u. 304 S.) *M.* 2.10.

IX. **Sandwirth Andreas Hofer.** Von P. *Cölestin Stampfer.* Mit Titelbild. (XII u. 248 S.) *M.* 1.80.

X. **Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien.** Von *R. Baumstark.* (VIII u. 212 S.) *M.* 1.80.

Dritte Serie.

I. **Papst Alexander III.** Von *H. Kerner.* (XII u. 147 S.) *M.* 1.20.

II. **Der heilige Otto, Bischof von Bamberg und Apostel der Pommern.** Von *J. A. Zimmermann.* (VII u. 216 S.) *M.* 1.80.

III. **Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien.** Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhunderte. Von *Joseph Bader.* (XVI u. 168 S.) *M.* 1.20.

IV. **Maximilian, Erzherzog von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister.** Nach dem grössern Werke von J. Stöger bearbeitet von *S. Klein.* (VIII u. 167 S.) *M.* 1.20.

Diese Sammlung wird fortgesetzt.

Gesammelte Werke

von

Alban Stolz.

Trotz der grossen Verbreitung, welche die A. Stolz'schen Schriften in ihren immer neu erscheinenden Einzelausgaben finden, wurde die Veranstaltung einer Sammlung seiner Werke vielfach gewünscht.

Die vorliegende Sammlung besteht **jetzt aus 10 Bänden und kostet zusammen** *M.* **30., schön gebunden in Halbfranz** *M.* **44.**

Die einzelnen Bände derselben werden zu den bisherigen Preisen separat geliefert, nämlich:

I. **Besuch bei Sem, Cham und Japhet.** *M.* 3.60.
II. **Spanisches für die gebildete Welt.** *M.* 2.70.
III. **Kompass für Leben und Sterben.** *M.* 2.
IV. **Das Vaterunser und der unendliche Gruss.** *M.* 2.
V. **Witterungen der Seele.** *M.* 4.
VI. **Wilder Honig.** *M.* 4.
VII. **Die heilige Elisabeth.** *M.* 3.
VIII. **Kleinigkeiten.** *M.* 6.
IX. **Erziehungskunst.** *M.* 3.
X. **Schreibende Hand auf Wand und Sand.** *M.* 2.75.

Jeder Band schön gebunden in Halbfranz M. 1.40 mehr.

AP 30 S7 Bd.9

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY